Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben von

Richard Fleischer.

Vierter Jahrgang. — Vierter Band.

(Juli bis September 1880.)

Berlin, 1880.

Verlag von Otto Janke.

Inhalt

des

Vierten Quartal-Bandes des Jahrgang IV.

(Juli bis September 1880.)

Seite

Allgemeiner Theil.

Seite

Rundschau über das nationale Leben.

Monatlich 1 Heft. — Preis vierteljährlich 6 Mark.
Das Abonnement verpflichtet zur Abnahme von einem Semester = 6 Heften.

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Vierter Jahrgang.

Heft 10. Juli 1880.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Inhaltsverzeichniß.

IV. Jahrgang. Heft 10. Juli 1880.

Allgemeiner Theil.

Rundschau über das gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Allgemeiner Theil.

Aus Briefen des General-Feldmarschalls Grafen von Roon.

Es gereicht uns zur großen Freude, durch einen nahestehenden Verwandten des Grafen von Roon in den Stand gesetzt zu sein, einige ungedruckte Briefe des berühmten Feldmarschalls in der Deutschen Revue veröffentlichen zu können.

Graf Roon hatte selbst an dieser Zeitschrift mitwirken wollen und gerade eine letzte Arbeit war für die Revue bestimmt. Auf Anregung des Herausgebers der Deutschen Revue beabsichtigte er, Schilderungen aus seinem Leben zu veröffentlichen. Die Art, wie diese Publication ausgeführt werden sollte, ist in seinem nachstehenden Schreiben vom 8. November 1878 besprochen.

Kurz vor seiner Abreise von Cröbnitz zur Session des Herrenhauses schrieb Graf Roon (am 3. Februar 1879), daß er die Arbeit wirklich begonnen habe und daß sie ihm innige Freude bereite. Der Marschall starb bekanntlich kurze Zeit nach seiner Ankunft in Berlin, es ist deshalb leider nur ein Fragment von seiner letzten Arbeit zurückgeblieben. Wir veröffentlichen die beiden interessanten, oben angeführten Briefe, die an den Herausgeber der Deutschen Revue gerichtet sind:

Berlin, 1880.

Redaction der Deutschen Revue.

I.

Cröbnitz bei Reichenbach (Ober-Lausitz), den 8. November 1878.

Geehrter Herr!

Ihre gütige Zusendung des November-Heftes Ihres so inhaltreichen Journals gemahnt mich nicht allein an den Ihnen schuldigen Dank, sondern auch an die Erfüllung Ihres Wunsches.

Ich gedenke meiner früher geäußerten Bereitwilligkeit dazu, so wie Sie sich ohne Zweifel der an diese Aeußerung geknüpften Bedingnisse erinnern werden. Leider haben letztere — ich meine mein Alter und meine Kränklichkeit — ihre Bedeutung bisher noch nicht verloren, so daß der Vorsatz noch immer nicht zu der auch von mir gewünschten Ausführung gediehen ist. Aber ich meditire darüber. Dabei wurde mir zweifellos, daß es noch nicht an der Zeit sei, von und aus

meiner amtlichen und politischen Thätigkeit als Minister öffentliche Mittheilungen zu machen, und Sie erwarten auch solche nicht von mir.

Dagegen bin ich nicht frei von Zweifeln darüber, ob dasjenige, was ich sonst aus meinem Leben mitzutheilen hätte, Interesse genug für Ihr Journal und Ihr Publicum haben würde. Wenn meine Familie und meine näheren Freunde von dem Geplauder eines geliebten Greises immerhin in gewissem Grade befriedigt sein möchten, so dürften Mittheilungen aus meiner Kindheit, meiner Jugend, meiner reifenden Mannheit an sich etwa nur wegen der Gelungenheit und Angemessenheit der Form dieser Mittheilungen oder wegen des Interesses an der Person des Selbstbiographen Aufmerksamkeit beanspruchen und Befriedigung erregen. In beiden Beziehungen empfinde ich aber eine gewisse Unsicherheit. — An sich Unerhebliches kann durch pikante und humoristische Darstellung momentan sehr wohl ein lebhaftes Interesse erregen, allein in dem nach dieser Methode durchschifften Fahrwasser finden sich Klippen und Untiefen in nicht geringer Zahl. Spanischer Pfeffer und Muskatenblüthe machen eine Wassersuppe nicht zur Wrangel-Brühe und gemüthliche, will sagen behagliche Breite, die den Sohn oder den Freund anzieht, begegnet aus fremdem Munde dem Sprichwort: „Getretener Quark wird breit, nicht stark“. Ich mag diese Bedenken nicht näher ausführen, sondern nur ihr Vorhandensein constatiren, sowie die Absicht, mich durch dieselben von einem Versuch der in Rede stehenden Art nicht abschrecken zu lassen. — Vielmehr will ich, falls Gott mir Leben und leibliche Gesundheit erhält, in dem bevorstehenden Winter täglich einige Stunden zu Aufzeichnungen aus meinem Leben verwenden, von denen Sie dann nach Belieben Gebrauch machen können oder nicht. Ich gedenke ihnen eine eigentliche biographische Form nicht zu geben, vielmehr Bilder von den Zuständen und Verhältnissen, in und unter denen mein Jugendleben sich entwickelt hat, in leichten Umrissen zu entwerfen; Bilder, in denen der Autor selbst nur als Staffage und Gewährsmann erscheint.

Sagen Sie mir nun, geehrter Herr, ob Ihnen mit der Ausführung dieses Vornehmens gedient ist und was Sie etwa dagegen zu erinnern hätten. Indeß auch wenn es Ihnen gefällt, eine Garantie für dasselbe kann ich nicht übernehmen, so lange meine Gesundheit eine wankende ist.

Mit vollkommener Hochachtung

Graf von Roon,
G.-F.-M.

II.

Cröbnitz, den 3. Februar 1879.

Geehrter Herr!

Soeben empfing ich mit Dank Ihr gef. gestriges Schreiben! — Manuscript kann ich für den Anfang des nächsten Monats kaum in sichere Aussicht stellen. Zwar habe ich wirklich begonnen, „Rückblicke auf mein Leben“ niederzuschreiben, die Arbeit geht indeß wegen abwechselnder Unpäßlichkeiten nur sehr langsam voran. Dazu kommt, daß ich, falls es meine Gesundheit irgend erlaubt, nächstens auf 8 bis 14 Tage nach Berlin gehen will — ja eigentlich gehen muß.

Die begonnene Arbeit macht mir indeß wirklich innige Freude, so daß

an ihrer Fortsetzung nur unter der trüben Voraussetzung von Gesundheitshindernissen gezweifelt werden kann, und daß ich letztere von Herzen gern ausgeschlossen sähe, bedarf wohl keiner Versicherung.

Hochachtungsvoll

Ihr ergebener

Graf von Roon.

Reise-Erinnerungen

aus nachgelassenen Briefen des verstorbenen Generalfeldmarschall Graf Roon.

Es kann einigermaßen gewagt erscheinen, mit den nachfolgenden schlichten Aufzeichnungen vor die Oeffentlichkeit zu treten. Ermangeln dieselben doch nicht blos jedes politischen Interesses, sondern sie enthalten auch nichts von außerordentlichen Enthüllungen oder von subjectiven Betrachtungen und Urtheilen über Personen und Begebenheiten, nach denen man die hinterlassenen Briefe berühmter Männer zu durchstöbern pflegt und die denselben für Viele erst einen pikanten Beigeschmack geben. In der Zeit, aus welcher die nachfolgenden Reiseerinnerungen herrühren, stand Roon jeder Theilnahme an dem politischen Leben völlig fern. Man kann auch nicht einmal sagen, daß der geographische Schriftsteller in denselben zur Geltung kommt oder irgendwie hervortritt; so wenig sich auch in den darin enthaltenen Schilderungen von Land und Leuten, von Oertlichkeiten und Terrainbildungen das geübte Auge des Geographen verkennen läßt, so ist doch jede unmittelbare Bezugnahme auf die geographischen Studien des verstorbenen Feldmarschalls völlig ausgeschlossen. Es sind eben wirklich nur Reisebriefe, die wir hier vor uns haben, tagebuchartige Berichte über die täglichen Erlebnisse, Wahrnehmungen und Eindrücke, die der Verfasser für seine Frau und seine Angehörigen in der Heimat aufgezeichnet hat, und die — wie mehrfach und deutlich bemerkt — ihm zugleich als Anhalt dienen sollten für spätere mündliche Ergänzung. Dabei liegt der Kreis, den die Reise beschreibt, von Bonn den Rhein aufwärts durch Baden und die westliche Schweiz nach Ober-Italien, über Genua und Marseille nach Paris und von da über Brüssel nach Bonn zurück, so sehr innerhalb der gewöhnlichen Reiserouten heutiger Touristen, daß man auch nach dieser Seite hin darauf verzichten muß, durch die auf dieselbe bezüglichen Briefe in unbekannte oder seltener besuchte Gegenden geführt zu werden.

Allerdings gewinnen die hier mitgetheilten Erinnerungen dadurch ein erhöhtes Interesse, daß die Reise in Begleitung des damals 18jährigen Prinzen Friedrich Carl von Preußen unternommen worden ist, welchem Roon während des Aufenthaltes des Prinzen auf der Universität Bonn bekanntlich als militairischer Begleiter beigegeben war. Indessen tritt auch dieses Verhältniß bei dem strengen Incognito, welches der Prinz auf dieser Reise, wenigstens außerhalb Deutschlands, bewahrte, völlig in den Hintergrund, und wenn Roon seines hohen Reisegefährten erwähnt, da geschieht es immer nur in der discreten Weise, die ihm namentlich in derartigen Beziehungen eigen war.

Was aber dennoch den vorliegenden Reiseerinnerungen einen bleibenden Werth geben dürfte, das ist die anschauliche und lebendige Schilderung der empfangenen Eindrücke, das ist der für Schönheit und Großartigkeit der Natur offene und empfängliche Sinn, von dem dieselben Zeugniß geben, das ist vor allem die Innigkeit und Herzlichkeit, mit der Roon auf Schritt und Tritt seiner Lieben in der Heimat gedenkt. Ist doch in jedem Orte sein erster Weg auf das Postamt, auf dem er die ersehnten Briefe aus der Heimat zu finden hofft, und es ist bezeichnend für die Postverbindungen jener, erst 34 Jahre zurückliegenden Zeit, daß er, weil die Reisenden schneller vorwärts kamen, als die Briefe, diesen Gang fast immer vergeblich thun muß. Entzückt und erfreut ihn doch keine landschaftliche Aussicht, die sich ihm auf der Reise darbietet, ohne daß sich in die Freude ihres Genusses der wehmüthige Gedanke mischt, daß er dieselbe nicht mit seiner Frau theilen kann. In allen diesen Beziehungen bilden die vorliegenden Aufzeichnungen einen dankenswerthen Beitrag zur Charakteristik Roon's. Denselben ist der Stempel seiner eigenartigen Persönlichkeit — und in den scheinbar geringfügigsten und nebensächlichsten Bemerkungen oft am treuesten — aufgedrückt. — Nach dieser Seite werden dieselben daher auch ein allgemeines Interesse beanspruchen dürfen. Dazu kommt, daß die Art des damaligen Reisens, von der Grenze der Schweiz an fast ohne alle Eisenbahnverbindung, im eigenen, von Ort zu Ort gemietheten Wagen, vielfach zu Beobachtungen Anlaß gab, die bei der Eile, mit der heute die Länder durchflogen werden, der Wahrnehmung der meisten Reisenden sich völlig entziehen. Dadurch gestalten sich die vorliegenden Reiseerinnerungen hier und da auch zu Culturbildern einer uns freilich noch sehr naheliegenden, aber doch den meisten schon völlig fremd gewordenen Zeit.

Die Reise, auf welche sich die nachfolgenden, meist vollständig mitgetheilten Briefe beziehen, wurde, wie schon oben erwähnt, im August 1846 von Bonn aus angetreten.

Die Reisegesellschaft bestand außer dem Prinzen und dem Major von Roon noch aus dem dem Prinzen als jüngerer Begleiter und Freund beigegebenen Graf Bismarck-Bohlen, damals Premier-Lieutenant im Garde-Dragoner-Regiment. Wir übergehen die in dem ersten Briefe aus Baden-Baden enthaltene Mittheilung über die ersten Tage der Reise, in denen es über Mainz und Frankfurt mit einem Abstecher nach Schlangenbad zum Besuche der dort weilenden Prinzessin von Preußen, und von dort über Heidelberg nach Baden-Baden ging. Von hier aus wurde ein Abstecher nach Straßburg unternommen, wo Kasernen durchstöbert und der prachtvolle Münster bewundert, auch dessen Thurm bis zur Spitze, wenngleich im Schweiße des Angesichts, bestiegen wurde. Roon nennt ihn „das schönste und kühnste aller menschlichen Bauwerke.“ — Auch einer Truppenübung wurde beigewohnt und das wahrhaft großartige Arsenal besichtigt, „wo vielleicht die Waffen blank vor uns gelegen, die einst möglicherweise einem von uns den Tod bringen können.“ So schreibt Roon über seinen Besuch in dem damals französischen Straßburg, als ob es ihn ahnend durchzuckt habe, daß einst, wenn auch nicht er selbst, doch sein Sohn durch eine französische Waffe seinen Tod finden sollte. Im Uebrigen scheidet er von Straßburg mit der freudigen Ueberzeugung, „daß in den nächsten Tagen glücklicherweise keine militairische Merkwürdigkeit zu sehen sei.“ „Das war sehr gut“,

fügt er hinzu, „sonst säßen wir vielleicht noch dort, weil mein junger Gefährte von den rothen Pantalons wie bezaubert war."

Von Kehl bis Freiburg in Baden konnte die Eisenbahn benutzt werden. Von dort fuhr man „der Kuriosität halber" mit der Personenpost, deren Imperiale die drei Reisenden mit Beschlag belegt hatten. Den Gedanken, „ein preußisches Fürstenkind auf der Imperiale einer Personenpost" bezeichnet Roon besonders ergötzlich für dasselbe. In Basel giebt er dem an seinem Fenster vorbeirauschenden Rhein Grüße nach Bonn mit: „Könnte doch der Rhein Dir alles das sagen und vormurmeln, was ich ihm für Dich anvertrauen möchte; in 24, 36 Stunden würde die bewegliche Welle bei Deinem lieben Plätzlein (unter der Vinea Domini in Bonn) angekommen sein." — Nach kurzem Aufenthalt wurde die Reise von Basel aus mit einem für mehrere Tage gemietheten Lohnkutscher fortgesetzt, war aber, wie aus einem aus Soyhiers, einem kleinen Dorfe auf der Straße von Basel nach Bern, geschriebenen Briefe hervorgeht, vom Wetter nicht begünstigt. Es heißt in demselben: „Die dichten Regenwolken und Nebelschleier, so uns umhüllen, lassen nur eben ahnen, wie hübsch unser Weg, wie reich an malerischen Punkten er sein würde, wenn es nur ein wenig trockener wäre. Er steigt das Val Montiers oder Münsterthal hinauf, eines der vielen interessanten Längenthäler, die sich aus dem Jura gegen den Rhein öffnen. In der Eigenthümlichkeit dieses Gebirges liegt es, häufig pittoreske Felsenformen zu zeigen. Die Vegetation ist höchst kräftig; Laubholz herrscht vor; die Thalsohle prangt, künstlich überrieselt, im schönsten Wiesengrün; auf den Felsenmoosen, aus dem Dunkel der Waldungen ragen alte Warten und Burgtrümmer; die Dörfer im Thale, nett, reinlich, städtisch, scheinen wohlhabender, als sie sind. Dies Alles läßt sich ungeachtet der himmlischen Thränen noch immer erkennen. Wir haben noch guten Muth, drum klage Du nicht, liebe Seele, über diese kleine feuchte Widerwärtigkeit; wir haben geraucht, geplaudert, gesungen, geschlafen. Und so werden wir es wieder machen, wenn die Pferde gefüttert und wir Menschen gelabt sind."

Und am Abend desselben Tages schreibt R. aus Malleray, „einem erbärmlichen Dorfe im Jura-Gebirge, aber darin ein Haus, groß, blank, nett, neu, sauber, ganz und gar von Perrons und Balcons umgeben", in dem er eingekehrt ist: „Den weiteren Herweg Dir zu beschreiben, ist nicht leicht. Du mußt Dir mehrere felsige Bergriesen hinter einander vorstellen, die durch freundliche Thäler von einander getrennt sind, diesen folgt die Straße. Aber da, wo sie aus einem in das andere zieht, übersteigt sie nicht jene Bergriesen, sondern sie findet sie durchbrochen und durchspalten, zuweilen so eng, daß kaum Platz für sie neben dem rauschenden Flusse ist. Diese Durchbrüche, deren wir morgen noch einige zu passiren haben, sind charakterisirt durch die allergroteskesten Felsenformen, welche durch die wundersamsten, oft senkrechten Aufrichtungen der Felsenschichten gebildet werden. Zwischen dem kahlen Gestein, wo irgend nur ein Körnlein Erde hinfallen konnte, haben Tannen und Kiefern ein zwar nur kümmerliches Wachsthum gefunden, das Pittoreske des Anblicks ist dadurch jedoch um nichts gemindert, vielmehr erhöht worden. Wie viel schöner dies Alles gewesen wäre ohne den himmlischen Thau, konnten wir während einer Viertelstunde ermessen, wo es aufgehört hatte zu strömen, und wo wir mit den Wanderstäben in der Hand neben dem Wagen hertrollten.

Unter mehr oder minder heftigen Regenschauern, die nur dann und wann durch günstiges Reisewetter unterbrochen waren, gelangten wir am 22. durch ein schon von den Römern gesprengtes Felsenthor aus dem Thale der Birs in das der Suze, welche die Straße bis Biel begleitet, und dann über Aarburg nach Bern. „Als wir die Aar passirten," schreibt R. an diesem Tage, „die mit großer Eile ansehnliche Wassermassen bewegte, sagte ich zu Bismarck: Alle diese Tropfen fließen an der Vinea vorüber, aber im Stillen dachte ich, wie glücklich, wer mit den Wellen hinabfließen könnte!"

Da es bei der Ankunft in Bern gerade Sonnabend war, wurde die Weiterreise des folgenden Tages erst etwas später angesetzt, um dem Gottesdienste beiwohnen zu können. „Ich habe in der Kirche," schreibt R., „in welcher ich mit B. war, eine ganz vortreffliche Predigt über den Text: „Ich bin ein guter Hirte" u. s. w., gehalten vom Pfarrer Ludwig, gehört." Wegen des andauernden Regenwetters mußte die beabsichtigte Tour ins Berner Oberland aufgegeben und nach Freiburg aufgebrochen werden. Hier fesselte R. vor allem die damals noch ziemlich neue Drahthängebrücke. Er schreibt in Betreff derselben: „Man kann nichts eleganteres, feenhafteres sehen. Wagen, Reiter, Fußgänger schweben wie in der Luft; man betritt den ätherischen Bau selbst nicht ohne eine gewisse Besorgniß. Und kaum bist Du auf der Mitte, so erblickst Du staunend etwa 700 Schritt weiter aufwärts einen zweiten Wunderbau dieser Art, der den oberen Theil der Stadt mit dem rechten Ufer der Sarine verbindet. Diese ist erst vor einigen Jahren hergestellt worden."

— „Nach Tisch," so berichtet er aus Freiburg weiter, „wurden wir eingeladen, die hiesige berühmte Orgel zu hören; ein Meisterwerk, von Meisterhand gespielt, machte sie auf uns und alle Hörer den gewaltigsten Eindruck. Ich habe nie so etwas gehört; dasselbe Instrument und eine und dieselbe Person, welche in dem einen Moment die sanftesten, süßesten Töne und im folgenden dröhnenden Donner hören läßt, daß das Gewölbe erzittert. Es war mir interessant, daß ein deutscher Meister Moser das schöne Werk gebaut und ein deutscher Künstler Vogt dasselbe spielt, hier, wo schon das Französische entschieden vorwiegt, womöglich der gemeine Mann am rechten Ufer der Sarine noch nicht deutsch spricht. — Nach diesem Genuß promenirten wir hinauf zu den Jesuiten, die sich auf der höchsten Höhe des Thalrandes — da, wo man eine wahrhaft entzückende Aussicht auf Stadt und Thal und auf die Alpen im Hintergrunde hat (wenn es nämlich nicht regnet) — ein oder vielmehr mehrere Häuser gebaut haben: ein Convict, eine Erziehungsanstalt und eine Kirche, die großartigsten Gebäude der Stadt, die schon beim ersten Anblick derselben den Blick fesseln. Der Prinz fand es höchst interessant, hier einmal persönlich von Jesuiten und Jesuitismus Kenntniß zu nehmen. Mir war's eben recht, und so brachen wir noch am dunkelen Abend in die heiligen Räume ein, wo man uns durchaus freundlich, wenngleich ob der späten Stunde etwas verwundert, empfing, uns den Speisesaal, die Arbeitszimmer und Schlafsäle der Eleven zeigte. Alles war auf's reinlichste, ja großartigste eingerichtet; was man uns über die Lebensweise der Zöglinge mittheilte, zeugte von Vernunft und pädagogischer Einsicht; ich begreife, wie ein Katholik diesen Jesuiten-Instituten den Vorzug zugestehen mag. Die Zöglinge aus allen Nationen, jetzt 250 an der Zahl, waren wegen der Ferien sämmtlich abwesend, was mir leid war, denn der Anblick der Jugend sagt in solchen

Fällen mehr als alle Statuten. Man theilte uns Prospekte mit; ein Trinkgeld wurde ausgeschlagen."

Ueber die weitere Reise von Freiburg zum Genfer See berichtet ein Brief mit dem Datum: Bulle, den 24. August, Morgens 11½ Uhr: „Ich schreibe Dir hier, wo unser Kutscher futtert, und wir frühstücken bei ziemlich heiterem Himmel. Die Sonne scheint, von uns freudig begrüßt, und der Wolken werden weniger. Unter diesen Auspizien werden wir morgen in Genf, übermorgen in Chamounix und am 4. September in Mailand sein. — Heute haben wir eine hübsche Fahrt gemacht über bewaldete Hügel und begrünte Hänge mit den Blicken auf die Wolkenschleier, welche mehr und mehr zerrissen und die würdigen, malerischen Häupter der Voralpen hindurchschauen ließen. Aber die Dörfer des Cantons Freiburg sind nicht so sauber als die Bernerischen, auch die Bevölkerung nicht so fest und kernig. Man kann kein häßlicheres Volk sehen: dicke Köpfe, kleine, ungeschlachte Gestalten, Kröpfe lassen besonders das schöne Geschlecht unschön erscheinen. Man ist hier ausschließlich katholisch. Der Prinz zählte bisher 41 Patres Jesuiten, die uns heut Morgen auf unserem Wege begegneten. Ich überlasse es Dir, inwiefern Du der Kirche oder dem Klima die Schuld der Verarmung und Verhäßlichung der Bevölkerung Schuld geben willst. Adieu! für jetzt, ich eile meinen Gefährten nach, die vorausgegangen sind!

Am 25. August fährt der Bericht aus Genf fort: Auf unserem Weg von Bulle (wo ich Dich gestern verließ) bis Vevay wurde das Wetter schöner und schöner, das Gebirge, der Himmel klarer und reiner; wir schöpften wieder die angenehmste Hoffnung. Von Bulle bis Chatel St. Denis ist der Weg ziemlich einförmig, wellige Gelände hier und da beholzt, aber weder Berg noch Thal. Bei Senchales überschritten wir die Wasserscheide zwischen dem deutschen und dem Mittelmeer, ohne eine merkliche Terrainwelle zu gewahren. Bei Chatel änderte sich der Charakter der Landschaft; der Anbau, die Zahl der Dörfer nahmen zu; neben uns rauschte die Vevaise in einem engen Thale dem Genfer See zu; bald erblickten wir diesen schönen Wasserspiegel auf dem nun abwärts führenden Wege durch das Gezweig der ihn einfassenden Hecken und Nußbäume. Zugleich entschleierten sich die zackigen Häupter des Dent de Jaman und einiger anderer Voralpenhöhen zu unserer Linken, sowie die Höhen des Dent d'Oche und Dent Coonelles gerade vor uns auf dem savoyischen Ufer des Sees. Aber immer spähten wir noch vergebens nach dem Schneehaupte des Montblanc und seiner Gesellen; auch sollten wir heute noch des vollen Anblicks entbehren, denn später wurden uns nur in einzelnen Momenten einige Schneeschluchte des Dent du Midi und des Dent de Meorcles sichtbar. Etwa 1 Stunde von Vevay erreichten wir den oberen Rand des wellenförmigen Geländes, welches den Genfer See auf der Nordseite umgiebt. Von hier, wo der Weg im Zickzack zwischen Weinbergen und Landhäusern steil hinabführt, überschauten wir mit entzücktem Auge eine Landschaft, die nicht schöner gedacht werden kann. Der blaugrüne meilenweite Seespiegel von violetten Wolkenstreifen überschattet, von grünen Weingärten, kolossalen Nußbäumen, bunten Ortschaften und Landhäusern auf der einen, von dunkelen ungeheueren Bergmassen, deren Gipfel helle Wolken umschleierten, auf der anderen Seite eingefaßt, ein Colorit auf Thal und Höhen, das in seiner dämmerigen, blaubraunen Undurchsichtigkeit oder besser Halbdurchsichtigkeit an

Italien erinnerte, kleine weiße Segel, die auf den blaugrünen Fluthen wie Wasservögel tanzten: dies Alles, was man gesehen haben muß, um die Unmöglichkeit genügender Beschreibung zu begreifen, gab ein bezauberndes Bild, ein Bild wie aus der Feenwelt. Doch berauschte es mich nicht lange, denn wie bei allem Herrlichen, womit mich Gott begnadigt, so auch hier gedachte ich Deiner, und wie Du Dich daran freuen würdest, wärst Du an meiner Seite. Da ging es dann ohne Wehmuth und Sehnsucht nicht ab; Du wirst das begreifen. In Vevay, im Hotel Monay, was am, ja fast im See erbaut ist, erlangten wir noch glücklich genug drei Zimmerchen au quatrième mit der Aussicht auf den See. Nachdem Umkleiden, Packen u. s. w. unter gelegentlichem Ausschauen nach dem prächtigen, immer wechselnden Gemälde vor den Fenstern, beendet war, setzten wir uns mit brennender Cigarre auf die Terrasse am See und ergötzten uns im Anschauen theils der wundervollen Natur, theils der thörichten Menschen, die gleich uns hierher gekommen aus allen Landen Europas. Dann badeten wir um 7 Uhr in dem herrlichen See, nahmen ein tüchtiges Mahl ein und gingen nach einer Sternenpromenade müde zu Bett.

Bonneville, den 26. August Mittags. Ich fahre unmittelbar fort, wo ich gestern Abend abgebrochen. Anderen Tages bestiegen wir das Dampfboot, das von Villeneuve herangebraust kam. Die Ausblicke bei der Fahrt um den See nach Genf gehören zu den reizendsten, die man sehen kann. Leider verdeckten uns Wolken auch heute wieder den Blick auf den Montblanc und die Hochalpen, aber die Aussicht auf die lieblichen Nord-Ufer des Sees, wo sich Garten an Garten, Weinberg an Weinberg reiht, und wo Städte, Dörfer, Landhäuser in fast ununterbrochener Folge mit einander wechseln, auf den klaren graublauen Wasserspiegel, auf dem kleine weiße Schaumwellen sich kräuselten war höchst anmuthig. So kamen wir, an Lausanne, Morges und anderen Städten vorüber um 1 Uhr recht hungrig in Genf an, fanden im Hotel des Bergues noch 2 Zimmer wieder au quatrième, aber mit der schönsten Aussicht auf Stadt und Hafen und den Mont Salève, stärkten unsere Leiber mit Speise und Trank und wanderten nach dem nahen Seicheron, wo der Prinz Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin, Bruder des Großherzogs, in eines Graf Finkenstein und unseres Bennigsens Begleitung Studien macht, um diese Herren zu besuchen. Da war große Freude und herzliches Willkommen! Der junge Herr hat ein sehr freundliches, natürlich angenehmes Wesen. Nachdem wir im Garten der Campagne die schöne Aussicht genossen, setzten wir uns in den Wagen, um die wegen ihrer noch schöneren Lage berühmte Campagne d'Albiman zu besuchen. Die Ufer des Sees sind hier von einer Reihe der schönsten Landhäuser und Gärten geschmückt, die einander an Schönheit immer übertreffen, da die wohlhabenden Genfer ebenso wie die hier lebenden zahlreichen Fremden den Besitz einer solchen Campagne als den unentbehrlichsten Luxus betrachten. Hier in der Campagne d'Albiman erlebten wir eine der genußreichsten halben Stunden. Nachdem wir einen Theil des sehr sauber gehaltenen Gartens durchstrichen, traten wir aus schattigen Laubgängen an die Ufer des Sees, und siehe! über den dunklen Wolken die den fernsten Kamm der Alpen verschleierten, ragte hoch, weit in den blauen Himmel hinein die von der Abendsonne verklärte Schneepyramide des Montblanc. Es war das erste Mal, daß ich das ehrwürdige Haupt erblickte, ich entblößte das meinige. Die Gesellschaft blieb eine halbe Stunde wie angewurzelt, um das seltene

Schauspiel zu genießen. Vor unseren Füßen der unabsehbare blaue Wasserspiegel von den herrlichsten grünen Gärten umschlungen, dann die felsigen Vorberge im grellsten Sonnenlichte und im Hintergrunde der schönste vielfarbigste Wolkenschleier, der nur eben von dem weißen Greisenhaupt hinabgezogen zu sein schien. Das Abendlicht spielte auf ihm und in der Wolke vom schönsten Blaßroth bis zum bleichsten Grün. Es war ein seltener Anblick: er gehört leider zu denen, die sich nicht beschreiben lassen. Endlich setzten wir uns wieder in die „Wägen", fuhren zur Campagne des jungen Herzogs zurück, sahen von hier noch einmal nach dem bleichgrünen Schneegipfel hinauf, soupirten und gingen zur Stadt zurück. — — Heute Morgen, nachdem ich mit Bismarck in dem krystallhellen grünen Wasser der Rhone gebadet, war mein erster Gang zur Post; — leider wurde mein Hoffen von Neuem getäuscht. Ich nahm mir vor, anzunehmen, daß ich am Nordpol sei.

St. Martin den 26. Abends. Der ganze heutige Weg geht im Thale der Arve hinauf, und ist bis Bonneville, ja bis Cluses ziemlich öde und einförmig. Da der Himmel uns nicht gestattete, weit zu blicken, so hatten wir um so mehr Veranlassung das Nächste, die Dörfer und die Menschen darin zu beobachten. Derselbe Boden, derselbe Himmel, dieselbe Natur und welche Verschiedenheit in der Menschenart und in der Weise ihres Seins, wenn man den Vergleich mit der Schweiz anstellt, die wir schon eine Stunde nach der Abreise verlassen hatten, um in Savoyen einzutreten. Eine Grenze, die wir übrigens, des üblen Rufes der sardinischen Zollwächter ungeachtet, ohne allen Anstand überschritten, diese imaginäre Linie konnte jenen Unterschied nicht begründen, und dennoch ist kein grellerer denkbar, als zwischen dem heitern Genf, der schmucksten Stadt, die ich je gesehen und ihrer lachenden Umgebung, ihrer wohlhäbigen Bevölkerung und diesem savoyischen Land und Volk. Die Dörfer sind eng und schmutzig, die Häuser zum Theil bloße aus Bohlen leicht gezimmerte Hütten, die Wind und Regen den Eintritt kaum verwehren, und aus denen die Armuth in der abschreckendsten Gestalt herausschaut. Bleiche, dickköpfige Geschöpfe von der abschreckendsten Häßlichkeit, mit entsetzlichen Kröpfen, Krüppel, Blinde in großer Zahl, zerlumpte, schmutzige, von Ungeziefer sichtbar starrende Kinder, das sind die Wesen, die den Wagenschlag umgeben und ihr: charité, charité winseln. Doch zu etwas Erfreulicherem! Zu der Natur, die von Bonneville an einen wahrhaft großen Charakter annimmt. Dies konnte uns selbst der Regenschauer nicht verbergen, mit welchem wir aus B. nach eingenommenem Mahle abfuhren. Die Thalwände treten hier besonders bei Cluses, welches wir in Folge einer vor zwei Jahren stattgehabten Feuersbrunst, noch großentheils als Schutthaufen fanden, nahe zusammen. Die Thalwände bestehen meist aus senkrechten Kalksteinwänden, an denen nur Gesträuch fortkommt, und die das Thal um 2000 ja um 3000 und an einzelnen Stellen, namentlich hier bei St. Martin, sogar um mehr als 5000 Fuß überragen und in die barockesten Spitzen und Rücken auslaufen. Zu diesen gehört die Aiguille de Varens und eine ihr gegenüber liegende Reihe von Felshörnern auf dem linken Ufer der Arve. Schon als wir bei Cluses angekommen, hatte sich das Wetter wieder soweit aufgeklärt, daß wir den Wagen zurückschlagen lassen konnten. Während dies geschah, wanderten wir zu Fuß das interessante Thal hinauf, wo Alles schön war, außer seinen Bewohnern. Wegen der Langsamkeit unserer Pferde verschmähten wir zur Grotte de Balme

hinaufzusteigen, einer Tropfsteinhöhle in der rechten Thalwand des Flusses, die, wie alle Kalksteingebirge, reich an Höhlen und Klüftungen ist. Mehrere kleine Wasserfälle von circa 1000′ Höhe ergötzten unseren jungen Gefährten, der dergleichen noch nicht gesehen, ebenso wie die bizarren Felsenformen. Kurz vor unserem heutigen Nachtquartier entschleierten sich die Seiten des Montblanc, so daß wir die ungeheuren Schneefelder desselben, wenn auch leider nicht die Gipfel-Pyramide, momentan anschauen konnten. — Morgen treffen wir, will's Gott, gegen 11 Uhr in Chamounix ein, um noch selbigen Tages eine Promenade nach dem mer de glace zu machen.

Aus Chamounix lautet dann der weitere Bericht vom 27. August Abends:

„Ich sage Dir, Geliebteste, daß uns heute ziemlich Alles nach Wunsch ging. Schönes Wetter, gutes Quartier, treffliche Verpflegung; der Montblanc würde uns ins Fenster gucken, wenn er nicht eine Nebelkappe auf hätte, weswegen er dieses Geschäft seinen weißköpfigen Nachbarn überläßt. Die Wasser rauschen, die Heerden läuten, der Gletscher des Bossons thürmt seine Eispyramiden an der jenseitigen Thalwand und im Thal selbst so wunderbar nahe vor mir auf, daß es scheint, als könnte man mit einem Stein hineinwerfen. Wir haben einen glücklichen Ritt auf den Montanvert gemacht; endlich habe ich auf dem mer de glace eine Cigarre geraucht: dies Alles aber läßt mich traurig, fast betrübt, denn sowohl heute Abend als heute früh war mein Gang zur Post wiederum vergeblich.

Wenig befriedigt lautet dann der folgende Tagesbericht aus Martigny vom 28. Abends, wo Roon mit seinen Begleitern bis auf die Haut durchnäßt angekommen ist. „Nach einem zehnstündigen Gebirgsritt bei theilweise schlechtem Wetter ist man nicht zu sehr weitläufigen Correspondenzen aufgelegt", heißt es in demselben. Und wenn er auch trotz der Ungunst der Witterung den Weg über die Tête noire und den col de Forclaz als einen der interessantesten rühmt, die er je in den Alpen gemacht, so droht doch das andauernde Ausbleiben aller Briefe aus der Heimat die Laune gründlich zu verderben und ihm jeden Genuß zu verbittern.

Von Martigny ging es bei strömendem Regen mit der Diligence über Sitten nach Brieg. Ein vom 30. August vom Simplon datirter Brief berichtet über diese Fahrt:

Der Weg geht die obere Rhone hinauf durch das Wallis, welches aber nicht reich an Naturschönheiten und wegen seiner Ungesundheit sowie wegen des hier unter den Einwohnern herrschenden Kretinismus übel berufen ist. Die Reisegesellschaft war wenig interessant: ein schlesischer Edelmann mit Frau und Cousine, eine italienische Dame mit höchst männlichen Manieren, einige Engländer, ein junger Mann, der französisch oder italienisch sprach, und den ich für einen Polen hielt, und einige andere Personen. Abends 9 Uhr kamen wir im Regen in Brieg an, wo wir mittelmäßige Herberge fanden. Heute Morgen fuhren wir schon um 5½ Uhr in einer Lohnkutsche die berühmte Simplonstraße hinan, um in Italien einen heitereren Himmel aufzusuchen. Der Regen hatte in der Nacht aufgehört, aber bis jetzt umwickelt eine dichte Nebelwolke unseren Wagen so vollständig, daß wir wiederum nur das Nächste zu erblicken vermochten und auf alle übrigen Schönheiten und Merkwürdigkeiten verzichten mußten, die sonst der Weg darbietet. Auf

der Höhe des Passes (6187 Fuß über dem Meere) liegt das neue Hospiz, ein stattliches Gebäude, das wir besichtigten, und welches jedem Fremden nöthigenfalls unentgeltliche Aufnahme gewährt. Zu unserer Freude erheiterte sich das Wetter; ein frischer Wind ballte, sobald wir die Wasserscheide in der Gegend des alten Hospizes überschritten und nach Italien hinabzurollen begonnen hatten, die Nebel zusammen und entschleierte uns nackte Felshöhen, Schneegipfel und Gletscher, die von diesen ins Thal hinabhängen.

Der in Simplon abgebrochene Bericht wird später in Domod'ossola fortgesetzt und beschreibt die abermals durch Regen getrübte Hinabfahrt auf die italienische Seite. „Das Val di Vedra", so heißt es in demselben, „das Thal, in welchem die Straße von der Paßhöhe hinabführt, ist eins der wildesten im ganzen Alpengebirge, mit den großartigsten Zerklüftungen der nackten Felswände. Jenseit Isella, der sardinischen Grenzstation, ändert sich sein Charakter jedoch wesentlich, die Hänge werden niedriger, zugänglicher, die Vegetation wird reicher und südlich mannigfaltiger. Der Nußbaum, die edle Kastanie, bald auch der Weinstock erscheinen, zuerst in einzelnen Exemplaren, dann in größeren Gruppen. Bei Crevola, wo die Straße mit der Vedro ins Tosa-Thal hinabsteigt und den Fluß überschreitet, ändert sich die Scene von Neuem. O hätten wir nur ein wenig Sonne gehabt, wie herrlich müßte sie gewesen sein. Ein breites Thal, von einem ansehnlichen Bergwasser durchrauscht, mit Dörfern, Landhäusern, Gärten, Weinlauben bedeckt, von ganz grünen, immer noch bedeutenden Thalhängen eingefaßt, die bald mit Wald bald mit Obst- und Weingärten bekleidet, eine unzählbare Menge weißer selbst im Regen glänzender Winzerhäuschen, Villas, Häusergruppen, Kirchen, Capellen und Schlösser tragen, die lustig aus dem Grün herauslugen; im Hintergrunde das Städtchen, in welchem wir heut zuerst die Süßigkeiten einer italienischen Wirthschaft schmecken. Ja! das Alles hätte bezaubernd schön sein können, und war auch, ungeachtet des grauen Flors, noch immer hübsch genug, aber — es war uns der Vollgenuß nicht beschieden."

Um so entzückter lautet die aus Cadenabbia am Comer See den 1. Sept. Abends geschriebene Fortsetzung des Berichtes:

„Ich habe Dir soviel zu erzählen und zu sagen, meine geliebte Fr., daß ich fürchte, heute nicht zu Ende zu kommen. Ich habe gestern und heute soviel Herrliches gesehen, daß ich weinen möchte, daß ich es nicht mit Dir gesehen! Ja, mein theures Weib! in solchen Augenblicken da fühle ich erst recht lebendig, wie ich mit Dir zusammengewachsen, wie mein Leben ohne Dich nur ein halbes, mein Genießen und Fühlen nur ein unvollständiges und ungenügendes ist. — — Unser Erwachen in der ersten italienischen Stadt war nicht unangenehm, denn wir hatten die Nacht, ungeachtet übler Erwartungen, gut und ohne Belästigung zugebracht; auch der Regen hatte aufgehört! Ich schöpfte nun Hoffnung, und diesmal hat sie mich nicht betrogen. Wir fuhren zeitig, schon um 5 Uhr aus, um bei schlechtem Wetter in Baveno am Lago maggiore und in diesem Falle zur Besteigung des dann vorüberfahrenden Dampfbootes bereit zu sein! Aber siehe! der Himmel heiterte sich mehr und mehr auf, während wir das lachende Thal der Tosa durcheilten, und als wir den blauen Seespiegel endlich vor uns ausgebreitet sahen, konnten wir mit Recht für diesen Tag das Beste hoffen. Mit drei tüchtigen Ruderern fuhren wir zuerst

nach Isola bella, dann nach Isola madre. Wie soll ich Dir diese kleinen Paradiese beschreiben? ich vermag es nicht. Aber nimm den ersten Theil von Titan und lies, was unser Jean Paul darüber geschrieben, der sie zwar nie gesehen, aber mit einer Wärme und Wahrheit davon spricht, deren ein flüchtiger brieflicher Ausdruck keineswegs fähig ist. Um 2 Uhr schifften wir uns wieder ein, um nach Luino auf das östliche Ufer des Sees zu gehen, hier einen Wagen zu nehmen, um Abends noch Lugano zu erreichen. Obgleich unsere Ruderer brave Leute, an deren liebenswürdiger, echt italienischen Naivität wir uns herzlich erfreuten, das Mögliche thaten, langten wir doch erst um 6 Uhr in Luino an. Der Weg war uns nicht lang geworden, denn der herrliche See mit seinen lieblichen Ufern bot Unterhaltung genug, außerdem ergötzten wir uns an unseren Bootsleuten und unseren eigenen Versuchen, uns ihnen verständlich zu machen, und das Gespräch riß in der That kaum ab. Dafür war uns in Luino und in der Folge eine Reihe von Geduldsproben zugedacht. Zuerst hatten wir mit der Douane uns einzurichten, denn Baveno, woher wir kamen, ist sardinisch und Luino österreichisch. Das ging auch mit Hilfe eines kleinen Geschenkes schnell genug. Dagegen zogen sich die Unterhandlungen um einen Wagen sehr in die Länge. Endlich einigte ich mich, mit Hilfe unserer Bootsleute, über zwei Einspänner, und gegen 8 Uhr fuhren wir ab, ich mit unserem jungen Herrn und einigen Effekten im einen, Graf Bismarck mit dem Gros der Bagage im zweiten Wagen mit der Verabredung, unter jeder Bedingung dicht bei einander zu bleiben. Nach einer Stunde Weges kam eine neue Schwierigkeit, „la catena“ d. h. eine Kette, welche die österreichischen Douanen an der Grenze des Schweizer Kantons Tessin quer über den Weg gespannt hatten, so daß Wagen in die kaiserlichen Staaten weder aus noch eingehen konnten, eine Maßregel, die allabendlich mit dem Beginn der Dunkelheit eintritt. In gutem Glauben an die Allmacht unseres Empfehlungsbriefes an alle Grenzstationen meinten wir die Kette sofort fallen zu sehen, aber mit nichten. Die Grenzbeamten verstanden das Schreiben nicht und konnten oder wollten nicht öffnen, bevor ihr Vorgesetzter zu Hause gekommen. Nach diesem, der in ein nahes Dorf gegangen, war nun zwar sofort geschickt worden, aber wir mußten volle 1½ Stunden warten. Es war gegen 11 Uhr, als endlich die Kette fiel. Nun hatten wir noch einen Weg von 2 deutschen Meilen und mehr. Ein Uhr war vorüber, als wir endlich in Lugano im Albergo suizzero gute Aufnahme fanden. Uebrigens war diese nächtliche Partie gar nicht unangenehm, denn es war eine wunderschöne, laue Nacht, mit herrlichem Mondschein und eine reizende Gegend. Heut Morgen brachen wir in Folge dieser verspäteten Ankunft erst um 8 Uhr auf, in eine Barke steigend, um über den klaren Smaragdspiegel des Luganer Sees, dessen Schönheit die des Lago maggiore nach meinem Geschmack noch übertrifft, zu gleiten, und dann zu Wagen an das Ufer des Comer Sees zu gelangen. Drei aufgeweckte Kerle führten das Ruder, erquickten uns unterwegs durch Trauben, die sie ohne Umstände aus dem ersten besten Ufergarten nahmen und verhalfen uns schnell zu zwei einspännigen Wägelein, mit denen wir nach Menaggio zum schönsten aller Seen hinabrollten. Hier ward noch rascher ein braver Bootsmann für den ganzen Tag engagirt. Er führte uns in bequemer Barke zuerst hierher, wo wir ein gutes Wirthshaus und Zimmer mit herrlichster Aussicht auf den See, dicht neben der Villa Sommariva fanden, die nach der jetzigen Besitzerin, Prinzeß Albrecht, gegen-

wärtig Villa Carlotta genannt wird. Nach dem Mittagessen um 2 Uhr begann nun unsere wundervolle Rundreise um ein Theil der köstlichen Ufer. Zuerst begaben wir uns in die Villa Sommariva, in welcher wir mehrere berühmte Kunstwerke (Amor und Psyche von Canova, den Triumphzug Alexanders von Thorwaldsen, den Palamedes &c.) noch mehr aber die schöne Lage und Aussicht von der Terrasse und dem Balkon bewunderten. Die Einrichtung des ansehnlichen, drei Stockwerk hohen Schlosses ist übrigens sehr einfach, fast bürgerlich, wenngleich nichts fehlt, was zu den Comforts des Lebens gehört. Während wir auf dem unvergleichlichen Wasserspiegel hinüberglitten auf das gegenüberliegende Ufer zu der Villa Melzi, erzählte uns unser Barkenführer, der bei der Anwesenheit der Prinzessin zu ihren Ruderern gehört, allerlei von ihrer Art, sich hier zu amüsiren, woraus hervorging, daß sie sehr beliebt ist. Interessanter war uns noch die Art seines Vortrags. Diese lebendige, ich möchte sagen seelenvolle und den ganzen Körper ergreifende, durchaus dramatische und dabei dennoch völlig natürliche Vortragsweise ist nur einem Italiener möglich. Während des Ruderns zugleich lebhaft sprechen und zwar so, daß alle Personen redend eingeführt, daß ihre Stimmen, ja, daß ihre Handlungen nachgeahmt werden, daß z. B. die Bewegung des Reitens durch entsprechende Bewegung des Körpers dargestellt wird, während alle Kräfte desselben zugleich von dem Rudern in Anspruch genommen werden; das Alles muß man sehen, um die Möglichkeit davon zu begreifen. Aber ich spreche noch später von der Eigenthümlichkeit dieses Volkes, das mir sehr zu gefallen anfängt.

Die Villa Melzi ist viel prächtiger eingerichtet als die Villa Carlotta. Wir hatten von hier zuerst die Ansicht der westlichen Seeufer, die gleichfalls prächtig genannt werden mußte, dann durcheilten wir den Garten, der, gleich allen Gärten der italischen Großen, in Betreff der Manigfaltigkeit der Vegetation jedem Botaniker Befriedigung gewährt haben würde, und wanderten schleunig, da die Sonne hinter die Berge zu gehen drohte, nach Bellaggio, dem Glanzpunkte aller dieser wundervollen Naturscenen, um dort ihren Untergang zu genießen. — Wir kamen eben zur rechten Zeit auf der Höhe des Berges an, der über dem Städtchen mit einem alten Schloß und dem herrlichen Garten des Grafen Serbelloni aus den Fluthen des Sees grade da aufsteigt, wo sich der breite grüne Spiegel in zwei Zungen spaltet, die meilenlang immer tiefer und tiefer südwärts in Welschland hinein sich strecken, während nordwärts deutsche Schneeberge, wie Träume aus der Heimat, am fernen Horizonte dämmern. Und zu dieser Lage denke Dir die wunderbare, fremdartige Natur, eine Vegetationsfülle sonder Gleichen, Lorbeerbäume im Schatten nordischer Kiefern, chinesische, japanische, amerikanische Pracht- und Zierpflanzen neben unseren Eichen und Birken, ganze kleine Haine von Magnolien, die auf ihren glänzend grünen Blättern große weiße Blüthen zeigten, denke Dir die wundersamste Abendbeleuchtung auf dem See, auf seinen grünen Uferbergen, die mit weißen lustigen Oertchen und Villen rein übersäet erscheinen; — dies Alles denke Dir, und Du wirst meine Schwachheit begreifen: ich hätte weinen mögen, Dich nicht an meiner Seite zu haben! Ich weiß nicht, war ich traurig oder glücklich, still war ich jedenfalls, denn die Ueberfülle überwältigt, still waren auch meine Begleiter und so saßen wir wortlos versunken in Schauen und Staunen, ich mit meiner Wehmuth kämpfend, bis uns die dunkleren Schatten an die Heim-

kehr mahnten. Nun noch im Mondlicht die Fahrt über den See; ach, Anna! — Du fehltest — da setzte ich mich denn, während die Genossen nochmals hinausfuhren um zu baden, und schrieb Dir die wenigen Zeilen von gestern, denen Du kaum ansehen wirst, was mich dabei tief im Innern bewegte. — —

Am andern Morgen standen wir schon um 5 Uhr auf, um die herrliche Villa Serbelloni nochmals zu besuchen. Bei schönem Wetter glitten wir über den See. Oben angekommen, fanden wir indeß die Beleuchtung schon etwas zu grell und daher die Landschaft nicht ganz so schön, als Abends vorher. Das ist das Loos aller menschlichen Erfahrungen, daß keine die Sicherheit vollkommner Befriedigung in sich trägt; der Friede und die Freude sind Güter, die unter Gottes Beistand uns selber kommen müssen, wenn wir uns ihrer rühmen wollen. Mit diesen Gedanken kehrte ich auf die westliche Seite des Sees zurück, wohin das Dampfboot nach Como soeben seinen Lauf richtete.

Ueber die weitere Reise von Como nach Mailand berichtet ein von dort geschriebener, vom 4. September datirter Brief:

„Die Landschaft zwischen Como und Mailand ist, nachdem einmal die malerischen Uferhöhen des Sees erstiegen sind, ziemlich einförmig. Man fährt auf schnurgerader Straße in vollkommner Ebene durch einen Garten. Hecken, Alleen, Pflanzungen von jungen Maulbeerbäumen, Feigenbäumen, Akazien, Maisstengeln, Bohnen, Wein, das ist Alles, was die Natur, wenngleich in großer Fülle, aber mit ebenso großer Einförmigkeit, bietet; selten kann man neben der Straße weiter als 100—200 Schritt sehen. Die große Zahl von blanken Dörfern, die sämmtlich die Physiognomie von kleinen Städten haben, dies und die große Lebendigkeit des Verkehrs mindert das Ermüdende dieses Weges. Um 5 Uhr rollten wir ins Thor durch ein Labyrinth von Straßen, die aber keineswegs alle sehr gut aussahen, doch äußerst belebt erschienen. Im Albergo reale fanden wir gute Unterkunft. Nach Tische wurde der prächtige Dom im Mondenschein beschaut. Auf dem Heimwege wurden wir durch einen wahrhaft kunstvollen vierstimmigen Gesang überrascht, der von ganz geringen, theilweise zerlumpten, jungen Kerls ausgeführt wurde, die blos zu ihrem Vergnügen diese Serenaden an den Straßenecken zu bringen schienen. An dem folgenden Morgen war unser erster Weg zum Dom, der uns mit seinen Reichthümern und Sehenswürdigkeiten, mit dem Besteigen seines Thurms, mit dem Anschauen der Messe u. s. w. bis nach 12 Uhr aufhielt. Wir bestiegen endlich unseren Wagen, blickten in die außen prächtige, innen sehr schmutzige Caserne des Regiments Baumgarten, sahen die Wachtparade des Regiments Reisingen und wandten uns dann zur Kirche San Ambrogio, im 4. Jahrhundert erbaut, und wegen dieses ihres hohen Alters merkwürdig genug. Dann fuhren wir zum Arco della Pace, dem prächtigen, von Napoleon zum Andenken an die Schlacht von Marengo errichteten, dann vom Kaiser Franz vollendeten und „austrifizirten" Triumphbogen, besahen ferner die gleichfalls von Napoleon herrührende Arena, die 35,000 Menschen faßt, und machten den Beschluß mit der Besichtigung des Castells, seiner Kaserne, Ställe, Depots 2c., wobei uns zwei österreichische Artillerieoffiziere behilflich und freundlich waren. Um $7^1/_2$ Uhr stiegen wir wieder in den Wagen, um nach dem berühmten Theater della Scala zu fahren, wo wir

einige Akte des Moses von Rossini hörten und ein einschläferndes, wiewol prächtiges Ballet — Sardanapal — sahen.

Der Bericht aus Mailand erwähnt noch einer komischen Situation, in welche die Reisenden durch das in Betreff des Prinzen auf's strengste beobachtete Incognito versetzt wurden. Sie hatten am Comer See die Bekanntschaft eines älteren vornehmen Engländers gemacht, Mr. G., der in Begleitung einer hübschen Nichte und ihres Bruders reiste, und mit denen man in Mailand im Hotel wieder zusammentraf. Während des Aufenthalts daselbst fand eine große Parade statt, der der Prinz mit seinen Begleitern beizuwohnen wünschte. Da vergeblich für ihn und seine Begleiter nach einem Wagen gefahndet worden, bot der alte englische Herr die in seinem Wagen disponiblen Plätze an. Als der Wagen vorfuhr, vertheilte Mr. G. die Plätze: er mit seiner Nichte in dem Fond des Wagens, Roon und Graf Bismarck gegenüber auf dem Rücksitz, sein Neffe auf dem Bock neben dem Kutscher, und „der jüngste der Gesellschaft, Ihr junger Begleiter", sagte er zu Roon, „springt auf den Bedientensitz." „Es ist schwer zu sagen", schreibt Roon, „wem von uns es schwerer wurde, die Fassung zu behalten, uns Beiden oder unserm jungen vis-à-vis auf dem Bedientensitze. Das war ihm denn doch außer dem Spaß; aber das Incognito mußte doch aufrecht erhalten werden und hinterher machte ihm die ganze Scene viel Vergnügen. Wir ließen die Engländer allein nach Hause fahren, da wir Bekannte und einen Wagen trafen. Wie werden sich die Engländer gefreut und gewundert haben, als sie des Prinzen und unsere Karten bekommen haben, nachdem wir am andern Morgen sehr früh Mailand verließen.

Von Mailand — heißt es dann in dem nächsten aus Genua datirten Briefe weiter — reisten wir per Extrapost am 5. Mittags ab, um Abends in Voghera zu übernachten. Der Weg bot in landschaftlicher Beziehung wenig Interessantes dar. Wir fuhren bis Pavia längs des Naviglio grande hin und sahen die ersten Reisfelder; Pavia, welches eine schöne Brücke über den Tessin hat, scheint eine lebhafte Mittelstadt zu sein. Bevor wir sie erreichten, machten wir einen Abstecher nach der sogenannten Certosa, einem Karthäuserkloster, dessen Kirche zu den schönsten und noch mehr zu den reichsten geistlichen Bauwerken dieses damit so überaus gesegneten Landes gehört. Von diesen Schätzen, die hier zusammenzufinden sind an schönen Gemälden, kostbaren Marmorarbeiten, Edelsteinen, Gold und Silber, auch nur mit einigem Zusammenhange zu sprechen, müßte man sie gründlicher studirt haben, als dies in der kurzen Stunde unseres dortigen Aufenthaltes möglich war. Jenseit Pavia passirten wir auf einer größtentheils trocken liegenden Schiffbrücke den Po, ein schmutziges widerliches Wasser, der Repräsentant der oft gescholtenen italienischen Unsauberkeit. Das Nachtquartier in Voghera war wider Erwarten gut. Am anderen Morgen, den wir schon im Wagen anbrechen sahen, da wir bald nach 4 Uhr ausfuhren, kamen wir den Appenninen näher, die wir schon Tags zuvor im schönen Abendlichte erblickt hatten. Jenseit Tortona oder vielmehr jenseit Novi führte uns die Straße in dem Thal der fast trocken liegenden Scrivia, in das Gebirge hinein, welches, anfänglich zwar noch mit schönen Kastanien bewachsen, bald durch seine große Kahlheit und Dürre den Süden verkündet, dem wir zueilten. — Die seit etwa 10 Jahren benutzte Straße folgt der Scrivia auf einer Felsleiste des Thales aufwärts bis nahe an den Hauptkamm. Dann wendet sie sich plötzlich

zwischen kahlen Höhen steil zur Paßhöhe hinauf. Das Ansteigen dauert nicht lange; ich glaube, dieser Kammeinschnitt, der auch bei der jetzt im Bau begriffenen Eisenbahn von Mailand nach Genua benutzt wird, hat nur etwa 2000′ absolute Höhe. Oben hatten wir zuerst den Anblick des Meeres, das sich wie ein blauer Teppich in dämmernder Ferne vor uns ausbreitete. Nun ging es in vielen Windungen ziemlich steil hinab, aber bald erreichten wir das Thal eines anderen Bergstromes, neben dessen fast trockenem Bette die Straße nun gemüthlich hinabführte in zahlreiche blanke Ortschaften, die sich enger und enger aneinanderschlossen, bis wir bald nicht mehr wußten, ob wir schon in der Stadt waren, oder nicht. Da indeß die Villa Lomellini, der wir zustrebten, gar nicht in derselben, sondern rechts seitwärts davon am Meeresufer gelegen sein sollte, so ließen wir die mit Festungswerken gekrönten Höhen, die Genua umschließen, links und erreichten auf diese Art bald das Meeresufer. Indem wir die in gewaltigen Bogen gewölbte Brücke des Bergstromes, dem wir bis dahin gefolgt, überschritten, hatten wir plötzlich das Meer und einen Theil der Rhede von Genua unter den Augen, ein prächtiger Anblick, ungeachtet der heißen, blendenden Sonnenstrahlen. Das Meer, ruhig wie ein Landsee, zahlreiche Segel in der Ferne, rechts die amphitheatralisch aufsteigenden Höhen, prangend im ganzen Schmuck der südlichen Vegetation, im Schatten der Cypressen und Orangen prächtige Villen, zierliche Landhäuser ohne Zahl, und dies Alles glänzend im hellen Strahl der südlichen Sonne: wir wußten nicht, wohin schauen. Endlich hielt der Wagen vor einer Höhe, auf welcher eine ansehnliche Villa thronte. Wir waren zur Stelle. Unser junger Gefährte sprang aus dem Wagen, um seine Eltern zu überraschen.

Zum Verständniß dieses und der folgenden Briefe müssen wir hier die Bemerkung einschalten, daß in der erwähnten Villa Lomellini Prinz und Prinzessin Carl von Preußen, die hohen Eltern des Prinzen Friedrich Carl, mit ihrer Tochter, der Prinzeß Luise, und ihrem Hofe zu einem längeren Sommeraufenthalte verweilten, der leider durch die schwere Erkrankung der Prinzeß Luise ein sehr getrübter werden sollte. Nach dieser Zwischenbemerkung lassen wir Roon selbst weiter berichten:

Die Ueberraschung war vollständig gelungen, der Brief, der uns ankündigen sollte, nicht angekommen. Prinz Carl war nach Florenz gereist, man hatte uns frühestens acht Tage später erwartet. — Wir wurden sofort zu der um vier Uhr stattfindenden Tafel befohlen, zu der einige Gäste aus der Stadt erschienen, auch Prinz Heinrich der Niederlande, der mit einigen holländischen Kriegsschiffen im hiesigen Hafen angekommen, um die hier erwartete Königin der Niederlande, ich glaube nach Neapel, zu führen. — Obgleich es spät, die Tage kurz und Genua über eine Meile entfernt war, fuhren wir doch noch um ½6 nach Genua, um dem Prinzen von Carignan, dem Vetter des Königs von Sardinien, Visite zu machen und die schöne Stadt zu bewundern. Wir kamen zwar noch bei sinkender Sonne zu einem schönen Anblick des Hafens und der Stadt beim Heimfahren; übrigens fanden wir aber den Prinzen nicht zu Hause. — Bei schönem Mondlicht fuhren wir zurück, um, in der Villa angekommen, noch zum Thee befohlen zu werden, der auf der Terrasse am Hause eingenommen wurde. Der in der That wundervolle Platz mit der schönsten Aussicht über Meer und Land, war vom Mond aufs herrlichste beleuchtet.

Die Gesellschaft des Hofes wuchs in den nächsten Tagen ansehnlich durch die Rückkehr des Prinzen Carl. Sie besteht nun außer den vier fürstlichen Personen, aus den Grafen Hoym und Kalkreuth, dem Major Rudolphi, einem durch seine gute Laune und unerschöpflichen Späße sehr angenehmen Gesellschafter, dem Regimentsarzt Weiß aus Potsdam, den beiden Hofdamen Gräfin Hacke und Frl. von Zastrow, Graf Bismarck und mir, im Ganzen 12 Personen. — — Nach Tisch fuhr die Gesellschaft nach der nahen Villa Palavicini, die sehr schön gelegen ist. Leider kamen wir auch hier erst mit einbrechender Dunkelheit an, so daß wir natürlich unbefriedigt nach Hause kamen. Unsere heutige Visite war erfolgreicher. Zuerst zum Prinzen von Carignan, der den Prinzen durch die prächtigen Räume seines Palastes führte. Dann fuhren wir auf einem von 14 Matrosen bemannten Boote an Bord des Prinzen von Oranien. Dies ist der Name der holländischen Fregatte, die Prinz Heinrich commandirte. Wir wurden mit allen Ehren empfangen, die Matrosen auf den Raaen, die Wachen im Gewehr, die Musik spielte. Das Schiff ist natürlich trefflich eingerichtet und holländisch sauber.

Wir krochen durch alle Räume, von der Haupt-Cajüte bis zur Pulver- und Käsekammer. Mir war das sehr interessant, ungeachtet der großen Hitze in den unteren niedrigen Räumen. Beim Abschiede wurde der Prinz mit 21 Kanonenschüssen salutirt. Nun fuhren wir an Bord des Tripoli, eines sardinischen Kriegsdampfbootes, welches der König von Sardinien dem Prinzen Carl für die Zeit seiner Anwesenheit zur Verfügung gestellt hat. Nachdem wir uns hier einige Manöver der Artillerie angesehen, ließen wir uns unter Vivatrufen ans Land rudern und fuhren zu Don Carlos, der den Prinzen schon an der Treppe empfing. Denke Dir einen kleinen, etwas verwachsenen Mann, nicht mager, nicht fett, das Gesicht lang, gebogene Nase, scheue, aber freundliche Augen, unter rothbrauner Perrücke, mit höfischen freundlichen Manieren; an seiner Seite seine Gemahlin, eine Frau von 35—40 Jahren, sehr einfach, fast bürgerlich gekleidet, mit olivenbraunem Teint, dunkelen klugen Augen, mit dem Ausdruck des Leidens und des Ernstes, aber freundlich und gütig. So machten diese beiden zu ihrer Zeit vielfach besprochenen Personen, wenn man bedenkt, was sie erlebt und gelitten, einen durchaus wehmüthigen Eindruck. Das ist Alles, was ich davon zu sagen weiß, denn die Visite war kurz und noch kürzer der Moment, wo sie mir und Bismarck einige freundliche Worte sagend, von uns beobachtet werden konnten. Sie begleiteten uns bis an die Thür des Vorzimmers, in welchem Hausbediente, Mönche und Geistliche im Halbzirkel aufgestellt waren. — —

Die Reise des Prinzen und seiner Begleitung erfuhr in Genua eine schmerzliche Unterbrechung durch die lebensgefährliche Erkrankung der Prinzeß Luise. Roon schreibt darüber unter dem 11. September:

Seit gestern ist Prinzeß Luise, der Abgott des ganzen Hauses, nachdem sie schon einige Tage geklagt, ernstlich erkrankt, so daß für jetzt alle Pläne suspendirt sind, da gar nicht abzusehen ist, wie sich unsere ferneren Reiseschicksale gestalten werden. Vielleicht entscheidet sich die Krankheit morgen zum Guten; man hofft sehr viel von einem Aderlaß, der heute Nachmittag angewandt wurde. Gott gebe seinen gnädigen Segen! Sollte das Fieber nervös werden, so ist in diesem

Klima Alles zu fürchten. Entsetzlich, wenn dies herrliche, liebliche Fürstenkind hier das Ende ihres kurzen Daseins finden sollte! — Aber noch ist keine eigentliche Gefahr, wiewol dieselbe in jedem Augenblick eintreten kann. Das Klima von Genua ist nach meiner Meinung nicht so gesund als das von Bonn. — Am folgenden Tage fügt er dann hinzu: „Mit unserer lieben Prinzeß geht es auch heute leider noch immer ganz bedenklich; das Fieber ist immer noch stark. An die Abreise ist unter solchen Umständen natürlich gar nicht zu denken, und damit fallen alle Reisepläne wieder zusammen, und Gott mag wissen, wie sie sich noch gestalten werden."

Die Schwankungen zwischen anscheinender Besserung und weiterer Verschlimmerung wiederholten sich in dem ferneren Verlauf der Krankheit, so daß die Fortsetzung der Reise immer weiter hinausgeschoben werden mußte. Am 19. September berichtet Roon seiner Frau in dieser Beziehung: „Du siehst, meine geliebte Frau, daß wir hier noch immer vor Anker sind, weil leider die Ursache unseres verlängerten Aufenthaltes fortdauert. Die Krankheit der Prinzessin, seit dem 15. entschieden als Nervenfieber erklärt, erlaubt dem Bruder die Abreise natürlich nicht. Von Zeit zu Zeit taucht zwar die Hoffnung auf eine schnelle günstige Lösung des Dilemmas auf, aber nur, um uns desto tiefer in ein Meer von Zweifeln und Befürchtungen sinken zu lassen. — Der Leibarzt der Königin von Holland, die auf ihrer Herreise noch in Mailand sich befindet, kam, durch einen Courier herbeigerufen, am 16. Abends hier an und erklärte sich im Einverständniß mit den hiesigen Aerzten, im Allgemeinen günstig, sowohl über die Krankheit, als über ihre Behandlung. Leider wurde er noch an demselben Abend durch einen anderen Courier nach Mailand zu der mittlerweile gleichfalls erkrankten Königin zurückgerufen. Ich sage leider! denn wenngleich dieser ausgezeichnete Mann, ungeachtet aller ihm eigenen Kunsterfahrung dennoch kein Zauberer ist, so trug seine Anwesenheit doch sichtlich zur Beruhigung des ganzen Hauses, ja der Aerzte selbst bei, er wird in einigen Tagen, wie man hofft, wieder hier sein, da das Uebel der Königin nicht von Belang sein soll." —

Ueber die Art und Weise, wie unter den gegebenen Verhältnissen der von Besorgnissen und Zweifeln hin- und hergeworfenen Umgebung des prinzlichen Hofes die Tage des Wartens in der Villa Lommellini dahingingen, schreibt Roon später: „Des Morgens werden wir um 7 Uhr geweckt. Gegen 8 Uhr versammeln wir uns, d. h. die Cavaliere und der junge Prinz, im Garten zum Frühstück. Sind die Nachrichten über die verflossene Nacht günstig, so wird erst ein erfreuter Blick auf das blaue, unendliche, fast immer spiegelglatte Meer und die herrliche, fremde Natur geworfen; man ergötzt sich still in dem Gedanken, unter herrlichen Orangebäumen oder köstlichen Rebengeländen zu sitzen; man beklagt die Erbärmlichkeit des Kaffee's, des Thee's, die oft sehr unvollkommen bereitet sind; man erheitert sich durch Scherzreden, in denen unser humoristischer R. vorzüglich stark und unerschöpflich ist. Waren aber die Nachrichten schlecht, so sieht man nur lange Gesichter, denn abgesehen von der hier so natürlichen Theilnahme, es ist nicht Einer unter uns, der nicht den heißen Wunsch hätte, sobald als möglich von diesem göttlichen Lande zu scheiden; dann sind die Stimmen flüsternd, Witz und Laune mangeln, und selbst der abscheuliche Kaffee wird keines Tadels gewürdigt; man

trennt sich bald, schlendert zu zwei oder drei im Garten umher, um Wünsche und Sorgen, die oft wiederholten, mit einander auszutauschen; man greift zum Schachbrett; Bismarck, Rudolphi und ich haben namentlich zu diesem Auskunftsmittel gegriffen. Von 10 Uhr an beginnen die Besuche der Theilnehmenden aus der Stadt. Prinz von Carignan, Prinz Heinrich der Niederlande, der Gouverneur (Marchese Palavicini) u. s. w. Da sind denn die Adjutanten dieser Herren, oder — sind die Anfragenden aus unserer Sphäre — (wie Baron La Rochette, Marquis Sertorio, die beiden Marineoffiziere des dem Prinzen zur Disposition gestellten sardinischen Kriegsdampfbootes) — diese selbst zu unterhalten. — Darauf folgt ein meist kurzer Spaziergang, eine Expedition in die nahen Weinberge, wo die schönsten Trauben in Fülle genossen werden; dann, wenn die Luft schwül geworden, zieht sich jeder in sein Zimmer zurück, um zu lesen, zu schreiben, zu rauchen oder zu schlafen. Auf diese Weise kommt die Mittagstunde (3 Uhr) heran. Wir sind natürlich allein mit den Herrschaften. Der einzige tägliche Gast ist der Graf Redern, jüngerer Bruder des Berliner General-Intendanten, preuß. Gesandter am sardinischen Hofe, der täglich um 3 Uhr erscheint und Abends nach dem Thee nach Genua zurückfährt, ein braver Mann, der den Herrschaften sehr angenehm ist, und ihnen und uns die Last der hiesigen Existenz getreulich tragen hilft. Die Tafel ist frugal und dauert selten eine Stunde; die Unterhaltung bei der Kleinheit des Tisches meist allgemein; sie dreht sich meist um Personaltiäten und Specialitäten, die hin und wieder auch für mich von Interesse sind. Nach Tische fordert uns der Prinz gewöhnlich auf, mit ihm im Garten auf der Terrasse eine Cigarre zu rauchen. — Auf diese Weise ist die siebente Stunde herangekommen und um 8 Uhr ist schon wieder allgemeine Versammlung am Theetisch, die zuweilen durch die Anwesenheit des Prinzen von Carignan oder des Prinzen Heinrich und ihrer Adjutanten vergrößert wird. Was in der Unterhaltung etwa Interessantes vorfällt und gesagt wird, ist kein Correspondenzstoff; die Krankheit, Besorgnisse, Hoffnungen, Zweifel, Zusprüche und Tröstungen, ebenso aber auch allerlei Conversation über Politik und Reiseschicksale, Anekdoten u. s. w. geben die Gegenstände der nicht selten stockenden Unterhaltung ab. Endlich schlägt die Stunde des Aufbruchs, man schlüpft nach dem freundlichsten Wunsche einer guten Nacht, der ebenso gegeben als erwidert wird, behende zur Thür hinaus in das eigene Zimmer, um allein zu sein? nein! um mit den Stubengenossen bei einer Cigarre nochmals die Leiden und Freuden des Tages, die Besorgnisse und Zweifel über Genesung und Abreise durchzusprechen. — — Sieh! meine Geliebte, das ist so unser Tageslauf. Du wirst begreifen, daß wir eben nicht in einem Meer von Freude schwimmen. Du wirst mir aber auch glauben, daß wir Alle herzlichen Antheil an dem Ausgange der Krise nehmen, die uns hier wider Willen zurückhält, und es ist natürlich keiner unter uns, der nicht gern und willig ganz andere Opfer brächte, wenn damit die Gesundheit der nicht bloß hohen, sondern auch wahrhaft allgeliebten Kranken erkauft werden könnte. Wir erwarten nun alle vom 14. Krankheitstage eine entscheidende Wendung, natürlich nicht ohne bange Sorge, aber es ist auch möglich, daß die Krisis erst eine Woche später eintritt. Man muß still halten, es ist eine Prüfung, die Gottes Gnade schickt. Er weiß sicher, daß sie uns nützt; das halte ich fest und, das ist gewiß kein schlechter Trost."

Noch bevor dieser Brief abgegangen ist, fügt R. am 21. Abends „unter fürchterlicher Schwüle eines echt tropischen Wetters, während ein Gewitter dem andern folgt mit ungeheuren Regengüssen, ohne daß die Luft sich im mindesten abkühlt, ohne daß die Backstubenluft, die feucht und dick zum Schneiden, keinen einzigen gesunden Athemzug gestattet", die schmerzliche Mittheilung hinzu, daß „die liebe hohe Kranke seit gestern Abend eigentlich im Sterben liege." „Die Nacht, die ich übrigens ruhig verschlafen, weil hier jedermann auf den Zehen geht, ist höchst traurig gewesen. Um 2 Uhr hat man Vater, Mutter und Bruder geweckt, weil man glaubte, die Scheidestunde sei da. Aber zu früh brachte man dem eigenen Schmerz das Opfer des Abschiedsgrußes. Die Kranke, die sich in allen lichten Momenten auf das Liebenswürdigste äußerte, erholte sich noch einmal, gegen 10 Uhr trat eine starke Transpiration ein und mit derselben eine merkliche Besserung, die unseren Hoffnungen und Wünschen von Neuem Leben giebt. Aber Gott allein weiß, wie dies Alles enden wird. Du kannst Dir denken, wie niedergeschlagen hier Alles ist. — Wir Alle haben nur Einen Gedanken, Einen Wunsch, aber, so natürlich das ist, damit ist eine wahrhaft niederbeugende Stimmung verbunden, aus der wir uns bei dem bösen Wetter nicht einmal durch einen Spaziergang zu reißen vermögen. Endlich nach langem Bangen beginnt R. am 22. Morgens: „Gott sei Dank! Die Nacht ist weniger stürmisch vorübergegangen." Dr. Weiß macht ein heiteres Gesicht, die übrigen Aerzte hoffen wieder, und der soeben von Mailand wieder angelangte holländische Arzt rief aus, als er hörte was vorgegangen, und wie sich die Kranke gegenwärtig befindet: „alors elle est sauvée!" — ich kann mich der Thränen, Gottlob! der Freudenthränen kaum erwehren. — — Ich will nach Genua, um dem Gouverneur einen Höflichkeitsbesuch zu machen und die Erlaubniß zur Besichtigung der Bergbatterie einzuholen. Man kann doch jetzt wieder an dergleichen denken." — Noch zuversichtlicher kann er dann am 24. melden, daß die Besserung der hohen Kranken fortschreite, wiewohl die Aerzte noch nicht zu behaupten wagen, daß jede Gefahr vorüber sei, und daß, wenn in der folgenden Nacht nicht wieder ein Rückfall einträte, ernstlich an die Abreise des Prinzen und seiner Begleiter gedacht werden könne. Auch kann er von der Besichtigung der Batterie, des Zeughauses und des Palazzo Doria berichten, zu der er mit dem Prinzen in der Stadt gewesen ist. Eine kleine Unpäßlichkeit, die ihn selbst in diesen Tagen befallen hat, ist bald beseitigt. — Indem er seiner Frau die baldige Abreise meldet, bereitet er sie gleichzeitig darauf vor, daß die Verspätung derselben wahrscheinlich auch eine verspätete Ankunft in B. zur Folge haben werde, indem er hinzufügt: „Traure nicht deshalb, Geliebteste! sieh es an, wie es angesehen werden muß, wie eine Fügung Gottes, die uns auf dieser Reise von Anfang an wieder recht gründlich gezeigt hat, daß Seine Gedanken nicht unsere, und unsere Pläne und Absichten nicht die Seinen sind."

Nachdem dann auch der 21. Krankheitstag glücklich vorübergegangen war —, wurde die Weiterreise endlich am Montag, den 29. September, von Genua aus angetreten. Am vorhergehenden Sonntag fuhren Alle noch einmal in die Kirche, um Gott gemeinsam für die gnädige Rettung des Lebens der jungen Prinzessin zu danken. „Die Idee dazu", bemerkt R. beiläufig, „ist natürlich von den Eltern

selbst ausgegangen.“ „Wir waren sämmtlich in der protestantischen Kapelle“, so berichtet er über diesen Dankgottesdienst, „wo wir Gebet und Predigt, beides in französischer Sprache, zur allgemeinen Erbauung anhörten. Gesungen wurde gar nicht, weil die Orgel und wie man meint auch die Erlaubniß zu einem lauten Gottesdienst fehlte. Der Text der Predigt war aus den Römerbriefen: „wie die Sünde durch Einen Menschen in die Welt gekommen ist u. s. w.“ und wurde mit vieler Innigkeit und Verständniß behandelt. — Nach dem Gottesdienste wohnten wir noch einem interessanten Feste bei, der Grundsteinlegung zum Denkmal Colombos, der bekanntlich hier geboren ist. Es war ein großer Stadt- und Landjubel. Unser erhöhter Standpunkt auf dem Balcon der Marineschule gestattete uns einen schönen und interessanten Anblick auf Stadt und Meer, auf die unten wimmelnde bunte Menge, auf die von Menschen belebten Fenster und Dächer mit farbigen Teppichen und wehenden Fahnen, auf den Mastenwald im Hafen, von dem zahllose Flaggen und Wimpel herabflatterten; ein prächtiger Anblick, bei dem das Ohr zugleich durch ein mächtiges Musikcorps ergötzt wurde. Aber wie erblaßte dieser Eindruck bei dem Schauspiel, das uns Nachmittags erwartete, als wir bei dem Faro in ein wohlbemanntes Boot hinabstiegen und in den Hafen hinausfuhren, wo wir neben dem unbeschreiblichen Anblick auf die stolze Stadt, die ihre Paläste, Kirchen und festen Schlösser wie eine weiße Stickerei auf dem grünen Teppich des amphitheatralischen Berghanges, an dem sie thront, hingegossen zu haben scheint, noch das interessante Schauspiel einer Regatta haben sollten. Es ist mir unmöglich, Dir in der Kürze dieses Leben auf den schaukelnden Wellen zu beschreiben, welches dadurch in den Hafen gekommen war. Das ganze weite Bassin war mit flaggenden Schiffen, zahllosen geschmückten Barken mit geputzten Frauen und rufenden jauchzenden Männern besäet; auf den Quais, den Hafendämmen, den benachbarten Häusern und Dächern drängte sich die schaulustige Menge. Nach langem Harren endlich steigt eine Rakete, ertönt ein Kanonenschuß und die schwirrende Menge verstummt erwartungsvoll. Wenige Minuten darauf erblickst Du am fernen Horizonte einige schwarze, bewegliche Punkte auf den schaukelnden Wellen; noch einige Minuten vergehen und an Dir schießen 5, 6 leichte Nachen, von 6 Paar nervigen Männerarmen gerudert, mit Windesschnelle vorüber durch die offen gehaltene Bahn auf das Ziel, eine wehende Fahne mit des großen Weltentdeckers Bildniß, die vom Bord eines Schiffes weht, auf dem der Prinz von Carignan selbst dem Sieger den Preis ertheilt. Aber noch bist Du nicht am Glanzpunkt des Festes; es dunkelt, jeder eilt, sich jetzt von neuem günstig zu stellen, wir an Bord des Tripoli; aber noch sind wir nicht angekommen, da erglänzt schon die Kuppel der Kathedrale im hellen Lichtschimmer und fast in demselben Augenblick steht der 400′ hohe, schlanke Leuchtthurm in bengalischem Feuer. Wenige Minuten reichen hin, um alle Quais, die Schiffe und die Kirchen, die Paläste am Hafen, die zahllosen Villen und Schlösser auf dem grünen Berghange, der neben und über Genua aufsteigt, aufs zierlichste zu erleuchten. Du bist wie bezaubert; an Exclamationen kein Mangel! In der That, man kann sich nicht satt sehen; dennoch sind einige Erfrischungen an Bord des Tripoli dem erschöpften, staunensmatten Leibe willkommen. Doch muß man sich von dieser Zauberei trennen; träumend in dunklen Erinnerungen an die Feenwelt der Kinderstube, taumelt man in die Schaluppe hinab, gleitet man zwischen anderen, mit ihren

farbigen Lampen gleich ungeheuren Leuchtkäfern unhörbar hin- und herkreuzenden Barkassen, dem Lande zu. So fand doch die unfreiwillige und sorgenvolle Unterbrechung der Reise noch einen erfreulichen und befriedigenden Abschluß.

Pasquarella.

Novelle
von
John Paulsen.

O, dolce Napoli
O, suol beato,
Ove sorridere
Volle il creato!

Er war ein junger, norwegischer, lebensfroher Maler! Den langen Winter hatte er in Rom verbracht, wo er fast täglich den Vatican besucht, fast schwärmerisch vor Rafael und voll Bewunderung vor Michel Angelo gestanden hatte; dazu hatte er noch fleißig die italienische Sprache studirt und weite Ausflüge in die Campagna und in die Albaner-Berge gemacht. Seine von den verschiedensten Skizzen strotzende Mappe lieferte den besten Beweis, wie wohl er seine Zeit benutzt hatte; in derselben lagen der sonnenverbrannte Campagnol und das schlanke Mädchen von Trastevere, mit dem silbernen Pfeil im Haar, neben dem verschämten Bauermädchen aus Hardanger und dem wilden Burschen aus der Landschaft Vosse, der verwegen das Messer an der Seite trägt, der letzten Ausbeute seiner Studienreise während des verflossenen Sommers in der Heimat.

An einem schönen Maitage, als es tüchtig geregnet hatte und der Scirocco heiß über die berühmten sieben Hügel wehte, wurde es unserem Maler doch zu langweilig in der Unterstadt und bei den täglichen Gängen nach dem Vatican und dem Monte Pincio. Er sehnte sich hinaus nach dem Anblick des Meeres. „Veränderung erfreut das Herz!" sagte er, das war seine stehende Redensart, und plötzlich eilte er mit der Eisenbahn nach Neapel, wo er den lieben Sonnenschein wiederfand, in welchem er, das Kind der Sonne, am besten gedieh.

Das Erste was er unternahm, war, an die Chiaja hinunterzuschlendern, um ins Meer zu spucken; er fand nämlich ein wahrhaft kindliches Vergnügen an diesem Zeitvertreib, indem er mit sichtbarer Befriedigung die Ringe betrachtete, die er dadurch an der Spiegelfläche des Wassers hervorrief. Allein auf die Dauer war ihm diese Beschäftigung nicht genug; er stieg deshalb den Strand hinab und trat mitten unter die badenden Straßenjungen, füllte seine Hand mit Seewasser, mit welchem er Stirn und Mund benetzte. Es war ihm gleichsam, als begrüße er einen alten Freund und drücke ihm die Hand. Während sechs langer Monate hatte er den Anblick der lieben frischen Wogen entbehrt. Gedankenvoll starrte er hinaus über den blanken, im Sonnengold bläulich schimmernden Golf, dieses „herabgefallene Stück des Himmels", wie Sannazar, ein begeisterter italienischer Dichter, denselben benannt hat, und fühlte sich in diesem Augenblick nicht fern davon, Kritiker zu werden, indem er zwischen den Zähnen murmelte:

„Puh, ist das wol der Mühe werth, so viel Geschrei davon zu machen? Nein, da lobe ich meine eigenen stolzen Fjorde daheim! Dort kann man ganz andere Berge sehen! Wenn wir nur den rauchenden Schornstein eines Vesuv im Hintergrund hätten! Unsere alten Felsen sind doch im Grunde unerlaubt phlegmatisch.

Warum können sie nicht auch einmal roth im Kopfe werden und ein wenig Feuer von sich speien? „Nein, die guten, alten Felsgipfel verharren in ihrem Schweigen“, wie der Aase sagt.“

Bei diesen Worten fühlte er eine gewisse Feuchtigkeit im Auge. War es Heimweh? Pfui! Das mochte für eine sentimental angelegte Natur passen, nicht für ihn, den derben Norweger, vor dem sich gerade das Welttheater öffnete und ihm sein buntes Schauspiel zeigte.

Er verließ den Strand und schlenderte in seinen leinenen Hosen, mit den Händen in den Taschen, und seiner kleinen Pfeife im Munde, nach der Chiaja zurück und erreichte den inneren Hafen. Was wollte er jetzt dort? Er sah sich um und gewahrte keine norwegischen Schiffe! Das war ärgerlich! Jedenfalls erblickte er unter den unzähligen Flaggen und Wimpeln nicht das blaue Kreuz auf dem rothen Grunde, die der Norweger so heimatlich in den meisten fremden Häfen begrüßt, und welche ihm erzählen, daß er einem Wickinger-Geschlecht angehöre, wenn auch nunmehr friedlicherer Art.

Am nächsten Tage machte er dieselbe Tour und lauschte dem Gespräch der Lazzaroni und Matrosen; er mischte sich naseweis in ihre Schaaren und spielte die Rolle eines Spions. Aber, oh weh! Keiner von ihnen fluchte auf ehrliche, donnernde, nordische Weise und Keiner von ihnen wandte den Schrodt im Munde auf die besonnene Art, wie die alten Haifische daheim zu thun pflegen; ebensowenig klangen ihm beim Löschungsgesang während der Arbeit die bekannten oft kräftigen Worte entgegen. — Ja, er mußte es gestehen, er hatte sich darauf gefreut, einem Landsmann zu begegnen, nicht einem dieser feinen, Pince-nez tragenden Reisenden, sondern einem rechten Grobian von Matrosen, gebräunt von der Sonne, mit breiten Schultern und großem Bart, mit dessen Bild er vielleicht den Inhalt seiner Mappe vermehrt haben würde.

Verdrießlich begann er am dritten Tage die Stadt zu besuchen, nach Anweisung des von ihm mitgeführten Reisebuches. Im Museum, in der Villa nationale, wo die Musik spielte, wo die Beau-monde sich versammelte und wo er, der blonde Barbar, manch zärtlichen Blick mit den gebräunten Schönheiten wechselte; in der Margellina, im San Carlo-Theater, wo er, der unmusikalische Mensch, schlief, statt der Opernmusik zu lauschen — kurz überall bewegte er sich. „Veränderung erfreut das Herz, Henrik!“ sagte er sich eines schönen Morgens und schlug sich im Uebermuth schelmisch auf die Wange, „nicht wahr, alter Junge, du bist Neapels schon überdrüssig, trotz dessen malerischen Schmutzes und ästhetischen Gestankes. Die Sirenenstadt, das Heim der glänzenden Laster vermag dich nicht zurückzuhalten!“

Er hatte wol ein Auge für Neapels charakteristisches Volksleben, allein er bedurfte reiner Luft. Er packte daher seinen kleinen Reisesack, pfiff eine lustige Melodie und fuhr nach Pompeji hinaus. Er bewunderte die tausend Jahre alten Fresken, die uns heute noch so frisch entgegenstrahlen, als ob sie am heutigen Tage gemalt wären; besonders vermochte er sich von einem schönen jungen Mädchen mit einem strengen griechischen Profil nicht zu trennen. Er zeichnete sie wiederholt für sein Skizzenbuch, ohne daß er sich befriedigt fühlte: sie war viel zu schön!

Von Pompeji reiste er nach Ischia, von dort nach Capri, um die blaue Grotte zu sehen. Aber Sorrento lag ja Capri so nahe, weshalb nicht dorthin

gehen? „Veränderung erfreut das Herz, Henrik!“ und aus vollem Halse: „O, dolce Napoli“ schreiend, stieg er in Luigi's Barke und segelte vor frischer Brise nach der reizenden, so oft beschriebenen, besungenen und abgemalten, mit Orangengärten bedeckten Landzunge, Sorrento genannt.

„Ja, hier ist es gut sein!“ sagte er und blickte rund umher über Berg und See und auf die vorüberschreitenden, schwarzäugigen Mädchen, „Ca bella Sorrentina“. Hier werde ich einen ganzen Monat bleiben und fleißig malen, und damit Basta mit der Freude an Veränderung!“

Es war eine schöne, klare Morgenstunde. Er wanderte mit dem Malerkasten in der Hand längs dem Strande, voll von feinstem Sand, Schalen und Muscheln, und guckte in die wunderbaren Grotten in der Felsenwand, die, Labyrinthen gleich, sowohl das Werk der Kunst als der Natur sind. Er bewunderte die reiche Flora in den Felsspalten, pflückte sich ein kleines Bouquet und steckte es ins Knopfloch; er sammelte Steine und warf „Butterstollen“ hinaus über das Wasser, und schließlich fand er eine Stelle im Schatten einiger niedrigen Büsche, die ihm zum Arbeiten geeignet schien. Er athmete behaglich die frische Luft ein; es duftete so kräftig von den nah gelegenen Orangengärten. Dann öffnete er den Malerkasten, nahm ein Stück Leinewand heraus, holte seine Pinsel hervor und wollte gerade eine Skizze beginnen, als er innehielt, ungewiß, welche Partie der großen Natur er durch seinen Pinsel „verewigen“ sollte.

Der vorhandene Stoff überwältigte ihn, er war zu reich! Lächelnd, verloren in Bewunderung, blickte er umher. Ja, heute verdiente der Golf in der That „ein Stück herabgefallenen Himmels“ genannt zu werden, so rein blau, so wunderbar diamantenklar sich im Lichtglanz spiegelnd! Er besaß das offene Auge des Malers für diese merkwürdige Klarheit und Durchsichtigkeit der Luft und des Meeres, für diese warmen Farbentöne, welche, vom Lichte durchbrochen, in neue Farben verschmolzen, gleichsam in die verschiedenen Nuancen des Regenbogens, zu fein, zu flüchtig und unbestimmbar, um einen bestimmten Namen dafür zu finden und vom Pinsel festgehalten werden zu können. Der Vesuv rechts mit seinen Wellenlinien und seiner ewigen, silberweißen Rauchsäule gegen das blaue Himmelsgewölbe und Pompeji, Torre del Greco, Annunciata, alle die malerischen, weißglänzenden kleinen Orte am Fuße desselben, dahinter die Alpen in der Ferne gleich einem grauen Nebelflor; in der Mitte geradeaus, Neapel, dessen unendliche, weißgetünchte Häusermasse sich doppelt von dem dunklen Rahmen der Berge abhob; dann Posilippo, das Vorgebirge Cap Misene, das weit ins Meer hineinragt, gleich einem Riesen, der verliebt seinen Arm um die schwellende jungfräuliche Brust des Golfs schmiegt; dann weiter Procida, Nisida, Ischia, ein Kranz von bezaubernden Inseln, alle schwach gefärbt in der Morgenstunde, kaum vom Himmel und dem Meer zu unterscheiden, aber zwischen diesen als duftende, graublaue Wolken ruhend — das ganze Bild, dessen Vordergrund von blühenden Orangen und Citronen, von breitgekrönten Pinien, dunklen Lorbeeren und Myrthen, staubgrauen Oliven und einer hohen Palme im Garten des Hotels gebildet wurde, zitternd im Sonnenlicht, gleich einer seelig verzauberten Gegend, über die der Engel mit dem Flammenschwert sich noch nicht erhoben hatte.

Der junge norwegische Maler sah recht komisch aus, als er dort im tiefen Beschauen, mit lichtem Haar, und gerötheten Wangen, mit überschlagenen Beinen auf dem großen Stein saß, den er zu seinem Stuhl erwählt hatte, während die Malermütze hintenüber geschoben war, das Bouquet an seiner Brust hing, ein tief sanguinisches Lächeln unter der etwas dicken, impertinenten Nase und auf eine gedankenvolle Weise den blonden Schnurrbart drehend, als ob diese Operation dazu geeignet wäre, bestimmend auf seinen Entschluß einzuwirken. Endlich hatte er die Wahl getroffen, er wollte Ischia malen. Die Insel lag frei von aller Umgebung und hatte dazu eine eigenthümliche Form. Es sollte ein Seestück werden, eine Insel, Himmel und Meer umfassen. Er mischte die Farben und begann die Arbeit. Er hatte bereits eine Weile gemalt, als er einen warmen Hauch an seinem Halse fühlte: es stand Jemand hinter ihm und guckte ihm über die Schulter, jedem Strich mit den großen, kindlich interessirten Augen folgend. Er wandte sich um und lächelte ermunternd, als er entdeckte, daß der Beschauer dem schönen Geschlecht angehöre: es war ein junges, ärmliches Mädchen.

Scheuer als der Vogel wollte sie die Flucht ergreifen, als sie von einer ältlichen, robusten, brutal aussehenden Frau aufgehalten wurde, die augenscheinlich sehr erregt und nur halb bekleidet, — denn es fehlte ihr das Leibstück; sie trug nur einen kurzen Rock und hatte einen feuerrothen Lappen gleich einem Turban um das graue, störrische Haar geschlungen; — aus einer nahe gelegenen Hütte hervorstürzte. Die Frau ergriff ohne weiteres das junge Mädchen bei der Schulter, drehte es mehrfach mit aller Kraft, als ob es ein gefühlloser Esel wäre, den sie vor sich habe, und versuchte schließlich mit einer leidenschaftlichen, halb wahnwitzigen Mimik, scheltend und drohend, das Mädchen bei den Haaren mit sich heimzuzerren, in deren lange aufgelöste Massen sie einen tiefen Griff gemacht hatte.

Viel mehr betrübt als überrascht war unser junger Maler Zeuge dieser Mißhandlung. Schon auf Capri hatte er zufälligerweise einen Beweis der ungezähmten Heftigkeit der Italiener gesehen, wie eine ergrimmte Mutter ihr unartiges, sechsjähriges, halbnacktes Kind nicht mit einer Ruthe, sondern mit einer kleinen eisernen Kette züchtigte, um im nächsten Augenblick, als das siedende Blut zur Ruhe gekommen war, das bestrafte Kind in ihre Arme zu schließen, zu küssen, zu streicheln und es eben so unvernünftig zu liebkosen, wie sie es vorhin gezüchtigt hatte. Er erhob sich jedoch, setzte den Malerkasten von sich, ungewiß ob er einschreiten solle oder nicht. Es wunderte ihn, daß das arme junge Mädchen weder schrie noch sich zu vertheidigen suchte, sondern die Mißhandlung ruhig, mit zusammengebissenen Zähnen ertrug, als ob sie zu stolz wäre, um zu klagen und als ob sie an solch harte Behandlung gewöhnt sei.

Aber gerade diese Langmuth rührte ihn und veranlaßte ihn, plötzlich zu der alten Xantippe zu eilen, die immer noch das Kind an den Haaren zog, wie man einen widerharigen Esel bei den Ohren führt, und mit einem Schlage das Kind aus ihren Klauen zu entreißen.

Ein kurzer, brennender Kuß auf seine Hand, ein freundlicher Blick der Dankbarkeit aus einem Paar schwarzen Flammenaugen, und das befreite Mädchen flog gleich einem Pfeil über den Abhang empor, in der Richtung nach der Stadt,

und ließ den Maler mit der aufbrausenden Alten zurück; eine ziemlich peinliche Lage für ihn. Er versuchte jedoch ihr begreiflich zu machen, daß sie kein Recht habe, das Mädchen so grausam zu mißhandeln, und daß das Gesetz strafend einschreiten könne — aber nur eine höhnische Grimasse war der Lohn dieses wohlgemeinten nnd beredten Vortrags.

„Kennen Sie Pasquarella?" schnaufte sie. „Ja, Sie haben leicht zu schwatzen! Sie sind ein Fremder, der wohl daran thäte, seine eigenen Sachen zu hüten und unser Thun uns selbst zu überlassen. Pasquarella bedarf der Züchtigung wie der Esel der Prügel, sonst geht es nicht. Wissen Sie," fügte sie weinend vor Wuth hinzu, „daß sie das dümmste, faulste, trotzigste und boshafteste Kind in ganz Sorrento ist? heute zerbrach sie, das verdammte Rindvieh, alle meine feinen Teller aus Neapel, die mein verstorbener Mann, — die Jungfrau Maria sei seiner Seele gnädig — mir an unserem Hochzeitstage schenkte, und als ich ihr nun mein mühsam zusammengespartes Geld gab, um nach der Stadt zu gehen und einige neue bei Antonio zu kaufen — denn wir können doch nicht vom Boden essen — da steht das schändliche Mädchen hier eine halbe Stunde und glotzt Ihre Malerei an, statt ihre Besorgung auszuführen! Aber Prügel soll sie bekommen, nicht Essen, wenn sie jetzt heimkommt; ich werde Beppo's alten Stock aus der Ecke hervorholen, und der soll auf ihrem Rücken ordentlich tanzen, so wahr ich Peppa Castellani heiße."

Mit einer raschen Bewegung kehrte sie ihm den Rücken zu und ging mit majestätischen Schritten nach ihrer Hütte, wobei ihre imponirende Haltung gegen das lächerliche Morgencostüm, den kurzen Unterrock und den rothen Kopflappen ziemlich drastisch abstach. Er setzte sich wiederum auf den Stein nieder und malte; aber jetzt ging die Arbeit nicht so leicht von statten, wie vorhin. Der Gedanke an das arme Mädchen und an die neue Strafe, welche seiner harrte, drängte störend auf ihn ein.

Am nächsten Morgen suchte er denselben Fleck auf, um seine Skizze zu vollenden. Es war wiederum schönes Sonnenscheinwetter. Hin und wieder guckte er hinüber nach Peppa's Hütte, allein sie war verschlossen. Plötzlich rauschte es im Gebüsch hinter ihm; er blickte sich vorsichtig um, und ganz richtig, zwischen dem grünen Laub starrten zwei große, schwarze Augen fest auf ihn. Er machte keine Bewegung, sondern malte anscheinend gleichgiltig weiter; er wußte, daß das scheue Wesen bei dem geringsten Zeichen einer Annäherung davoneilen würde, es galt also nun still zu sitzen uud wie ein Jäger auf sein Wild zu lauern.

Die beiden schwarzen Augen guckten fortwährend auf ihn mit derselben festen Ausdauer; sie glichen zwei leuchtenden, Insekten ähnlichen Kugeln zwischen dem Grün. Er malte lautlos, der Pinsel berührte fast die Leinwand nicht. Die Stille war so groß und tief, daß eine kleine, buntscheckige Eidechse den Muth bekam, von der grauen Mauer herabzuspringen und bis an seine Füße zu kriechen, wo sie stehen blieb, sich wohlbehaglich sonnend, und die kleinen neugierigen Augen rollend, als ob sie die wunderbare Ruhe dieser Menschen nicht begriffe.

Doch länger vermochte er nicht sich still zu verhalten; er legte lautlos den Pinsel fort und winkte lächelnd mit der Hand. Es rauschte wiederum im Gebüsch. Beruhigt durch sein angenommenes, zutrauenerweckendes Phlegma schlich das junge Mädchen sich furchtsam hin zu ihm.

„Wie heißt Du?“ fragte er, sie auf seine alte ermunternde Weise lächelnd beschauend, indem er die Malermütze in den Nacken schob, so daß das dicke blonde Haar sich über die Stirn hervordrängte.

„Pasquarella!“ antwortete sie, indem sie verwundert seine Malerei betrachtete.

Er nickte mit dem Kopfe. Der Name schien ihm in diesem Augenblicke zu mißfallen. In Italien ist derselbe ebenso gewöhnlich wie Marie oder Sophie und ähnliche Namen im Norden und wird, trotz des Wohllauts darin, für nicht schön gehalten.

„Kennst Du mich von gestern nicht wieder, Signor? Es war mir, als ob Du mich gegen die häßliche Peppa beschützen wolltest.“

„Ja gewiß. Ist Peppa Deine Mutter?“

„Peppa meine Mutter?“ Sie seufzte und richtete das Auge gen Himmel, als ob sie Madonna bitten wollte, ihm diesen beleidigenden Verdacht zu verzeihen. „Nein, sie ist ein häßlicher Kobold! Tag und Nacht peinigt sie mich, und deshalb verabscheue ich sie bis in den Tod. Heute Nacht, nachdem sie mich mit dem Stock geschlagen hatte, sperrte sie mich in den Stall zu dem Esel ein. „Ihr Beide paßt zusammen“, sagte sie und dann gab sie mir nur einige verrottete Zwiebeln zu essen — aber das wird ihr vergolten werden! Eines Tages tödte ich sie, das ist ganz sicher. Ein kleiner Stich! Mein Vater hat auch seinen Feind getödtet, denn er war ein tapferer Mann.“

Das Auge funkelte wie ein Stilet unter den schwarzen Augenbrauen.

„Pfui, Pasquarella! So häßlich und rachsüchtig darfst Du nicht sprechen,“ sagte der Maler, welcher vermeinte, hier der Schicklichkeit wegen die Rolle eines Mentors spielen zu müssen, indem ihm jedoch gleichzeitig nicht wenig von diesem Kinde, das von Messerstichen sprach als seien es Nadelstiche, imponirt wurde. „Aber wo sind denn Deine Eltern?“

„Todt!“ erwiderte sie finster, die Augenbrauen runzelnd, während Schmerz und Harm in ihren Blicken flammten. „Mein Vater wurde des Messerstichs wegen erschossen — und meine Mutter starb vor Kummer, wie ich glaube. Sie sprach so wenig und war so fromm wie ein Gottesengel.“

„Arme Pasquarella! So jung und schon so viel Leiden! Wie alt bist Du wohl?“

„Fünfzehn Jahre, Signor!“

Ueberrascht blickte er sie an. Ihre zarte Gestalt war völlig entwickelt, schön und üppig wie die einer vollgereiften Jungfrau. Das enge, alte rothe Mieder, welchem sie augenscheinlich schon vor einem Jahre entwachsen war, wurde nur mit Mühe durch Schnüre um die hohe, runde Brust zusammengehalten, welche überall aus dem Gefängniß herausschwellte, gleich der vollen Woge gegen die einengenden Ufer. Die Hände und die nackten Beine waren schmutzig, aber schön und wohl geformt, besonders die Füße, mit dem hohen Spann und dem zarten Knöchel, die niemals den entstellenden Druck eines Schuhes gekannt hatten. Ein kleiner, enger, zerrissener Rock, dessen ursprüngliche Farbe längst verwischt war, bedeckte nur unvollständig ihre weichen, psychenartigen Formen, die, wenn sie sich bewegte, stark und harmonisch, gleich den Formen eines nackten Körpers, der nur von einer leichten Draperie verschleiert ist, hervortraten. Gegen ihren verbrannten Hals stach ihr

weißes, grobes Hemd stark ab. Das in blauen Schattirungen spielende schwarze Haar war, wie immer bei den Italienerinnen, wie schmutzig sie auch sonst sein mögen, zierlich geordnet und fiel in krausen Wellenlinien am Hinterkopf zurück, wo dessen Fülle in einem Knoten sich vereinigte, der leicht und hübsch gleich einer seidenen Schleife herabhing. Aber wie das Gesicht selbst schildern? Selbst hier in „la bella Italia“, wo ein Ueberfluß von Menschenschönheit herrscht, schlugen diese reinen Züge ihn durch ihren klassischen Reiz. Es schien ihm, als habe er dieselben schon früher gesehen, wie im Traum, und plötzlich erinnerte er sich des entzückenden weiblichen Gesichts, das er in Pompeji in einer Wandfreske gesehen und das er mehrfach gezeichnet hatte, ohne die Aehnlichkeit zu erreichen. Ja, sie glich diesem Bilde auf ein Haar. Welch ein Wunder! Die Schöpfung hatte sich hier in einem glücklichen Augenblick selbst wiederholt; das Pompejanische Weib ruhte jetzt wohl tausend Jahre im Grabe — und dennoch stand sie wieder lebend hier in der Gestalt Pasquarella's, welcher nur der antique Wasserkrug auf dem Kopfe fehlte, der von der graziös nach oben gestreckten linken Hand gestützt wurde, um völlig ihrer Vorgängerin zu gleichen. Dieses strenge griechische Profil, die Wärme der Wangen, die plastische Blässe, die zarte Rundung, die feine, gerade Nase, die schmelzenden Linien des Mundes, die niedrige, aber feste und breite Stirn, die Haarfrisur mit dem griechischen Knoten im Nacken, die Augen, dieses schwarze Sternenmeer, über die ein stummer Liebestraum unbewußt vorüberzog . . . Alles war bei ihr vorhanden!

Er war überzeugt davon, daß sie, die jetzt fragend vor ihm stand und sich über sein starrendes Nachdenken verwunderte, weder lesen noch schreiben könne, daß sie nichts gelernt hatte, nichts gelesen oder gedacht, sondern ein vollständiges Naturkind sei, und dennoch trug ihr Gesicht den Stempel einer strahlenden Seelenfülle, die nothwendige Perleneinfassung um das Schönheitsdiadem, wenn dieses seinen Werth behalten soll, einer angeborenen Intelligenz, um die eine bleichsüchtige, schwärmerische Gouvernante, die sowohl geseufzt als geträumt, „gelebt und geliebt“ hat, dieses arme Kind beneiden konnte.

„Ich will Dich malen, Pasquarella,“ sagte er begeistert, denn der Künstler erwachte in ihm. „Ich muß Dich malen, oder ich erlange keine Ruhe mehr!“

„Gern, Signor!“ antwortete sie ruhig; aus ihren Mienen konnte er nicht sehen, ob seine Bitte ihr geschmeichelt hatte oder nicht. „Aber sage mir doch erst, wie Du heißt.“

„Henrik“

„Enrico, molto bello!“

„Wie alt bist Du?“

Sie kreuzte die Arme über die Brust und stand vor ihm, ihn ernstlich prüfend, wie ein junger Verhörsrichter. Nicht mehr ängstlich, sondern ungenirt, fast gebieterisch brachte sie ihre Fragen vor.

„Fünfundzwanzig Jahre zum Herbst, Du Kleine!“ sagte er schelmisch mit dem demüthigen Wesen eines Confirmanden, indem er scherzend die Augen niederschlug; denn dieses Verhör interessirte ihn sehr.

„Bist Du reich, Signor?“

„Ha, ha, ha! Ja, an Jugendmuth, Talent und Lebenslust. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, werde ich einst ein berühmter Mann werden.“

„Woher bist Du?“ fuhr sie in ihrer ernsten Würde fort und nickte hin und wieder tiefsinnig mit dem Kopf.

„Aus Norwegen! Norvegia!“

„Norvegia?“ Sie zog die Schulter und machte eine fast verächtliche Grimasse, die ihre Unbekanntschaft mit dem genannten berühmten Felsenreiche und ihre vollständige Gleichgültigkeit für dasselbe andeutete.

„Non so! Kenne es nicht!“

„Es liegt hoch oben im Norden, Pasquarella. Es ist voll von Schnee und Eis, von Bären und Wölfen — aber die Wölfe tragen Glacéhandschuhe und die Bären stecken die Tatzen in lackirte Schuhe, daher brauchst Du nicht zu fürchten, daß —“

„Hu! Du bist ein Tedesco?“

Er lächelte verneinend, denn er war ja kein Deutscher.

„Ein Inglese?“

„Nein! — Sehe ich aus wie ein dummer Engländer? Habe ich einen rothen Bart, blaue Brille, einen rothen Bädeker in der Hand, oder ein blaues Plaid? Es ist fast beleidigend, so etwas von mir zu glauben.“

Enttäuscht zog sie wiederum die Schulter; ihre geographischen Kenntnisse waren damit zu Ende.

„Das ist sehr hübsch,“ sagte sie einschmeichelnd und zeigte auf den purpurrothen seidenen Shlips, den er um den Hals trug, ein Ding, das man ihm in Neapel aufgebürdet hatte.

„Willst Du es haben, Pasquarella?“

„Du wirst es mir doch nicht geben,“ sagte sie mit gekräuselter Unterlippe, wie Jemand, der über einen unzeitigen Scherz verletzt ist.

„Gewiß. Sieh hier!“ erwiderte er, indem er das Band löste und es ihr mit all der überlegenen cultivirten Liebenswürdigkeit gab, womit ein Europäer einer jungen, tätowirten Wilden auf den Südseeinseln gegenüber aufgetreten wäre, die sich in seine brillirende Brustnadel verliebt hat.

Sie erröthete leicht, gleichviel ob es aus Freude über die Gabe oder bei dem Gedanken an den Geber hervorgerufen wurde, und schlang sofort das bunte Band um ihren Kopf gleich einer Art Stirnschmuck.

„Nun bin ich viel schöner, nicht wahr? Jetzt kannst Du mich gern malen!“

Sie betrachtete heimlich ihre schmutzigen Hände und rieb sie, indem sie sich von ihm unbemerkt glaubte, an ihrem Rock ab, so daß sie wenigstens von dem Hauptschmutz befreit wurden.

„Aber Du mußt ganz still sitzen,“ bat er ermahnend und setzte sie in die Stellung, welche er wünschte, daß sie einnehmen sollte. Dadurch kam er unwillkürlich in Berührung mit ihren Armen und Händen; ihr Haar bestrich seine Wangen — und jetzt war an ihm die Reihe, gleich einem Schulbuben zu erröthen. Sie ließ Alles ruhig geschehen.

„Ich will fest auf die Eidechse dort sehen,“ sagte sie und nahm eine neue Stellung ein.

„Nein; das Thier eilt davon; sieh, jetzt ist es bereits fort! Sieh mir lieber ins Auge, Pasquarella! Und dann mußt Du nicht jeden Augenblick Dich anders setzen.“

Er richtete aufs Neue ihre Schulter und erröthete wiederum. Er war keineswegs so ungewohnt, ein weibliches Modell zu haben, und dennoch sollte dieses Kind ihn verblüffen.

Er begann zu malen; sie blickte ihm gerade ins Auge, um was er sie ja gebeten hatte. Anfangs war eine gewisse Scheu in ihrem Blick, allein dieselbe schwand vor der stillen Träumerei. Plötzlich ließ er den Pinsel sinken, athmete tief und erröthete über das ganze Gesicht. Dieser schwarze, zündende, nächtliche Blick, der sein eigenes Geheimniß zu schützen suchte, bohrte sich dennoch tief ein in den seinigen, jeden heimlichen Gedanken erspähend, und daher verwirrte ihn derselbe! Er erinnerte sich plötzlich eines seiner Lieblingsbilder, Tizian's „Drei Lebensalter“, das er in der Villa Doria Pamphili in Rom gesehen hatte. Das Alter der Jugend und der Liebe ist hier in der Gestalt eines braunen, gedankenvollen Jünglings und in der eines jungen, frommen Mädchens dargestellt; das junge Mädchen, mit einem Myrthenkranz um das blonde Haar, liegt auf den Knieen und sieht ihm träumend, seelig gedankenvoll, wie er, in das dunkle Auge hinein. Sie trägt eine Flöte in der Hand, die sie ihm reichen wollte, damit er darauf spiele; aber, gefesselt von seinem Blick, hat sie ihren Vorsatz vergessen und läßt nun ihr blaues Auge voll von der ganzen Sehnsucht, der Ahnung und dem Drang der Hingebung eines jungfräulichen Herzens gleich einem Senkblei in die Tiefe seiner Seele versinken. Eine herrlichere Musik als die der Flöte, der himmlische Chor der Seelenharmonie, fügt dann seine Töne zu der wunderbaren Augensprache dieser Liebe. Für diese Glücklichen existirt die übrige Welt nicht mehr: sie sinkt zurück in ihr Nichts und überläßt ihnen hier ein stilles Eden, wo zwei Herzen in heiliger Unschuld gegeneinander schlagen, wie die Adam's und Eva's bei ihrer ersten Begegnung. Und als Hintergrund für die Liebenden dehnt sich in der Ferne das blaue, grenzenlose Meer aus, das Symbol der Unendlichkeit der Liebe und der Sehnsucht. . . .

„Weshalb starrst Du mich so an, Pasquarella?“ fragte er eigenthümlich berührt. „Was willst Du wohl in meiner Seele ergründen? Dein fragendes Auge erweckt bei mir einen süßen Schauer.“

Sie saß ja selbst dort vor ihm gleich Tizian's räthselhafter Träumerin. Sie waren allein, und dort im Hintergrunde dehnte sich der blaue Golf in seiner Unendlichkeit, wie das Meer auf dem Gemälde, aus. Ja, sie war das junge Mädchen mit der Flöte und dem Myrthenkranze, sie war das griechische Schönheitsbild von Pompeji, sie war Alles, das Feinste und Zarteste, was er in seinem Leben geschaut hatte.

„Ich verstehe Dich nicht“, antwortete sie leicht überrascht. „Du fragst, weshalb ich Dich anstarre? Du batest mich ja selbst, daß ich Dir fest ins Auge sehen sollte, und das nur habe ich gethan.“

„Ja, ja; das ist wahr! Aber jetzt brauchst Du es nicht mehr zu thun. Sieh jetzt auf die Mauer dort. Du kannst nunmehr auch ein wenig unruhig sein, ich werde Dich dennoch malen.“

Sie gehorchte und saß wie eine Statue da, das Auge auf einen Riß in der Mauer gerichtet.

„Signor!“

„Nun?“

„Was bezahlst Du mir, daß ich Dir als Modell sitze?“

Diese prosaische Frage riß ihn grausam aus seiner schwärmerischen, über Geld weit erhabenen Gedankenreihe, in welche ihr wunderbares Auge ihn versetzt hatte.

„Bezahlung“, stotterte er. „Ja das ist auch wahr.“

„Du wirst wohl begreifen, daß Peppa mir niemals gestattet haben würde, hierher zu kommen, wenn sie nicht erwartet hätte, daß ich Geld für sie verdienen würde. Sie sagt, daß alle Fremden sehr reich sind. Was giebst Du mir?“

„Zwei Lire.“

„Zu wenig, Signor!“ antwortete sie, indem sie drei Finger bedeutungsvoll in die Höhe hob. Und er verstand dieses Zeichen sehr wohl.

„Wie Du willst. Also drei Lire — aber das ist theuer.“

„Peppa will viel Geld haben, sonst schlägt sie mich. O, der arge Kobold!“

Große Stille trat ein. Er malte weiter.

Sie gähnte laut.

„Es ist so langweilig, so lange still zu sitzen!“ sagte sie. Darauf erhob sie sich ohne alle Ceremonie, indem sie die Lire in die Tasche steckte. „Addio, Signor, nun muß ich gehen!“

„Aber ich bin noch nicht halb fertig“, klagte er, indem er wieder die Mütze in den Nacken schob, mit einem komischen, enttäuschten Gesicht.

„Far niente! Ich komme ein ander Mal wieder.“

Sie wählte mit einer tiefsinnigen Miene in seinem Malerkasten, nahm Farbe auf den Finger, trocknete denselben dann an ihrem schmutzigen Rock und machte eine Grimasse, welche anzudeuten schien, daß ein Malerkasten doch ein sonderbar complicirtes Ding sei. Er lachte, und indem er ihre von der Farbe doppelt schmutzigen Hände betrachtete, sagte er:

„Aber morgen mußt Du Deine Hände und Füße hübsch waschen; dann wird das Bild viel schöner.“

Sie warf ihm einen scharfen, verdrießlichen Blick zu und erröthete tief.

„Das soll geschehen,“ antwortete sie kurz und ging oder richtiger lief längs dem Strande fort. Plötzlich kehrte sie zurück, als ob sie ihre gezeigte Kälte bereute.

„Du bist gewiß gut?“ flüsterte sie mild. „Dein Haar ist hell und Dein Auge blau wie der Himmel. Du bist der erste Mensch, der sich freundlich gegen die arme Pasquarella gezeigt hat, und das wird Pasquarella niemals vergessen, sondern für Dich zur Madonna beten. A rivederla, Signor!“

Als der Maler nach dem Hotel, wo er wohnte, zurückkehrte, fragte er den Camariere, ob er das Mädchen, welches er ihm genau beschrieb, kenne. Der Diener erzählte ihm dann, daß, als Pasquarella's Eltern gestorben seien, sich keine Verwandten gemeldet hätten, um sie in ihren Schutz zu nehmen, da hatte der Bürgermeister der Stadt sie bei der Wittwe Peppa Castellani, die eine arbeitsame und flinke Frau, wenn auch etwas leicht erregbaren Gemüths sei, in Kost und Pflege gebracht; allein die Bezahlung, die Peppa empfing, um Pasquarella zu ernähren und zu erziehen, sei so gering, daß sie genöthigt sei, das Mädchen zur fleißigen Arbeit anzuhalten, um das Brot selbst zu verdienen. Aber Pasquarella sei leider ein trotziges und faules Gemüth, die wenig Respect vor ihrer ehrenwerthen Pflegemutter habe und während des ganzen Tages wenig Nutzen schaffe. Mit den anderen

Kindern hätte sie sich stets gezankt und jetzt suchten die Mädchen von Sorrento ihr zu entgehen, während die Knaben sie zum Besten hätten, weshalb Pasquarella sich dadurch zu rächen suche, daß sie Schmählieder auf dieselben sang, wenn sie sie auf der Straße träfe. An einem Sonntag Abend war sie jedoch, die zerrissene Kleidung mit wilden Blumen geschmückt, mit einem Kranze um die Stirn und mit Peppa's silbernem Pfeil im Haar, auf dem Markt unter der versammelten Jugend, welche sang, den Tambourin schlug und Tarantella tanzte, erschienen; aber Niemand wollte mit dem trotzigen, schmutzigen, halbverrückten Mädchen zu thun haben. Man blickte gar nicht nach der Seite hin, wo sie stand, oder man lächelte höhnisch über sie. Pasquarella riß den Kranz vom Kopfe, die Blumen vom Kleide, und während die Anderen sich vergnügten, versteckte sie sich hinter einer Hecke und weinte jämmerlich. Aber seit jenem schmählichen Abende wurde sie unbändiger als zuvor.

Der Maler saß an diesem Abend länger als gewöhnlich draußen auf der mit wildem Wein und Rosen geschmückten Veranda, den Vesuv betrachtend, dessen Rauchsäule in der Dunkelheit einen rothen Schein zeigte, und rauchte gleichzeitig aus seiner kurzen Pfeife. In jeder Rauchwolke erblickte er das schöne Frauenbild von Pompeji, das indessen sofort mit Pasquarella verschmolz, so daß diese beiden Gestalten unzertrennlich wurden. Es that ihm leid um das Mädchen, und er verstand es wohl, daß ihr Gemüth durch die Behandlung, welche sie erfuhr, verhärtet werden mußte. Wie weich gestimmt mochte sie nicht an jenem Sonntag Abend gewesen sein, als sie zum Tanz eilte, wie lange mochte sie sich nach ihren gleichalterigen Gefährten gesehnt haben, bevor sie sich der Möglichkeit, aufs Neue von ihrem Kreise zurückgestoßen zu werden, aussetzte, und welche bange Scheu verbarg sich unter dem sich erhebenden Trotze!

Seine Künstlerseele wurde besonders durch den Zug gerührt, daß sie aus Mangel an neuen prächtigen Kleidern, wie die anderen Mädchen sie trugen, das Feld geplündert und ihre Lumpen unter der Blumendecke der Natur verborgen hatte; er hätte gewünscht, sie in diesem Costüm zu sehen.

Schließlich suchte er jedoch diese für einen ehrenhaften Verlobten so unerlaubten und gefährlichen Träumereien mit Gewalt zu verjagen, denn er war in der That daheim verlobt. Er brauchte nur auf den goldenen Fingerring zu sehen, um sich zu erinnern, daß irgendwo in Hardanger ein kleiner weißgetünchter, mit Epheu umrankter Pfarrhof existirte und in diesem Hof eine kleine, fromme, rothwangige Predigertochter, die an ihn, den reisenden Maler, dachte, der plötzlich von den Schneebergen an die Ufer des Sees, an dem der Pfarrhof gelegen, so zu sagen herabgefallen war, und der dann auch natürlich „den Strand und auch sie malte“. Vielleicht wanderte sie gerade in dieser Stunde weiß gekleidet und vertrauungsvoll im Garten umher, ihre Augen gen Süden richtend, indem sie einen schwärmerischen Gruß ihrer Seele an den fernen Freund sandte, ohne zu ahnen, welchen Versuchungen er ausgesetzt war auf dieser fremden, schönheitserfüllten, sinneberauschenden Erde, wo man auf Vulcanen wandert, sogar in geistiger Auffassung. Ja, er wollte treu sein und keusch, wie es einem braven, jungen Mann gebühre; er wollte sich die verführerische Pasquarella aus dem Kopfe schlagen, ja, sie nie mehr wiedersehen.

Diese kleine schöne Moralpredigt, die er zu seiner eigenen Erbauung hielt, verhinderte ihn jedoch nicht daran, am nächsten Morgen früh, sogar früher als

gewöhnlich, an den Strand hinabzueilen, um sie zu suchen. Sie war nicht dort. Er wartete und wartete; in seiner Ungeduld zerbrach er einen Pinsel und mischte Farben untereinander, aber dennoch erschien Pasquarella nicht.

Endlich kam sie den Abhang herab, mit einem Bouquet Orangenblüthen in der Hand. Sie schritt mit gesenktem Auge einher, ungewöhnlich würdig und gedankenvoll. Ihr Aeußeres war einer glücklichen Veränderung unterworfen und vielleicht meinte sie, daß jetzt ihr Wesen mit demselben in Uebereinstimmung sein müßte. Die Hände und Füße waren glänzend rein, das Haar war naß und große Wassertropfen saßen noch gleich Diamanten darin; den großen Riß in ihrem kurzen Rock hatte sie mit einem großen, grünen Lappen bedeckt — eine Arbeit, die ihr große Mühe und vielen Fleiß gekostet hatte — und das rothe Mieder, das sich stets öffnen wollte, hatte sie noch fester über die Brust zusammengeschnürt. Um das Haar trug sie außerdem das rothe Band, das er ihr gestern geschenkt hatte, und in den Ohren ein Paar große Korallenbommeln, auf die sie sichtbar am meisten stolz war: denn sie schüttelte wiederholt den Kopf, so daß die Bommeln hin und her schlugen und die Wangen berührten.

„Bin ich jetzt nicht rein und nett?“ fragte sie selbstzufrieden und so außerordentlich ernst, daß er unwillkürlich lächeln mußte, indem sie sich mit großem Anstande auf den Stein niederließ, über den sie ihren ausgebesserten Rock mit einer Sorgfalt ausbreitete, als ob er von feinster Seide gewesen wäre.

„Sehr schön! Aber weshalb kommst Du so spät?“

„Weil ich mich in der Grotte dicht hierneben badete, Du batest mich ja gestern, daß ich mich waschen solle, dann werde das Bild besser. Ich sah wohl in der Grotte, wie ungeduldig Du im Sande hin und her wandertest; aber ich lachte nur und schwamm weiter.“

Er dachte erröthend bei sich selbst: Ach, hättest Du doch Deine Augen besser aufgemacht, Du hättest dann Venus Anadyomene selbst gesehen!

Sie ließ wiederum ihre Bommeln spielen und that Alles, um seine Aufmerksamkeit auf dieselben zu lenken.

„Wo hast Du denn die rothen Korallen her, Pasquarella?“

„Ich habe sie für das Geld, das Du mir gegeben hast, gekauft. Meinst Du nicht, daß sie mir kleiden? O, wie ich gestern Peppa neckte! Ha, ha, ha! sie wurde gelb wie eine Citrone im Gesicht vor lauter Aerger. Gleich als ich heim kam, fragte sie mich über Alles aus und wollte sofort das Geld haben; allein bevor ich zu Hause ging, war ich so klug, meine drei Lire unter einen Stein am Wege, den ich aus der Erde heraushob und wieder festgrub, zu verbergen, und da log ich ihr etwas vor und sagte, daß Du mir gar nichts gegeben hättest; denn, siehst Du, ich wollte das Geld selbst gebrauchen und zwar zu diesen rothen Korallen, die ich bei Antonio heute Morgen kaufte. Ich kann doch nicht häßlich wie ein Affe sein, wenn Du mich malen willst, nicht wahr, Signor? Aber weißt Du, was sie dann that? Sie riß mir alle Kleider vom Leibe, jedes Stück einzeln und untersuchte sie genau — ha, ha, ha! das sollte ihr aber nicht viel helfen! — und dann prügelte sie mich wie gewöhnlich und sagte, daß Du nicht arm, kein Poveretto seist, für den man umsonst arbeite, und daß ich heute gute Bezahlung verlangen sollte, sonst würde sie selbst mit Dir sprechen. Sie wird nach einer Weile gewiß hierher

kommen, ich kenne sie, kannst Du mir glauben! Gestern bekam ich auch nichts weiter als einige alte Zwiebeln zu essen, aber daraus machte ich mir nichts; ich stahl einige große Apfelsinen aus dem Nachbargarten, und diese waren sehr süß und saftig."

„Pfui, Pasquarella", sagte er ermahnend und drohte ihr gleich einem unartigen Kinde, „Du darfst niemals lügen und stehlen!"

„Weshalb nicht?" fragte sie trotzig mit flammenden Augen.

„Weil es Sünde ist", antwortete er lächelnd, und es kostete ihm in der That große Mühe, sich ernst zu verhalten.

„Sünde?" wiederholte sie, indem sie die Schulter zog. „Ja, das sagt auch Pater Giuseppe; aber ihm glaube ich nicht. Man sagt, er mißhandelt seine alte, tüchtige Haushälterin und mitunter trinkt er so, daß er unter dem Tische liegt und heult, und dann sagt er, daß er krank sei. Ja gewiß, eine schöne Krankheit! Ich küsse ihm niemals seine fette Hand, wenn ich ihm begegne, sondern eile weit fort."

„Aber fürchtest Du Dich denn nicht vor Madonna?" fragte er, der sich nicht länger beherrschen konnte und laut und herzlich über ihre sonderbare Antwort lachte.

„Madonna bekümmert sich sehr wenig um mich", erwiderte sie, indem sie die Stirn runzelte. „Ich habe sie bereits zur Weihnachtszeit um ein neues Kleid gebeten, statt des alten Rockes, der jetzt viel zu klein für mich geworden ist, und nun kannst Du sehen, ob sie mir eins gegeben hat? Annunziata hat sie hingegen ein blaues Kleid, mit weißen Schnüren darauf, geschenkt, und sie bedarf weit weniger einer neuen Kleidung als ich."

„Wenn Du recht artig bist, Pasquarella, dann bekommst Du auch wohl das Kleid. Aber wie kannst Du erwarten, daß Madonna an Dich denken soll, wenn Du lügst und vom Nachbar Apfelsinen stiehlst?"

Sie schlug das Auge nieder und es legte sich ein mürrischer Zug um den Mund wie bei einem ausgescholtenen Schulmädchen. Aber plötzlich blickte sie mit leuchtenden Augen empor, mit komischer Heftigkeit ausbrechend:

„Bekommst Du, Signor, jeden Tag Prügel? Fehlt es Dir an Essen und Trinken? Wirst Du des Nachts mit dem Esel in einen feuchten Stall eingesperrt? Jagt man Dich des Morgens auf, bevor der Hahn kräht, um in der Küche und auf dem Felde zu arbeiten? Mußt Du mehrere Meilen gehen, barfuß über die spitzen Steine, und während der Sonnenhitze, bis nach Castellamare, um Teller zu kaufen von der Sorte, die man in Sorrento nicht bekommt? Zeigen die Mädchen immer mit dem Finger auf Dich und wenden Dir die Burschen den Rücken, wenn Du freundlich zu ihnen sprichst? Wirst Du wie ein Hund behandelt, der niemals ein gutes Wort hört, sondern nur Stöße und einen abgenagten Knochen bekommt? — Ja, Du hast leicht reden zu mir", fügte sie indignirt hinzu, „Du, dem nichts mangelt, sondern der schön und reich ist und Freunde hat, die ihn lieben."

Sie war dem Weinen nahe, preßte aber trotzig die Augenlider zusammen, um die rebellischen Thränen zu unterdrücken.

„Arme Pasquarella!" murmelte er vor sich hin, während sein Herz von Mitleid und Sympathie für sie schwellte. „Nein, Du hast Recht, ich wenigstens darf Dir keine Vorwürfe machen, Du junger, schöner, wilder Sproß!"

Sie nahm ihre Stellung als Modell wieder ein und er malte. Aber kaum

hatte er eine Viertelstunde gearbeitet, als sie emporsprang und neugierig, fast mißtrauisch das halbfertige Portrait betrachtete.

„Soll ich das sein?“ fragte sie verwundert und zeigte mit einer geringschätzigen Geberde auf die Skizze. „Hu, sehe ich so dumm und stupide aus? Und dann hast Du mir weder meine schönen rothen Bommeln noch das Band im Haar gegeben. Aber das will ich auf dem Bilde haben, Signor, denn das ist das Feinste. Dagegen kann das da gern fortbleiben.“

Sie strich mit dem Finger hin über die noch nasse Farbe, um die Stelle zu bezeichnen, die sie fort wünschte; es war der grüne Lappen auf dem Rock, den er in seinem Realismus ebenfalls treu gemalt hatte. Durch ihre unverhohlene Aeußerung über die Schlechtheit des Bildes war bereits sein Künstlerstolz stark verletzt worden, jetzt, da sie die Farben verwischte, brach er mit einer verdrießlichen Miene aus:

„Dank Schicksal! Nun ist Alles vernichtet! Ein Strich über alle Farben von ihrer plumpen Hand. Ja Du bist dumm, wie Du sagtest“, rief er in seiner Muttersprache, „wahrhaft dumm und plump!“

Sie sah ihn mißtrauisch an, als ob sie ahnte, daß es kein Compliment war, was er jetzt in der fremden Sprache über sie äußerte, und betrachtete darauf erschreckt ihre von der Farbe beschmutzten Finger, wie ein Kind, das seine Hand in der milden, anscheinend unschuldigen Lichtflamme verbrannt hat und sich jetzt scheu darüber wundert. Da lachte der Maler trotz seines Verdrusses herzlich.

„Ich werde ein neues Bild machen“, sagte er tröstend.

In diesem Augenblick kam Peppa hinzu. Ihre Haltung war herausfordernd, ihr Gesicht streng und zusammengekniffen. Der rothe Lappen um die Stirn flatterte heute wie eine Wetterfahne. Sie wollte sich gerade an den Maler wenden, wahrscheinlich um die Frage wegen Bezahlung in Ordnung zu bringen, als sie mit ihrem Falkenblick die Korallen in Pasquarella's Ohren bemerkte und plötzlich, mit einem heisern Schrei, sich gegen sie wandte und deren Schulter mit ihrer groben, starken Hand so gewaltsam ergriff, daß das obere Theil von Pasquarella's Hemdärmeln zur Seite gerissen und die braunen, runden Schultern entblößt wurden.

„Wo hast Du die Dinge gestohlen, Du Diebin?“

„Ich habe sie nicht gestohlen“, antwortete Pasquarella stolz.

Peppa stampfte mit dem Fuße auf den Erdboden.

„Antworte, Dirne, oder bei allen Heiligen, ich —“ sie erhob drohend die Hand.

„Ich habe sie für das Geld gekauft, welches der Signor mir gab, weil ich ihm gestern als Modell saß.“

Der Maler hatte sie ja gebeten, nicht zu lügen — und außerdem nutzte es hier in diesem Augenblick auch nichts.

Peppa ließ ihre Schulter los und streckte mit einer wahren theatralischen Geberde die Hände gegen den Himmel, als ob sie die rächenden Götter anrufen wolle, die Freche zu bestrafen.

„Und Du wagst es, mir das zu sagen, Du, die gestern —“ sie wandte sich vor Aerger zitternd an den Maler — „Da sehen Sie, Signor, welch ein verdammtes Unkraut sie ist. Die Lügnerin! Wollen Sie glauben, daß sie mir gestern einbilden wollte, Sie hätten ihr nicht einen Soldo für ihre Arbeit gegeben; aber

ich konnte mir wol denken, daß ein vornehmer und reicher Signor, wie Sie, ein armes Kind nicht mit leeren Händen von sich gehen lassen würde, und da durchsuchte ich ihre Kleider, ich kehrte alle Taschen um, und alle diese Mühe ließ sie mich machen, ohne mir zu erzählen, daß es nichts nützen würde — sie sah mich nur mit einem teuflischen, neckischen Lächeln an. Und dennoch wollen Sie mir vorwerfen, daß ich sie züchtige? Nein, Prügel soll sie haben, bis ich sie zu einem ordentlichen Menschen gemacht habe! Prügel muß sie haben, daß sie gelb und blau über dem ganzen Körper wird! — Folge mir!" befahl sie Pasquarella in einem unheimlichen Tone, der nichts Gutes zu verheißen schien.

Pasquarella zögerte. Sie erhob das Auge zu dem Maler und ließ es eine Secunde auf ihm ruhen. Er verstand diese kurze, stumme, angstvolle Bitte.

„Aber laß mich erst diese Dinger dort nehmen!" rief Peppa, indem sie auf die Ohrbommeln zeigte. „Sie gehören mir."

Sie griff nach denselben; Pasquarella entwich.

„Willst Du still stehen, Du Teufelsdirne!" schrie Peppa erhitzt, indem sie sie einholte und die rechte Bommel losriß, so gewaltsam, daß das Blut aus dem mißhandelten Ohrläppchen hervordrang und über Wange und Hals hinabträufelte.

Pasquarella stieß einen leisen Schrei des Schmerzes aus. Der Maler sprang hinzu und stand vermittelnd zwischen den beiden Kämpfenden.

„Pfui, Peppa!" rief er zornerröthend aus und war nahe daran, die Alte zu erwürgen. „Jetzt bist Du nichtswürdig!"

Er trocknete mit seinem Taschentuch leicht und zart das Blut von Pasquarella's Wangen. „Du läßt das Kind los, oder ich rufe die Polizei, einen Carabiniere herbei!"

„Du mit Deinem Carabiniere!" schnaufte sie. „Laß Du nur die Dirne los, denn sie gehört mir. Du hast kein Recht, über sie zu gebieten!"

Und ohne sich um ihn zu bekümmern, bereitete sie sich vor, auch die andere Bommel ihr aus dem Ohre zu reißen. Pasquarella wand sich unter ihrer kräftigen Umarmung. Der Maler hatte sie losgelassen und Peppa war jetzt Herrin über sie. Schließlich ergriff sie die Bommel; allein Pasquarella legte blitzschnell die Hand über die ihrige, um ihr Ohr zu schützen. Da kratzte Peppa sie ins Gesicht mit ihren tigerähnlichen Klauen und Pasquarella schrie aufs Neue vor Schmerz lauter als zuvor.

Aber dies war selbst unserem Maler mit seinem kalten nordischen Blut zu viel! Sein Gemüth kam in vollen Aufruhr. Mit einem kräftigen Stoß stieß er Peppa zur Seite, so daß sie taumelte und am Strande niederfiel, während er Pasquarella liebevoll beschützend in seine Arme schloß, um sie gegen jeden neuen Anfall der rasenden Megäre zu vertheidigen. Und Pasquarella, vor Angst und Schmerz zitternd, schlang ebenfalls ihre Arme um ihn, legte sie um seinen Hals und drückte ihren Kopf an seine Brust.

„Laß mich nicht von Dir, Enrico!" bat sie eindringlich; „laß mich nicht los! Sie tödtet mich, wenn wir nach Hause kommen, dessen bin ich sicher!"

Mehr als ihre Verzweifelung wirkte das fortwährend über ihre bleiche Wange triefende Blut auf sein gutes, weiches Gemüth. Er trocknete dasselbe wieder mit seinem Taschentuch.

„Verlaß Dich auf mich! Ich werde Dich schon beschützen, Pasquarella!"

Er umschlang sie noch fester und fühlte, wie der zarte Körper in seinen Armen zitterte; seine blauen, gutmüthigen Augen schossen Blitze, während die Wange brannte und der Mund sich energisch zusammenpreßte. Er fühlte sich gleich dem Ritter, der die Märchenprinzessin gegen den häßlichen, lauernden Drachen schützen soll.

Und die Prinzessin ruhte ja in diesem Märchen vertrauensvoll und dankbar an seiner Brust, und diese Brust pochte wild bei dem Gedanken, daß sie jung, heißblütig und schön sei, daß sie zitterte und daß ihre Wange an der seinigen brannte. Eine eigenthümlich erotische Situation für einen ehrbaren, nordischen Verlobten — und dennoch sollte dieselbe in wenigen Minuten noch pikanter werden.

Peppa war schreiend emporgesprungen und spie jetzt einen Strom von Drohungen und Flüchen über sie Beide aus. Dann schnalzte sie triumphirend mit den Fingern, als ob sie plötzlich eine lichte Idee bekommen hätte. Sie stieß ein schallendes, boshaftes Gelächter aus und nickte dann ironisch den Beiden zu, die noch immer in abwartender Stellung sich aneinander angeklammert hielten.

„Bravo! Ihr seid ein schönes Paar, das läßt sich nicht leugnen! Aber da Ihr Beide so gut zusammen paßt, so können Sie, Signor, auch von nun an die Dirne behalten. Ha, ha, ha! Sie wollten sie beschützen, Signor, war es nicht so, was Sie vorhin sagten? Wohlan, jetzt nehme ich Sie beim Wort. Sie ist von jetzt an die Ihre! Das soll die Strafe für Ihre Unverschämtheit gegen mich sein. Sie sind ja vermögend genug, sie ernähren und ihr Kleider statt dieser Lumpen geben zu können — und dann mögen Sie sich als Entgelt mit ihr nach Herzenslust vergnügen. Denn von dieser Stunde kommt sie nicht mehr innerhalb meiner Thür. Ich kenne sie nicht mehr! Ich Dummkopf, daß ich damals der heimtückischen Rede des Syndicus lauschte und sie zu mir ins Haus nahm. Für die wenigen Lire, die ich jährlich für ihren Unterhalt bekomme, hat die Teufelsdirne mich hinlänglich gepeinigt, so daß ich vor Aerger und Kummer hätte ins Grab gehen mögen. Mag sie Ihnen dieselbe Freude wie mir bereiten! Ha, ha, ha! Glück zu dem Fange, den Sie gemacht, Signor!"

Hohnlachend entfernte sie sich.

Mit einem ziemlich verblüfften, rathlosen Gesicht blieb unser Maler zurück und starrte fast gedankenlos auf seinen schönen, jungen Schützling, diese theure, aber unbequeme Gabe in Gestalt einer erwachsenen Jungfrau, die er so urplötzlich geschenkt erhalten hatte. Er war ja aber kein Sultan, dessen Harem einer Erneuerung bedurfte, sondern ein gesetzter, tugendhafter Norweger. Sollte sie seine Pflegetochter, seine Maitresse sein? — Welche Absicht hatte die Alte mit dem Geschenk gehabt?

Pasquarella hatte sich indessen aus seinen Armen losgerissen, sich auf einen Stein gesetzt und weinte unaufhörlich. Noch verwirrt über seine eigene Lage, suchte er sie dennoch zu trösten; allein es gelang ihm nicht. Wie bereute er jetzt sein übereiltes Auftreten! Und dennoch, konnte er anders gehandelt haben? Er hatte ja nur gethan, was die Situation unerbittlich von ihm gefordert hatte. Aber sie zu beschützen, er, der nur mit Mühe sich auf dieser kostspieligen Reise zu ernähren vermochte? — Es gab nur eine Art, in welcher er sie zu beschützen vermochte — — als seine Frau; aber das vermochte sie niemals zu werden.

„Weine nicht mehr, Pasquarella", bat er und streichelte ihr die Wangen.

Sie ergriff seine Hand und bevor er es verhindern konnte, drückte sie einen heißen Kuß auf dieselbe.

„Du bist der Einzige", flüsterte sie, „der gut gegen Pasquarella gewesen ist, der Einzige! Du hast mich wie ein Mann vertheidigt." Sie erhob sich. „Lebe wohl, Enrico!"

„Wohin?"

„In die Berge! Ich will mich ertränken. . . . Ich will mich von dem höchsten Felsen, den ich finden kann, in den Abgrund stürzen . . . und Niemand soll von Pasquarella mehr etwas hören . . . nicht einmal meine Leiche wird man finden . . . ich werde meine Taschen mit schweren Steinen füllen, so daß ich tief genug sinke. . . ."

„Du bist von Sinnen!" rief er und erbleichte bei ihrer grausamen Drohung, die sie mit unerschütterlichem Ernst ausgestoßen hatte.

„Jetzt habe ich ja kein Heim mehr! Verlassen und einsam in der ganzen Welt stehe ich da! Keinen Vater, keine Mutter, keine Schwester, keinen Bruder, keinen Freund!"

„Ja, einen Freund hast Du dennoch, Pasquarella. Hältst Du mich nicht für einen solchen?"

Er stand in Nachdenken versunken was er wol für sie zu thun vermöchte. Nichts, nichts! Er verwarf eine Idee nach der anderen als unmöglich. Das Resultat war, daß er seine Vernunft gefangen geben mußte, wie man zu sagen pflegt, und gegen seinen Willen, mit zitternder Stimme forderte er sie auf, sich zu demüthigen und zu Peppa zurückzukehren, sie um Verzeihung zu bitten und dadurch ihr Steinherz zu rühren. Dies schien ihm der einzige, wenn auch der schwerste Ausweg.

Sie blickte ihn überrascht und betroffen an, als ob er durch diese Worte ihrem Vertrauen nicht entsprochen habe, und entfernte sich dann gesenkten Hauptes, einen langen Seufzer ausstoßend.

„Bleib, Pasquarella! Als Unfreunde dürfen wir uns doch nicht trennen! Armes Kind, was kann ich wol für Dich thun? Vielleicht bin ich besser, als Du glaubst, gerade jetzt, da ich Dich von mir lasse. . . Sieh, hier sind einige Lire" — er nahm ein Zehnfranc-Billet in die Hand — „das ist Dein Lohn, weil Du mir heute gesessen hast. Du kannst Dir also Brot, Frucht und Wein kaufen, wenn Peppa Dir die Nahrung versagen sollte. Sei überzeugt, sie läßt Dich wieder ins Haus; es war nur eine übereilte Heftigkeit, in der sie jene drohenden Worte aussprach; sollte sie aber nicht so barmherzig sein, so ist hier wenigstens so viel Geld, daß Du in eine „Locanda" gehen und ein Nachtlager für Dich bezahlen kannst."

Pasquarella schüttelte muthlos den Kopf und wies das Geld zurück.

„Sei jetzt fügsam!" bat er. „Weshalb willst Du es nicht?"

„Gestern konnte ich Geld von Dir annehmen, da hatte ich es wol einigermaßen verdient; aber heute vermag ich es nicht, Enrico."

Sie erröthete und wurde doppelt schön in seinen entzückten Augen.

„Heute habe ich nur einige Minuten gesessen, und außerdem habe ich Deine Arbeit zerstört. Ich sah wol, wie ärgerlich Du wurdest, als ich über die nasse Farbe hinstrich. Gestern glaubte ich auch, daß Du reich seist wie ein Inglese; aber jetzt glaube ich, daß Du nicht mehr Münze hast, als Du selbst gebrauchst; denn Deine Schuhe sind alt und häßlich, und wärst Du reich, würdest Du gewiß einen besseren Rock besitzen als den Du trägst, der eben so alt und befleckt ist wie der meine. Du hast auch ein großes Loch im Ellenbogen; aber das werde ich ein andermal zunähen."

„Du darfst kein Gewicht auf meine Kleidung legen, Pasquarella", sagte er tief bewegt von ihrer Fürsorge, ihrer Scheu, Geld von ihm zu nehmen, „denn dies ist nur mein Malerrock und daher ist er so befleckt und häßlich. Ich habe im Hotel einen viel besseren, einen von schwarzem Sammet, ebenso ein Paar bessere Schuhe als diese Pantoffeln; Du kannst daher ohne Bedenken die Note annehmen. Ich kann sie entbehren."

„Nein, nein! Ich will nicht! — Glaubst Du an Träume?" fragte sie plötzlich und gab damit dem Gespräch eine neue Wendung.

„Weshalb fragst Du darnach?"

„Ich träumte heute Nacht von Dir, ja, von Dir, Enrico! O, es war so komisch!"

Sie hielt verlegen inne und zeichnete mit der Zehenspitze im Sande.

„Erzähle mir Deinen Traum!"

„Ich kann nicht!" Sie erröthete wieder. „Ein andermal!" fügte sie hinzu und entfernte sich.

„Du mußt mir versprechen, Dir nichts Uebles zuzufügen", rief er ihr bekümmert nach.

„Fürchte nicht, daß ich mich ertränke! Ich will ja zuvor das Loch an Deinem Ellenbogen ausbessern, das habe ich ja versprochen, und Dir wird Pasquarella stets ihr Wort halten", sagte sie mit einem melancholischen Lächeln. „Die Orangenblüthen dort auf dem Felde sind für Dich. Nimm sie, sonst verwesen sie."

Er verfolgte sie mit leuchtenden Augen, wie sie reizend den Abhang hinaufschritt, zwischen grünen Schlingpflanzen und hängenden Rosen. Gewöhnt daran, große Lasten auf dem Kopfe zu tragen, trug sie diesen gerade wie eine Karyatide, die Brust vorgestreckt, die Arme ruhig, während die Hüften mit einer besonderen Grazie sich wiegten. Ihr regelmäßiger Gang glich dem Sinken und Steigen der Wogen, eine ewige Harmonie, Ihre Lumpen verwandelten sich vor seinen Augen in einen herrlichen Königsmantel, der über die unsterblichen Formen einer jungen Göttin geworfen war.

„Pasquarella!" rief er, „kehre zurück!"

Allein sie wandte nicht einmal das stolze Haupt.

Es war ihm am übrigen Theil des Tages nicht möglich, mehr zu malen. Er setzte sich auf seine ihm liebgewordene Veranda, steckte seine kurze Pfeife an, rauchte, forderte Wein, aber trank nichts von demselben, eilte dann plötzlich hinein in sein Zimmer und holte das begonnene Portrait heraus, das er unablässig betrachtete. Eine verzehrende Unruhe plagte ihn bei dem Gedanken an sie. Würde

Peppa Ernst mit ihrer Drohung machen und das Kind nicht mehr aufnehmen? Wie wird es ihr ergehen, der Armen? Ohne Essen, ohne Dach über dem Haupte?

Er warf die soeben angezündete Pfeife von sich und lehnte sich über die Veranda hinaus, das Gesicht in seinen Händen verbergend. An diesem Abend hatte er nicht ein Auge für den Kegel des Vesuv, der doch gerade jetzt stärker als gewöhnlich leuchtete, indem der Berg ein kleines glühendes Flammenbündel gegen den dunklen Himmel emporwarf. Er dachte nur an Pasquarella. „Sie, die heute Nacht von mir träumte“, murmelte er vor sich hin, und die bisher so heitere Künstlerseele stieß einen langen melancholischen Seufzer aus.

Hatte der treulose Jüngling ganz die Idylle auf dem Pfarrhofe in Harbanger vergessen? Auch den lichten 17. Mai, an dem er Signe auf dem jährlichen Feste der Annahme der freien Verfassung traf, zu dem sie mit einer Freundin eine schöne große Flagge genäht hatte, welche den Eingang zum Garten schmückte? Hatte er vergessen, daß die Freundin dann plötzlich ihr Taschentuch suchen ging, das sie verloren zu haben vermeinte, und hinter den Bäumen verschwand und die Beiden zurückließ in dem einsamsten Theil des Gartens und daß er dann, während der Wind mild in den knospenden Kirschenblüthen sauste und alle Frühlingssterne glänzten, ihre Hand ergriff und ebenso schwach als schüchtern, wie der Gesang des Windes in den Kirschbäumen, einige Dummheiten hervorstammelte, worauf dennoch ein paar blaue, verschämt dreinschauende Augen und ein paar geröthete Wangen eine glänzende und außerordentlich verständige Antwort gaben? —

Die Uhr wurde zehn.

„Wie die Orangen heute Abend stark duften!“ murmelte vor sich hin, den süßen Duft in langen Zügen einathmend. Er schloß dann die Thür der Veranda und begab sich zur Ruhe.

Es war ganz still im Hotel, da sich zur Zeit nur wenige Gäste hier befanden. Nur von der Küche her vernahm man ein leises Gemurmel und den Lärm von kupfernem Geschirr, das dort gereinigt wurde. Der Maler wohnte allein im ersten Stockwerk im Hinterflügel, dem Garten zugekehrt, und hatte daher eine Veranda zu seiner ausschließlichen Verfügung. Er wollte sich gerade entkleiden, als er vor seinem Fenster einen Laut vernahm, der ihn zum Lauschen aufforderte. Es war gleich einem gedämpften Schluchzen, das stoßweise sich vernehmen ließ. Schnell zog er den Rock wieder an und eilte herzklopfend, ahnend, wer es sein mochte, hinaus auf die Veranda.

Ganz recht! Eine schlanke Mädchengestalt verschwand in demselben Augenblick; allein er eilte ihr nach und ergriff bald die Hände der weinenden Pasquarella.

„O, ich bin so unglücklich, Signor Enrico! . . . Ich weiß nicht, wohin ich gehen soll . . . ich habe kein Obdach über meinem Haupte . . . doch habe ich gethan, was Du sagtest, obgleich es so schwer, so unendlich schwer war . . . Ich war wieder bei Peppa und bat sie, mich wieder einzulassen . . . Ich sagte, daß ich in Zukunft gut und artig sein wollte, daß ich niemals die Teller zerschlagen oder Korallen für ihr Geld kaufen wollte; aber sie lachte mich nur aus und schlug mir die Thür vor der Nase zu. ‚Du hast ja Deinen reichen, großmäuligen Signor‘, sagte sie, ‚geh’ zu ihm!‘“

„Ach, was kann ich für Dich thun? Und dazu jetzt zur Nachtzeit? Wärst Du früher gekommen . . . Ich würde Dir so gerne helfen, Pasquarella, aber Du wirst selbst begreifen, daß . . . Und Geld wolltest Du nicht nehmen . . ."

Er hielt immer noch ihre Hand in der seinen und zog jetzt Pasquarella hinauf auf die Veranda, auf deren obersten Stufe sie stand, bereit zur Flucht.

„Du darfst nicht glauben, daß ich Dir beschwerlich fallen will, Enrico; das sei fern von mir! Aber ich wußte nicht, wo ich bleiben sollte, und da erinnerte ich mich Peppa's Worte, daß ich zu Dir gehen sollte . . . ich sprang über die Gartenmauer, ohne mich um die häßlichen Glasscherben zu bekümmern, die mich in die Hände und in die Kniee stachen, und auf diese Weise kam ich hierher, wo ich dachte, während der Nacht auf der Treppe zu bleiben, hier draußen vor Deinem Fenster. Dann wäre ich doch in Deiner Nähe . . ."

„Du hast mich also ein wenig lieb, Pasquarella?"

„Ja, Enrico, weil Du so gut und blond und schön bist."

Er drückte unwillkürlich ihre Hand, und dieser leise Händedruck wurde erwidert.

„Wo hast Du nun den ganzen Tag zugebracht?"

„Oben in den Bergen! Dort habe ich einige seltene, kostbare Kräuter gesammelt, die gut für Herzenskummer sind", sagte sie mit einem seltsamen tiefen Ernst. „Sieh hier! Rieche selbst, wie sie betäubend duften! Wenn ich diese im Wasser umrühre und den Trank nüchtern zu mir nehme, dann werde ich wieder froh."

„Nimm Dich in Acht, Pasquarella", rief er angstvoll aus, „die Kräuter können giftig sein."

„Nun, und wenn dem so wäre?" entgegnete sie mit einem finsteren Lächeln. „Das wäre doch noch nicht das Schlimmste, das mir geschehen könnte."

Er entriß ihr blitzschnell das gefährliche Gras und warf es weit von sich. „Versprich mir, Pasquarella, daß Du niemals mehr diese Kräuter berühren willst!"

„Weshalb ist es Dir denn nicht gleichgültig, ob ich sterbe oder lebe?"

„Nein — es würde mich betrüben — ja, sehr, sehr . . ."

Sie blickte empor und die Brust hob sich unmerkbar.

„Würde es das wirklich? Ja, ich glaube es; denn Du bist gut."

Sie fand keinen anderen Ausdruck, als diese einfachen Worte, die sie stets wiederholte, für ihre Dankbarkeit und heimliche Liebe. „Ich verspreche Dir, Enrico, daß ich niemals mehr diese Kräuter anrühren will."

„Komm nun in mein Zimmer! Willst Du nicht? Dort will ich Dir etwas zu essen bringen, denn Du hast wohl heute nichts genossen."

„Ja! Ich habe auf dem Wege gebettelt. Ein junger Inglese gab mir einige Soldi, als ich ihm eine Feldblume reichte. Für diese Soldi kaufte ich mir Brot, und Apfelsinen fand ich an einem Gartenzaun — wirklich, ich stahl sie nicht. — Es war eine sehr gute Mahlzeit! O, die schlimme Peppa, die mich nicht hat hineinlassen wollen! Der Esel wird mich vermissen, wenn ich nicht mehr zurückkehre; denn er wieherte vor Freude jedesmal, wenn ich ihm über das Maul strich. Peppa schlug ihn stets mit der Peitsche und kitzelte ihn mit dem spitzen Schaft im Rücken, aber dazu hatte ich kein Herz. Ich wußte ja selbst, wie schlecht eine solche Sorte Confetti schmeckt."

Sie versuchte zu lachen, aber es klang wie Schluchzen. Leise zog sie ihre Hand aus der seinigen und wollte sich entfernen.

„Pasquarella!" rief er.

„Ich muß fort! Der Wirth könnte kommen, und vor dem habe ich Furcht. Er ist böse auf mich, weil ich ihm im vorigen Jahre einige Pfirsiche entwendete, und dennoch habe ich keine einzige derselben geschmeckt, denn Peppa verschlang sie alle mit einander."

Sie schritt lautlos hinab durch die blühende Akazienallee, deren weiße Blätter, vom Winde losgerissen, tausendweise den Weg bedeckten. Er folgte ihr, um ihr das Thor zu öffnen, damit sie nicht der Gefahr wieder ausgesetzt sei, sich an den Glasscherben auf der Mauer, beim Hinüberklettern, zu verletzen. Am Ende der Akazienallee befand sich ein offenes Lusthaus, über das üppige Heliotropen, stark duftend, ihre violetten Vorhänge ausbreiteten. Er blieb unwillkürlich stehen und athmete die Süße dieser seiner Lieblingsblumen ein.

„Ruhe hier ein wenig, Pasquarella! In dieses Lusthaus kommt der Wirth nicht, darauf kannst Du Dich verlassen. Außerdem mußt Du sehr müde von Deiner Wanderung in den Bergen sein, und dann, während Du ruhst, sollst Du mir erzählen, was Du in der vorigen Nacht träumtest. Du versprachst es mir ja."

Sie setzte sich auf die Bank an seine Seite, unter den Heliotropenzweigen, indem sie das Gesicht in seinen Armen verbarg. Eine wunderbare, herzklopfende Stille! (Schluß folgt).

Die Schüler Rafaels.

Von

Marco Minghetti.

Deutsch von M. v. Meysenbug.

III.

Auf Leo X. folgte Hadrian VI. Es läßt sich kein auffallenderer und schärferer Gegensatz erdenken als der, welcher zwischen diesen beiden Männern bestand. Hadrian war der Sohn geringer Eltern in Utrecht;*) durch Wohlthätigkeit in den Stand gesetzt, in Löwen zu studiren, zunächst Pfarrer, nachher Canonikus, endlich Lehrer der Schulwissenschaften bei dem jungen Prinzen, welcher später Carl V. wurde, erhielt er durch dessen Gnade den Bischofssitz von Tortosa und dann den Cardinalshut. Aber diese Würde erweckte keineswegs den Hochmuth in seiner Seele, noch veränderte sie seine bescheidenen und bestimmten Gewohnheiten. Er erstaunte über seine Erwählung zum Papst und nachdem er seine Abreise einige Monate verschoben hatte, kam er nach Rom, die Seele voll von edlen Entwürfen. Er wollte die Sitten reformiren, Italien beruhigen, die deutschen Protestanten in den Schooß der Kirche zurückführen, und in der That versuchte er alle diese Dinge zu verwirklichen während der Zeit seines Papstthums, welches so kurz, jedoch lang genug war, um dieselben eins nach dem anderen scheitern zu sehen.

*) Er hieß Dedel. Einige sagen, daß der Vater Boote baute, Andere meinen, vielleicht aus Nichtachtung gegen den Sohn, welcher das Bier liebte, daß er Bierbrauer war. Berni sagt: „Sohn eines Scherers von wollenen Tüchern".

Er schaffte den Luxus des Hofes von Leo X. ab, ließ Aemter eingehen, welche blos geschaffen gewesen waren, um Geld dafür zu erhalten, untersagte, daß Jemand mehrere einträgliche Stellen zu gleicher Zeit habe, verbot, Aemter, Begünstigungen und Protection zu verkaufen. Im Pallast hatte er einige Prälaten, welche durch ihre Gelehrsamkeit und christliche Disciplin ehrwürdig waren, um sich versammelt, damit er sich zu jeder Zeit ihres Rathes sowohl was die Verbesserung der Sitten als das Regiment in den geistlichen Angelegenheiten anbetraf, bedienen könne. Negri, dessen Correspondenz uns viel Licht über jene Zeit giebt, schreibt gleich zu Anfang:*) „Gott erhalte ihn bei diesen guten Vorsätzen und gebe ihm Kraft, sie auszuführen, aber ich zweifle — — — natura non tolerat repentinas mutationes — — Der Hof, der mehr als je verdorben ist, zeigt nicht die mindeste Neigung, diesen guten Absichten zu entsprechen. Sed ipse videbit."

Negri hatte wohl Recht; die schlechten Sitten waren zu eingewurzelt, die Liebe zu den Genüssen, die ungezügelte Habgier waren zu groß. Vielleicht erbitterte diese plötzliche und übermäßige Strenge auch die Geister mehr als sie sie anzog; es schien eine Gottlosigkeit so mit einem Mal die Mißbräuche ausrotten zu wollen. Die alten Laster und die Sittenlosigkeit blieben. Die Cardinäle brüsteten sich noch mehr als früher mit ihrem Luxus gegenüber der strengen Einfachheit des Papstes.

An den Kaiser, den König von Frankreich und den von England wandte sich Hadrian zunächst mit Ermahnungen und Bitten, daß sie Frieden oder wenigstens einen Waffenstillstand schließen möchten. Er beschwor sie, ihre Waffen gegen die Türken zu wenden, herbeizueilen, um Rhodus zu retten, wo die Johanniterritter die letzten Beweise ihrer heroischen Festigkeit gegen den schrecklichen Soliman ablegten. Aber die Worte des Papstes waren vergeblich und die Nachricht von der Eroberung von Rhodus traf ihn gerade am Tage, als er den Weihnachtgesang feierte und erfüllte ihn mit Trauer und bitteren Vorahnungen. Carl V. hatte geglaubt, daß sein alter Lehrer sich seinem Willen folgsam zeigen würde, und nun verdroß es ihn, denselben entschlossen zu finden, neutral zu bleiben, um Frankreich nicht zu verletzen. Aber auch diesen Vorsatz der Unparteilichkeit konnte Hadrian nicht durchführen, so arg waren die Intriguen, welche ihn umgaben. Man machte ihm glauben, daß Franz I.**) das wahre Hinderniß gegen den Kreuzzug sei und ließ ihn im Geiste Verschwörungen gegen seine Person, im heiligen Collegium

*) Girolamo Negri, Venezianer, war lange Zeit im Dienst des Cardinals Marco Francesco Cornaro und später des Cardinals Gaspare Contarini. Er wurde dann Canonicus in Padua und starb daselbst. Seine Briefe an Marc Antonio Micheli, venetianischer Patrizier, finden sich in der Sammlung der Briefe von Fürsten an Fürsten ꝛc. Venedig, Zilotti 1581.

**) Dieser Verdacht regte sich auch schon vorher in Deutschland, als Franz I. sich um das Reich bewarb gleichzeitig mit Carl V., welcher dann gewählt wurde. In einem Brief des Cardinals Cajetan da Vio an Leo X., den 29. Juni 1519 aus Frankfurt geschrieben, werden die folgenden Worte des Erzbischofs von Mainz angeführt: „Was den Krieg gegen die Türken anbetrifft, welchen die Gesandten versprechen, so habe ich gesagt, daß das eine Sache von großem Nutzen wäre und sehr zu wünschen, besonders wenn Frankreich und Italien sich dazu mit Deutschland vereinigen würden; es ist jedoch eher zu glauben, daß der König von Frankreich, wenn er das Reich hätte, seine Kräfte nicht in fernen Ländern würde zertheilen wollen, wenn er sie nicht zuvor geprüft und verdoppelt hätte, sowohl im Königreich Neapel, als in Flandern und an vielen anderen Orten, von denen er behauptet, daß sie nicht zum Reich, sondern zu Frankreich gehören." (Briefe der Fürsten. B. VI. S. 1.)

selbst durch Frankreich angestiftet, erblicken, so daß er, aufgeregt und erschüttert, wenn auch nicht überzeugt, nach vielem Schwanken dazu gebracht wurde, dem Bunde des Kaisers mit Venedig und Mailand beizutreten; aber seine Angst vor dem kommenden Krieg war so groß, daß er nach einigen Tagen sich krank niederlegte, um nicht wieder aufzustehen.

Was die Kirche anbetraf, so hoffte er das Schisma anhalten zu können, wenn er die Irrthümer des Papstthums offen bekenne und ehrlich eine Reform verspreche. Er sandte zu diesem Zweck Francesco Cheregato, Bischof von Fermo, als seinen Legaten zu dem Reichstag nach Nürnberg und gab ihm die folgenden Verhaltungsbefehle, welche schön zu erinnern sind: „Du wirst aufrichtig bekennen, daß Gott uns die Verfolgung schickte, um die Sünden der Menschen und besonders die der Prälaten und Geistlichen zu bestrafen. Man weiß, daß auf diesem Stuhl viele abscheuliche Dinge geschehen sind durch Mißbrauch in den Aemtern und daß daher Alles zum Schlechten verkehrt*) ist; auch ist es nicht zu verwundern, wenn die Krankheit des Hauptes in die Glieder niedersteigt, von dem höchsten Papste zu den niederen Geistlichen. Du wirst versprechen, daß die erste Reform die dieser Curie sein soll, damit von da, wo die Verderbniß herabstieg, nun auch die Gesundheit herabsteige. Es sei uns jedoch erlaubt, mit Vorsicht zu reformiren, und man fordere nicht, daß wir alle Sachen umstürzen und Alles auf ein Mal reformiren sollen.“**) Diese edlen Verhaltungsbefehle wurden zwar einem so gelehrten und frommen Mann, wie der Cheregato war, anvertraut, aber sie brachten in Deutschland keineswegs die Wirkung hervor, welche der Papst gehofft hatte. Die Leidenschaften waren dort schon zu heftig aufgeregt, zu Viele hatten sich schon auf die Seite Luthers gestellt und mehrere Fürsten hatten dessen Vertheidigung übernommen. Theologen und Leute von Ansehen hatten sich in diesen Streit vertieft mit dem Wunsche die Wahrheit zu ergründen, während wieder andere Männer ihr Interesse darin fanden, die Feindschaft zu schüren und die Trennung von Rom zu befördern. Und so gingen von diesem Reichstag, auf dem Hadrian Frieden und Gehorsam zu finden gehofft hatte, im Gegentheil jene berühmten hundert Beschwerden des deutschen Volkes aus, welche jede Hoffnung auf Eintracht in der Zukunft vernichteten. Von der anderen Seite konnten diese Bekenntnisse aber auch nicht verfehlen, den römischen Hof zu erbittern und in den Gemüthern Zorn und Verachtung zu erwecken, deren Spuren sich noch lange in den späteren Geschichtsschreibern finden. So viel Unglück und Bitterkeit konnte Hadrian nicht lange ertragen; er starb den 13. September 1523, vierzehn Monate nachdem er in Rom eingezogen war und zwanzig Monate nach seiner Erwählung zum Papst. Er starb unverstanden, ungeliebt, unbeweint und mit der klarsten Erkenntniß von dem Ungenügen seines guten Willens, von der Ohnmacht seiner Anstrengungen und von seinem feindlichen Schicksal. Wohl mochte sein treuer Enkefort, als er ihm in der Kirche dell' Anima ein Monument errichtete, das Motto darauf schreiben, welches man ihm selbst zugeschrieben hatte: „Ach, wie wichtig ist es, daß auch selbst die Tugend der Besten den geeigneten Augenblick finde!“ ***)

*) Der Text heißt: „excessus in mandatis, omnia denique in perversum mutata“.

**) Instructio pro te Francisco cheregato opud Raynoldum T. XI p. 363.

***) „Proh dolor! Quantum refert in quae tempora vel optimi cuiusque virtus incidat.“

Man kann sich leicht eine Vorstellung von den Veränderungen in Rom machen von der Zeit Leo X. an bis auf Hadrian und welches die Zustände der Stadt unter des Letzteren Papstthum sein mußten. Dessenungeachtet macht es mir Freude, einige der merkwürdigsten Thatsachen anzuführen, welche in den gleichzeitigen Geschichtswerken oder Briefen erzählt werden und welche uns diese Verwandlungen, wie ich sie nennen möchte, beinahe handgreiflich machen, indem sie uns zu gleicher Zeit helfen, die Erlebnisse der Schüler Rafaels zu verstehen, welche, irre geworden in ihrem Beginnen, gezwungen waren zu versuchen das Leben anderswo weiter zu führen.

Von dem Augenblick an, wo die Erwählung des Cardinals von Tortosa bekannt wurde, hatte das römische Volk instinctiv die düstern Folgen dieser Wahl errathen und nur mit großer Mühe konnten die Cardinäle, als sie das Conclave verließen, sich dem Pfeifen und dem Zorn der Menge entziehen. Gleich darauf verbreitete sich das Gerücht, daß er die Tiara zurückgewiesen habe und später sagte man, daß er sie annehmen, aber von Spanien aus regieren werde. Berni in seinen Satiren erwähnt alle diese Gerüchte:

„Ma il bello era a sentir un altra cosa,
Che dubitavan che non accettasse
Come persona troppo scrupolosa.
Per questo non volevan levar l'asse
Di quel Conclave, ladro scellerato,
Se forse un altra volta è bisognasse.
Dappoi che sepper ch'egli ebbe accettato
Cominciaron a dir che non venia.“*)

Der Aufenthalt des Papstes in Tortosa wurde nur unwillig geduldet, so daß der spanische Gesandte von Rom aus schrieb, es sei durchaus nothwendig, daß er komme. Guicciardini bemerkt, daß Rom ohne die Gegenwart der Päpste eher eine Einöde als eine Stadt sei. Man schrieb auf die Häuser est locanda, d. h. Rom ist zu vermiethen. Die allerseltsamsten Erzählungen fanden am meisten Glauben. Eines Tages verbreitete sich das Gerücht, daß der Papst Auftrag gegeben habe, ihm ein ganz einfaches Haus zu suchen, aber mit einem kleinen Garten dabei. „Ist's möglich“, sagte man, „daß der nicht einmal weiß, daß er im Vatican die schönsten Paläste und die reizendsten Gärten hat, welche je auf der Welt gewesen sind“.**) Endlich kam er wirklich in Rom an, aber in der Zwischenzeit war die Pest daselbst ausgebrochen. Er wollte weder Triumphbogen, noch Schmuck, noch Feste. Gleich bei seinem ersten Erscheinen mißfiel er; seine Manieren

*) „Aber das Schöne war eine andere Sache zu hören: sie zweifelten, daß er es annehmen würde, als ein zu gewissenhafter Mensch. Deshalb wollten sie den Verschluß nicht haben von jenem Conclave, dem schändlichen Diebe, im Fall man es ein anderes Mal nöthig hätte. Aber seitdem sie wußten, daß er angenommen habe, fingen sie an zu sagen, er würde nicht kommen.“

**) Calender der Briefe. Depesche 491. Dies mußte eine Fabel sein, welche seine Feinde in Umlauf gesetzt hatten, denn Negri schreibt am 14. April 1522, zur Zeit als Hadrian VI. sich noch nicht aus Spanien fortbewegt hatte: „Jeden Tag bei Tagesanbruch liest er seine Messe und freut sich sehr außerdem an Gärten, weshalb er sich sehr nach Belvedere erkundigt und gesagt hat, daß er es so zuschließen wolle, daß der Eintritt nicht öffentlich und für Jedermann sei.

waren streng und gemessen; er konnte nicht italienisch sprechen und sprach das Latein in einer Weise, welche die feinen Ohren dieser Gelehrten zerriß. Als er in den Vatican eingezogen war, jagte er alle Gäste hinaus und als man ihn in das Belvedere führte und ihm den Laokoon und die anderen antiken Statuen, die Wunder der Kunst, zeigte, wendete er das Gesicht ab und sagte: „heidnische Götzen".*) Er entließ die Dienerschaft und als gesagt wurde, daß Leo hundert Stallknechte gehabt habe, bekreuzte er sich und sagte, vier wären ganz genug. Er hatte sich zwei flamländische Diener mitgebracht, dumme und unbeholfene Menschen, und zwei Mägde, von denen die eine kochen und die andere sein Bett machen und die Wäsche besorgen mußte. Für seine Nahrung gab er täglich einen Ducaten aus, welchen er Abends mit eigener Hand aus der Tasche zog und seinem Haushofmeister gab, indem er sagte: „gieb das für morgen aus". Alle diese Dinge brachten ihn in den Ruf eines Knickers und Geizhalses. Der schon öfter angeführte Negri schreibt aus Rom: „da ist auch nicht Einer, der sich rühmen könnte, in irgend einer Sache einen Bajocco**) umsonst zu erhalten", und in demselben Brief erzählt er die folgende Anecdote: „Ein Bologneser ließ Se. Heiligkeit wissen, daß er ein großes Geheimniß besitze, welches für die ganze christliche Republik von Wichtigkeit sei und daß, wenn Se. Heiligkeit ihm die Mittel geben wolle, nach Rom zu reisen, so würde er kommen. Der Papst antwortete dem Vermittler, welches Messer Vianesio war, daß Jener kommen möge und daß ihm zwölf Ducaten als Zehrpfennig ausgezahlt werden sollten. Dies wurde dem Mann geschrieben; der aber antwortete, der Zehrpfennig sei nicht ausreichend, denn er sei alt und ein armer Mann und er wolle außerdem auch die Möglichkeit haben, zurück zu reisen. Der Papst sagte darauf demselben Vianesio, er möge dem Manne 24 Ducaten vom Seinigen schicken, welche er ihm nachher wiedergeben würde. Und so schickte sie ihm dieser und der Bologneser kam. Als er da war, sagte Messer Vianesio zum Papst, daß der Mann gekommen sei und daß er ihm sein Geld zurückgeben möge. Der Papst erwiderte: „audiamus prius hominem" und wollte noch nichts davon hören, ihm die 24 Ducaten zu geben. Als nun endlich der Bologneser eingeführt wurde, sagte er sehr geheimnißvoll: „Heiliger Vater, wenn Ihr den Türken besiegen wollt, ist es nöthig, ein großes Heer zu Land und zu Meer zu schaffen" und weiter sagte er nichts. Der Papst war ganz erstarrt vor Zorn und entließ ihn. Dann sagte er zu Messer Vianesio, welcher noch sein Vertrauter ist: „Per deum! iste bononiensis est truffator, sed truffaverit nos expensis vestris!" Und so hat er ihm die 24 Ducaten nicht wiedergeben wollen."

Die Folgen von diesem Allen waren die Spötteleien, die zotigen Verse und die Satiren Pasquino's, über die Hadrian, welcher in diesen Dingen neu und unerfahren war, sich erzürnte und ungeduldig wurde, worauf die Sarkasmen dann noch zahlreicher und grausamer auf ihn herab regneten. Der Papst wollte,

*) Auch Negri erzählt es und fügt hinzu: Ich zweifle nicht, daß er eines Tages das thun wird, was, wie er sagt, der heilige Gregorius schon geplant hatte, welcher von allen Statuen, den lebendigen Zeugen der Größe und des Ruhmes von Rom, Kalk zu dem Bau von St. Pietro bereiten lassen wollte.

**) Römische Kupfermünze.

daß man die verstümmelte Statue des Pasquino in den Tiber werfen sollte, und nur mit großer Mühe konnte der Herzog von Sessa, welcher anstatt Manuel Gesandter Carl V. geworden war, ihn davon abhalten, indem er ihm in witziger Weise sagte, daß Pasquino auch in der tiefsten Tiefe des Flusses und den Fröschen zum Gebrauch, nicht schweigen würde. Der Papst erwiderte: „Dann verbrenne man ihn und mache Kalk daraus, damit keine Spur von ihm bleibe"; darauf fing der Herzog von Sessa von Neuem an ihn zu beschwören, so daß er endlich Gnade für diesen Torso erhielt. Es ist sonderbar, daß dieser selbe Herzog von Sessa ihn später in der letzten Stunde seines Lebens gegen die Zudringlichkeiten und Kränkungen der Cardinäle vertheidigen mußte, als diese, da man sagte er habe viel Geld angesammelt, wissen wollten, wo er dasselbe hingethan habe.*)

Wenn wir die wirklichen Ursachen des Widerwillens, den die Römer für Hadrian empfanden, aufsuchen wollen, so werden wir finden, daß seine ausländische Herkunft und das Mißtrauen, welches er gegen die Italiener hegte, unter den hauptsächlichsten waren. Guicciardini läßt es sehr gut durchblicken, indem er sagt: „Man kann die Gründe nicht verstehen, warum bei den vielen Nöthen und Gefahren des Zustandes der Kirche, man einen barbarischen**) Papst gewählt hat — — welcher Italien niemals gesehen, noch den Gedanken oder die Hoffnung hatte, es je zu sehen." Und ferner: „es starb Hadrian — — zum unaussprechlichen Vergnügen des ganzen Hofes, welcher wünschte, einen Italiener oder wenigstens einen in Italien Erzogenen auf jenem Sitz zu sehen." Der Papst setzte all' sein Vertrauen in Ausländer; in Enkefort, welcher sein Canzleipräsident war und nachher Cardinal wurde, in Winkel, seinen Referendar, in Hezius, seinen Secretair und in andere seiner Landsleute, wovon Berni also singt:

„Ecco che personaggi, ecco che corte
  Che brigate galanti cortigiane!
  Copis, Vincl, Corizio e Trincheforte
Nomi da far isbigottir un cane
  Da far ispiritar un cimitero
  Al suon delle parole orrende e strane
— — — — — — — — — —
Pur quando sento dire oltramontano
  Vi sopra una chiosa col verzino
  Idest nemico del sangue italiano
Oh furfante, ubbriaco, contadino
  Nato alla stufa, or ecco chi presume
  Signoreggiar il bel nome latino!" ***)

---

*) Calendar id. Ibid. b. sept 586. 601: The pope died on the 14 at one ó clock in the afternoon; many of the cardinals committed the greatest cruelty ever heard of; when the pope was dying, they importuned and pressed him to confess how much money he had and where it was hidden. They did not treat him like a pope but like a private man who is on the rack. The pope swore that he had not 1000 ducats. The cardinals would have behaved even worse had he (the duke of Sessa) not prevented them.

**) Barbarisch ist hier in dem Sinne gebraucht, in welchem es die Alten brauchten: alles Fremde, außerhalb der Civilisation Rom's Seiende.

***) „Das sind die Geschöpfe, das ist der Hof! Welche Gesellschaft feiner Höflinge! Copis, Vincl, Corizio, Trinckeforte, Namen, um einem Hund Furcht zu machen, um einen Kirchhof zu erschrecken, durch den Klang dieser schrecklichen und sonderbaren Worte — — —

Berni sagt auf seine Weise nichts Anderes als was Guicciardini mit einem einzigen Beiwort bezeichnet hatte: barbarischen Papst.

Ich habe auf diesen Gegensatz der Rassen hinweisen wollen, weil es mir scheint, daß hierin der wahre Grund des Widerwillens zu suchen sei, welchem der unglückliche Hadrian in Rom begegnete. Außerdem ist es aber auch gewiß, daß sein Wesen und seine Gewohnheiten genügten, um ihn lästig und verhaßt zu machen; „omnia sunt plena desperationis“ schreibt Negri, „und Gott gebe, daß wir nicht nächstens nach Avignon fliehen, ad ultimum oceanum, in das Vaterland des Papstes.“ Als Se. Heiligkeit einer Gefahr durch den Einsturz der oberen Einfassung der Thür, durch welche er eintrat, um Messe zu hören, entgangen war, bei welcher Gelegenheit einige Schweizer seiner Wache durch herabfallende Steine verwundet wurden, erzählt Nardi, ein aufrichtiger und ehrlicher Geschichtsschreiber, daß seine Rettung „den liederlichen Geistlichen so wenig angenehm war, daß wir Einen von diesen in der Gegenwart eines Cardinals, während man von der Gefahr sprach, in welcher Se. Heiligkeit geschwebt habe, den Papst beschimpfen hörten und daß er sich nicht schämte, dem Geschick zu fluchen, welches denselben vom Tod errettet hätte. Und was mich am meisten wunderte, war, daß der Priester gar nicht von dem Cardinal wegen der lächerlichen Worte, die er gebraucht hatte, zurechtgewiesen und getadelt, sondern vielmehr gelobt und geschmeichelt wurde.“

Als man dann erfuhr, daß der Papst gestorben sei, gingen einige liederliche Burschen zur Nachtzeit, um Kränze an der Thüre des Johann Antracino, seines Arztes, niederzulegen mit einer Inschrift, welche sagte: Liberatori patriae. S. P. Q. R.

IV.

Ich habe schon gesagt, daß Hadrian die Schriftsteller, die Dichter, die Künstler, die Musiker, welche das Entzücken Leo's ausmachten, schimpflich aus dem Vatikan jagte. Selbst sein Schutzredner kann nicht verschweigen, daß er „die Blüthen der Beredsamkeit verachtete und die Dichter im Verdacht hatte, im Herzen wenig aufrichtig gegen die christliche Religion zu sein und die verdammten Namen der falschen Götter in Nachahmung der Alten, mit Fleiß zu feiern.“ Alle diejenigen, welche es konnten, verließen daher Rom. Bembo kehrte nach Padua zurück, Sadoleto ging nach Cargentras, wo er Bischof war. Was die Künstler betrifft, so muß man den guten Vasari lesen, welcher nicht Worte finden kann, die hinreichen um jene Zeit zu tadeln. „Hadrian, sagt er, freute sich weder an der Malerei, noch an der Bildhauerei, noch an anderen guten Dingen, — — so daß alle die öffentlichen Werke, welche sein Vorgänger angefangen hatte, unvollendet blieben. — — — Und nicht allein arbeitete man Nichts für ihn, sondern, weil er die Malerei und Bildhauerei haßte, wurde er auch Ursache daß sich Niemand Anderes mehr daran freute oder einen Künstler unterhielt und bezahlte, so daß die Schüler Rafaels nahe daran waren Hungers zu sterben und Alle nur darauf sannen wo sie sich hinflüchten sollten, da sie sahen daß das Talent durchaus keinen Werth mehr hatte.“

So oft ich sagen höre: ein Oltramontano, mache ich ein Zeichen darüber mit dem Rothstift, das heißt Feind des italienischen Blutes. Oh Spitzbube, Säufer, Bauer, beim Ofen geboren, und der maßt sich an, den schönen lateinischen Namen zu beherrschen.

Während der Regierung Hadrians finden wir die Schüler Rafaels von dem Cardinal Julius von Medicis in seiner Villa jenseits der mulvischen Brücke versammelt, um die Villa mit Gemälden und Stuckarbeiten zu schmücken, welche jetzt zum großen Theil zerstört sind. Polidoro jedoch blieb in der Stadt, erwählte sich Maturino Fiorentino zum Gefährten und nachdem sie ihre Ideen, ihr Geld und ihre Werke mit gegenseitiger Bewilligung zusammengethan hatten, fingen sie an mit einander zu arbeiten. Sie malten Façaden von Kirchen und Palästen, wie es damals üblich war, entweder im Chiaroskuro oder mit Grottesken und wenn Jemand wünscht eine Probe davon zu sehen, so möge er in die Straße der maschera d'oro gehen, wo noch die Ermordung der Niobiden zu sehen ist, oder in den Garten des Palastes Buffalo, wo man noch Fresken im Chiaroskuro sieht. Die Erwählung Clemens VII. war ein großer Trost für alle Künstler. „Die schönen Künste, welche von der vorhergehenden Barbarei schon beinahe verjagt waren", schreibt Negri, „hoffen wiederhergestellt zu werden". Und wirklich wollte auch der neue Papst, daß der Saal des Constantin sogleich vollendet werde, so daß wir nun die Schüler Rafaels noch ein Mal versammelt sehen, welche, um den Pierin del Vaga zu unterhalten, ihm die Caterina, Schwester des Fattore, zur Frau gaben. Aber diese Meeresstille sollte nur die kurze Vorläuferin schrecklicherer Stürme sein als sie je da gewesen. Ich meine die Kriege in Italien, das Kommen der Kaiserlichen nach Rom im Jahre 1527 und die Plünderung der Stadt, welche Alles in Verwirrung brachte und mit Schmerz erfüllte. Giulio Romano war schon gegangen, die Anderen folgten in eiliger Flucht, so daß wir sie von diesem Augenblick an einzeln da zu suchen haben, wo sie ein Asyl und die Möglichkeit ihre Kunst auszuüben, gefunden hatten.

Wir besitzen noch die Dokumente der Verhandlungen, welche Baldassar Castiglione im Auftrage Federigo's Gonzaga, des Marchese von Mantua, führte, um Giulio nach letzterem Orte zu berufen. Dieser, nachdem er vom Papst Clemens Erlaubniß erhalten hatte, nahm es gern an und begab sich 1524 nach Mantua, wo er fortan bis zu seinem Tode blieb. Vasari erzählt, daß der Herzog so sehr das Talent Giulio's schätzte, daß er nicht ohne ihn leben konnte und ebenso hatte Giulio für diesen Herrn eine Verehrung, wie man sie sich nicht größer denken kann. Er diente ihm als Baumeister, als Ingenieur, als Maler; zeichnete den Entwurf zu dem sogenannten Palast del Te bei Mantua und überwachte dessen Ausführung; sorgte für das Pflaster der Stadt; ordnete die Ausschmückungen bei den großen öffentlichen Feierlichkeiten an, wie z. B. bei der Ankunft Carl V. und bei der Hochzeit des Herzogs Federigo und als der Po die Dämme durchbrochen und die Stadt überschwemmt hatte, leitete er die Anstalten, welche geeignet waren diese zu retten. Außerdem machte er eine Menge Gemälde im Palast del Te und in anderen Palästen und Kirchen. Im Palast del Te malte er in einem der Zimmer die Geschichte von Amor und Psyche, ein Gegenstand, welcher schon in der Farnesina behandelt worden war, und in den letzteren Zimmern malte er den Kampf der Giganten, welcher ihm schon damals und später großen Ruhm einbrachte. Auf diesen Malereien brachte er oben alle Götter des Olymp's an und malte Giganten von großer außerordentlicher Gestalt, zum Theil durch Blitze getroffen, zum Theil durch die Trümmer von Bergen und Gebäuden. Das Gemälde,

welches vom Boden anfängt, setzt sich ohne Ende oder Unterbrechung von Ornamenten, durch das ganze Gewölbe fort und die Fenster und Thüren, in Form von Ruinen, bilden einen Theil des Gemäldes selbst. In anderen Zimmern zeichnete er verschiedene Zierrathe und Figuren in Basrelief. Die Grottesken, welche Rafael mit so viel Schönheit für die Loggien erfunden hatte, wurden hier von Giulio wieder gegeben und dieser Palast, so wie der alte Hof in der Stadt, bilden eine Gruppe dekorativer Werke, welche an Reichthum und gutem Geschmack als die schönste Schule angesehen werden können, welche Italien in dieser Art besitzt. In der That hatte auch Giulio eine Schule um sich gebildet, in welcher mehrere Mantuaner Ruhm erlangten, aber vor Allen Primaticcio, ein Bolognese, welcher sechs Jahre hindurch bei ihm lernte und dann nach Frankreich berufen wurde.

Giovanfrancesko Penni, der Fattore genannt, entschloß sich auch dahin zu gehen, als er gehört hatte, daß Giulio Romano geehrt und reich belohnt in Mantua lebe, wurde aber von Giulio wenig ermuntert, weshalb er sogleich wieder fortging und sich nach Neapel begab, wohin er eine Copie von Rafaels Transfiguration mitnahm, welche er gemacht hatte und welche sich gegenwärtig in Madrid befindet. Er starb jedoch nicht lange darauf, im Jahr 1528.

Pierino del Vaga, welcher während der Plünderung mit seiner Frau und mit einem kleinen Kind in den Armen, durch die Stadt rannte, um Jene zu retten, war nahe daran, noch außer aller seiner Habe das Leben und den Verstand zu verlieren, und blieb so niedergeschlagen, daß es schien, als würde er nie mehr an die Kunst denken. Als es sich aber traf, daß ein gewisser Nicolo Veneziano, ein selten vortrefflicher Meister der Stuckkunst und Diener des Fürsten Doria, nach Rom kam, wurde Pierino von demselben ermahnt, nach Genua zu gehen, woselbst ihn der Fürst mit großem Wohlwollen aufnahm und ihm den Auftrag gab, einen Palast in Genua zu bauen und ihn mit Stuckarbeiten und Malereien aller Art zu schmücken. Dieser Palast Doria wurde für Pierino ebenso wichtig wie der Palast del Te es für Giulio Romano war. Denn wer sich wahrhaft eine Idee von der Schule Rafaels in ihrer größten Vortrefflichkeit machen will, muß sie in diesen beiden Palästen suchen. Die Vorhalle und die Treppe des Genueser Palastes sind voller Stuckarbeiten und Grottesken mit kleinen Abtheilungen und Bögen, in deren jedem Waffen und Kämpfe aller Art abgebildet sind. Und diese Dinge sind alle mit so viel Fleiß und gutem Geschmack gefertigt, daß sie durch keinen Vergleich besiegt werden. Unglücklicherweise sind sie vor einigen Jahren in solcher Weise restaurirt worden, daß der Beschauer sich nur mit großer Mühe eine Vorstellung davon machen kann, was sie in ihrer ersten Frische gewesen sein müssen. In der Gallerie oben sind zwölf Heerführer aus dem Hause Doria gemalt; in andern Zimmern wieder andere Fresken, und an der Decke des Hauptsaales: Jupiter, welcher auf die Giganten Blitze schleudert. Nach dem Pierino hier einige Jahre sehr geehrt gelebt und nicht wenige Schüler in der Kunst unterrichtet hatte, kam ihm die Lust nach Rom zurückzukehren, wo er aber bald einsehen mußte, daß die Zeiten Leo X. für immer vorbei seien, so daß er das Wenige, was er in Genua erworben hatte, in kurzer Zeit verbrauchte. „Doch der Molza und viele seiner anderen Freunde ermunterten ihn, Geduld zu haben, indem sie ihm sagten, daß Roma nicht mehr diejenige von früher sei, sondern daß sie jetzt wolle, daß Einer müde und ihrer

überdrüssig werde, ehe sie ihn als den ihren erwähle und liebkose, und hauptsächlich, daß er der Spur irgendeines schönen Talents folge". — Er blieb also in Rom und arbeitete in Castel St. Angelo und in der Capelle Massimi an der Trinita; dann erhielt er Auftrag von Paul III., das Basement unter die Fresken der Stanzen der Segnatura und des Heliodor zu malen, wo man die Holzspaliere in Perspektive, welche früher da waren, weggenommen hatte; Pierin malte nun daselbst eine Reihe scheinbarer Marmorarbeiten mit verschiedenartigen Endungen und Kränzen und Geschichten in Chiaroscuro, so daß seine letzten Arbeiten wieder im Vatikan gemacht wurden, da, wo er in besseren Zeiten angefangen hatte Ruhm zu erwerben. Bald nachher starb er im Alter von 46 Jahren.

Giovanni von Udine, welcher unter Hadrian VI. in seine Heimat zurückgekehrt war, beeilte sich als er von der Erwählung Clemens VII. hörte, nach Rom zurückzukehren und hier angelangt, arbeitete er im Vatikan, aber zur Zeit der Plünderung begab er sich wieder in seine Vaterstadt. Dann malte er im Schloß von Spilimbergo die Verzierung eines Saales mit Kränzen, Früchten und anderen Erfindungen und in Venedig schmückte er den Palast des Grimani, Patriarchen von Aquila, mit Stuckaturarbeiten und Gemälden. Im Jahre 1550 kam er nach Rom, zu Fuß und im Pilgerkleid, ganz ärmlich, am Jubiläum Theil zu nehmen. Zeitweise blieb er nun hier und zeitweise in Florenz und starb siebenzig Jahre alt. Er war der Einzige, welcher verlangte nahe bei seinem Meister Rafael von Urbino begraben zu werden, um auch im Tode nicht von dem getrennt zu sein, von welchem sich seine Seele, als er lebte, nie getrennt hatte.

Bewegter noch war das Leben Polidoro's und sein Ende höchst unglücklich. Es verdient bemerkt zu werden, daß er sich erst nach seinem Fortgang von Rom ernstlich daran begab, das Colorit zu studiren. Aber so groß er in der Zeichnung und im Chiaroscuro war, Dank mehr der Güte seiner Natur als seinem Fleiße, so überschritt er doch in jener Beziehung nie die Mittelmäßigkeit, wie man an dem Bilde von Christus, welcher das Kreuz trägt, das sich im Museum von Neapel befindet, sehen kann. Als er von Rom entfloh, begab er sich zu Andrea von Salerno und bald darauf nach Messina, wo er eine Schule gründete, welche durch Anzahl und Tüchtigkeit bemerkenswerth war. Vielleicht kann man jenen Vincenzo Ainemolo, einen tüchtigen Künstler, unter seine Schüler rechnen, von welchem sich mehrere Gemälde in St. Domenico und in der Galerie von Palermo befinden. Doch fand er unter seinen Schülern auch den Verräther, welcher aus Habgier, um ihm eine gewisse Summe, die er aus der Bank zurückgezogen hatte, zu rauben, sich mit anderen bösen Menschen darüber verständigte, ihn mit denselben im Bette überfiel und mit vielen Wunden tödtete. In der Stadt Messina war darüber große Trauer und man begrub ihn daselbst 1523 mit feierlichem Leichenbegängniß.

Dies waren die Schicksale der Schüler Rafael's und es sei mir erlaubt, jetzt über sie ein Urtheil zu fällen. Ein charakteristischer Umstand der Schule Rafael's war der folgende: kaum war der Meister todt, so fühlte sie den Einfluß Michel Angelo's und wurde durch denselben sehr stark verändert. Es giebt sogar Einige, welche behaupten, daß Rafael selbst nicht unbeeinflußt geblieben sei und welche den Ausspruch Julius II. anführen, der, als er mit dem Venezianer Sebastiano sprach, sagte: „Seht, wie Rafael, als er die Werke Michel Angelo's sah, sogleich die

Manier des Perugino verließ und sich so viel als möglich der des Michel Angelo näherte". Als Beweis hierfür werden die Bilder der zweiten und dritten Manier angeführt. Es ist gewiß, daß der Anblick der Gemälde Michel Angelo's und besonders der Decke der Sixtinischen Capelle nicht umhin konnte die Seele des jungen Urbinaten, als er nach Rom kam, zu ergreifen, und ihm ein neues Feld der Gedanken und der Composition zu eröffnen. Aber dessen ungeachtet bewahrte Rafael immer sein Wesen, seine eigenthümliche Gestaltungsweise und sanfte Anmuth. Die Schüler dagegen wurden nach dem Tode des Meisters so zu sagen fortgerissen zu der Art und Weise Michel Angelo's und fingen an in der Zeichnung und Composition das Nackte, die Verkürzungen, die schwierigen und kühnen Stellungen zu suchen. Dazu kam daß, als sie in verschiedene Provinzen Italiens zerstreut wurden, es unmöglich ward daß sie sich nicht in Einigem dem Geschmack gefügt hätten, welcher dort vorherrschte. Dabei ist zu bemerken, daß sie durchaus nicht glaubten dadurch den Erinnerungen und der Ehre der Schule zu schaden, im Gegentheil, sie glaubten deren Verdienst zu erhöhen. Ihren Augen erschien dies, wie ich schon bemerkte, als ein Fortschritt in der Kunst, denn die Einfachheit und Lieblichkeit der Quattrocentisten wurde im Allgemeinen jeden Tag mehr als ein Mangel an Ideen und Fähigkeiten angesehen und trocken und langweilig gefunden. Die Wahrheit dieser Behauptung offenbart sich in allen Werken, welche sie nach der Entfernung von Rom schufen und besonders in dem Saal der Giganten in Mantua und in den Fresken des Palastes Doria in Genua, obgleich Pierino es war, welcher am längsten die Anmuth des Meisters bewahrte. Und dennoch, welcher Unterschied zwischen diesen Gemälden und ihren Jugendwerken, welche sie unter der Leitung Rafael's verfertigten! Es strebten zwar diese Maler danach immer den Werth der Zeichnung aufrecht zu erhalten, durch welche ihre Schule damals und auch nachher ausgezeichnet war; aber was das Colorit anbetrifft, so konnte Keiner von ihnen jemals die Vollendung Rafael's erreichen, auch nicht als dieser noch lebte, und es genügt, um sich davon zu überzeugen, die Gruppe des Aeneas im Brand des Borgo oder die des Attila im Fresko Leo's anzusehen und sie mit dem Wunder zu Bolsena, in demselben Saale, zu vergleichen, ungeachtet der Restaurationen und Veränderungen auch dieses Letzteren. Es scheint mir, daß der Unterschied sich vor Allem in der Farbe des Fleisches zeigt, welche zu sehr in das Röthliche spielt. Außerdem wurden sie hierin auch von dem Glanz der venezianischen Schule übertroffen, welche in Wahrheit und Lebendigkeit des Colorits alle anderen Schulen Italiens übertraf.

Worin aber die Schüler Rafaels nicht nur ausgezeichnet, sondern die Ersten waren, das war in den Grottesken, Arabesken, Stuckverzierungen, kleinen Bildchen von Menschen, Thieren, Früchten, Blumen, Vasen u. s. w., Alles bewunderungswürdig proportionirt an sich und im Verhältniß zu den anderen Dingen. In diesen Zweig der Malerei hatte sich bei ihnen alle Anmuth des Meisters und jener feinste Geschmack ergossen, welchen man nie aufhören kann zu bewundern. Ich wüßte nicht, wem ich hierin die Palme reichen sollte, ob dem Pierino in Genua oder dem Giulio in Mantua. Die Schüler jedoch, welche Pierino in Genua hatte, folgten ihm wenig nach der Seite der Grotteske, wohingegen Giulio eine blühende Schule bildete, aus welcher, wie schon gesagt, Primaticcio hervorging,

welcher 1531 nach Frankreich berufen, in Fontainebleau viele Zimmer zeichnete und malte und die ersten Stuckarbeiten und Grottesken machte, welche nach Frankreich kamen. Gleich wie Rafael das Glück gehabt hatte, in Marcantonio den zu finden welcher durch den Stich die Kenntniß seiner Werke verbreitete, so wurden auch die Ornamente des Primaticcio durch Stefano Dülaure (welcher sich immer Stephanus zeichnet) wiedergegeben und mittels dieser Stiche in Europa verbreitet, wodurch sie Vorbild und Beispiel für den decorativen Schmuck aller Höfe wurden.

Primaticcio hatte außerdem noch andere Bolognesen nach Frankreich berufen, unter welchen sich Prospero Fontana befand, welcher aber aus Gesundheitsrücksichten nicht lange Zeit daselbst bleiben konnte und Niccolo dell' Abbate, welcher ebenfalls seine Art und Weise aus dieser Schule herleitet, wie man an dem Bild des Martyriums der Apostel Peter und Paul sehen kann, welches sich in der Dresdener Galerie befindet.*)

Ich habe schon angedeutet, wie sich der originelle Theil und die besondere Mache der rafaelischen Schule in Kurzem unter dem Einfluß Michel Angelo's veränderten und man kann sagen, daß schon die Schüler der Schüler, also die dritte Generation in der Kunst, Rafael wol copiren und nachahmen konnten, daß sie aber weder mehr seinen Geist noch seinen Geschmack hatten. Die Kunst war schon im Verfall. Dem ungeachtet war der Ruhm, den der Urbinate hinterlassen hatte, so groß, daß auch keine Stadt in Italien war, welche nicht Ansprüche darauf gemacht hätte, unter ihren Malern einen direkten Abkömmling, einen wirklichen Schüler Rafaels zu besitzen. Ich habe schon Anfangs aufmerksam darauf gemacht, wie die Geschichtschreiber, den municipalen Hochmuth unterstützend und wenig um die Genauigkeit der Thatsachen bekümmert, diese Annahmen für wahr aufgenommen und beigetragen hatten, sie zu verbreiten.

Aber was ich noch hinzufügen möchte, ist: daß die eklektische Schule, welche am Ende des Jahrhunderts und im Folgenden völlig siegte, ihre Wurzeln in den Schülern Rafaels hatte. Es haben Einige behauptet, daß der erste Versuch des Eklekticismus auf Michel Angelo zurückzuführen sei, als dieser, eifersüchtig auf den wachsenden Ruhm Rafaels, einige Bilder für den Sebastian del Piombo zeichnete, welcher beim Giorgione ein weiches und lebendiges Colorit erlernt hatte. Die Freunde Michel Angelo's hofften, daß auf diese Weise die Gemälde Rafaels besiegt werden würden, sowol was die Zeichnung, als was das Colorit beträfe. Von diesem Versuch kann man ein Beispiel an dem Christus an der Säule sehen, welcher sich in der Kirche von S. Pietro in Montorio befindet. Doch hatte, nach dem Zeugniß aller Geschichtschreiber, dieser Versuch durchaus keinen guten Erfolg, im Gegentheil, er diente nur dazu, Rafael noch zu erhöhen und zu beweisen, daß die erste Eigenschaft eines Kunstwerks die Einheit der Conception, der Zeichnung und der Ausführung ist. Der Eklekticismus behauptete freilich später diese Einheit des Styls zu besitzen, nur bildete er sich dieselbe, indem er die Elemente dazu von verschiedenen Seiten zusammentrug. So kam z. B. Giulio Campi von Cremona, welcher bei den vene-

*) Matrosia Jeltino Dittrice versichert, daß er Bologneser war: andere glauben, daß er in Abbà geboren war: ein Dorf in der Nähe von Reggio Emilion.

tianischen Malern Romanino und Porbenone deren schönes Colorit studirt hatte, später zu Giulio Romano um sich in der Zeichnung zu vervollkommen, indem er hoffte, sich so die eine und die andere Vollkommenheit zu erwerben. Bernardino Campi strebte außerdem auch noch, sich das Chiaroscuro und die Grazie des Correggio anzueignen, welcher Letztere die Welt durch seine neuen und zarten Gemälde mit Bewunderung erfüllt hatte. Die Bestrebungen des Giulio Campi, des Antonio und Vincenzo, seiner Brüder, und die seines Verwandten Bernardino, wurden aber noch glücklich von einer anderen Familie erreicht, welche auch aus Cremona gebürtig, aber seit lange in Bologna wohnhaft war, nämlich der Familie der Caracci. Ich glaube, daß seine Abstammung aus Cremona den Sinn und die Seele des Ludovico Caracci dazu gestimmt haben muß, die Campi zu schätzen; sicher ging er ebensoviel nach Cremona als nach Mantua, um sich zu bilden. Und durch Prospero Fontana, seinen Lehrer, und Niccolo dell Abbate, hatte er sich mit der Schule Giulio Romano's verbunden. Ihm, dem Lodovico Caracci, gehört die Ehre der eklektischen Schule die Doktrin, das Beispiel, die Theorie und die Praxis gegeben zu haben. Denn er lehrte, wie man die Beobachtung der Natur mit der Nachahmung aller Schulen vereinigen müsse, indem man aus Letzteren das Beste nähme und alle Stylarten zusammen stimme, und er bestrebte sich in seinen großen Werken diesen Gedanken zur That werden zu lassen.

Dieses war die Tendenz und ich möchte sagen die historische Evolution der Kunst in jenem Augenblick, was sich auch dadurch zeigt, daß die Caracci schon die Spur davon in ihren Vorgängern zu finden meinten vor Allen in Niccolo dell Abbate, welcher der Schüler und Gefährte des Primaticcio in Fontainebleau gewesen war. Ich möchte dazu hier ein Sonett des Agostino Caracci anführen, welches er zu Ehren des besagten Niccolo oder Niccolino, wie man ihn in Bologna schmeichelnd nannte, gedichtet hatte:

Chi farsi un buon pittor brama e desia
   Il disegno di Roma abbia alla mano,
   Le mosse coll' ombrar veneziano,
   E il degno colorir di Lombardia.
Di Michel-Angel la terribil via;
   Il vero natural di Tiziano,
   Di Correggio lo stil puro e sovrano
   E d'un Raffael la vera simmetria.
Del Tibaldi il decoro e il fondamento,
   Del dotto Primaticcio l'inventare,
   E un pò di grazia del Parmigianino.
Ma senza tanti studi e tanto stento
   Si ponga solo l'opre ad imitare
   Che qui lasciocci il nostro Nicolino.*)

---

*) Wer es wünscht, ein guter Maler zu werden, habe die Zeichnung aus Rom, die Schatten der Venezianer, das würdige Colorit der Lombarden, die schreckliche (großartige) Weise des Michel-Angelo, das Wahre, Natürliche Tizians, den reinen und vortrefflichen Styl Correggio's und das wahre Ebenmaaß Rafaels; den Anstand und die Grundlage des Tibaldi die Erfindung des gelehrten Primaticcio und ein wenig die Grazie des Parmigianino. Aber ohne so viele Studien und so viel Mühen begebe er sich nur die Werke nachzuahmen, welche unser Nicolino uns hier hinterließ.

Ich bedauere es, nicht näher auf dies Argument eingehen zu können, theils weil die Liebe zu der Vaterstadt sich zu mächtig einmischen würde, theils weil ich glaube, daß selten so viele künstlerische Geister wie die drei Caracci, Guido, Dominichino, Albani, Tiarini, Guercino, Geister wahrhaft hoher Art, in so kurzer Zeit zusammen geblüht haben. Aber dessenungeachtet konnte der Eklekticismus, wie ich auch schon früher sagte, zwar wohl der Häßlichkeit und der Verwirrung steuern, den Verfall aufhalten und der Kunst noch den Glanz edler Werke geben, aber er konnte sie nicht zu ihrer früheren Unmittelbarkeit und Frische zurückführen. Wenn er ihr noch den Schein des Alters nehmen konnte, so war es ihm doch nicht vergönnt, wie in der Fabel, Eson zu verjüngen, indem er ihn in Stücke schnitt.

Mir kam es darauf an, zu zeigen, wie die Rafaelische Schule in gewisser Weise bis auf die Caracci hinab reicht und der eklektischen Schule den Ursprung gab, während sie sich nach der anderen Seite bis nach Fontainebleau hin verzweigte und von da über ganz Europa die Anmuth der Ornamentik verbreitete, welche ihr größtes Vorbild in den Loggien des Vatican hat.

Wenn dieser Versuch einer künstlerischen Kritik einigen Werth haben sollte, so glaube ich, müßte man daraus den Schluß der Nothwendigkeit folgern, die Geschichte der Kunst und besonders der Malerei in Italien, ganz von Neuem zu schreiben. Was mich betrifft, überzeugt wie ich es bin von der Wahrheit der hier gesagten Dinge, so behaupte ich dies kühn. Gewiß haben wir vieles und kostbares Material zusammen, vom Vasari und den municipalen Schriftstellern angefangen bis auf uns. Aber die Geschichte der Malerei wurde, wenn es mir erlaubt ist diese Metapher zu gebrauchen, in unorganischer Weise gemacht und müßte organisch wieder bearbeitet werden. Man hat bisher eine Stadt und eine Schule ohne die mindeste Beachtung ihres Zusammenhangs mit den Andern betrachtet, ohne dem Vorher und Nachher Aufmerksamkeit zuzuwenden, oder man hat eine Schule mit der anderen vermischt einiger Aehnlichkeiten wegen, welche eher Frucht der Zeit sind als des Unterrichts. Wenn Giotto in der Kunst das Feld behauptet, bezeichnen die Geschichtschreiber seine Zeitgenossen als seine Schüler. Wenn dann der Moment kommt, in welchem die Malerei sich bemüht, der Seele des Beschauers den Charakter der Handlung und der Personen, welche sie darstellt, einzuprägen und sich beinah um nichts Anderes bekümmert, so folgern die Geschichtschreiber, welche im Mantegna den bewunderungswürdigsten Repräsentanten dieser Periode sehen, daß alle Maler des oberen Italien sich an ihm gebildet haben. Desgleichen wird Perugino an seiner Reihe der Meister und das Beispiel aller derjenigen, welche die Gefühle in den Bildern ausdrücken wollen. So und noch mehr mußte es auch mit Rafael geschehen, daß eine Menge für seine Schüler erklärt wurden, welche gar keinen Zusammenhang mit ihm hatten. Die Geschichte der Malerei muß das Leben und die Werke der Künstler nicht als zufällige Thatsachen beschreiben, sondern als die Entwicklung eines lebendigen Dinges, welches seine Gesetze hat, so gut wie die Naturgeschichte und die Geschichte ihre Gesetze haben. Für mich wäre aber diese Aufgabe zu groß; ich begnüge mich damit, sie angedeutet zu haben.

Weimar im Juni.

Von
Bayard Taylor.
Deutsch von Marie Hansen-Taylor.

Für Norddeutschland erblüht der Juni erst spät, doch um so schöner, weil er zögert. Es ist das Feld, wo zwei Himmelsstriche einander begegnen und mit einander ringen, so daß der Februar und März oft schon, wie in England, Schneeglöckchen und Veilchen hervorbringt, während bis in den Mai hinein die Luft noch rauh und kalt ist und Frost zu fürchten bleibt, so lange die drei ominösen Tage der Heiligen, Mamertus, Pancratius und Servatius, nicht verstrichen sind. Dann aber nimmt plötzlich die Sonne an Macht zu und die langen Dämmerstunden sind mit einem Mal da. Gärten, die seit einem Monat mühselig Knospen getrieben, stehen nun herrlich geschmückt mit Silberblüthe, Roth- und Weißdorn und Goldregen; die festen grünen Ballen der Päonie brechen aus zu mächtigen Rosen, die auf den schimmernden Rasen niederhängen; doch nicht bis die erste Knospe am Rosenbaum sich erschließt, ist der Juni wirklich erschienen.

Auch in Thüringen giebt es zweierlei Arten von Klima, je nach der Höhenlage des Bodens. Ein Unterschied hierin von vier- bis fünfhundert Fuß ist gleichbedeutend mit mehreren Breitengraden. Die Saale und deren Nebenflüsse beherrschen die tiefen Thäler und es wachsen da die Edelkastanie und der Nußbaum fast eben so üppig wie in Baden, die Rebe gedeiht und die Ernte hebt drei Wochen früher an als auf den windigen hochgelegenen Landstrichen. Das Weinland der Saale beginnt bei Rudolstadt und erstreckt sich bis zur Goldenen Aue, am Fuß des Harzgebirges. Bei Naumburg und bei Roßbach, wo die Kinder über die Hussiten siegten und wo die französische Armee wie Spreu zerstob vor dem Ansturm Friedrich des Großen, erblickt man nichts als Weinberge. Es ist ein ziemlich herber Saft, den sie liefern und man macht sich im übrigen Deutschland gern lustig darüber, daß er den edlen Namen Wein für sich in Anspruch nimmt. Hier ist es, wo drei Männer dazu gehören, ein Glas Wein zu trinken: einer, das Getränk zu verschlucken, und zwei, die ihn während dessen festhalten Claudius singt im Rheinweinlied:

„Thüringens Berge zum Exempel bringen
Gewächs, sieht aus wie Wein;
Ist's aber nicht, — man kann dabei nicht singen,
Dabei nicht fröhlich sein."

Man würde indeß sehr unrecht thun, auf eine entsprechende Säure in der Gemüthsart der Landesbewohner hiernach schließen zu wollen. Vermöge jener feinen im menschlichen Organismus vor sich gehenden Destillation, die keine Chemie noch hat ergründen können, gelingt es ihnen, die nämliche anmuthende, freundliche und wohlwollende Gesinnung diesen herben Beeren zu extrahiren, wie der Markgräfler oder der Pfälzer Weinbauer bei seinem in wärmerer Sonne gereiften Gewächs. Es herrscht hier zwar ein gesetztes altsächsisches Wesen und man begegnet häufig einer anscheinend strengen Auffassung des Lebens, doch sind Freimuth, Beständigkeit und eine herzliche Umgangsweise die allgemeinen Charakterzüge.

In Nebra, im Thal der Unstrut, rastete ich einst in einer Herberge, benannt „das Wirthaus zur Sorge", auf deren Schild ein Mann gemalt war, der mit höchst jämmerlicher Miene den Kopf auf die Hand stützt. Es mochte damit vielleicht der Zustand der Außenwelt gemeint sein, denn innerhalb der Wände des freundlichen und gemüthlichen Wirthshauses war sichtlich die Sorge nicht daheim.

Als ich im Juni wieder nach Weimar kam, erschien der weite Höhenstrich, der sich rings um die Stadt zieht, in der silbergrauen Umkleidung der Roggenfelder ganz eben so eintönig wie die braunen Stoppeln im October es gewesen; nur in den Gärten und im Park an der Ilm zeigte sich der Flor und die Wonne des Sommers. Es war mit erneutem Vergnügen, daß ich mein altes Quartier im Russischen Hof wieder bezog, den alten Kreis von Bekannten wieder fand am reservirten Ende der Wirthstafel und über Kunst und Literatur reden hörte, als werde die Unterhaltung gerade da wieder aufgenommen, wo ich vor sechs Monaten sie verlassen mußte. Auf der Straße begegnete ich jetzt alten Bekannten, Lindenblüthenduft strömte durch die offenen Fenster der Bibliothek herein und auf dem Wege nach Ober-Weimar, wo ich in Gesellschaft von S. und K. nach Tische den Kaffee trank, lag das Wiesenland des Parks buchstäblich da wie ein Teppich von wilden Blumen.

Indeß war von der Vergangenheit weniger in der Luft zu spüren als damals während des dahinwelkenden Jahres. Die Geister scheinen mehr Gefallen zu haben am Geruche dürrer Blätter als am Dufte erblühender Rosen. Das überquellende Leben der Natur, welches das herrliche Thal durchdrang, bannte jede wesenlose Spur aus seinem Gehege, und die großen Dichter und ihr Leben traten in weite Ferne zurück. Eine Melodie allein war vernehmbar überall! es war der Jahreszeit eigenste Stimme, ein jedes ihrer Worte so innig vermählt den Klängen der Musik, die einzig es vermochten, den Geist derselben dem Ohre zuzuführen, daß die einen ohne die anderen sich nicht denken ließen. Goethe gab uns die Worte, Beethoven die Musik, und wer sie beide kennt, vergißt sie nicht sein Leben lang: —

„Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüthen
Aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch.

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd', o Sonne,
O Glück, o Lust!"

Ist es nicht eigenthümlich, daß so wenige Dichter vom Frühsommer gesungen haben? Ehe Bowell*) sein Gedicht „Im Juni" schrieb — welches zwanzig Jahre brauchte, um durch die sich lockernden Schichten allmäliger Würdigung durchzusickern und dann das allgemeine Publicum zu erreichen, — gab es, glaube ich, in der englischen Sprache kaum einen Vers, der sich citiren ließe. Und wie viele gebildete Musikkenner habe ich nicht angetroffen, die von diesem herrlichen Idyll

*) Einer der begabtesten amerikanischen Dichter, jetzt Gesandter am englischen Hofe. (A. d. Ue.)

Beethoven's, das einzig ist in seiner Art, weil es so durchaus die Goethe'schen Worte in der wortlosen Sprache einer verwandten Kunst wiedergiebt, nie gehört hatten!

So kämen wir denn wieder auf Goethe zurück, wie das in Weimar nicht anders sein kann. Es mag in der kleinen Haupt- und Residenzstadt wohl Personen geben, die ab und zu einen ganzen Tag zubringen, ohne an Goethe zu denken oder den Namen aussprechen zu hören, doch ich bilde mir ein daß es deren nur wenige sein können. Der Fremde natürlich sucht nicht ihm aus dem Wege zu gehen. Ich vermochte morgens nicht aufzustehen und aus dem Fenster zu sehen, ohne durch den Thurm der Stadtkirche an Herder, Musäus und Bertuch erinnert zu werden, noch konnte ich aus dem Hause gehen, ohne in eine Gasse zu gerathen, die in die Schillerstraße oder auf den Goetheplatz führte, noch in das offene Land hineinblicken, ohne einen Weg zu bemerken, der auf den Ettersberg, Tieffurt oder Berka zulief, noch eine Zeitung in die Hand nehmen, ein Programm durchlesen oder einen Bekannten treffen, ohne daß einer oder alle Namen mir in den Sinn kamen.

Während dieses letzten Besuchs in Weimar erfreute ich mich öfters der Gesellschaft einer der hochgeschätztesten Frauen, die bald nicht mehr unter den Lebenden weilen sollte. Obgleich bejahrt und leidend, gab sie im Gespräch noch so viel Frische des Gemüths zu erkennen, einen so lebhaften Antheil an Allem, was gut und edel war, daß es schien, als vermöge der sie beseelende Geist noch viele Jahre hindurch den siechenden Körper zu erhalten.

Als Alwine Fromman starb, schwand mit ihr der letzten einer von allen persönlichen Vermittlern zwischen Goethe und unserer Generation. Die Tochter des verstorbenen und die Schwester des jetzigen Jenaischen Verlegers Friedrich Fromman, hatte der Dichter ihr fast wie ein Verwandter nahe gestanden. Aus ihrem Munde vernahm ich in schlichten und leicht überzeugenden Worten die wahren Beziehungen Goethe's zu Minna Herzlieb, ihrer Adoptivschwester.

Kaum ist je ein Schriftsteller in Bezug auf seine Verhältnisse zu den Frauen so auf die Dauer falsch beurtheilt worden wie Goethe. Die Welt vergißt, daß er während seines Lebens fast durchgängig ein Gegenstand der heftigsten Eifersucht und Anfeindung für seine literarischen Zeitgenossen war, und daß hierin die meisten der jetzt noch landläufigen Geschichten ihren Ursprung haben. Eine andere Quelle für irrige Anschauungen bietet das Aergerniß, welches seine Verheirathung mit Christiane Vulpius (gleichfalls eine Seite seines Lebens, die noch niemals der Wahrheit gemäß dargestellt worden ist) in Weimar hervorrief. Der so entstandene Eindruck, verbunden mit einer falschen Auffassung des persönlichen Charakters von Goethe, ist Ursache, daß bis auf den heutigen Tag die grundlosesten Verleumdungen sich erhalten haben. In Schiller's Leben sind eine gleiche Anzahl von Liebesverhältnissen enthalten, man ließ sie aber in Vergessenheit gerathen, nachdem er sich mit einer edlen Patrizierin vermählt hatte. Goethe indeß beleidigte die Empfindsamkeit des Kreises, in dem er sich bewegte, minder durch die Nichtheirath als durch die schließlich legitimirte Ehe mit der plebejischen Christiane, der vielverschrieenen Frau, deren Gedächtniß noch heute auf Gerechtigkeit harrt. Vorurtheile und Verleumdungen wurzeln mit gewaltiger Zähigkeit in dem Boden,

wo sie entstanden. Selbst wenn es zum Zwecke der Aufklärung und Ehrenrettung geschieht, ist es ein leidiges Unternehmen, in die Privatverhältnisse eines Menschen einzudringen, für den jedoch, der das Leben Goethe's voll ergründen will, bleibt Anderes nicht übrig.

Als ich aus Alwine Fromman's Munde das vernahm, was vor nun fast siebzig Jahren sich begab, während von der Wand herab die schönen Augen Minna Herzlieb's auf mich niederschauten, und jene mir dann die einfachen Andenken zeigte, welche die behutsame Zärtlichkeit des Mannes der vorübergehenden Schwärmerei des jungen Mädchens gewidmet hatte und auch sie von der Unschuld des Verhältnisses klar zeugten, da konnte ich nur von Neuem beklagen, daß die Welt so ungern den Glauben an die Sünde aufgiebt.

Ein Freund in Weimar lieferte mir eines Tages einen drolligen Beweis, wie es selbst dem sorgsamsten Verfasser eines Buches passiren kann, in Irrthum zu verfallen. Als Lewes nach Weimar kam, um für seine Biographie von Göthe Material zu sammeln, erzählte ihm derselbe Freund, dessen Bekanntschaft er gemacht, daß die Marchesa Bramoni, die wegen ihrer Schönheit und ihres Geistes wohlbekannte Geliebte des Herzogs von Braunschweig, einst ihre Strumpfbänder als Zeichen ihrer höchsten Verehrung an Lavater gesandt habe. Als die Biographie nun erschien, sah zu seinem Erstaunen jener Freund, daß die Stelle aus dem Briefe der Marchesa Lavater zugeschrieben wurde, dem hierdurch aufgebürdet, nicht nur die Strumpfbänder, sondern auch den sentimentalsten Wortergüß an sie übersandt zu haben! So gewiß nun aber nie Jemand sich einen größeren Ruf durch solche Schwachköpfigkeit erworben wie Lavater, war er doch kaum einfältig genug, um eine solche Handlung zu begehen.

In Alwine Fromman stellte sich mir auf das Anziehendste die Gesellschaft des alten Weimars dar. Ihre Stimme hatte den leisen, klaren, weichen Ton, der zur vertraulichen Mittheilung einladet. Sie nahm solche freundlich auf und war stets bereit, sie zu erwiedern. Wenn sie zu Jemand sagte: „Ich fühle, daß ich Ihnen mein Vertrauen schenken darf", so kann ich mir nicht vorstellen, daß dieses Vertrauen jemals mißbraucht worden wäre. In ihren Augen lag noch immer ein jugendlicher Schmelz, ihr Lächeln war überaus lieblich. Wie sie mir gegenüber saß, in dem dunklen Seidenkleide, der Haube und den Spitzen, die ihren einzigen Schmuck bildeten und im Ernst des Gesprächs sich vorwärts beugend leichte Bewegungen mit den Händen machte, führte sie mir die historische Mittwochs-Gesellschaft, deren Mitglieder ihr fast alle bekannt gewesen, lebhaft vor die Seele. Sie war viele Jahre hindurch Vorleserin der Kaiserin Auguste und die Nichten Ihrer Majestät, die Prinzessinnen von Sachsen-Weimar, waren ihr mit warmer Anhänglichkeit zugethan. Als ich Alwine Fromman zum letzten Mal besuchte, rief sie mir entgegen: „Wären Sie nur zehn Minuten früher gekommen! Die lieben Prinzessinnen waren eben bei mir."

Bald kam sie indeß auf das eine Thema zurück, von dem sie nie müde ward zu reden, und ich nicht, ihr zuzuhören. „Es war eine reine Unmöglichkeit", sagte sie, „Göthe zu kennen und ihn nicht zu lieben. Nachdem ich erwachsen war und ich anfing die alten üblen Verleumdungen, wenn sie mir zu Ohren kamen, zu begreifen, sagte ich mir, in der Annahme sie seien wahr: nein, ein solcher

Mann darf nicht mit Dir befreundet sein; wenn er wiederkommt, will ich nichts von ihm wissen. Nun, er kam; aber so offenherzig, so gütig, so väterlich und in Wort und That so rücksichtsvoll mir gegenüber, daß ich weder an meinen Vorsatz dachte, noch an die Geschichten glaubte.

„Und machte er diesen Eindruck allgemein?" frug ich.

„Stets — das heißt, da wo er sich frei und zwanglos fühlte. Unsere Dienerschaft besaß große Ergebenheit für ihn, weil er trotz seiner vornehmen Haltung sie so freundlich und human behandelte. Wir hatten eine Köchin, ein junges Landmädchen, die sich große Mühe gab, ihm seine Lieblingsgerichte abzulauschen. Wenn er nach Jena kam, wohnte er gewöhnlich in unserem Gartenhause und die Mahlzeiten wurden ihm dahin gebracht. Das nächste Mal, als er kam, bereitete also die Köchin ein Essen für ihn, von dem sie glaubte, er werde Wohlgefallen daran haben. Goethe, der ermüdet und hungrig angekommen, war von dieser Aufmerksamkeit so gerührt, daß er zu ihr sagte: ‚Du bist ein gutes Kind!' ihren Kopf zwischen beide Hände nahm und sie auf die Stirn küßte. Sie kam athemlos zurück in das Haus gestürzt, die Hände gefaltet, die Augen glänzend wie nie zuvor und rief uns zu: ‚Er hat mich auf die Stirn geküßt!' Und Tage lang hat sie dann ihre Arbeit in so stiller feierlicher Weise verrichtet, daß man es ihr deutlich anmerkte, wie sie den Kuß als Weihe empfand. Ja, und auch mir ist seine Freundschaft eine Weihe."

Es lag ein Gefühl der Trauer und des Insichgekehrtseins in dem Ton, mit dem sie dies sagte. Während der Pause, die eintrat, war der Blick ihres Auges zurückgewendet, wohin die Erinnerung sie geführt hatte. Nur um Lebewohl zu sagen, wagte ich das Schweigen zu unterbrechen. So wie sie da saß, die schmalen Hände unter dem Spitzenshawl gefaltet, das Bildniß von Minna Herzlieb ihr gegenüber und vor ihr auf dem Tische den Strauß rother Rosen, den die Prinzessin Elisabeth ihr vom Belvedere mitgebracht, so sehe ich sie noch.

Manches, was für das ehemalige Leben in Weimar bezeichnend ist, ward mir von einer anderen, von Kindheit auf mit der Goethe'schen Familie befreundeten Dame mitgetheilt, doch war sie zu jung an Jahren, um mehr als den Abschluß der großen Aera mit erlebt zu haben. Eine Gestalt, die ihrem Gedächtniß am deutlichsten sich eingeprägt hatte, war die der Frau von Pogwisch, der Mutter von Ottilie von Goethe, einer großen, entschlossenen, männlich gearteten Frau, die eine Passion und zugleich ein Talent (man findet nicht immer beides zusammen), auf dem Waldhorn zu blasen, besaß. Was für frei entwickelte, klar hervortretende Persönlichkeiten in den Frauen jener Zeitepoche zur Erscheinung kommen! Wie sie sich bestrebten, Schritt zu halten mit den Männern in Allem, was auf dem Gebiete des Wissens die Welt bewegte, wie sie Geschichte und Philosophie lasen, Sprachen und Künste erlernten, kritisirten und correspondirten! Und dabei will mir keine einfallen, die deshalb weniger weiblich-annähernd gewesen, oder sich unglücklich gefühlt hätte, weil die Ausübung politischer Rechte ihr versagt war.

Sie scheinen überdies auch gute Hausfrauen gewesen zu sein. Sogar die Feinde von Christiane Vulpius mußten diese Tugend ihr zugestehen. Schiller's Lotte rechnete auf Heller und Pfennig, als sie in Jena Kostgänger annahm, und gewiß würde Einnahme und Ausgabe sich bei ihr gedeckt haben, hätte ihr Gatte

nicht eine so sorglose Gastfreundschaft geübt. Es war schwerlich billig gehandelt, noch Abends spät sechs Gäste zum Essen mitzubringen, wenn nichts im Hause vorräthig, als ein kleiner Ueberrest eines Kalbsbratens und eine große Schüssel voll Salat. Als Frau von Stein auf Kochberg sich befand, erhielt sie eines Tages die Meldung, daß der Herzog Karl August sich in einer Stunde zum Mittagsessen einfinden werde. Besondere Vorkehrungeu konnten aus Mangel an Zeit nicht mehr getroffen werden, es befand sich jedoch ein einziger Wildpretsbraten im Hause und dieser wurde auf Befehl der Hausherrin für das Mahl zubereitet. Der Herzog erschien und man setzte sich zu Tische. Alles ging gut von statten, bis der Wildbraten kam, als — oh weh! — der Bediente während des Hereinbringens ihn durch eine ungeschickte Bewegung auf den Boden fallen läßt.

Frau von Stein, „den Tod im Herzen" (wie der französische Romanschreiber sagen würde), lächelt und befiehlt im gleichmüthigsten Tone: „Nimm ihn fort und bringe den anderen!"

Der Braten ward entfernt, abgeputzt und wieder hereingebracht. Die Herrin des Hauses nahm Tranchir-Messer und -Gabel zur Hand, schnitt ein höchst leckeres Stück heraus und legte es auf einen Teller mit den Worten: „Befehlen Durchlaucht jetzt ein Stück vom andern?"

„Danke sehr," erwiderte Karl August, „ich bitte mir lieber ein Stück vom ersten aus."

Mein Besuch zur Sommerzeit war leider allzu kurz. Ich hatte nur über einige wenige Punkte mir Gewißheit verschafft und die angenehmen, geselligen Pflichten erfüllt, welche genossene Gastfreundlichkeit mir auferlegte, als der Zeitpunkt schon erschienen war, wo ich Abschied nehmen mußte. Die hohen Herrschaften hielten sich damals auf dem Belvedere auf, und dort brachte ich mehrere äußerst angenehme Stunden zu. Nichts hätte unbefangen-heiterer und zwangloser sein können als der Geist, der hier zur Sommerzeit an diesem Fürstenhofe herrschte. Der Blick von oben nach Süden gerichtet, überschaut das Ilmthal und schweift über zerstreut liegende Waldungen nach dem Höhenzug, der jenes von der Saale trennt, — eine Landschaft, wie man sie häufig in der englischen Grafschaft Kent antrifft. Gen Norden hin erhebt sich hinter Weimar der Ettersberg in gerader, dunkler Linie. Obgleich so nahe bei der Stadt liegend, macht das Schloß ganz den Eindruck traulicher Abgeschlossenheit. Seit den Tagen der Herzogin Anna Amalie war es stets ein Lieblingsaufenthalt der regierenden Fürstenfamilie.

Ein Weg noch blieb zu betreten für mich übrig: — die alte Landstraße, die über die Höhe hinweg von Weimar nach Jena führt. Die heutige Eisenbahnverbindung zwischen beiden Orten, die auf Umwegen hergestellt ist, gewährt kaum eine Zeitersparniß und bietet bei heiterem Wetter sicherlich keine höhere Annehmlichkeit dar; die Deutschen aber sind hierin wie die Amerikaner: sie meinen das Eine sowohl als das Andere durch sie zu erreichen. Der alte Fahrweg, der sogar vor hundert Jahren Weimar und Jena so nahe zusammenrückte wie Vorstädte, die an entgegengesetzten Enden einer großen Hauptstadt liegen, wird bald bis auf Bauernkarren und ab und zu einen pilgernden Ausländer gänzlich verlassen sein.

In Gesellschaft von Mr. Andrew Hamilton, dessen gelehrte Studien während eines langjährigen Aufenthaltes in Weimar ihn zum werthvollen Führer und Er-

klärer machten, begab ich mich eines schönen Morgens in einer offenen Postkutsche auf den Weg nach Jena.

Nachdem die jenseit der Ilm gelegene Höhe erstiegen war, gelangten wir in das Webicht, ein Gehölz, das zwischen Weimar und Tieffurt liegt. Ganz so, wie es in Amerika zu sehen ist, hatte der Wald hier ein dichtes Unterholz, durch welches wilde Blumen zerstreut stehen. Ich machte die Bekanntschaft des Webichts zuerst im Gewande des Spätherbstes, mit Beiwerk von fallendem Laub und kreisenden Raben, wie das liebliche Gemälde des Barons von Gleichen-Rußwurm es darstellt.

Als wir in südöstlicher Richtung über den hochgelegenen, wogenförmig gebildeten Landstrich dahinfuhren, versank Weimar bald hinter uns im Ilmthal ganz und gar. Das Belvedere zeigte sich eben nur über dem Horizont, nach allen anderen Seiten hin jedoch war die Gegend so einsam und einförmig wie im Innern von Rußland. Es war die Zeit des Jahres, wo das Gras noch nicht für die Sense reif ist, wo Roggen und Weizen eben erst Aehren treiben, Rüben und Kartoffeln schon gehackt worden sind und der Ackerbautreibende ein paar freie Tage hat; deshalb waren auch die links und rechts weithin gestreckten Fluren beinahe ganz verödet. Dennoch ist es eine Gegend, wo ein dichterischer Kopf unwillkürlich in Thätigkeit geräth, denn hier liegt Alles, was zur Anregung dient, in dem weit gespannten Himmel, den hier und da bläulich aufschimmernden Fernblicken und den Tiefen, zu denen nach Norden hin der Boden sich absenkt, wo Wiese und Waldung sich dem Auge darbieten.

Drei bis vier Dörfer liegen am Wege. Ich erinnere mich der Namen Umpferstedt und Hohlstedt; letzteres mit alten braunen Häusern, um eine große lutherische Kirche sich schaarend, die finster und compact aussah, wie die viereckige Bastei einer Veste. In den Gärten waren Silberblüthen, Päonien und Schneeballen — die nie mangelnden Blumen der teutonischen und angelsächsischen Volksrasse — zu sehen; neben dem Gewässer lag die Leinwand auf grüner Bleiche; im Schatten standen zwei Weiber plaudernd beisammen, und zwei Männer saßen vermuthlich im Wirthshaus beim Bier. Der Zolleinnehmer am Chausseehaus schien froh, einmal wieder mit einem Postillon ein paar kluge Redensarten austauschen zu können, und schließlich erschien auch die Gänsemagd, barfuß, mit langer Ruthe und der schnatternden Heerde. Diese einzelnen Züge lassen sich malerisch genug an, wenn man sie zusammenstellt für den Leser eines anderen Landes, und dennoch ist der Weg von Weimar nach Jena, wäre er seiner klassischen Anknüpfungspunkte beraubt, ein so uninteressanter, wie irgend welche zwei Meilen der Welt es sein könnten.

Der hochgelegene Landstrich hat den Abfluß nach Norden und bildet den Rand des Saalthales. Napoleon, der im Schutze eines herbstigen Nebels ihn von Jena her erstieg, machte sich sofort den durch diese Lage gebotenen Vortheil zu nutze. Die Schlacht verbreitete sich hauptsächlich östlich von der Landstraße, über die wellenförmig sich fortsetzende Ebene. Hier ward Roßbach gerächt, wie später Jena bei Sedan. Das Schlachtfeld wird hier aus leicht erklärlichem Grunde nicht gezeigt, wie das bei Leipzig und Waterloo. Und doch war die Schlacht bei Jena eine gesunde, wenn auch überaus bittere Zurechtweisung. Hier ward in Wirklichkeit

dem Feudalwesen der Todesstoß beigebracht, ob es gleich bis 1848 noch ein galvanisches Scheinleben aufrecht erhielt. Der höchste Punkt des Schlachtfeldes, der jetzt mit Fichten bewachsen ist, wird der Napoleonsberg genannt.

Wir fuhren dann auf einer neuen und ganz vorzüglich gebauten Chaussee in das Mühlthal hinab. Mr. Hamilton, der mich hierauf aufmerksam machte, setzte hinzu: „Die Botenfrau ist auf diesem Wege nicht gegangen; sie schlug jenen dort ein, der gerade durch den Wald hinansteigt." Ach, ja, die Botenfrau! Fast hätte ich diese klassische Person vergessen. Ihrer Schwestern viele wandern noch heute bei Regen und bei Sonnenschein auf und ab im Thüringerland. Ja, habe ich denn selbst nicht ihr Aufträge gegeben, und hat sie nicht stets alles pünktlich ausgerichtet? Die Botenfrau ist ein uraltes Institut hier zu Lande. Sie hat ihre festgesetzten Tage, wo sie erscheint, den hohen eckigen Tragkorb auf dem Rücken, ein untrügliches Gedächtniß und unangefochtene Redlichkeit ihr Besitz, um sich ihre Aufträge abzuholen. Bald betrifft es einen Band Gedichte, oder eine Hammelskeule, bald gilt es von einem Freunde zu borgen, oder einen Peiniger zu bezahlen, den zweiten Tag aber stellt sie, auf die Stunde pünktlich, sich wieder ein, Alles ist besorgt und wohlbestellt, der Botenlohn ein äußerst geringer und ein Vorrath eingesammelter Neuigkeiten wird obendrein in den Kauf gegeben, den man, um nicht grausam zu sein, ruhig dahinnimmt.

Was hätte Schiller und Goethe anfangen sollen, ohne die Botenfrau! Sie brachte auf dem Gang zwischen Jena und Weimar unzweifelhaft fünf Stunden zu, denn unterwegs mußte sie natürlich hier und da anhalten und schwatzen, und einen Schluck Bier in Hohlstedt und Umpferstedt trinken; das Manuscript aber der Scene aus dem Wallenstein, das Schiller ihr am Morgen anvertraute, war am Nachmittag schon in Goethe's Händen und dieser konnte, oft noch ehe Schiller sich am Abend zur Ruhe begeben, seine Kritik darüber durch herzogliche Staffette an ihn zurücksenden. Doch nicht Manuscripte allein wurden hin und her geschickt, auch Teltower Rüben überbrachte die Botenfrau an Goethe, und frischen Hecht an Schiller. (Warum beides Leckerbissen sein sollten, begreife ich eigentlich nicht, denn die Teltower Rüben sind verkommenen Pastinaken gleich und haben einen halb bitteren, halb medicinartigen Geschmack, und der Elb-Hecht hat ein so grobes Fleisch, daß nur ein binnenländischer Magen es zu würdigen weiß.) Zuweilen aber überbrachte die Botenfrau auch Geburtstagsgeschenke, zuweilen Geld, häufig Correcturbogen, und mit Staunen muß man daran denken, was für Feindseligkeiten von Seiten der Schlegel, Bürger und Kotzebue wohl im selben Tragkorb mit verpackt sein mochten! Hätten wir Thränen zu erübrigen, wir würden zu Deinem Gedächtniß, Du gute Botenfrau! sie vergießen. Wir wissen es, daß Du braun und runzelig warst von Angesicht, stärker von Gliedmaßen denn die Grazien und geschwätziger als jemals eine Muse, doch warst Du die Zwischengängerin der Olympier, eine Bäuerin-Iris, und sollst Du der Ehre nicht gänzlich ermangeln, die Du nicht verstehen konntest.

Aus dem Mühlthal gelangten wir bald in das offene, sonnige, üppige Thal der Saale, wo die Abhänge und Vorsprünge der höher gelegenen Gegend beinahe den Namen Berge verdienen. Weit von einander abstehend, machen sie Platz die Fülle für die Stadt mit ihren gartenartigen Vorstädten und die ausgebehnten

Wiesenfelder des Flusses. Hier unten wehte kein Lüftchen und die Junisonne übte nach Willkür ihre Macht. Jedes stattliche Gebäude, jedes Häuschen lag wie im Bannkreis blühender Rosenbäume. Und was für Rosen es waren! reichgesättigte und zart gehegte Remontanten, mit großen vollen weißen, rosenfarbenen, carmoisin- und dunkelrothen oder lachsfarbigen Blumenkronen, wie Persien und Kaschemir sie sich nicht träumen ließen. Die Rose ist im Orient doch eigentlich nur die Zingara, hier aber ist sie Fürstin einer langen Ahnenlinie und der gewöhnlichste Gärtner liebt sie mehr als Hafiz. Wer hätte da wohl im Anschauen einer so unvergleichlichen Blüthenpracht und beim Einathmen eines Duftes der Sinn in Seele verkehrt, den trauervollen Nachgedanken von Omar Khayyam:

„Wo aber schmückt die Rose sich, die gestern blüht'?"

wiederholen können?

Als wir zur Stadt hineinfuhren, zeigte mir mein Begleiter das alte Fromman'sche Familiengebäude, wo Alwine ihre Kindheit verlebt hat. Noch jetzt befindet sich ein kleiner Garten und auch ein Gartenhaus dabei, doch ist letzteres sicherlich zu neu, um vor sechszig bis siebzig Jahren Goethe zur Wohnung gedient zu haben. Wir kehrten im Schwarzen Bären ein, im Gasthof, wo einst Luther auf der heimlichen Fahrt von der Wartburg gen Wittenberg, als er einen Ritterharnisch trug und sich Junker Georg nannte, übernachtete. In der kleinen Universitätsstadt herrschte eben reges Leben auf der Straße, denn es ward in der Kirche die Passion von Bach aufgeführt, und daher kam es auch, daß wir von der Fromman'schen Familie zuerst niemand zu Hause antrafen.

Ich machte indeß durch die gütige Vermittelung von Mr. Hamilton die Bekanntschaft einer Dame, die mit dem Hofe Karl August's in Verbindung gestanden und Goethe noch im rüstigen und kraftvollen Alter gekannt hatte. Als junges Mädchen war ihr eine der Hauptrollen in einem dramatischen Aufzug, zu Ehren des Besuchs der Kaiserin von Rußland, zuertheilt worden. Goethe hatte die Verse dazu gedichtet und übte sie und die anderen jungen Damen für ihre Rollen ein. Sie erzählte mit großer Lebendigkeit, wie freundlich und geduldig er dabei gewesen. Die Proben fanden bei ihm zu Hause statt und die Aufführenden begaben sich unter solchem Zittern und Zagen zu ihm, daß die Meisten am liebsten wieder umgekehrt wären. Die imposante Erscheinung des Dichters, seine tiefe, kräftige Stimme und die hehre Stellung, die ihm damals unter den deutschen Schriftstellern eingeräumt worden war, wirkten auf Sinn und Einbildungskraft zugleich; die Erzählerin verbarg indeß ihre Angst und hielt tapfer Stand. Sie bemerkte auch bald, daß ihre anscheinende Ruhe in eben dem Maße Goethe gefiel, als die Schüchternheit der Gefährtinnen ihn zu verdrießen schien. Er lobte und berichtigte zugleich ihre Declamation; er sagte ihr die Verse vor und unterwies so sanft und doch so eindringlich, daß sie ihre Rolle mit großem Beifall durchzuführen im Stande war. Sie stellte einen Genius vor, mit Flügeln, Gaze und Flittern, und mußte als solcher die Kaiserin direct anreden. „Ich fühlte, wie Goethe's Auge auf mich gerichtet war", sagte sie, „und ich dachte nur an i h n, während ich sprach. Ich vergaß die Kaiserin ganz und gar, und Jedermann war erstaunt über die Ruhe, mit der ich sie angeblickt hatte."

An und für sich ist diese Anecdote von keiner weitern Bedeutung, es ist nur eine unter den hunderten, die ich vernahm und die alle auf dieselbe großartige, edle und einfach menschliche Persönlichkeit hinweisen. Mich hier weiter auf die Characterschilderung von Goethe einzulassen, kann ich deshalb nicht, weil dies der höhern Aufgabe, die ich mir gestellt und die mich nach Weimar geführt hat, angehört; doch fühlte ich mich gedrungen, ab und zu Einzelnes, zur Beleuchtung dienendes, hier mit einfließen zu lassen, gerade so wie es mir durch Diejenigen vermittelt wurde, die den Dichter und die Verhältnisse und Beziehungen, in denen er lebte, gekannt haben. Als Ergebniß des langjährigen Umgangs mit seinen Werken und der von diesen hervorgerufenen, einschlägigen Schriften, war es selbstverständig, daß ich mit einem ziemlich fertig entworfenen Bilde des ganzen Menschen nach Weimar kam; es gereichte mir daher, als ich es wieder verließ, um in die Heimath zurückzukehren, zur ganz besonderen Befriedigung und Ermuthigung, gefunden zu haben, daß ich dem Bilde nur Licht und Schatten zu geben, die Zeichnung aber wesentlich nicht zu verändern brauchte.

Nach Tische trafen wir, da das Kirchenconcert beendet war, Herrn Friedrich Fromman zu Hause und wurden von ihm auf das freundlichste aufgenommen. Das alterthümliche Haus, mit den langen, verwickelten Gängen, auf denen man in Räume gelangt, die auf kleine, grünende Höfe hinausblicken, wohin kein Laut von der Straße bringt, wirkte bezaubernd auf mich. Die dunklen Holzdielen, die einfache und doch so bequeme Ausstattung der Zimmer, die auserlesenen Bilder und Büsten, die Abwesenheit alles leeren Scheins, aller Spuren moderner Glanzsucht, und die nicht zu beschreibende Atmosphäre von Kunst, Geschmack und geistigem Leben, welche die, die da wissend sind, gleich mit dem ersten Einathmen der Luft herausspüren — alles dieses trat uns wonnig entgegen. Herr Fromman und dessen Tochter übten uns gegenüber in vollem Maße die Gastfreundschaft des Hauses. Seine Schwester Alwine hatte mir keinen Empfehlungsbrief mitgegeben. Sie hatte gesagt: „Mein Bruder erwartet, daß Sie ihn in Jena besuchen", und damit waren wir einander bereits vorgestellt.

Gegen Sonnenuntergang begaben wir uns auf den Rückweg. Jeder Höhenrücken, jeder Kamm ferner Gehölze war von einem hellen, goldenen Lichtsaum umzogen. Das Thal der Ilm, gleich dem der Saale, öffnet sich dem Blicke urplötzlich. Nur halb so tief und breit wie letzteres, wird es malerisch durch die alte Mühle und die Brücke, das hochgethürmte Schloß und den Park. Die Gänge, wo die Dichter gewandelt, erschienen, durch das hier und da sich öffnende dichte Laubwerk sichtbar, doppelt kühl und von der Welt abgeschlossen im abendlichen Schatten. In den Gärten saßen die Hausbewohner am Theetisch. Drüben in der Allee, die nach Belvedere sich hinzieht, bewegten helle Farben schimmernd sich auf und ab, und kein Antlitz war zu sehen, das nicht unter dem frohen Einfluß der Stunde den Ausdruck sorgenvollen Mühens abgelegt hätte. Es fiel mir das Wort von Goethe ein:

„Hier ist des Volkes wahrer Himmel."

Ein Tag noch verging unter Abschiednehmen, und ich verließ Weimar. Eine Fontana di Trevi, aus der ein Trunk die Wiederkehr sichert, giebt es dort nicht

— ich hätte denn einen letzten Becher leeren müssen aus dem Quell, der bewacht wird von der lieblichen broncenen Gruppe des Todes und der Unsterblichkeit. Der Wille aber zu ernster Hingabe an ein gestecktes Ziel leistet die beste Gewähr, denn man scheint ein Recht dadurch zu gewinnen auf die Jahre, welche von der Aufgabe erfordert werden.

Vergleichende Betrachtungen über die Kriegführung zur See in älterer, neuerer und neuester Zeit.

Von einem Marineoffizier.

VII.

(Schluß.)

Am 5. April erfuhr Admiral Rodney, daß der Feind Truppen embarquirte. Sofort gab er Befehl, Anker zu lichten und die event. Bewegungen des Feindes zu überwachen. Am 9. April traf die britische Flotte unter Dominique mit dem französischen Convoy zusammen; es entspann sich eine heftige Kanonade, die indessen zu keiner Entscheidung führte, nur mußten einige französische Schiffe zur Reparatur weggeschickt werden. Von da ab kreuzten beide Flotten, um die Windseite der Insel zu erreichen, und war es am 12. April Admiral Rodney gelungen, so weit luvwärts von der französischen Flotte zu kommen, daß es der letzteren nicht mehr möglich war, dem Kampfe auszuweichen. Es war leichte östliche Briese, die Franzosen segelten mit B. B. Halsen, die Engländer kamen mit St. B. Halsen heran. Gegen 7½ Uhr Morgens war das englische Admiralschiff der Avantgarde dem fünften feindlichen Schiffe so nahe gekommen, daß es die Kanonade eröffnen, und seinen Cours fortsetzend, gefolgt von den übrigen Schiffen, in Lee der feindlichen Flotte entlang laufen konnte, so daß bereits die Hälfte der englischen Flotte die französische passirt hatte, als Rodney selbst an die feindliche Linie herankam. Gegen Mittag änderte der Wind um einige Striche, welches Admiral Rodney benutzte, die feindliche Linie beim dritten Schiffe von der „Ville de Paris", dem französischen Flaggschiff, wo sich eine Lücke befand, zu durchbrechen! Jetzt eröffnete Rodney, gefolgt von den übrigen Schiffen ein heftiges, verheerendes Feuer auf den Feind. Bald war die Verwirrung in der französischen Linie allgemein; die Avantgarde des Feindes hielt ab und versuchte noch einmal die Schlachtlinie zu formiren, wurde jedoch durch das Nachdrängen der Engländer daran verhindert. Sir Samuel Hood, der mit seiner Division während des größten Theils des Tages in Windstille gelegen hatte, kam jetzt auch heran und vervollständigte den Sieg. Die französische Flotte war auf diese Weise in drei Theile getheilt und jede einzelne Abtheilung von den Engländern mit Uebermacht angegriffen. Das Bestreben der Führer sich wieder zu vereinigen, blieb resultatlos; man hatte den Kopf verloren und schickte sich zur Flucht an. Der englische Admiral hals'te und verfolgte die Fliehenden.

Die Erfolge der Schlacht waren die Wegnahme des französischen Flaggschiffes „Ville de Paris" von 110 Geschützen, und noch fünf anderer von 74 und 64 Geschützen; ein Linienschiff von 74 Geschützen sank und ein anderes flog in

die Luft. Die Franzosen verloren außer den Schiffsbesatzungen noch etwa 3000 Mann Landungstruppen für Jamaica, welche sich an Bord befanden, während die Engländer 337 Todte und 766 Verwundete zählten.

Hervorzuheben ist, daß in diesem Gefecht die Vorzüge der Theilung und der Angriff der Engländer auf einzelne Abtheilungen des Feindes mit Uebermacht richtig erkannt und in richtiger Weise ausgenutzt wurden und die Engländer zum Siege führten.

Durch ähnliches gleichzeitiges Vorgehen des französischen Admirals Suffren, der gleichsam die Seetaktik von den Fesseln der Wissenschaft und obwaltenden Ansichten frei machen wollte und mit einem kühnen Sprunge die Bahn des Schlendrians verließ, war gewissermaßen der Bann gebrochen, der bis dahin auf dem Geist der Seeoffiziere gelastet hatte und war fortan jeder Führer einer Flotte bestrebt, sich durch taktische Manöver den Sieg zu sichern.

Die französische Marine, durch den Stolz Ludwigs XIV., durch sein tiefes Gefühl für die Größe der Nation geschaffen, vermochte, trotzdem diese königliche Hinterlassenschaft durch Gleichgiltigkeit einer schwachen Regierung theilweise zu Grunde gegangen war, dennoch unter Ludwig XVI., indem er die spanischen Flotten mit seinen Geschwadern vereinigte, England zur Einwilligung in die Emancipation des amerikanischen Festlandes zu zwingen. Großbritanniens Ansprüche auf die unbedingte Herrschaft des Meeres hatten demnach vor den unglücklichen Kriegen der Republik von Seiten der europäischen Mächte einen starken Widerstand gefunden. Diese Herrschaft zur See dem stolzen Albion wieder zu gewinnen, war daher die Aufgabe der englischen Regierung und sollte der Sohn eines Landpfarrers dazu berufen sein, ehe er seinen Geist aufgab, von Trafalgars Fluthen die traurigen Ueberreste beider großen Seestreitkräfte verschlungen und gemeinsam untergehen zu sehen. Die Begebenheiten, deren unabwendbare Kette verhängnißvollerweise zu diesem Unglückstage führen sollten, lassen sich — nach dem Urtheile Jurien de la Gravière's in drei verschiedene Gruppen sondern:

Die Kämpfe der Lords Howe und Hood, der Admirale Hotham und Bridport bilden den ersten Act dieses blutigen Dramas und reichen bis zum amerikanischen Freiheitskriege hinauf, dessen strategische Ueberlieferungen sie fortsetzen. Dies ist der Zeitraum, in welchem die französische Marine unter der unaufhörlichen Einwirkung einer inneren Krankheit langsam zerfällt. Die zweite Periode gehört unbestritten Lord Jervis an, dem Sieger von Cap St. Vincent, der am 14. Februar 1796, über die Verbündeten Frankreichs, die Spanier, mit 15 Linienschiffen gegen 27 einen so großen und glänzenden Sieg errang. Er beschäftigte sich zuerst angelegentlich damit, die untergrabene Mannszucht wieder herzustellen, das Unkraut, das am 15. April 1797 durch offene Empörung auf der englischen Flotte bei Spithead zur Frucht zu reifen drohte, wieder auszurotten und der englischen Marine eine Organisation zu geben. In der dritten Periode, der trübseligsten, aber auch der glänzendsten, trugen Lord Jervis' Bemühungen ihre Früchte. Mit den Waffen, die er geschmiedet, begründete Nelson die Herrschaft des Meeres. Während dieser Periode, von 1798 bis 1805, ist die Geschichte des Siegers von Abukir auch die Geschichte der englischen Marine. Nelson selbst steht im Vordergrunde, umstrahlt von dem Ruhmesglanze, der ihm im vollsten

Maaße gebührt. Große Wichtigkeit in dieser Periode besitzen namentlich die Schlachten bei Abukir und Trafalgar. Von diesen bietet die erstere, obwol vielleicht die glänzendste Waffenthat Nelsons, doch weniger Interesse als Trafalgar, da die französische Flotte völlig auf die Bewegung verzichtete und dem Angreifer es überließ, seine Streitkräfte zu vertheilen.

Im Mai des Jahres 1798 erhielt der am 20. Februar 1797 zum Contre-Admiral der blauen Flagge ernannte Capitain Nelson die Ordre, mit zwei Linienschiffen, vier Fregatten und einer Corvette nach dem Mittelmeere zu gehen, um an der französischen Küste die Bewegungen der Franzosen zu beobachten. Auf seinem Wege dahin wurde er am 20. Mai im Golf von Lyon von einem höchst widerwärtigen Unfalle überrumpelt, indem ein plötzlicher sehr heftiger Windstoß seinem Schiffe „Vanguard" den Fockmast, Bugspriet und Großstänge wegnahm, so daß dasselbe vom „Alexander" aufs Schlepptau genommen und in den Hafen von St. Pietro an der SW.-Küste von Sardinien gebracht werden mußte.

Während dieses Unfalls war die französische Flotte in einer Stärke von 350 Transportschiffen, mit einer Armee von 25000 Mann unter dem Commando des Generals Bonaparte aus Toulon ausgelaufen und setzte ihren Cours östlich nach Aegypten fort, ohne daß Nelson Kunde hiervon erhielt. Am 8. Juni wurde das Geschwader Nelsons um 10 Linienschiffe und eine Fregatte verstärkt, mit welchem sich der Admiral zur Recognoscirung nach dem östlichen Theil des Mittelmeeres begab und dieselbe bis zur Küste Aegyptens ausdehnte. Für den Fall, daß er das von Napoleon geführte Landungscorps und eine überlegene Flotte anträfe, waren folgendende Dispositionen von ihm getroffen worden:

Von der in drei Divisionen getheilten Flotte sollten die beiden schweren Divisionen das von Admiral Bruet (Brueys) kommandirte convoyirende Geschwader angreifen, während sich die leichte Division auf die Transportflotte werfen und, die anderen Kriegsschiffe unbeachtet lassend, alles zerstören sollten, was ihr in den Weg kam. Nelson wollte mit zwei Dritteln des Geschwaders die französische Flotte so lange beschäftigen, bis die leichte Division ihr Werk, das Hauptaufgabe war, beendet hatte. Dieser Plan kam indeß nicht zur Ausführung, da ihm die französische Flotte gleichsam durch ein Wunder entging, und Nelson, da er seit geraumer Zeit nichts Sicheres über die französische Flotte erfahren hatte, sich mit der seinigen nach Sicilien wandte. Nachdem der Admiral seine Schiffe durch den Einfluß der berühmten resp. berüchtigten Lady Hamilton in Syracus mit den nothwendig gewordenen Vorräthen versehen hatte, ging er am 25. Juli 1798 mit derselben wieder unter Segel und steuerte nach der Küste von Morea in den Golf von Caramates, wo er durch den türkischen Gouverneur erfuhr, daß die französische Flotte bereits vor etwa einem Monate, einen SO.-Cours steuernd, gesehen worden sei. Ohne Zeitverlust verfolgte er nun den Weg nach Alexandrien und sandte am 31. Juli zwei Linienschiffe zum Recognosciren voraus. Dieselben kehrten am nächsten Morgen mit der Meldung zurück, daß der Feind in der Bucht von Abukir vor Anker liege.

Bereits am 1. Juli hatte die französische Flotte die ägyptische Küste erreicht, war eiligst in den Hafen von Alexandrien eingelaufen, und nachdem Bonaparte erfahren, daß die englischen Schiffe schon vor dem Hafen gewesen und wieder

abgesegelt seien, verlor er keinen Augenblick, seine Truppen zu debarquiren, schickte die Linienschiffe und Fregatten nach der Bai von Abukir, wo die Artillerie gelandet wurde, und schon am 5. Juli waren die Capitulations-Verhandlungen mit Alexandrien unterzeichnet. Die Flotte war in der Bai von Abukir in einer NW.- und SO.-Richtung dicht bei der 5-Faden-Linie geankert; die Avantgarde westlich, von einer kleinen Insel durch eine Mörserbatterie und durch mehrere Kanonen- und Mörserboote, die Arrièregarde durch Fregatten und größere Kanonenboote, sowie durch Bombarden geschützt. Die Reihenfolge der französischen Schlachtlinie, von NW. zählend, war folgende: Guerrier, Conquérant, Spartiate, Aquilon, Souveraine, Peuple à 74 Kanonen, Franklin 80 K., Heureux 74 K., l'Orient 120 K., Pouvant 80 K., Généreux 74 K., Guillaume Tell 80 K., Mercure 74 K., Timoléon 74 K. Dann lag die Fregatte Sérieuse, 36 K., NO. von der Tête, während Diane und Justice, à 40 Kanonen, mit den kleineren Fahrzeugen SW. von der Arrièregarde lagen und die Fregatte Artémise, 36 K., quer ab vom Centrum als Repetiteur stationirt war.

Die Seekarten waren zu jener Zeit noch sehr mangelhaft; Nelson selbst soll keine genaue Karte von der Bai an Bord gehabt haben. Das weit vorgestreckte Riff war nicht ungefährlich; der gewählte Ankerplatz daher nicht ungünstig.

Am 1. August Mittags erreichte die britische Flotte das Land von Alexandrien und wurde von derselben die Tricolore der französischen Schiffe mit Jubel begrüßt. Die französische Flotte war auf diese unerwartete Ankunft Nelsons nicht vorbereitet, denn von den französischen Fregatten ist nicht eine einzige dazu verwendet worden, in See zu kreuzen, um das Erscheinen des Feindes in der Ferne zu melden. Die Boote der Linienschiffe sind zur Ergänzung des Wasservorraths entsendet und befinden sich mit einem Theile der Mannschaft am Lande. Wie ein Blitzschlag traf also das überraschte französische Geschwader die Doppelmeldung: „Der Feind ist in Sicht! Der Feind nähert sich und steuert auf die Bai los!" — Soll man ihn unter Segel bekämpfen? Es wird jedoch beschlossen, das englische Geschwader zu erwarten, aus Furcht, daß es an Matrosen fehlen würde, um gleichzeitig manövriren und kämpfen zu können. Man ruft die Boote zurück. Der Zustand der See, die Entfernung des Ufers und verschiedene andere Umstände verhindern sie größtentheils, ihre Schiffe wieder zu erreichen. Um die Abwesenheit einer so großen Anzahl von Combattanten zu ersetzen, befiehlt der Admiral den Fregatten, einen Theil ihrer Bemannung auf die Linienschiffe zu schicken. In Ermangelung der Boote und jeden Augenblick Gegenbefehl erwartend, werden diese Anordnungen entweder gar nicht oder nur unvollständig zur Ausführung gebracht. Während dieser Verwirrung kommt das englische Geschwader, bestehend aus den Linienschiffen: Goliath, Zealous, Orion, Theseus, Audacious, Vanguard, Minotaur, à 74 Kanonen, Leander 50 K., Defence, Bellerophon, Majestic, Swifture, Alexander à 74 K., Cullodon 74 K., (auf dem Riff gestrandet), und Corvette Mutine, 14 K., mit vollen Segeln heran und läßt in seinen Bewegungen durchaus keine Unentschlossenheit blicken.

Durch frischen Nordwestwind begünstigt, ist Nelson bereits am Eingang der Bai. Nun wird, um den Feind zu verleiten, auf das oben bezeichnete Riff, welches die äußere Spitze der kleinen Insel von Abukir weithin verlängert, aufzulaufen,

von dem französischen Admiral Brueys eine Brigg ausgesandt, die auf einer flachen Stelle ankern muß. Doch Nelson hatte die List des Feindes bemerkt und beauftragte den Kommandanten des Leiters der Flotte, um die Spitze herumzulothen, rangirte die Schlachtlinie und steuerte auf den Feind los. Ohne Zweifel würde er an der Spitze die Flotte selbst geführt haben, hätte er sich dazu Zeit gelassen. Um indessen keine Minute zu verlieren und die Franzosen noch vor Anker anzugreifen, zumal da sich der Tag neigte, verzichtete er darauf, da sein Schiff „Vanguard" das sechste war. Nelson befahl vielmehr seinen Schiffen, mit ihrer ganzen Schnelligkeit und ohne ihre Reihenfolge festzuhalten, gegen die feindliche Linie vorzugehen, und gab ihnen das Signal, sich zunächst auf die Avantgarde zu werfen. Jetzt erfolgt auch von Brueys an die französischen Schiffe das Signal: „ihr Feuer zu eröffnen, sobald der Feind in deren Bereich sein wird." Um $6^3/_4$ Uhr segelte Capitain Foley mit dem Goliath, als Leiter der Flotte, vor dem Guerrier vorüber, enfilirt beim Passiren denselben und ankerte, den von Nelson erhaltenen Weisungen entsprechend, zwischen diesem Schiffe und dem Lande mit dem Hackanker, um nicht ebenfalls beim Umdrehen enfilirt zu werden. Vier andere englische Linienschiffe: Zealous, Orion, Theseus, Audacious folgen dem Goliath und nehmen nach einander vor dem Guerrier, Conquérant, Spartiate, Aquilon und dem Peuple-Souverain Stellung, sich Nelsons Ausspruchs erinnernd, daß: „Ueberall, wo ein feindliches Schiff hinter seinen Ankern drehen kann, auch ein englisches zum Ankern Platz findet." Nelson ist der Erste, welcher außerhalb der französischen Schlachtlinie ebenfalls mit dem Hackanker ankert; und indem seine Steuerbord-Breitseiten Verderben sprühen, das Feuer der Spartiate erhält, so daß er selbst verwundet, auch der Vanguard bedeutende Verluste erleidet. Minotaur und Defence kommen gerade ihm zur rechten Zeit zu Hilfe. Fünf französische Linienschiffe haben in diesem Augenblick das Feuer von acht englischen Linienschiffen gegen sich, während Centrum und Arrièregarde der Franzosen noch nicht zu Schuß gekommen sind. Das erste englische Schiff, Bellerophon, welches sich mit der Absicht dem französischen Admiralschiffe l'Orient näherte, am Bug des letztern zu ankern, jedoch sein Ankertau bei diesem Manöver nicht rechtzeitig anhalten konnte, so daß er querab vom l'Orient zu liegen kam, hatte innerhalb einer Stunde zwei Untermasten verloren und waren ihm 200 Mann, darunter 3 Officiere, theils getödtet oder außer Gefecht. Capitain Derby war daher genöthigt, seine Ankertaue zu kappen, und trieb ganz aus der Bucht hinaus. Defence kam vor dem Minotaur zu Anker und richtete gegen den Franklin sein Feuer, der ihm am Steuerbord-Bug lag. Dann folgte ihm Majestic, der gegen Heureux das Feuer eröffnete, aber gleichzeitig vom l'Orient heftig beschossen wurde. In diesem Augenblicke erlahmt zwar das Feuer der auf beiden Seiten vom Feinde umringten französischen Avantgarde; allein im Centrum ist der Vortheil noch immer auf Seite der Franzosen. Rasch gewechselte Lagen zeigen, daß dort ein hartnäckiger Kampf stattfindet. Es ist mittlerweile dunkel geworden, und Finsterniß umhüllt die Kämpfenden. Swiftsure und Alexander, die am Morgen zur Recognoscirung des Hafens von Alexandrien entsendet worden waren, kamen erst spät am Abend zum Gefechte. Diese Schiffe wären unvermeidlich an der Westküste der Bai auf den Grund gekommen, wenn ihnen nicht der dort gestrandete Cullodon als Leuchte gedient hätte. Etwa nach 8 Uhr ankerte der Swiftsure bei-

nahe an derselben Stelle, wo Bellerophon gelegen hatte; erst nachdem er seine Segel festgemacht, eröffnete er mit der größten Kaltblütigkeit sein Feuer gegen den Bug des l'Orient und gegen das Quarter des Franklin; er erhielt gleich zu Anfang des Kampfes einen Schuß unterhalb der Wasserlinie, so daß die Pumpen während der ganzen Dauer des Gefechtes continuirlich in Gang gehalten werden mußten. Ihm zu Hilfe kam Alexander, der unter dem Heck des französischen Admiralschiffes hinsteuerte und sich innerhalb der Linie, am Backbord Quarter desselben vor Anker legte. Der Leander, welcher dem Cullodon zu Hilfe geeilt war, kehrte, als er sah, daß diesem nicht eher zu helfen sei, bis das Schiff leichter gemacht war, wieder zum Kampfplatze zurück, legte sich dem Franklin vor den Bug und eröffnete nun sein Feuer. So hatte sich die ganze englische Flotte auf einen Theil der französischen geworfen und erhielt durch Doubliren die Oberhand über dieselbe. Um 9 Uhr brach am Bord des l'Orient Feuer aus, das mit einer Schnelligkeit, die nichts zu hemmen vermag, um sich greift. Der französische Admiral, bereits zweifach verwundet, will doch das Deck nicht verlassen, bis ihm eine neue Kugel den Schmerz, das bevorstehende Unglück mit ansehen zu müssen, erspart. Um 10 Uhr verkündet eine Explosion, welche die benachbarten Schiffe erschüttert, daß l'Orient gesunken ist. Das Geschick hat sich bereits gegen die Franzosen entschieden. Vier lange Stunden hat die Arrièregarde von diesem Kampfe nichts weiter gesehen, als das Feuer und den Rauch der Kämpfenden, ohne etwas zu thun. Um 11 Uhr Morgens den 2. August geht der Contre-Admiral Villeneuve, der auf dem Guillaume Tell die Arrièregarde befehligt, mit den Trümmern der französischen Flotte unter Segel. Von den 13 Linienschiffen und 4 Fregatten, die Nelson in der Bai von Abukir bekämpft hatte, fielen 9 in seine Gewalt. Die Eroberung resp. Vernichtung von 11 Linienschiffen und 2 Fregatten war für die Engländer der Lohn des Kampfes. Nelsons Hoffnung war nicht getäuscht worden. „Das wußte ich wohl," sagte er einige Monate später, „wenn ich die Avantgarde und das Centrum des französischen Geschwaders mit einem Wind, der in der Richtung ihrer Ankerlinie weht, angreifen würde, daß ich dann meine Streitkräfte nach eigenem Belieben gegen eine kleine Zahl ihrer Schiffe concentriren könne."

Doch auch von Nelsons Schiffen war nur eins im Stande (Zealous) den fliehenden Feinden zu folgen, woraus zu ersehen ist, daß auf beiden Seiten mit großer Tapferkeit und Zähigkeit gekämpft worden ist. Nelson hatte in seiner Flotte bei diesem Kampfe 218 Todte und 677 Verwundete. Als Anerkennung seiner Verdienste wurde er unter dem Titel „Baron vom Nil und von Burnham-Torpe" zum Pair erhoben.

Am 2. April 1801 sehen wir Nelson wiederum unter dem Oberbefehl des Admiral Sir Hyde Parker in der Schlacht von Copenhagen mit der größten Tollkühnheit und Bravour gegen die vor Anker liegende dänische Flotte, geschützt durch die Drei-Kronen-Batterie, ferner durch Bombarden und schwimmende Batterieen, kämpfen, indem er unter Segel diese Streitkräfte angriff. Das Resultat der Schlacht war fast der gänzliche Verlust der dänischen Flotte.

Wie kühn und verwegen diese Waffenthat unter den schwierigen Verhältnissen eines so engen, von gefährlichen Untiefen umgebenen Fahrwassers wie bei Copenhagen auch ist, und mit welcher Energie und Thatkraft derselbe aus- und

durchgeführt worden so bietet sie uns doch zu wenig neue und erwähnenswerthe Momente, um sie hier weiter zu detailliren. Nur ist zu bemerken, daß aus Mangel an Wachsamkeit dänischerseits, Nelson selbst während der Nacht vor dem Kampfe in eigener Person beschäftigt war, den Rand der Middel-Grund mit Baken zu bezeichnen, um am nächsten Tage mit seiner Flotte durch das Königs-Tief bei Copenhagen möglichst sicher segeln zu können. Die englische Flotte, welche 1801 nach der Ostsee gegen Dänemark, Schweden und Rußland entsandt wurde, bestand aus 53 Segeln, darunter 11 Linienschiffe von 74 Kanonen, 7 Fregatten à 64 und 50 Kanonen, eine Anzahl Briggs, 2 Brander und Truppenschiffe.

Von größerem Interesse in taktischer Beziehung als die Schlacht bei Abukir, ist die Schlacht von Trafalgar am 21. Oktober 1805. Nelson war am 29. September am Bord des Linienschiffes „Victory"*) vor Cadix eingetroffen. Seine Schiffe blieben etwa 15 Seemeilen von der Rhede entfernt, während die im Hafen liegenden vereinigten französisch-spanischen Flotten durch ein vom Contre-Admiral Louis befehligtes Beobachtungs-Geschwader streng bewacht und jede Bewegung derselben an Nelson sofort gemeldet wurde. Nachdem im Laufe der Zeit noch einige Verstärkungen aus England angekommen und der Entschluß zu einem entscheidenden Schlage gefaßt war, erließ Nelson den nachfolgenden, ewig denkwürdigen „allgemeinen Befehl":

Am Bord der Victory vor Cadix am 18. October 1805.

„Ich halte es für fast unmöglich, eine Flotte von 40 Linienschiffen in Schlachtordnung zu stellen. Die hier so häufig variirenden Winde, dickes Wetter und tausenderlei nicht vorherzusehende Umstände würden uns, wenn wir dies Manöver versuchen wollten, einem Zeitverlust aussetzen, durch den höchst wahrscheinlich die Gelegenheit zu einem entscheidenden Treffen verloren gehen könnte. Deshalb bin ich mit mir einig geworden, die Marschordnung zu gleicher Zeit auch als Schlachtordnung der Flotte dienen zu lassen, statt erst aus der einen Ordnung im Angesicht des Feindes zu einer anderen übergehen zu müssen. Die Flotte muß demzufolge in zwei Colonnen segeln, deren jede aus 16 Schiffen bestehen soll, während die 8 besten Segler unter den Zwei-Deckern eine besondere Abtheilung bilden müssen (angenommen, daß 40 Schiffe vorhanden sind), so daß diese letzteren auf ein von mir gegebenes Signal stets bereit liegen können, nöthigenfalls eine Schlachtlinie von 24 Schiffen herzustellen. Der Nächstkommandirende der Flotte soll dann, nachdem ihm meine Absichten und Pläne bekannt sind, die alleinige Leitung seiner Linie haben, um den Feind anzugreifen und mit demselben zu kämpfen bis er genommen und geschlagen ist. Wenn wir die feindlichen Flotten luvwärts in der Schlachtlinie formirt in Sicht bekommen und es möglich ist, daß unsere beiden Schlachtlinien mit den vorgerückten 8 besten Seglern dieselben erreichen können, so werden jene vielleicht so weit ausgedehnt liegen, daß die Avantgarde derselben ihre Arrièregarde nicht wird unterstützen können; in diesem Falle würde ich dann möglicherweise dem Nächstkommandirenden das Signal geben: „etwa beim zwölften feindlichen Schiffe

*) Nelson nahm beim Abgange von England außer seinen nothwendigen Effecten auch den Sarg mit an Bord, welcher aus einem Stücke des großen Mastes des bei Abukir verbrannten französischen Schiffes „L'Orient" gemacht und ihm vom Capitän Hallowell vom Swifture zum Geschenk gemacht war.

von achter gerechnet, durch seine Linie zu brechen; oder: „da wo es ihm möglich werden sollte, wenn er nicht so weit vorwärts gekommen wäre. — Ich würde dann durch das Centrum des Feindes brechen, die vorgerückten 8 besten Segler vielleicht beim zweiten, dritten oder vierten Schiff vor seinem Centrum, um sicher an das Schiff des Oberbefehlshabers zu gelangen, das unter allen Umständen in unserer Gewalt zu bringen versucht werden muß."

„Das Hauptaugenmerk muß die britische Flotte darauf verwenden, zwei oder drei der feindlichen Schiffe, die vor ihrem Befehlshaber liegen, zu überwältigen (angenommen, daß derselbe im Centrum läge). Wenn ich nun voraussetze, daß aus der Arrièregarde des Feindes 20 Schiffe unangefochten bleiben würden, so würde doch eine geraume Zeit vergehen, ehe sich dieselben zu einer geschlossenen Colonne verbinden, um einen Angriff gegen irgend einen Punkt der britischen Flotte machen zu können; und dies wäre unausführbar ohne daß sie sich in den bereits kämpfenden Schiffen verwickeln würden.

Wenn ich voraussetze, daß die feindliche Flotte aus 46 und die britische aus 40 Segeln, oder auch jede derselben aus einigen weniger besteht, so muß nach Verhältniß beider zu einander, der Feind abgeschnitten werden, und zwar in der Art, daß unsere Anzahl um $^1/_4$ größer als die der feindlichen Schiffe sein muß; etwas muß man immer dem Zufalle überlassen, denn in einem Seegefechte läßt sich Sicheres nie vorher bestimmen; . . . . ferner erwarte ich, daß die britische Flotte bereit liegt, mit jenen 20 Schiffen zu kämpfen oder sie zu verfolgen, im Falle sie einen Versuch zur Flucht machen sollten. Sobald die Avantgarde des Feindes wendet, müssen die von uns genommenen Schiffe in Lee der britischen Flotte laufen; wenn der Feind helfen sollte, müssen unsere Schiffe sich zwischen denselben und die genommenen oder kampfunfähigen Schiffe begeben; und sollte der Feind sich uns nahen, so bin ich außer Sorge über das Resultat.

Der Nächstcommandirende muß, so weit es möglich ist, die Bewegung seiner Schlachtlinie so leiten, daß dieselbe, so viel es die Umstände zulassen, immer so nahe als möglich geschlossen ist. Die Capitäne müssen ganz besonders, jeder in seinem Schiffe, auf die strengste Beibehaltung der Ordnung in der Linie sehen; aber in solchen Fällen, in welchen sie Signale nicht sehen oder deutlich verstehen können, handelt kein Capitain falsch, wenn er sein Schiff längs Seite eines feindlichen legt."

„Falls die Flotten des Feindes leewärts in Sicht kommen, müssen die Divisionen der britischen Flotte fast bis auf Kanonenschußweite des feindlichen Centrums gebracht werden; möglicherweise dürfte dann der Lee-Linie das Signal gegeben werden, zusammen nach dem Feinde hinzusteuern; alle Segel zu setzen, um so schnell als möglich an den Feind zu gelangen und seine Linie etwa beim zwölften Schiffe von achter zu durchbrechen. Einige Schiffe mögen vielleicht an der beabsichtigten Stelle nicht durchkommen, sie werden aber jedenfalls immer bereit sein, ihren Freunden Hilfe leisten zu können; sollten einige unserer Schiffe hinter den Feind zurückgeworfen sein, so werden sie immer mit 12 Schiffen des Feindes fertig werden. Sollten die feindlichen Schiffe zusammen halsen oder mit raumem Winde aufsteuern, so muß unsere Lee-Linie die 12 Schiffe, welche in der ersten Position der feindlichen Arrièregarde liegen, unbedingt angreifen, wenn sie nicht

vom Oberbefehlshaber andere Befehle erhält, was aber kaum zu erwarten stehen dürfte, da die ganze Leitung der Lee-Linie (sobald die Absichten des Oberbefehlshabers sich herausgestellt haben), demjenigen Admiral überlassen bleiben soll, der gerade diese Linie befehligt. Die übrigen 34 Schiffe der feindlichen Flotte sollen dem Oberbefehlshaber (Nelson) überlassen bleiben; derselbe wird sich bemühen, dafür Sorge zu tragen, daß die Bewegungen und Evolutionen des Nächstcommandirenden so wenig als möglich unterbrochen werden sollen. (Gez. Nelson und Bronte.)"

Ferner ließ Nelson vor der Schlacht auf allen Schiffen die weiße National-Flagge hissen, die er als Vice-Admiral und Oberbefehlshaber im Vortop wehen hatte, damit durch die verschiedenfarbigen anderen Flaggen (blaue und rothe) keine Verwechselungen stattfinden konnten; auch mußten seine Schiffe im Vortop den Union Jack führen, um sich in Pulverdampf gegenseitig zu erkennen. Die eisernen Ringe um die Masten des Feindes waren schwarz gestrichen; Nelson ließ die seinigen mit gelbem Anstrich versehen.

Das obige Schriftstück, das so vielfach commentirt worden, ist so oft als die vollendeteste Darlegung der Seetaktik, als das militärische Testament des glorreichsten Admirals, den England hervorgebracht hat, gepriesen worden; und doch wird man später sehen, welche bedeutende Abänderung Nelsons aufbrausende Hitze und die nie vorherzusehenden Umstände eines Seegefechtes bei der Ausführung darin eintreten ließen.

Auch auf der französisch-spanischen Flotte bereitete man sich zum Kampfe vor. Nach den mannigfachen Berathungen der Befehlshaber kam der französische Admiral Villeneuve schließlich zu dem Entschluß, die alte Schlachtordnung beizubehalten und richtete an sein Geschwader die folgenden kurzen Ordres: „Alle Bemühungen unserer Linienschiffe müssen darauf gerichtet sein, den angegriffenen Schiffen zu Hilfe zu eilen und sich dem Admiralschiffe zu nähern, das ihnen dabei als Muster dienen wird . . . Der Befehlshaber eines Schiffes muß sich weit mehr seinen Muth und seine Liebe zum Ruhme, als die Signale des Admirals zur Richtschnur dienen lassen, denn für diesen, der selbst am Gefecht Theil nimmt und von Rauch umhüllt ist, wird das Signalisiren vielleicht schwierig . . . Jeder Capitän, der nicht im Gefecht wäre, würde nicht auf seinem Posten sein . . . und ein Signal, um ihn dahin zurückzurufen, würde eine entehrende Schmach für ihn bilden." 2c. 2c.

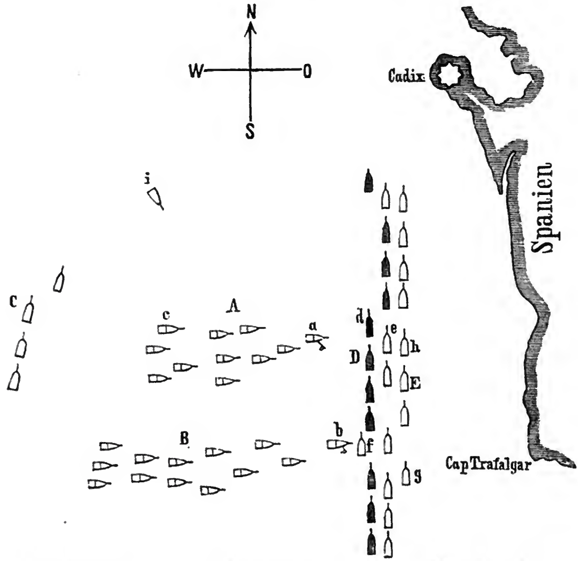
Auf diese Weise rüstete man sich zu dem blutigen Tagewerk von Trafalgar. Am 20. October war der französische Admiral Villeneuve mit der combinirten Flotte in See gegangen, um sich mit der englischen abermals zu messen, um möglicherweise die Scharte von Abukir wieder auszuwetzen.

Nelson erhielt durch seine den Hafen von Cadix bewachende Fregatte sofort Meldung hiervon, und traf seine Anordnungen.

Der folgende Tag, der 21. October, fand beide Geschwader auf der Höhe des Caps Trafalgar. Als der Morgen graute, konnte man vom Deck der Victory die feindliche Flotte in einer Entfernung von 8—10 Seemeilen sehen; sie war über B. B. in Schlachtordnung rangirt und stand südwärts; der Wind war WNW. bei leichter Briese aber bewegter See. Die verbündete Flotte, bestehend

aus 18 französischen und 15 spanischen Linienschiffen mit 4 Fregatten und 2 Briggs, erstere von 74—130 Kanonen, bemühten sich die während der Nacht gebildete Schlachtlinie zu verbessern. Um 8 Uhr wendete dieselbe, und bildete über St. B. die Schlachtlinie nach dem Lande steuernd.

Situation der Flotten
beim Beginn der Schlacht am 21. October 1805.



A. Britische Avantgarde.	a. Victory 100 K.	f. Santa Anna 112 K.
B. „ Arrièregarde.	b. Royal Sovereign 100 K.	g. Algesiras 74 K.
C. „ Fregatten.	c. Brittania 100 K.	h. Redoutable 74 K.
D. Spanische Flotte.	d. Santissima Trinidad 130 K.	i. Afrika 64 K.
E. Französische Flotte.	e. Bucentaure 80 K.	

Diese bedeutende Flotte, die nun eine Strecke von 5—6 Seemeilen einnahm, wurde durch leichte Winde und hoch gehende Dünung in ihren Bewegungen gehemmt, und bot dem Feinde keine regelmäßige Front dar. 10 Linienschiffe, die zu weit nach Lee gekommen waren, befanden sich nicht auf ihren Posten, sondern, bildeten gewissermaßen eine zweite Reihe von Linienschiffen hinter der Schlachtlinie; 10 Linienschiffe unter Admiral Dumanoir bildeten die Avantgarde. Die Santissima Trinidad mit 130 Kanonen lag vor dem französischen Admiralschiff Bucentaure, der Redoutable hinter demselben und, der Neptun unter dem Winde der Schlachtlinie zwischen dem Redoutable und dem Bucentaure. Auf diese Gruppe folgte ein weiter Zwischenraum, den 3 leewärts getriebene Linienschiffe

einnehmen sollten. Er bildete eine bereits eröffnete Bresche in diesem schwimmenden Wall. Die Santa Anna von 112 Kanonen mit der Flagge des Admiral Alava, befand sich an der Spitze dieser zweiten Abtheilung.

Die englische Flotte aus 27 Linienschiffen und 4 Fregatten bestehend, steuerten in zwei Colonnen mit Leesegeln an beiden Seiten auf den Feind zu. Der Victory an der Spitze des ersten, der Royal „Sovereign", gleich dem Victory, ein Linienschiff von 100 Kanonen mit dem Vice-Admiral Collingwood an Bord segelte, wie es von Nelson vorher bestimmt worden war, an der Spitze des zweiten Geschwaders. Um 11¾ Uhr, ließ Nelson das Signal geben: „Die Flotte sollte sich bereit halten, noch vor Anbruch der Nacht zu ankern." Kurz darauf folgte das telegraphische Signal an Collingwood: „Ich habe die Absicht, quer durch die feindliche Avantgarde zu segeln, um sie am Einlaufen bei Cadix zu verhindern. Schneiden Sie beim zwölften Linienschiff, von hinten an gerechnet, die Arrièregarde ab", und darauf das berühmte Signal: „England erwartet, daß Jeder seine Pflicht thut"! — Um 12 Uhr Mittags hißten die Engländer die weiße Nationalflagge, während die Franzosen die Tricolore, und die Spanier die Flagge beider Sicilien und unter derselben ein langes hölzernes Kreuz hißten. Die alliirten Flotten lagen in dieser Zeit in einer unregelmäßigen Curve, von Nord nach Süd rangirt, und steuerten mit B. B. Halsen beim Winde. Cap Trafalgar lag im OSO. 21 Seemeilen entfernt. Das Signal zum Angriff wurde jetzt vom französischen Oberbefehlshaber gegeben. Der erste Kononenschuß erfolgte vom französischen Linienschiff „Fougueux" gegen den „Royal Sovereign", und diesem folgte gleich ein Rollfeuer, allein Collingwood, ohne einen Schuß zu erwidern, setzte seinen Cours fort, bis er beim 12. Schiffe der Arrièregarde vom Queue gerechnet, die Linie durchbrach, und gleichzeitig seine, mit Doppelkugeln geladene Breitseite, die Decks der „Santa Anna" enfiliren, und 400 Mann außer Gefecht setzen. Kurz darauf durchbrach auch Nelson beim 10. Schiff der Avantgarde die Linie, so, daß 11 dazwischenliegende Schiffe vorläufig unbeschäftigt bleiben, als sich der Victory dem französischen Admiralschiff Bucentaur nähert, bringt Redoutable zwischen beide, legt sich gegen das Luv-Quarter der Victory, und eröffnet ein lebhaftes Feuer. Zu gleicher Zeit nähert sich die Santissima Trinidad, und eröffnet, in Verbindung mit dem Bucentaur ihr Feuer gegen die Victory, so daß sich Nelson von 3 Gegnern umgeben sieht. Es war 1 Uhr Nachmittags; 50 Geschütze, die mit doppelten Kugeln geladen sind, zerschmettern das Heck des Bucentaur, demontiren ihm 20 Geschütze, und füllen seine Batterien mit Todten und Verwundeten. Langsam segelt die Victory durch die bereits von ihr durchbrochene feindliche Schlachtlinie, und empfängt ein mörderisches Feuer des „Neptun" ohne es zu erwidern. Nachdem der Bucentaur kampfunfähig gemacht, richtete Victory seine Geschütze wieder gegen Redoutable, beide treiben zusammen, und jetzt entspinnt sich ein wüthender Kampf. Aus den Marsen, sowie aus den Batterien, wird das Feuer der Engländer erwidert, und in wenigen Minuten liegen Achter- und Vordertheil der Decke voller Leichen. Mitten im Pulverdampf gehen Nelson und sein Capitain auf dem Achterdeck, Befehle gebend, als plötzlich der Admiral wankt, und von einer Musketenkugel aus dem Besan-Mars des Redoutable tödtlich getroffen, niedersinkt. Mittlerweile hatte Collingwood bei der Arrièregarde 15 Minuten hindurch allein gekämpft, denn der

Wind war successive fast still geworden, und die übrigen Schiffe der beiden Colonnen konnten den Feind nicht sobald erreichen. Nach ihm brach zunächst „Belleisle“ hinter der Santa Anna durch die feindliche Linie, dann folgten 3 andere englische Schiffe; hinter diesen bahnen sich Bellerophon, Achilles und Colossus den Weg durch die französische Linie, gefolgt von 3 anderen, während 5 englische Linienschiffe nach Süden abhalten, die Arrièregarde des Feindes umsegeln, und sie zwischen zwei Feuer bringen. In diesem Theile der Schlachtlinie ist das Gefecht bereits ein allgemeines geworden, während bei der Avantgarde und im Centrum einzeln gekämpft wird; denn diese, vom französischen Admiral Dumanoir befehligten Schiffe sind noch nicht angegriffen. Die successive heransegelnden Schiffe der ersten Colonne werden von den französischen aus der Ferne beschossen. Der Redoutable ist hier allein mit der Victory im heftigsten Kampf begriffen. Auf dem Oberdeck der Victory ist fast kein Mann mehr; da bereitet man sich auf dem Redoutable zur Enterung vor und ist eben im Begriff, in Massen auf das englische Admiralschiff überzugehen, als plötzlich eine furchtbare Lage von Kanonen- und Kartuschkugeln das Deck des Redoutable bestreicht. Der Temeraire hatte die Schlachtlinie durchbrochen und sich vor den Bug desselben gelegt. Seine erste Lage hatte 200 Mann niedergestreckt; bald darauf wurde auch ein Theil seiner Geschütze demontirt, der Großmast weggeschossen, und als noch zwei andere Gegner auf ihn eindringen, ist jede weitere Gegenwehr nutzlos. Um 2 Uhr ergiebt sich der Commandant, nachdem 522 Mann außer Gefecht gesetzt sind. Durch die abgeschossenen Masten und das herabgefallene Takelwerk, welche auf die zusammenliegenden Schiffe theilweise gefallen sind, bilden Redoutable, Victory und Temeraire ein Knäuel, und treiben zusammen auf die Arrièregarde zu, wo sie mit dem französischen Schiffe Fougneux zusammenkommen und diesem nach verzweifeltem Kampfe die Flagge selbst niederholen. In demselben Augenblick ergiebt sich Santa Anna, nachdem ihr sämmtliche Masten abgeschossen sind, dem tapfern Collingwood. Dies war der erste Sieg, welcher bei der Arrièregarde gewonnen war. Das englische Schiff Belleisle muß, vereinzelt unter die französischen Schiffe gerathen, das Feuer dreier derselben aushalten; es verliert dabei alle drei Masten und ist fast unter seinem Tauwerk begraben, dennoch führt es am Stumpf des Besanmastes seine Flagge, ist aber bald auf dem Punkt genommen zu werden, als plötzlich drei seiner Kameraden die Franzosen so heftig beschießen, daß sie vom Entern abstehen müssen, und ihn so aus seiner gefahrvollen Lage retten.

Luvwärts von diesen Schiffen wüthet zwischen den englischen Schiffen Mars und Tonnant und den französischen Pluton und Algesiros ein furchtbarer Kampf, in welchem letzteres, nachdem der Admiral Mayon und der größte Theil seiner Besatzung todt oder verwundet und alle 3 Masten weggeschossen sind, genommen wird. In der Nähe dieses Kampfplatzes geräth das französische Linienschiff Achill in Brand und fliegt zuletzt in die Luft.

Schon lange vor dieser entsetzlichen Katastrophe ist die französische Arrièregarde vollständig in Unordnung gerathen; überall durchbrochen ist sie nur noch ein von britischen Schiffen umzingeltes Gewirre. 7 französische und 5 spanische Schiffe haben bereits unterliegen, doch haben 10 englische Schiffe diesen Sieg mit entsetzlichem Menschenverlust erkaufen müssen.

Fast unlenksam treibt ein großer Theil der Schiffe zwischen den Besiegten umher, während sich noch eine gewaltige Reserve der Engländer dem Kampfplatz nähert, um die Früchte des Sieges zu pflücken. In Collingwood's Division allein besteht diese Reserve aus 6 fast völlig unversehrten Schiffen; diese treten nun auf allen Punkten der Arrièregarde unwiderstehlich auf. Eine letzte Gruppe von französischen und spanischen Schiffen hat sich um den spanischen Admiral Gravina gesammelt, um den Kampf mit dieser feindlichen Reserve aufzunehmen, aber auch in diesem muß das spanische Schiff San Ildefonso seine Flagge streichen. Endlich verläßt Gravina im Principe de Asturias die Schlachtlinie und giebt seinen Schiffen das Signal: „sich um ihn zu sammeln"; er wird von der Fregatte Themis aus dem feindlichen Feuer heraus nach Cadix geschleppt, während ihm 7 andere Schiffe dahin folgen.

Bei der französischen Avantgarde ist der Kampf weniger heftig entbrannt, da die Schiffe durch die eingetretene Windstille weit vom Kampfplatze geblieben waren, und als sie endlich das Schlachtfeld erreicht haben, finden sie, statt erschöpfter Kämpfer, vollkräftige Gegner zu ihrem Empfange bereit. Die 10 Schiffe dieser Avantgarde theilen sich in zwei Divisionen, eine sucht sich der Schlachtlinie luvwärts zu nähern, die andere steuert geradeswegs auf das Schiff des Oberbefehlshabers, den Bucentaur los. Hier werden sie von 4 englischen Schiffen empfangen, welche letztere die spanischen Schiffe El Rayo und San Francisco in die Flucht jagen, während der San Augustino von denselben geentert und genommen wird. In diesem Momente sind auch Bucentaur und Santissima Trinidad völlig kampfunfähig, so daß der französische Admiral Villeneuve jetzt dem Schicksal weichen muß und sich dem englischen Linienschiffe Conqueror ergiebt. Nelson auf seinem Sterbelager hört den Jubelruf, mit welchem seine Mannschaft diesen Moment begrüßt und giebt, nachdem ihm der Sieg der englischen Flagge gemeldet und er die Nachricht erhalten, daß keins seiner Schiffe die Flagge gestrichen hat, bald darauf seinen Geist mit den Worten auf: Gott sei gedankt! Ich habe meine Pflicht gethan! — Von den 33 Schiffen der vereinigten Flotten, die noch am Morgen den britischen Schiffen den Kampf angeboten hatten, waren 11 auf der Flucht nach Cadix, 4 folgten dem französischen Contre-Admiral Dumanoir seewärts; 18 derselben, von Kugeln durchlöchert, hatten Nelson unterliegen müssen. Dies war zwar ein bedeutender Erfolg, allein die Früchte desselben konnten jeden Augenblick den Siegern unter den Füßen wegsinken. Achill war bereits gesunken, Redoutable dem Sinken nahe. 8 Schiffe hatten alle Masten verloren, 8 andere waren theilweise entwaffnet. Aber auch 8 der englischen Schiffe hatten eben so sehr gelitten und waren kaum noch lenkbar, 6 andere hatten theils Raaen, theils Masten verloren, und fast allen waren Segel und Takelwerk so durchschossen, daß dieselben theils unbrauchbar geworden, theils entwaffnet waren; jedoch gehörte der Sieg den Engländern. Der Durchbruch des von Nelson in Aussicht genommenen Schlachtplanes geschah im Allgemeinen seinen Ansichten entsprechend, indem 12 Schiffe abgetrennt wurden und Nelson sich vor dem Centrum befand. Ebenso war der Verlauf der Schlacht. Wie bei Abukir die Nachhut, so kam hier die Vorhut nicht mehr wirksam in das Gefecht. Der Führer derselben wendete erst, als die Schlacht eine für die Engländer günstige Wendung genommen hatte und blieb auch dann noch weit von der Schlachtlinie ab.

Nelsons Genie bestand darin, daß er die Schwäche der Franzosen erkannte; das Geheimniß seiner Siege beruhte darauf, daß er die Feinde angriff. Bei gleichgeübten Schiffen eine so excentrische Taktik befolgen zu wollen, wie sie aus Nelsons Beispielen noch mehr als aus seinen Vorschriften zu entnehmen ist, würde zu einer, wie man wohl zu behaupten berechtigt sein darf, ganz sicheren Niederlage führen. Nelsons Fehler schlugen damals zu seinem Vortheile aus. Die Linienschiffe, welche er umzingeln ließ oder vereinzelt auf den Kampfplatz brachte, vermochten allerdings das Feuer einer weniger gut bedienten Artillerie auszuhalten, ohne allzusehr darunter zu leiden, und die Linienschiffe, welche er hinter sich zurückließ und denen jeder Windwechsel die Theilnahme am Kampfe hätte event. unmöglich machen können, gewährten ihm, was allein einen Sieg vollständig und erfolgreich macht, eine starke unerwartete Reserve. Nelson war — wie Jurien de la Gravière sagt — weit mehr dazu geschaffen, das Glück durch seine Kühnheit zu erobern, als es durch seine Manöver zu fesseln. Er nahm die französischen Geschwader gleichsam mit dem Bajonet und war also der Suwarow, nicht aber, wie behauptet worden ist, der Bonaparte des Meeres.

Dieser glänzende Sieg beendete für eine lange Zeit die Seekriege, denn mit Trafalgar schließen die großen Actionen ab, keine größere französische oder spanische Flottenabtheilung wagt mehr der englischen entgegen zu treten. Napoleon verlor durch jene unerwarteten Niederlagen seine Ausdauer. Er wandte sich ab von dem einzigen Kampfplatze, wo das Glück ihm untreu war. Trotzdem nahm die Thätigkeit in den französischen Arsenalen keineswegs ab, sondern verdoppelte sich vielmehr, so daß Frankreichs Seemacht, die im Jahre 1792 aus 76 Linienschiffen und 78 Fregatten bestand, zählte im Jahre 1815 noch immer 103 Linienschiffe und 55 Fregatten zählte, und im März 1817 machte der Marine-Minister der Kammer die Mittheilung, daß Frankreich noch 68 Linienschiffe, 38 Fregatten und 271 Kriegsschiffe verschiedener Größe besitze.

Der Krieg zwischen England und den Vereinigten Staaten Nordamerikas 1812—1815 hat nur Gefechte einzelner Schiffe aufzuweisen und wenn dieselben auch insofern von Interesse sind, als sie durch Ueberlegenheit in der Artillerie, durch vortheilhafte Construction der amerikanischen Schiffe und deren geschicktes Manövriren, wenigstens zu Gunsten der letzteren, einer alten und mächtigen Flotte gegenüber, ausfielen, so wollen wir nur einiger dieser Gefechte en passant gedenken. So wurde am 19. August 1812 in einem Gefechte, welches kaum eine halbe Stunde währte, die englische Fregatte Guerrière vollständig entmastet, hatte 15 Todte und 63 Verwundete und war von mehr als 30 Kugeln unter der Wasserlinie getroffen, während die amerikanische Fregatte Constitution nur 7 Todte und 7 Verwundete hatte und nicht einen Mast verlor.

Die letzte größere Action, welche von Segelflotten ausgeführt worden ist, war 1827 am 20. October in der Schlacht von Navarin, wo unter dem Oberbefehl des englischen Vice-Admirals Sir Edward Codrington 12 englische Linienschiffe, Fregatten und Briggs, 7 französische Linienschiffe, Fregatten und Briggs und 8 russische Linienschiffe, Fregatten und Briggs in den Hafen von Navarin einliefen, die dort unter Befehl Ibrahim Paschas liegende, aus 40 Linienschiffen, Fregatten, Corvetten und Briggs bestehende türkische Flotte, vereint mit 43 ägyp-

tischen Fregatten, Corvetten, Briggs, sowie 6 Brandern und 41 Transportschiffen, nachdem sie sich ihren Kampfplatz ausgesucht und ihre Gegner gewählt hatten, angriffen und die letztere total zerstörten. Eine bestimmte Taktik war in dieser Action nicht ersichtlich; es sind vielmehr eine große Zahl Duelle, welche mit der gänzlichen Vernichtung der schwächeren und wenig geübten türkisch-ägyptischen Flotte enden.

Die Kunst, Kriegsschiffe mit möglichst vielen Geschützen armirt, unter Segel zu manövriren und mit denselben im Nahgefecht eine Entscheidung herbeizuführen, war Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts allerdings zu einer hohen Vollkommenheit gelangt, aber, da bei der Abhängigkeit vom Winde die Beimwindlinie nothwendigerweise gegeben war, so dürfte die Seetaktik dieser Periode gegen die des Alterthums im Wesentlichen zurückstehen.

Die Anwendung der Dampfkraft zur Fortbewegung der Kriegsschiffe mußte daher einen außerordentlichen Einfluß sowohl auf die Taktik derselben, als auch auf deren Bauart*) und sonstige Einrichtungen ausüben.

Die Idee, den Dampf als Motor für Schiffe zu verwenden, soll schon Mitte des 16. Jahrhunderts (1543) in Anregung gebracht worden sein; allein erst etwa 200 Jahre später vermochte sich dieselbe successive Bahn zu brechen. 1775 führte Perrier nach James Watt's Verbesserungen der Dampfmaschinen den Bau des ersten Dampfschiffes in Frankreich aus, das aber noch äußerst unvollkommen ausfiel. Erst dem Amerikaner Fulton gelang es, den Bann zu brechen, indem er im Anfange dieses Jahrhunderts (1807) mit dem ersten Dampfschiff, dem Clermont, von 160 Tonnengehalt und einer Boulton-Watt'schen Maschine von 20 Pferdekräften günstige Resultate erzielte. Dasselbe war ein Radschiff, nur für die Fahrt auf Flüssen bestimmt; seine Construction wich jedoch von den bisherigen Regeln des Schiffbaus gewaltig ab, denn das Verhältniß zwischen Breite und Länge war mehr als doppelt so groß wie bisher und stellte sich etwa wie 1 : 9. Von nun an machte die Dampfschifffahrt in Nordamerika reißende Fortschritte, und schon 1815 lief die Dampffregatte Fulton von 32 Kanonen vom Stapel. Diese glücklichen Erfolge reizten zur Nachahmung, und in wenigen Jahren hatten auch die großen Staaten Europas Dampfschiffe in Menge.

1820 machte das Dampfschiff Savannah zum ersten Male in 20 Tagen eine Reise von Nordamerika nach Liverpool, und hat sich seitdem der Dampf im Seewesen in steigender Progression eingebürgert, besonders aber nachdem es den eifrigen Studien des Schiffbaues gelungen ist, die Dampfkraft durch die zweckmäßigste Schiffsform zu unterstützen und mit möglichst kleinen Maschinen die größtmöglichste Geschwindigkeit zu erreichen.

Die Verwendung der durch Dampf in Bewegung gesetzten Schaufelräder als Motor für Kriegsdampfschiffe zeigte bald ihre großen Schattenseiten, denn abgesehen von der großen Zerbrechlichkeit der ersteren bei hoher See und von der dann und

---

*) Als sich der Dampf zuerst in die Kriegsmarine einführte, wurden nur Raddampfer gebaut. Dies schloß so hohe Schiffe, wie Linienschiffe, aus, weil sonst die Räder einen zu großen Umfang bekommen hätten. Es gab deshalb nur Raddampffregatten, Corvetten und Avisos. Erstere führten eine Reihe Geschütze unter Deck, die Corvetten 6—12 Kanonen auf Deck 2c.

wann bei zwei Rädern nicht gleichmäßigen Bewegung, nahmen die Radkasten einen so bedeutenden Raum in der Mitte des Schiffes in Anspruch, und boten dieselben dem feindlichen Feuer eine so außerordentliche Zielfläche, daß ein einziger Streifschuß genügte, den Motor des Fahrzeuges außer Funktion zu setzen und das Schiff selbst in die Gewalt des Feindes zu überliefern; besonders da die Takelage der Radkriegsschiffe ihres zweifelhaften Vortheils halber bedeutend verringert werden mußte. Denn ein großer Segeldruck würde die Schiffe bei bestimmten Richtungen des Windes zum Course auf die Seite geneigt, das Rad an der Leeseite (unter dem Winde) zu sehr eingetaucht und dadurch nicht allein die Fahrt, sondern auch die Steuerfähigkeit derselben sehr beeinträchtigt haben. Außerdem waren die Segel nur Hülfs-, nicht Hauptmotor, und spielten die Segeleigenschaften der Radschiffe nur eine durchaus untergeordnete Rolle.

Die Schaufelräder durch andern Mechanismus zu ersetzen, wollte lange nicht gelingen, bis in neuerer Zeit die Anbringung der Archimedischen Schraube den gemachten Ansprüchen mehr Genüge leistete.

Zwar wurde dieselbe schon 1793 von einem französischen Mathematiker zur Fortbewegung von Schiffen in Vorschlag gebracht und stellten Delisle und Savage 1813 zwei verschiedene Constructionen einer solchen Schraubenmaschine auf; allein es wurde von der Einführung einer solchen nicht eher Anwendung gemacht, als bis die Engländer Smith und Ericson auf dieselben ein Patent nahmen und sie als ihre Erfindung ausgaben.

Die bei den Damfschiffen angewendete Archimedische Schraube mit ihren 2, 3, auch 4 Flügeln hat einen zu der Größe des Schiffes und der hervorzubringenden Schnelligkeit proportionirten Durchmesser und wendet man in neuester Zeit auf Kriegsschiffen auch schon zwei Archimedische Schrauben an, die ihre Umdrehung durch lange, von der Dampfmaschine in Rotation gesetzte Wellen (Wellenbäume, Schraubenwellen) erhalten.

Mit dem Auftreten der Schraube fielen die oben erwähnten Uebelstände fort, weil sie am hintern Ende des Schiffes und unter Wasser liegt. Man konnte deshalb wieder zum Bau der früheren Kriegsschiffformen, Linienschiffe, Fregatten ꝛc. übergehen, indem man sie nur verlängerte, um Raum für Maschine und Kohlen zu gewinnen, sonst aber ihnen die vollständige Segelschifftakelage ließ, um die billige Windkraft möglichst auszunutzen und den theuren Dampf für das Gefecht und besondere Gelegenheiten aufzusparen. Die betreffenden Marinen bauten daher fortan (seit 1840) fast nur noch Schraubendampfer.*)

Die Stärke der Schraubenschiffe blieb wie bei den Segelschiffen, in ihrer Breitseite, weil sie hier ihre einzigen Kampfmittel, die Geschütze concentrirten. Nur waren sie den Segelschiffen gegenüber durch ihre Unabhängigkeit von der Windrichtung überlegen. Denn um die Geschütze voll zur Geltung zu bringen, mußten die Holzschiffe (ob Segel, ob Dampf) dem Feinde immer die Breitseite zukehren, und beruhte die ganze Taktik auf diesem Grundsatze. Sich enfiliren, d. h. der Länge nach vom Feinde beschießen zu lassen, in welcher Richtung man ihm nur wenige Ge-

*) Raddampfschiffe werden größtentheils nur noch als Passagierschiffe auf Flüssen ꝛc. angewendet; in der Marine zuweilen noch als Avisos oder als Königliche Lustfahrzeuge, weil sie bei großer Schnelligkeit mehr Comfort gewähren als Schraubenschiffe.

schütze entgegenstellen konnte, und in der die feindlichen Geschosse, durch die sämmtlichen Geschützbedienungsmannschaften der resp. Decks fuhren, mithin die schlimmste Wirkung ausübten, mußte vermieden werden, was bei den Segelschiffen, den Dampfschiffen gegenüber, nicht immer möglich war. Hölzerne Kriegsdampfschiffe (Linienschiffe und Fregatten) mit den gewöhnlichen Vordersteven zum Rammen (Spornangriff) zu verwenden, ist nur vereinzelt, und zwar im sogenannten Secessionskriege und in der Schlacht von Lissa geschehen.

Aber auch auf anderen Gebieten war die Wissenschaft thätig. So fanden schon nach Angabe des Dr. Moritz Meyer 1797 in Cherbourg Versuche über das Eindringen von Granaten in Schiffswände statt; die vom Kaliber der 24pfündigen Kugel gaben 8—12 Zoll große Löcher, gingen 20 Zoll tief und spalten bis 12 Zoll weit. Bei La Spezzia hatten französische, gegen englische Schiffe gefeuerte Granaten eine außerordentliche Wirkung erzeugt.

In der Schlacht von Copenhagen (1801) wurde die Stadt von den Engländern mit Raketen beschossen und von den verwendeten Mörsern platzte ein 13zölliger.

Fulton stellte 1797 Versuche mit Booten an, die unter Wasser gehen und Schiffe sprengen sollten; Reveroni versuchte eine Höllenmaschine, die unter Wasser gehen und mit einer aufrecht stehenden Kanone (?) das feindliche Schiff von unten durchbohren sollte.

1805 hatten die Engländer bereits bei Boulogne Boote, die unter Wasser gehen und Schiffe sprengen sollten, jedoch ohne Erfolg, da sie die Schiffe verfehlten. Ebenso sollen sie Höllenmaschinen, mit denen sie das Fort Rouge bei Calais sprengen wollten, angewendet haben; allein es mißlang.

In demselben Jahre führte Shrapnel große Versuche mit seinen Geschossen dem Könige von England und Congreve der Admiralität seine Raketen vor.

1806 soll nach gleicher Quelle Fulton mit seinem Torpedo ein Schiff in die Luft gesprengt und später seine Torpedoversuche in America fortgesetzt haben.

Im October 1810 beauftragte Napoleon I. den Kriegsminister, Geschütze konstruiren zu lassen, aus denen 8zöllige Granaten geschossen werden könnten. In Folge dieser Ordre wurde ein solches Geschütz von 7500 Pfund Gewicht konstruirt, das mit einer Pulverladung von 20 Pfund 8zöllige Hohlgeschosse werfen sollte. Die Konstruction erhielt den Beifall des Kaisers, und man goß in Douai ein solches Geschütz. Dasselbe ward jedoch nicht fertig, da Napoleon inzwischen seinen Thron verlor, und die ihm folgende Regierung ließ die Sache fallen. Der französische Artillerieoberst Paixhans nahm später den Gedanken Napoleons wieder auf, und so entstand im Jahre 1822 die nach ihrem zweiten Erfinder benannte Bombenkanone, welche sich nach und nach in die Marinen aller Nationen und Küstenbefestigungen den Weg bahnte und zur Erfindung jener furchtbaren Hohlgeschosse führte, die den hölzernen Schiffen so verderblich und todbringend sind.

Diese Waffe war es daher, welche den Anstoß zur Erfindung der Panzerschiffe gab, und hat dieselbe unter den technischen Wissenschaften (Bau von Kriegsschiffen und Artillerie) in verhältnißmäßig kurzer Zeit den gewaltigsten Umschwung hervorgerufen. Beides sind Antagonisten und beide kämpfen seit altersher schon um den Sieg. Die Trieren und Penteren der alten Griechen und Römer haben sich in Solferinos, Warrior's, Monitors, Inflexibel's, Duilio's und Dandalo's, die Ballisten und Kata-

pulten in Armstrong=, Withwort=, Dahlgren=, Rodman=, Krupp=, und Palliser Kanonen verwandelt, aber noch immer ist der Kampf nicht entschieden, obwohl er mit einer Energie und Ausdauer geführt wird, welche die höchste Bewunderung verdient. Dazu sind nun selbst für die stärksten Panzerschiffe Verderben bringende Waffen die Seeminen und Offensiv= resp. Fischtorpedos gekommen, so daß die Wissenschaft auch hier wieder auf Defensivmittel sinnen muß.

Die Erfindung der Panzerschiffe gehört Frankreich an. Derselbe Oberst Paixhans hat auch die Priorität der Erfindung der Panzerschiffe, und Napoleon III., dem sie allgemein zugeschrieben wird, darf wohl nur das Verdienst ihrer ersten Ausführung beanspruchen. Die Idee des Panzers von Fahrzeugen, wenn auch nicht mit Eisen, ist jedoch im Grunde schon älter. Durch eine Art von Panzer geschützte Fahrzeuge traten schon als „schwimmende Batterien" bei der Belagerung von Gibraltar 1782 auf. Ihr Erfinder war ein Franzose. Die Wände dieser Schiffe waren aus schweren Balken construirt und mit 3 Fuß dicken Korklagen gedeckt, deren Elasticität die Percussionskraft der Kugeln brechen sollte. Um die glühenden Kugeln unschädlich zu machen, hatte man im Innern der Wände mit Wasser gefüllte Zwischenräume anbringen lassen. Ein Mangel in deren Construction ließ jedoch ihren Zweck verfehlen, denn die sämmtlichen Batterien dieser Art wurden durch die glühenden Kugeln der Engländer in Brand geschossen.

Erst siebzig Jahre später wurde bei Ausbruch des orientalischen Krieges die Paixhans'sche Idee eines Eisenpanzers von Napoleon III. wieder aufgenommen und gepanzerte sogenannte schwimmende Batterien in Frankreich und England gebaut, um im Norden und im Süden gegen Rußland gebraucht zu werden. Im September 1854 setzte man in Frankreich 5 auf Stapel und im Juli des darauf folgenden Jahres wurden sie fertig. 3 derselben wurden 1855 nach dem schwarzen Meere geschickt, wo sie bei der Beschießung und Einnahme von Kinburn Verwendung fanden. Jedes dieser Fahrzeuge hatte eine Länge von 165 F., führte 16 Stück 50pfündige Bombenkanonen, hatte eine Schraubenmaschine von 150 Pferdekraft, eine Geschwindigkeit von 4 Knoten und 300 Mann Besatzung. Der Panzer bestand aus 3½ zölligen Eisenplatten, die bis unter die Wasserlinie reichten und die auf 26zölligen Holzwänden der Batterie befestigt waren. Der Ausgang des Kampfes vor Kinburn entschied zu Gunsten der Panzerfahrzeuge. Die russischen Kugeln hinterließen auf den Eisenplatten zwar tiefe Eindrücke, keine der Platten war aber so bedeutend beschädigt, als daß die Fahrzeuge nicht hätten den Kampf noch weiter fortführen können.

Obschon man geneigt war, dieses für die Franzosen und ihr neues System so günstige Resultat größtentheils auf das kleine Kaliber und schlechte Zielen der Russen zu schieben, so bedarf es nur eines Rückblicks auf das Gefecht bei Eckernförde, wo 6 Geschütze von weit kleinerem Kaliber ein dänisches Linienschiff und eine Fregatte von zusammen über 100 Geschützen, wenn zwar unter äußerst günstigen Verhältnissen, mittelst Granaten zerstörten resp. kampfunfähig machten, um anzuerkennen, daß durch das Gefecht bei Kinburn, wenn nicht das Uebergewicht, so doch wenigstens die Gleichstellung von Panzerfahrzeugen mit Landbatterien ausgesprochen ward.

Napoleon III. zog daher aus den gemachten Erfahrungen Nutzen, und gab

damit das Signal zu einer vollständigen Revolution im Schiffbau und in der ganzen Seekriegführung.

Mit dem Jahre 1860 traten Panzerschiffe als seegehende Schlachtschiffe auf. Frankreich baute das erste Panzerschiff, die Fregatte „Gloire", welche mit der Invincible und Normandie am 20. März 1858 auf Stapel gesetzt wurde. Alle drei waren Fregatten, nach demselben Modell aus Holz gebaut, von etwa 77 Meter Länge, 34 gezogene Geschütze, Maschinen von 900 Pferdekraft, mit einer Geschwindigkeit von etwa 12 Knoten und einem Panzer von $4^1/_2$ Zoll. England und allmälig alle übrigen seefahrenden Nationen folgten dem Beispiele, jedoch gingen die meisten Marinen gleich zum Eisenbau über, weil das Holz nicht allein eine verhältnißmäßig geringe Dauer versprach, sondern auch die nöthigen Verbände sich durch Eisen stärker und bequemer herstellen ließen. Das immense Gewicht des Panzers, dessen Stärke sich in Folge der vervollkommneten Schußwaffen von Jahr zu Jahr steigerte, erforderte nicht allein große Dimensionen der Schiffe, sondern auch andere Linien und andere Constructionen wie bisher, und der Schiffbau bedurfte eines längeren Experimentirens, um die richtigen Verhältnisse zu finden und den Panzerschiffen die erforderlichen nautischen Eigenschaften zu geben.

Neu aufgetreten sind die Thurmschiffe. Um den Panzer gegen die modernen 2—800 resp. 1000 Pfünder möglichst undurchdringlich zu machen, muß er 10—22 resp. 24 Zoll und noch stärker sein. Eine so starke Panzerung über den ganzen Rumpf würde außer den übrigen Gewichten kein Schiff tragen können. Man hat deshalb die Thurmschiffe, sowie Casemattschiffe konstruirt. Beide haben nur etwa einen entsprechend breiten Panzergürtel in der Wasserlinie resp. für die Casematte, um die vitalsten Theile des Schiffes zu decken, und erheben sich über dem Oberdeck der erstgenannten Schiffe gewöhnlich zwei drehbare und 12—15 resp. 24 Zoll stark gepanzerte Thürme, in deren jedem gewöhnlich parallel neben einander zwei der schwersten Geschütze aufgestellt sind. Eine Unterabtheilung der Thurmschiffe bilden die Monitors, eine amerikanische Erfindung, welche hauptsächlich zur Küstenvertheidigung dienen. Die eisernen Panzerschiffe haben einen doppelten, mehrere Fuß von einander entfernten Boden sowie doppelte Seitenwände, und sind der Länge nach in mehrere wasserdicht abschließende Abtheilungen getheilt, um sie beim Aufrennen oder im Kampf beim Rammen ꝛc. gegen sofortiges Wegsinken zu schützen. Die Takelage der meisten Panzerschiffe ist bedeutend kleiner als sie ihren sonstigen Dimensionen nach sein könnte; viele sind sogar schon ohne Takelage, um das Schußfeld so wenig als möglich zu begrenzen. Außerdem ist die Form des Vorsteven bei den Panzerschiffen derart, daß er unter der Wasserlinie eine Art Sporn bildet, der bei einigen sogar abnehmbar ist. Ihre Geschwindigkeit beträgt bis zu 15 Knoten ꝛc. Es ist jedoch nicht unsere Aufgabe, uns in die Details der Panzerschiffe und deren Einrichtungen, Armirung ꝛc. einzulassen; vielmehr wollen wir am Schluß unserer Betrachtungen noch einen Blick auf die Thätigkeit der amerikanischen Flotte im Secessionskrieg 1861—65 werfen, welcher insofern für uns von besonderem Interesse ist, als sich in demselben Panzer und Artillerie in ausgedehntester Weise messen, der Sporn, die Ramme von Neuem auftritt, außerdem aber eine neue, heimtückische Waffe, die Seeminen und Torpedos, vereint mit Hafen- und Flußsperren zur Anwendung kommen.

Des sogenannten Krimkrieges, 1853—1855, mag hier nur insofern gedacht werden, als der Transport so bedeutenden Kriegsmaterials und Truppen den Flotten anheimfiel, und, um zu zeigen, wie weit der Dampf bei den einzelnen Marinen Eingang gefunden hatte.

Die russische Flotte des Schwarzen Meeres, nachdem am 30. November 1853 6 Linienschiffe, 3 Fregatten und 3 Raddampfer derselben im Hafen von Sinope 7 türkische Fregatten, 3 Corvetten und 2 Raddampfer überrumpelt und durch Beschießung mit Granaten, die eine mörderische Wirkung hervorbrachten, vollständig zerstört hatten, bestand aus 24 Segellinienschiffen, 8 Fregatten, 5 Corvetten, 7 Briggs, 60 Kanonenschaluppen und 12 Raddampfern verschiedener Größe. Sie kam aber aus Mangel an Dampfkraft nicht zur Action, sondern verblieb in Sebastopol, wo die Linienschiffe als Hafensperre versenkt wurden, um sie nicht den durch ihre Dampfkraft überlegenen Schlachtschiffen der Alliirten im ungleichen Kampfe zu opfern. Die verbündeten Flotten, welche die Truppen von Constantinopel nach der Krim brachten, zählten 7 Schraubenlinienschiffe, 27 Segellinienschiffe, 20 Dampffregatten, 9 Segelfregatten, 25 Dampfcorvetten und Avisos. Die Flotte der Ostsee war bedeutend geringer und zählte im Verhältniß noch weniger Dampfschiffe. Zu Actionen zur See ist es, außer dem Bombardement von Odessa, der Einnahme von Bomarsund und anderen kleineren Unternehmungen weiter nicht gekommen. Die mit Dampfmaschinen versehenen Schiffe hatten die Aufgabe, so oft als erforderlich, resp. bei Windstille, die Segelschiffe zu bugsiren. Zu bemerken ist, daß die russischen Ostseeküsten und Hafeneingänge schon mit Seeminen, meistens in Form von Zuckerhüten versehen waren, welche den Blokadeschiffen jedoch nur wenig Schaden zugefügt haben.

Größere Thätigkeit entwickelte die amerikanische Flotte während des Secessionskrieges. Bei Ausbruch desselben (Januar 1861) zählte die Unionsflotte 69 Schiffe, darunter 35 Segelschiffe, 26 Schraubendampfer, darunter 6 Fregatten, 13 Corvetten, und 8 Raddampfer. Von diesen waren 41 in Dienst und größtentheils über alle Meere zerstreut, so daß die Nordstaaten im ersten Augenblick etwa nur über 12 bis 18 Schiffe verfügen konnten.

Die Ausdehnung des Kriegstheaters war so groß wie Deutschland, Italien und Frankreich zusammengenommen. Um den von der Union in Aussicht genommenen Kriegsplan: „das Kriegstheater zu umklammern, einzuschnüren und den Gegner zu erdrücken", war die Blokirung einer Küste von 3000 Seemeilen mit etwa 130—140 größeren und kleineren Flußmündungen und Einläufen von 6 Fuß Tiefe aufwärts erforderlich, eine Aufgabe, die bisher, abgesehen von der Continentalsperre der englischen Flotte, nie einer anderen zugefallen ist. Außerdem hatte die Flotte den theilweisen Transport des Heeres, der Munition, der Vorräthe ꝛc. auszuführen; selbstständige Angriffe auf Küstenpunkte, Forts, Batterien, Sperren und selbst auf die Truppen des Gegners zu machen, und die große, auf allen Meeren verbreitete Handelsflotte gegen südstaatliche Kreuzer zu schützen. Trotz all diesen Anforderungen ist es, wenn auch die Flotte der Nordstaaten bei Ausbruch des Krieges diesen Aufgaben nicht gewachsen war, derselben gelungen, nicht allein die Blokade nach kurzer Zeit effectiv zu machen, sondern auch den Südstaaten die Zufuhr von Kriegsmaterial ꝛc. abzuschneiden und auf diese Weise den unheilvollen Krieg zu Ende zu führen.

Es handelte sich jedoch zunächst um eine möglichst schnelle Vermehrung der Seestreitkräfte und mußten hierzu alle Mittel und Wege aufgeboten werden. Seetüchtige, schnelle Handelsschiffe wurden armirt und dem Blokadegeschwader zugetheilt, so daß die Zahl derselben schon bis zum Dezember 1861 bis auf hundert gewachsen war. Schnelle Kreuzer theils gekauft, gemiethet oder gebaut, wurden armirt und zum Schutze der Handelsschiffe gegen die Kreuzer der Südstaaten ausgeschickt (Keassage contra Alabama). Kanonenboote und Raddampfer, letztere mit einem Ruder hinten, einem anderen vorn, zum Dienst auf den Flüssen, wurden in Bau genommen, in wenigen Monaten beendet, armirt und bemannt.

Gleichzeitig, wenn auch nicht mit derselben Geschwindigkeit, schritt man zum Bau von Panzerfahrzeugen, Panzerbatterien und Monitors, welche in 4—9 Monat hergestellt wurden. Es war dies ein kühner, gewagter Schritt, denn das einzige schwere Panzerschiff, das fertig und erprobt war, war die französische Fregatte „Gloire“. Der englische „Warrior“ war noch im Bau, und die öffentliche Meinung war gegen die Verwendbarkeit der Panzerschiffe. Von den verschiedenen Panzerfahrzeugen wollen wir nur die Construction der Monitors kurz beschreiben und dazu bemerken, daß die Panzerung der vorhandenen hölzernen Schiffe theils aus Eisenbahnschienen, theils aus schweren Ankerketten bestand. Geschütze gelangten, meistens glatte Rohre schweren Calibers, 9-, 10—15-Zöller (Dahlgreen), aber nur wenig gezogene, zur Verwendung.

Die Panzerbatterien hatten eine Länge von 220 F., 3300 Tons Deplacement, 4½″ Panzerstärke, 13 F. Tiefgang, 9½ Knoten Geschwindigkeit. Lieferzeit 9 Monate.

John Ericsons Monitor war 172 F. lang mit einer gepanzerten Plattform nur 2 F. über Wasser, mit überragenden Seiten, so daß er fast völlig gegen einen Spornangriff gesichert war. Er führte einen Thurm von 9 F. Höhe, 20 F. Durchmesser mit 8″ Lamellenpanzer aus 8 einzölligen Eisenblechen zusammengesetzt; ähnlich die 8 zöllige Panzerung der Seiten. Geschwindigkeit 9 Knoten, Tiefgang 10 F. Er hatte keine Masten; der Thurm war drehbar, so daß er mit seinen zwei paralell stehenden 11 zölligen Dahlgreen Geschützen den ganzen Horizont bestreichen konnte. Der Monitor selbst war gegen glatte Geschütze größeren Kalibers fast unverwundbar. Der Rumpf ragte nur wenig aus dem Wasser, das Ziel daher klein; doch war eine Enterung desselben der vergitterten Niedergänge halber ausgeschlossen. Lieferzeit 5 Monate.

Die Defensivkraft des Monitors trat namentlich bei der Beschießung von Charleston wiederholt zu Tage. Ein Schwesterschiff dieses Monitor erhielt 214 Treffer, darunter eine Anzahl 10 zölliger glatter Geschosse, ohne kampfunfähig geworden zu sein. Er selbst feuerte 900 Schuß, ein Beweis für die große Offensivstärke, so daß diese Schiffsklasse für den Küstenkrieg als eine formidable Waffe genannt werden kann. Die Union besaß Anfang 1863 14 gepanzerte Fahrzeuge, 12 Monitors und 2 Fregatten. Die Miantonomohklasse mit 4 — 15 Zöllern und 12 Panzer kam nicht mehr zur Verwendung. Die Seestreitkräfte des Südens waren unbedeutend und entstand gewissermaßen zwischen Norden und Süden in der Herstellung derselben ein Wettlauf. Mit der Beschlagnahme der Werft von Norfolk war dem Süden die Fregatte Merrimac mit 40 Geschützen in die Hände

gefallen, welche mit Eisenbahnschienen gepanzert, durch ihr Gefecht mit dem Monitor eine gewisse Berühmtheit erlangt hat. Im Uebrigen strebte man im In- und Auslande mit allen zu Gebote stehenden Mitteln den Bau von Kriegsfahrzeugen zu forciren und legte dieselbe Energie wie der Norden an den Tag. Zur Sicherung und Abwehr des Gegners wurden die Flußmündungen neben den Forts und Batterien durch mehrere Reihen Sperren verbarrikadirt und zur Zerstörung der Blokadenschiffe, Seeminen und Stangentorpedos angewendet. Zum ersten Male kamen die ersteren auf dem Potamac, und zwar in Form von 2 mit Pulver gefüllten Doppelfässern mit Zündern versehen, in Anwendung, die durch eine Manillaleine mit einander verbunden waren und mit der Strömung fortgetrieben wurden. Sie wurden jedoch von den Blckirenden rechtzeitig bemerkt und durch Boote zerstört.

Die vielen Actionen der Schiffe der Union gegen die von den Südstaaten erbauten Forts, die Forcirung und Aufräumung von Passagen und Flußmündungen ꝛc. übergehend, weil es hier an Raum gebricht, wollen wir nur des Gefechts zwischen Monitor und der südstaatlichen Panzerfregatte Merrimac erwähnen. Der eigenthümliche Kampf der beiden Schiffe, trotz ihrer Verschiedenheit in Größe, Schnelligkeit und Bewaffnung, dauerte fünf Stunden, ohne zu einem sichtbaren oder bekannt gewordenen Resultat zu führen. Der Merrimac, eine hölzerne Fregatte von etwa 3000 Tons, 600 Pferdekraft, acht 9 zölligen und zwei 10 zölligen Bombenkanonen, 4½ Zoll Panzer und 7 — 8 Knoten Geschwindigkeit, war zum Zweck der Panzerung rasirt und seine Seiten fielen unter einem Winkel von 35 Grad ein. Der Merrimac versuchte mehrere Male den Monitor nieder zu rennen, dieser wich jedoch jedes Mal geschickt aus, und, wie es heißt, soll ersterer den Kampf haben abbrechen müssen, weil er sich bei diesen Versuchen zu sehr beschädigte. Das Entern mißlang ebenfalls, da die mit Eisengitter geschlossenen Deckluken des Monitor nicht forcirt werden konnten und sämmtliche Mannschaften sich im Thurm, resp. unter Deck aufhielten. Verluste an Menschen waren auf keiner Seite, wenn auch behauptet wird, daß die 11 zölligen Dahlgreengeschosse mehrfach durch den Panzer des Merrimac gegangen seien.

Ueber den Kampf der Unionsflotte gegen das Widderschiff der Conföderirten „Tennessee" berichtet Admiral Farragut Folgendes:

„Nachdem die Forts — an der Einfahrt in die Bay — passirt und die feindlichen Kanonenboote zerstreut waren, hatte ich bereits der Mehrzahl der Schiffe den Befehl gegeben, zu ankern, als ich das Widderschiff „Tennessee" auf das Flaggschiff zukommen sah. Ich erkannte sofort seine Absicht dieses zu vernichten und befahl deshalb den Monitors*) und denjenigen Holzschiffen, welche ich für geeignet hielt, den Tennessee anzugreifen und zwar nicht nur mit den Geschützen, sondern auch mit dem Bug unter voll Dampf. Die Monongahela (Holzcorvette) rammte zuerst und erlitt dabei erhebliche Beschädigungen am Bug und an der Verschanzung, ohne dem Gegner viel Schaden zu thun. Die darauf folgende Holzcorvette rammte ebenfalls mit voll Dampf. Obgleich ihr Vorsteven bis auf

*) Das Geschwader bestand im Ganzen aus 7 Holzcorvetten, 7 hölzernen Kanonenbooten und 3 Monitors. Ein vierter Monitor war bei der Einfahrt auf einen Torpedo gelaufen und gesunken.

die Planken gequetscht war, nahm man an dem Widderschiffe keine andere Wirkung als das Eintreten einer Schlagseite wahr. Das Flaggschiff Hartford (Holzcorvette) rammte demnächst. Durch ein schnelles Ruderlegen am Bord des Tennessee wurde der Stoß schräge parirt. Während sich in Folge dessen beide Schiffe auf 10 F. Entfernung Seite an Seite passirten, feuerte der Hartford eine Breitseite 9 zölliger Vollgeschosse gegen die Kasematte des Tennessee. Die Monitors manövrirten langsam und beschränkten sich darauf, den Gegner zu beschießen. Ein 15 zölliges Geschoß vom Manhattan (Monitor) durchschlug seinen Eisenpanzer nebst Hinterlage. — Seit der vom Hartford abgegebenen Breitseite schwieg die Batterie des Tennessee. Bevor ein weiterer Stoß von jenem Schiffe ausgeführt werden konnte, strich er die Flagge. Die Beschädigungen, welche die Kasematte des Tennessee durch Schüsse erhalten hat, sind sehr bedeutend. Die Zahl sämmtlicher Geschoßeindrücke und Spuren an dem Schiffskörper beträgt zwischen 40 und 50. Der Schornstein ist weggeschossen. — Der Panzer ist von einer 15 zölligen Vollkugel so weit durchschlagen, daß Holzsplitter von 4 F. Länge und 3 F. Breite abgespalten sind. — Beschädigungen durch das Rammen sind äußerlich nicht wahrnehmbar rc. Wie wir schon früher ausgesprochen haben, war die Einführung der Hohlgeschosse in die Schiffsartillerie Veranlassung zur Panzerung der Schiffe und eine directe Antwort der Defensive auf den Fortschritt der Offensive mit den Granatkanonen, deren Wirkung die Schlacht von Sinope zu deutlich dokumentirte.

Gleichzeitig aber ist mit der Einführung des Dampfes, dem Bau von Panzerkolossen mit Ramme und Sporn, ihrer Armirung mit Monstregeschützen von 800—1000 Pfund Geschoßgewicht und Sprengladung und einer Durchschlagskraft durch 24 Zoll Eisen und darüber, der Einführung der verschiedenen Torpedos als Waffe auf Kriegsschiffen, eine vollständige Umwälzung in der Taktik und überhaupt in den Verhältnissen der Kriegsmarine hervorgerufen worden, so daß es von der größten Wichtigkeit ist, zu untersuchen und zu erörtern, wie weit die Seetaktik von all diesen Neuerungen berührt wird.

Lag die Stärke der Holzschiffe, selbst die der hölzernen Schraubenschiffe in ihrer Breitseite, weil sich hier ihre einzigen Kampfmittel, die Geschütze concentrirten und war die Anwendung des Vorstevens als Ramme nur vereinzelt zur Geltung gekommen, so liegt die Stärke der Panzerschiffe nicht allein in der Artillerie ihrer Breitseite, sondern zum großen Theil auch im Bug, umsomehr, wenn es gelingt, Fischtorpedos*) im Bug derselben unter der Wasserlinie zu lanciren.

Die Breitseite hat ihre Schwäche, weil ein gelungener Stoß des feindlichen Sporns gegen sie, dem leidenden Theil stets fatal werden muß, indem er ihn entweder vernichtet oder ihm einen bedeutenden Theil seiner Kampffähigkeit und Beweglichkeit raubt und damit der Wiederholung des Mißgeschicks aussetzt, obgleich auch der Rammende zuweilen nicht so mit heiler Haut davon kommt. (Wir möchten an den Untergang des englischen Panzerschiffes „Vanguard“ und an den Zusammen

---

*) Die Lancirung der Fischtorpedos aus einer gewissen Höhe (der Batterie oder dem Zwischendeck) wird wohl noch sehr der Vervollkommnung bedürfen, wenn die Waffe selbst unter Umständen, nicht für das eigene Schiff gefährlich werden soll. Nach einer Mittheilung der Times werden in England beim Inflexible Versuche gemacht, Lancirrohre im Bug unter der Wasserlinie anzubringen.

stoß des „König Wilhelm“ und „Großer Kurfürst“ erinnern.) Und wenn der Re d'Italia vor dem entscheidenden Stoße bei Lissa sein Ruder verlor, so war dies eben schon eine Folge des Spornkampfes und ist dies ein beachtenswerther Beweis, wie folgenschwer die Ramme auch beim Mißlingen eines senkrechten Stoßes noch den Gegner beschädigen kann.

Die Aufgabe der Taktik für Panzerschiffe dürfte deshalb die entgegengesetzte der für Segelschiffe sein. Sie muß Formationen schaffen, in denen erstere dem Feinde leicht ihren Bug zukehren und die deshalb in sich möglichst beweglich sein müssen, ob daher die alte Kiellinie beizubehalten, ob Keil-, ob Quarréform, muß die Erfahrung lehren. In England, Frankreich, Rußland, Oesterreich ꝛc. und auch bei uns, ist man diesem Thema bereits näher getreten, allein ganz erschöpfend dürften die stattgehabten Erörterungen noch nicht sein, denn es hat bis jetzt nur eine Seeschlacht stattgefunden, in der auf beiden Seiten mehrere Panzerschiffe thätig waren: die Schlacht bei Lissa, zwischen Oesterreichern und Italienern; eine endgültige Entscheidung der bezüglichen Fragen, dürfte daher wohl erst nach einer größeren Action gefällt werden können. — Nichts desto weniger sind wir verpflichtet, uns auf das vorzubereiten, was uns bevorsteht, damit wir lernen, womit wir uns gegenwärtig zu beschäftigen, oder was wir als untauglich oder unvortheilhaft außer Acht zu lassen haben. Andernfalls werden wir durch die Ereignisse der nächsten Schlacht überrascht.

Es ist hier jedoch nicht der Raum, uns über die Behandlung der auf die Seekriegführung bezüglichen Fragen hier des Weiteren auszulassen, vielmehr behalten wir uns vor, zu einer späteren Zeit in einer besonderen Abhandlung, die Seetaktik der Neuzeit unter Berücksichtigung unserer deutschen Marineverhältnisse einer Erörterung zu unterziehen.

Rundschau über das nationale Leben.

Eine kirchenpolitische Gesetzesvorlage am Badischen Landtage.

Von
R. v. Freydorf,
Ministerialpräsident a. D.

I.

Wie im Verlaufe des vorletzten Badischen Landtages einige der in dem Aufsatze über „die Einführung der Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reiches im Großherzogthum Baden" (Deutsche Revue III. Jahrgang 1879 S. 66—82 und S. 196—217) besprochenen Fragen die Aufmerksamkeit weiterer Kreise erregten, so waren während des letzten am 18. März d. J. geschlossenen Landtages in einer Angelegenheit, in welcher das Großherzogthum seit nahezu 30 Jahren im Vordertreffen stand, in einer Frage des Verhältnisses der katholischen Kirche im Staate, die Augen wieder auf Baden gerichtet. Die katholische Hierarchie hatte für gut befunden, die Ansprüche und Verlangen, welche der päpstliche Stuhl seit Niederwerfung des Aufstandes im Kirchenstaate und seit der im nächsten Jahre 1850 unter französischem Schutze erfolgten Rückkehr des Papstes Pius IX. nach Rom bezüglich der Ordnung des Verhältnisses der katholischen Kirche zum Staate allmälig an fast alle europäischen Regierungen, durch die Beschlüsse des Vaticanischen Conzils vom Juli 1870 an alle Welt stellte, zuerst in Baden zu erheben, zuerst hier die Schranken zu durchbrechen, welche die damalige Gesetzgebung und Rechtsanwendung diesen Ansprüchen zog, diejenigen durch ausdrückliche Uebereinkommen und wechselseitige Duldung entstandenen Uebungen zu verlassen und aufzugeben, welche mit solchen Ansprüchen nicht übereinstimmten. Nachdem die Großherzogliche Regierung während einiger Zeit thatkräftigen Widerstand geleistet, theils polizeiliche Vorkehr getroffen, theils die trotz solcher Vorkehr von einem Theile der katholischen Geistlichkeit und von der ihr zu Gebote stehenden Presse verübten Gesetzesübertretungen gerichtlich hatte verfolgen lassen, wurde dieselbe, damals noch in dem Kampfe allein stehend, allmälig auf den Weg der Verhandlung mit Rom und — nach dem Vorgange und nicht ohne Beihülfe Oesterreichs — zum Abschluß einer Convention mit dem

päpstlichen Stuhle gedrängt, welche, nachdem sich die Verhandlungen Jahre lang hingezogen hatten, von den beiderseitigen Bevollmächtigten am 28. Juni 1859 (wenige Tage nach den Schlachten von Magenta und Solferino) unterzeichnet und mit Entschließung vom 5. Dezember 1859, vorbehaltlich der ständischen Zustimmung zur Aenderung der der Vereinbarung entgegenstehenden Gesetzesbestimmungen verkündet wurde. Das damalige Ministerium von Meysenbug = von Stengel legte den im November 1859 zusammengetretenen Ständen die Convention zur bloßen Kenntnißnahme vor, ohne Vorschläge zur Aufhebung oder Aenderung entgegenstehender Gesetze und ohne Bezeichnung derjenigen Bestimmungen der Convention, welche seiner Meinung nach mit bestehenden Gesetzen in Widerstreit waren, oder derjenigen Gesetze, welche einer Aenderung bedurften, um sie mit dem Concordat in Einklang zu bringen. Die Kammern sollten selbst die betreffenden Bestimmungen heraussuchen und darlegen, in welchen Punkten Aenderungen bestehender oder Vorlagen neuer Gesetze erforderlich seien.

Die zweite Kammer aber sprach nach Prüfung der Convention in einer an Se. Königliche Hoheit den Großherzog gerichteten Adresse aus, daß nicht nur eine etwaige Aenderung oder Aufhebung entgegenstehender Gesetze, sondern die ganze mittelst der Convention versuchte Ordnung des Verhältnisses der katholischen Kirchengewalt im Staate nur durch Vereinbarung mit den Ständen erfolgen könne und bat, die landesherrliche Verordnung vom 5. December 1859, welche die päpstliche Bulle und die in diese aufgenommene, ohne Vorbehalt ständischer Zustimmung getroffene Vereinbarung vom 28. Juni 1859 enthielt, außer Wirksamkeit setzen zu wollen.

Die Vertreter der Regierung und verantwortlichen Minister erklärten damals diesen von der zweiten Kammer mit großer Mehrheit angenommenen Antrag der Commission für einen Eingriff in die Rechte der Krone; ein solcher Beschluß würde den § 5 der Verfassung (Regierungsrechte des Großherzogs) ausstreichen, die Minister aber hätten die Pflicht, die Rechte der Krone zu wahren, sie könnten nicht weichen, wenn es deren Vertheidigung gelte.

Uebrigens schloß sich auch die erste Kammer der Auffassung der zweiten an, sprach sich gegen die Ordnung des Verhältnisses der Kirche im Staate durch einen ohne ständische Zustimmung abgeschlossenen Vertrag mit dem päpstlichen Stuhle aus, und trat der Adresse der zweiten Kammer nur aus dem Grunde nicht bei, weil inzwischen ein Ministerwechsel stattgefunden und die denkwürdige landesherrliche Proclamation vom 7. April 1860, deren Jahrestag noch lange im Volke gefeiert wurde, die Absicht der Staatsregierung verkündet hatte, die Rechtsstellung der Kirche im Wege der Gesetzgebung, also unabhängig vom Concordat und unter Theilnahme der Stände, regeln zu wollen.

Dies geschah durch die Gesetze vom 9. October 1860 über die Stellung der Kirchen und kirchlichen Vereine im Staate, über die Ausübung der Erziehungsrechte in Bezug auf die Religion der Kinder, über die Bestrafung von Amtsmißbräuchen der Geistlichen. Eine landesherrliche Verordnung vom gleichen Tage erklärte, daß der durch das erstgenannte Gesetz ersetzten Convention mit dem päpstlichen Stuhle vom 28. Juni 1859 keine rechtliche Wirksamkeit beizulegen sei.

Das gleichzeitige Gesetz über die bürgerliche Standesbeamtung in Ausnahmefällen wurde durch das Gesetz vom 21. November 1869 über die Beurkundungen

des bürgerlichen Standes und die Förmlichkeiten bei Schließung der Ehen, dieses durch das Reichsgesetz vom 5. Februar 1875 über die Beurkundung des Personenstandes und die Eheschließung ersetzt.

Eine landesherrliche Verordnung vom 12. August 1862 übertrug die Functionen der früher theilweise confessionellen Schulaufsichtsbehörden einer einzigen Centralbehörde, dem Oberschulrath. Das Gesetz vom 29. Juli 1864, die Aufsichtsbehörden über die Volksschulen betr., ordnete die Betheiligung der Geistlichkeit an den zur Aufsicht über die confessionellen und gemischten Volksschulen eingesetzten Ortsschulräthen und die Oberaufsicht durch vom Großherzog ernannte Kreisschulräthe und den Großherzoglichen Oberschulrath; die Gesetze vom 8. März 1868 über den Elementar-Unterricht, vom 11. Februar 1870 über die Confession der an Gelehrtenschulen anzustellenden Lehrer, vom 2. April 1872 über die öffentliche Lehrwirksamkeit der Mitglieder eines religiösen Ordens (wodurch diesen jede solche Wirksamkeit an Lehr- und Erziehungs-Anstalten im Großherzogthum untersagt wurde), vom 18. Februar 1874 über den Fortbildungs-Unterricht, vom 19. Februar 1874 und vom 18. September 1876 über die Aenderung einiger Bestimmungen jenes Gesetzes von 1868 über den Elementarunterricht, regelten das ganze Schulwesen, insbesondere auch den Religionsunterricht, die Voraussetzungen, unter welchen Confessionsschulen erhalten oder neu gebildet oder in gemischte Schulen verwandelt werden können, das Verhältniß der Confessionen und ihrer Geistlichen und Religionslehrer zur Schule. An Stelle der Ortsschulräthe sind seit 1876 die Gemeinderäthe (oder aus denselben bestellte Schulcommissionen) unter Zuzug der Ortsgeistlichen und ersten Lehrer getreten.

Eine Verordnung vom 20. November 1861 regelte die Verwaltung des katholischen Kirchenvermögens, ein Gesetz vom 5. Mai 1870 die Verwaltung der Stiftungen, auch der kirchlichen.

Das Gesetz vom 25. August 1876, die Aufbesserung gering besoldeter Kirchendiener aus Staatsmitteln betr., findet auch auf Pfründen der katholischen Kirche insofern und insolange Anwendung, als die oberste Kirchenbehörde sich durch schriftliche Erklärung verpflichtet, die Gesetze und rechtsgültigen Anordnungen des Staats und der Staatsgewalt zu befolgen und die untergeordneten Kirchendiener zu deren Befolgung anzuhalten. Dies ist bis jetzt nicht geschehen, und die weniger als 2000 Mark jährlich abwerfenden katholischen Pfarreien genießen die denselben vom Staate zugedachten Aufbesserungen nicht.

Ein Gesetz vom 2. April 1872 verbietet die Abhaltung von Missionen und die Aushülfe in der Seelsorge durch Mitglieder im Großherzogthum nicht eingeführter religiöser Orden; das Gesetz vom 15. Juni 1874 sichert auch den Altkatholiken die Anwendung der bezüglich der römisch-katholischen Kirche erlassenen Gesetze und die den Angehörigen dieser Kirche zustehenden Rechte.

Das Grundgesetz vom 9. October 1860 über die rechtliche Stellung der Kirchen und kirchlichen Vereine im Staate hatte in manchen Punkten nur Grundsätze aufgestellt, ohne sie im Einzelnen näher auszuführen und ohne die Nichtbefolgung seiner Vorschriften oder Zuwiderhandlungen gegen dieselben mit Strafe zu bedrohen. Ein Gesetz vom 19. Februar 1874 gab in Abänderung und näherer Ausführung jenes Gesetzes einzehendere Vorschriften über die allgemein wissenschaft-

liche Vorbildung der Geistlichen beider christlichen Bekenntnisse und über deren Nachweis, gestattete zwar die Errichtung von Anstalten zur theologisch praktischen Vorbildung der künftigen Geistlichen, unterdrückte aber die Knabenseminare, Knaben-Convicte und die Internate für Studirende der Theologie, bedrohte die Verwendung von Theologen, welche die vorgeschriebenen Studien und Examen nicht gemacht hatten, im öffentlichen Dienste, ferner den Vollzug von Kirchenstrafen gegen den Willen der davon betroffenen Personen, die Verhängung kirchlicher Straf- und Zuchtmittel und die Anwendung von geistlichen Versprechungen oder Drohungen zu politischen Zwecken, insbesondere zur Hemmung der Ausführung mißliebiger Gesetze und Verordnungen und zu Beeinflussung der Wahlen mit Strafen bis zu 1500 Mark an Geld oder sechs Monaten Gefängniß.

Wird nun der Vollständigkeit wegen als selbstverständlich noch erwähnt, daß in Baden seit 1. Januar 1872 das Reichsstrafgesetzbuch in seiner Fassung vom 15. Mai 1871 sammt dem durch Reichsgesetz vom 10. December 1871 hinzugefügten § 130a (sog. Kanzel-Paragraphen), ferner das Reichsgesetz vom 4. Juli 1872 über die Ausschließung des Ordens der Gesellschaft Jesu und verwandter Orden und Congregationen aus dem Gebiete des deutschen Reiches, endlich das Reichsgesetz vom 4. Mai 1874 über die Verhinderung der unbefugten Ausübung von Kirchenämtern gilt, so hat der Leser eine zwar sehr oberflächliche, aber zum Verständniß der folgenden Darstellung der heutigen Sachlage hinreichende Uebersicht des im April 1852 am Sarge des Großherzogs Leopold zum Ausbruch gekommenen Conflictes der Großh. Regierung mit der katholischen Geistlichkeit, des Versuchs, diesen Conflikt durch Verhandlungen mit dem päpstlichen Stuhle zu beendigen, der Verwerfung der abgeschlossenen Convention durch die Stände und der seitherigen Regelung der Stellung der katholischen Kirche im Staate auf dem verfassungsmäßigen Wege der Gesetzgebung. Wer sich mit der Sache näher vertraut machen will, findet das in den angeführten Gesetzen und den dazu erlassenen Vollzugsverordnungen zerstreute Material von den Jahren 1860 bis 1871 gesammelt und besprochen in

Dr. Emil Friedberg, Der Staat und die katholische Kirche im Großherzogthum Baden. Leipzig bei Duncker und Humblot. 1871.

Diese Gesetze waren, trotz des denselben schon bei ihrem Entstehen, bei den Berathungen des Landtags und in der ersten Zeit ihrer Einführung bis in die einzelnen Ortschaften von der katholischen Geistlichkeit und der clerikalen Partei im Lande entgegengesetzten Protestes und Widerstandes sehr bald in ruhiger und fester Anwendung und Uebung. Seit dem Jahre 1875, seit der Zeit, da die Curie den Versuch aufgab, Candidaten der Theologie, welche sich weder der vorgeschriebenen Prüfung unterzogen, noch Dispens von derselben erlangt hatten, in der badischen Seelsorge zu verwenden, war auch sehr selten mehr ein Anlaß, gegen einen Geistlichen wegen Verletzung oder Mißachtung einer Bestimmung der bisher erwähnten Gesetze strafend einzuschreiten.

Die katholische Geistlichkeit betheiligte sich allmälig selbst an Ausführung jener Gesetze, z. B. nach Zurücknahme des erlassenen Verbotes des Bisthumsverwesers an der Aufsicht über die Elementarschulen.

Nicht in der von Seiten der Regierung und Volksvertretung gewünschten Uebung waren zur Zeit des im September 1876 eingetretenen Ministerwechsels und noch bei Beginn des letzten Landtags nur das Gesetz vom 25. August 1876 über die Aufbesserung gering besoldeter Kirchendiener aus Staatsmitteln und die im Gesetze vom 19. Februar 1874 enthaltenen Bestimmungen über die allgemein wissenschaftliche Vorbildung der katholischen Geistlichen und deren Nachweis. Der Umstand, daß die oberste Kirchenbehörde der Voraussetzung des ersteren Gesetzes nicht entsprach, hat nur die Folge, daß leider die Aufbesserung gering dotirter katholischer Pfarreien aus Staatsmitteln nicht bewirkt werden kann. Von empfindlicherer Rückwirkung auf die Interessen nicht nur der katholischen Kirche, sondern auch des Staates konnte eine fortgesetzte Nichtbefolgung des letzteren Gesetzes und der dazu erlassenen Verordnung vom 3. Mai 1874 über das Verfahren bei der staatlichen Prüfung der Geistlichen über ihre allgemein wissenschaftliche Bildung sein, und da die Aenderung dieses Gesetzes den hauptsächlichen Ausgangspunkt und Gegenstand der zwischen der zweiten Kammer und dem gegenwärtigen Ministerium auch auf diesem Landtage wieder ausgebrochenen Conflicte bildet, da ferner Verhandlungen über denselben Gegenstand (das preußische Gesetz vom 11. Mai 1873 über die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen) zwischen der königlich preußischen Regierung und dem päpstlichen Stuhle schweben, lohnt sich eine etwas eingehendere Darstellung der bezüglichen Vorgänge im Großherzogthum Baden.

Die Candidaten der katholischen Theologie wurden stets unter denselben Voraussetzungen wie die Candidaten der anderen Fakultäten, also nach Absolvirung eines Gymnasiums oder Ablegung einer Maturitätsprüfung, an den Universitäten aufgenommen, dann nach Vorschrift des Edictes vom 30. Januar 1830, §§ 26 bis 29, nach dreijährigem theologischem Studium ein Jahr im Priester-Seminar zum Praktischen der Seelsorge ausgebildet. In das Seminar wurden nur diejenigen Candidaten aufgenommen, welche in einer durch die Staats- und bischöflichen Behörden gemeinschaftlich vorgenommenen Prüfung gut bestanden und zur Erlangung des landesherrlichen Tischtitels (Anspruch auf einen Unterhalt im Falle späterer Dienstunfähigkeit im Betrage von mindestens 300—400 Gulden), der ihnen unter obiger Voraussetzung ertheilt wurde, würdig befunden waren.

In jeder Diöcese war sodann jährlich von einer durch die Staats- und Kirchenbehörden gemeinschaftlich anzuordnenden Commission eine Concursprüfung mit denjenigen Geistlichen vorzunehmen, welche zu einer Pfarrei oder zu einer sonstigen Kirchen-Pfründe befördert zu werden wünschten. Zu dieser Prüfung wurden nur solche Geistliche zugelassen, welche wenigstens 2 Jahre als Hülfspriester angestellt waren und gute Zeugnisse ihrer Vorgesetzten über ihren Wandel vorlegen konnten.

Die Prüfung für die Aufnahme in das Seminar wurde durch Mitglieder des erzbischöflichen Ordinariats unter Leitung eines vom Erzbischof aus diesen bestellten Prüfungscommissärs abgenommen. Der Prüfung wohnte ein Mitglied der damaligen katholischen Kirchensection des Ministeriums des Innern, später des katholischen Oberkirchenraths als landesherrlicher Kommissär bei, welcher neben Anhören der mündlichen Prüfung die Maturitäts-Zeugnisse und schriftlichen Arbeiten

einsah. Nach dem Schlusse gab entweder der Kommissär selbst oder auf seinen Bericht jene Behörde eine Erklärung darüber ab, ob dem Eintritt der Geprüften, oder welcher derselben, von Seiten des Staates ein Hinderniß entgegenstehe.

Nachdem in der Denkschrift vom 5. Februar 1851, in welcher unter der Autorität des damaligen Erzbischofs Herrmann von Vicari zu Freiburg und unter Führung des Bischofs von Ketteler zu Mainz die Bischöfe der Oberrheinischen Kirchenprovinz den Conflict mit dem Staate einleiteten, unter Anderem das Recht der völlig freien Prüfung der Candidaten des geistlichen Standes, mit Ausschließung der Staatsregierungen von jeder Theilnahme an derselben, in Anspruch genommen und seit dem Tode des Großherzogs Leopold die Forderungen der Denkschrift in mehreren Punkten durch thatsächliches Vorgehen des katholischen Clerus zur Geltung gebracht wurden, suchten einige landesherrliche Verordnungen vom 1. März und Ministerial-Verordnungen vom 3. März 1853 den Frieden dadurch wiederherzustellen, daß in einzelnen Punkten, in welchen ohne Nachtheil für das Staatswesen Aenderungen eintreten konnten, dem Verlangen der Bischöfe ganz oder theilweise nachgegeben wurde, in anderen Punkten die bisherigen Vorschriften zwar aufrecht erhalten, aber den neuen Verhältnissen angepaßt wurden. Eine jener landesherrlichen Verordnungen schrieb bezüglich der Prüfung der katholischen Theologen vor:

> „Vor der Aufnahme in das Priesterseminar müssen die Candidaten in einer von der bischöflichen Behörde anzuordnenden und zu leitenden Prüfung gut bestanden sein.
>
> Dieser Prüfung wohnt ein landesherrlicher Commissär bei, welcher sich die Ueberzeugung zu verschaffen hat, daß die Candidaten den Gesetzen und den Vorschriften des Staates Genüge geleistet haben und nach Betragen und Kenntnissen der Aufnahme würdig sind.
>
> Die Aufnahme geschieht durch die bischöfliche Behörde. Sie darf nach erhobener Einsprache des landesherrlichen Commissärs in so lange, als dieselbe nicht durch die zuständige Staatsbehörde beseitigt ist, nicht erfolgen.
>
> Den Aufgenommenen wird der landesherrliche Tischtitel ertheilt."

Die Bischöfe, die ganze Hierarchie der katholischen Kirche und der unter ihrem Einflusse stehende Theil der deutschen und ausländischen Presse konnten damals ihre Thätigkeit gegen das Großherzogthum Baden concentriren. In anderen deutschen Diöcesen wurde mit Aufstellung der entsprechenden Forderungen noch zurückgehalten; in den anderen Staaten der oberrheinischen Kirchenprovinz, Württemberg, Großherzogthum und Kurfürstenthum Hessen, Nassau und Hohenzollern (Preußen) wurde mit Geltendmachung derselben theils nicht thatsächlich vorgegangen, theils hielten sich die Regierungen passiv und fügten sich stillschweigend oder in vorläufigen Uebereinkommen (Großherzogthum Hessen) den Forderungen der Bischöfe.

Dem Großherzogthum Baden aber sollte die fernere Ordnung des Verhältnisses der Kirche im Staate im Wege der inneren Gesetzgebung und Verordnung unmöglich gemacht, es sollte auf den Weg des Concordats gedrängt werden und so wurde denn der Kampf auch gegen die neuen Verordnungen fortgesetzt.

Der Erzbischof von Freiburg lehnte die betreffenden Vorschriften der Verordnung vom 1. März 1853 ab und unterließ die fernere Einladung des landesherrlichen Commissärs zu den Prüfungen, welche fortan von den Mitgliedern des Ordinariats allein und ohne alle Controle vorgenommen wurden. Der vierte Artikel des Concordats vom 28. Juni 1859 hatte unter Z. 3 und 4 dem Erzbischof die Anordnung und Abhaltung der Prüfungen für die Aufnahme in das Seminar und für die Zulassung zu Seelsorgerstellen und die Ertheilung der Weihen nicht nur auf die bestehenden kanonischen, sondern auch auf den Tischtitel frei überlassen.

Inzwischen und bis zu der im Jahre 1860 erfolgten gesetzlichen Regelung der Prüfungsfrage und den nachgefolgten Verständigungen wurden die ohne Zuziehung eines landesherrlichen Commissärs geprüften Geistlichen von Seiten des Staates als zur Erlangung eines Kirchenamtes unfähig behandelt.

Das Grundgesetz vom 9. Oktober 1860 verfügt bezüglich der Verleihung von Kirchenämtern in § 9:

> „Die Zulassung zum Kirchenamte ist regelmäßig durch den Nachweis einer allgemein wissenschaftlichen Vorbildung bedingt.
>
> Der Umfang derselben und die Art des Nachweises werden durch eine Verordnung bestimmt."

Eine solche Verordnung erfolgte erst am 6. September 1867. Inzwischen hatte man die allgemeinen Verordnungen vom 31. Dezember 1836 und 1. November 1839 über Gelehrtenschulen als maßgebend behandelt, welche für jeden Candidaten eines durch Universitätsbesuch zu erwerbenden Berufes die Maturitätsprüfung und die Nachweisung des Besuches von drei mindestens je vierstündig in der Woche gelesenen Collegien aus dem Lehrkreise der philosophischen Facultät während der ersten drei Semester des Universitätsstudiums vorschrieben. Die Nachweisung der erstandenen Maturitätsprüfung wurde schon bei der Immatrikulation des Studenten verlangt, diesen und die weiteren Nachweise forderte man in den anderen Fächern bei der Anmeldung zum Staatsexamen; bei den Candidaten der katholischen Theologie konnten sie seit der Entfernung des landesherrlichen Commissärs aus dem Examen erst bei der Prüfung der Bewerbung um ein Kirchenamt verlangt werden, zu welcher Zeit es allerdings schwerer war, als unmittelbar nach beendeten Universitätsstudien, einen etwaigen Mangel entweder noch nachholen zu lassen, oder als Grund der Zurückweisung des Candidaten geltend zu machen. Zudem konnte sich die Regierung nicht, wie bei den Candidaten anderer Zweige des öffentlichen Dienstes, welche vor ihrer Verwendung in demselben ein Staatsexamen zu bestehen haben, durch Fragen und Antworten von dem wirklichen Vorhandensein der vom Gesetze verlangten allgemein wissenschaftlichen Bildung überzeugen, zu deren Fortsetzung der vorgeschriebene Besuch der philosophischen Vorlesungen nur eine Beihilfe, die Vorlage der Zeugnisse von Professoren über fleißigen Besuch derselben ein nicht ganz zuverlässiger Beleg war.

Es wurde nun im Anschluß an das Gesetz vom 9. Oktober 1860 durch landesherrliche Verordnungen vom 6. September 1867 und 2. November 1872 der Umfang der geforderten Vorbildung und die Art des Nachweises derselben durch eine Prüfung festgesetzt, welche vor einer vom Ministerium des Innern zu ernennenden Commission stattfinden sollte.

Diese während oder nach der Universitätszeit abzulegende Prüfung wurde denjenigen katholischen Theologen erlassen, welche bereits im Jahre 1862 oder früher nach bestandenem Examen für das Priesterseminar zu Priestern geweiht worden waren. Den später, aber vor Verkündung der Verordnung von 1867, Geweihten konnte vom Ministerium des Innern die Prüfung gleichfalls erlassen werden, wenn sie innerhalb bestimmter Frist unter Lieferung entsprechender Nachweise um Dispens nachsuchten.

Der Erzbischof verwahrte sich sofort gegen die erste Verordnung und untersagte mittelst einer im amtlichen katholischen Kirchenblatt verkündeten Verfügung vom 14. September 1867 den Geistlichen und den Candidaten des geistlichen Standes seiner Diöcese, sich irgendwie an der vorgeschriebenen Staatsprüfung zu betheiligen oder auch nur die zulässigen Dispense nachzusuchen.

Die Regierung betrat nun neuerdings den Weg der Ordnung der streitigen Frage durch die Gesetzgebung, und ein mit Zustimmung der großen Mehrheit beider Kammern erlassenes Gesetz vom 19. Februar 1874 änderte die oben abgedruckten Abs. 2 und 3 des Gesetzes vom 9. October 1860 über die rechtliche Stellung der Kirchen und kirchlichen Vereine im Staate dahin ab:

> „Die Zulassung zu einem Kirchenamt oder zur öffentlichen Ausübung kirchlicher Functionen ist durch den Nachweis einer allgemein wissenschaftlichen Vorbildung bedingt.
>
> Dazu wird regelmäßig erfordert, daß der Candidat Zeugnisse über die von ihm bestandene Abiturienten- beziehungsweise Maturitätsprüfung und den dreijährigen Besuch einer deutschen Universität vorlegt, sowie vor einer Staatsbehörde und zwar frühestens nach zweieinhalbjährigem Universitätsstudium durch eine öffentliche Prüfung in den alten Sprachen, in Philosophie, Geschichte und deutscher Literatur darthut, daß er die für seinen Beruf erforderliche allgemein wissenschaftliche Vorbildung erworben habe.
>
> Vom dreijährigen Besuch einer deutschen Universität darf der nicht dispensirt werden, welcher seine Studien an einer Anstalt gemacht hat, an der Jesuiten oder Mitglieder anderer verwandter Orden (Reichsgesetz vom 4. Juli 1872) lehren. Das Nähere wird durch Regierungsverordnung bestimmt.
>
> Die Bestimmungen dieses Paragraphen finden auch Anwendung auf den Capitularvicar, den Generalvicar, die außerordentlichen Räthe und Assessoren des Ordinariats, auf die Vorsteher und Lehrer des Seminars."

Hiernach waren die früheren Bestimmungen dahin verschärft, daß von dem vorgeschriebenen Nachweise der allgemein wissenschaftlichen Vorbildung nicht nur die Zulassung zu einem Kirchenamte, sondern auch die Ausübung jeder öffentlichen kirchlichen Function abhängig war. Jedoch gestattete eine Uebergangsbestimmung (Art. 4 des Gesetzes) denjenigen Geistlichen, welche unter die Verordnung von 1867 fielen, bis auf Weiteres und auf Widerruf die fortgesetzte Ausübung kirchlicher Functionen. Ein Kirchenamt aber sollten auch diese

nur nach Ablegung der Staatsprüfung oder nach Erlangung des Dispenses von derselben erhalten können.

Nachdem inzwischen Erzbischof Hermann von Vicari am 14. April 1868 gestorben war, hatte der Bisthumsverweser Lothar Kuebel das Verbot vom 14. September 1867 auch den neueren Vorschriften gegenüber am 7. November 1872 und 24. Januar 1874 (unmittelbar vor Verkündung des Gesetzes) erneuert und bis zum letzten Landtage aufrecht erhalten. Es hat sich bis heute kein katholischer Theologe dem Staats-Examen unterzogen, welches alljährlich nur mit den Candidaten der evangelischen Kirche abgehalten wurde; es hat nur ein katholischer Theologe Dispens nachgesucht und erhalten, welchem aber, nachdem ihm eine Pfarrei des landesherrlichen Patronats (in Balg bei Baden) verliehen worden war, von kirchlicher Seite unter Angabe anderer Gründe die Einsetzung in seine Stelle (die missio canonica) versagt und die Ausübung seines Amtes durch Einsetzung eines Pfarrverwesers und das Verhalten der Einwohnerschaft so sehr erschwert wurde, daß er in einen benachbarten Ort zog, worauf die Curie unter Versetzung des bisherigen mit den Staatsbehörden in Conflict gerathenen Pfarrverwesers einen anderen sandte, dessen Versehung der Patronatspfarrei von der Regierung nicht weiter beanstandet wurde. Es war diese Duldung im Beginn des Jahres 1877 der erste Anlaß zu einer Stellungnahme der Organe der nationalliberalen Partei gegen das jetzige Ministerium.

Wenn einerseits die Gesetze und Verordnungen über den Nachweis der allgemein wissenschaftlichen Bildung der Geistlichen als staatliche Voraussetzung der Zulassung zu einem Kirchenamte, andererseits das Verbot der Curie an die Geistlichen, sich diesem Nachweis zu unterziehen oder um den statthaften Dispens einzukommen, bestehen blieben, so mußte allmälig mit dem Tode und der Zuruhesetzung katholischer Pfarrer eine Verwaisung der Pfründen eintreten. Bis zu Erlassung des Gesetzes vom 19. Februar 1874 konnte die Curie sich noch mit Entsendung von Pfarrverwesern behelfen; nachdem aber dieses Gesetz nicht nur die Zulassung zu einem Kirchenamte, sondern auch jede öffentliche Ausübung kirchlicher Functionen von jenem Nachweise abhängig gemacht hatte, fiel auch dieses Auskunftsmittel hinweg. Nach einer dem Ministerium von der katholichen Kirchenbehörde gelieferten Statistik waren zu Anfang des Jahres 1880 für 1115 Stellen noch 882 von der Regierung nicht beanstandete Geistliche vorhanden, insbesondere nur noch 105 Vicarstellen ordentlich besetzt. Etwa 180 jener Geistlichen standen im Alter von 60 bis 80 Jahren. Gleichzeitig hatte das Studium der Theologie „in erschreckend schneller Weise" abgenommen. Während im Jahre 1874 noch 26 Candidaten für das Seminar zu St. Peter zu Priestern geweiht wurden, waren es im Jahre 1879 deren nur 8. Nebenbei bemerkt, hatte sich eine ähnliche Erscheinung in der evangelischen Kirche gezeigt, in welcher die Frage des Staatsexamens schon deshalb von wenig Einfluß auf die Wahl des Berufs sein kann, weil nach wie vor die fraglichen Fächer im theologischen Examen Gegenstand der Prüfung sind und bleiben und hat sich die Zahl der Studirenden neuerlich wieder gehoben, bevor die jüngste Aenderung des Gesetzes irgend einen Einfluß üben konnte.

Die Abnahme des Studiums der katholischen Theologie machte sich auch bei der Facultät der Universität Freiburg fühlbar; bei einer im Frühjahr 1879

dort stattgehabten Besprechung deutete der Präsident des Ministeriums des Innern an, daß auf dem Boden des bestehenden Gesetzes eine Milderung der eingetretenen Zustände möglich wäre. Das erzbischöfliche Capitels-Vicariat nahm aus einer Nachricht hierüber Anlaß zu einer Anfrage beim Ministerium des Innern, worin um Mittheilung bezüglicher Vorschläge gebeten, eine Mitwirkung zu einem Ausgleiche zugesagt, jedoch von vornherein darauf hingewiesen wurde, daß eine solche Mitwirkung nur unter der Autorität des Papstes stattfinden könne und der großh. Regierung anheimgegeben wurde, ob es sich nicht empfehle, gleichzeitig mit den zwischen Preußen und dem päpstlichen Stuhle schwebenden Verhandlungen auch für Baden in solche einzutreten.

Diese Zuschrift traf im Sommer 1879, im Beginn der Urlaubszeiten, in Karlsruhe ein. Die Antwort des Ministeriums vom October v. J. beschränkte sich wesentlich auf die Frage der Staatsprüfung, gab dem Capitels-Vicariate anheim, falls es für die zu pflegenden Verhandlungen der Zustimmung des päpstlichen Stuhles bedürfe, solche einzuholen und bewegte sich noch vollkommen innerhalb der von dem Gesetze vom 19. Februar 1874 geschaffenen Lage. Es wurden ganz statthafte Erleichterungen bezüglich der Abnahme des Staatsexamens, Beschränkung der Gegenstände, Trennung der Prüfungen der Candidaten beider Confessionen, Abhaltung der Prüfung der katholischen Theologen an der Universität Freiburg, je nach Wunsch einmal oder zweimal jährlich, unmittelbar vor dem theologischen Examen, angeboten, welche sämmtlich im Wege der Aenderung der zu dem Gesetze erlassenen landesherrlichen Verordnung vom 3. Mai 1874 getroffen werden konnten. Die seit 1874 geweihten Geistlichen sollten die Prüfung nach dieser neuen Ordnung bestehen, für die von 1863 bis 1874 Geweihten wurde Dispens nach Art. 4 des Gesetzes in Aussicht gestellt.

Die in dem bischöflichen Schreiben weiter angeregte Frage des auf die Gesetze des Staates zu leistenden Eides wurde als mit der Wiederbesetzung des erzbischöflichen Stuhles zusammenhängend erklärt, welche Angelegenheit sich allerdings mit Beseitigung der Differenz über die Examenfrage wesentlich anders gestalten und nicht ohne Einfluß auf die Stellung der großherzoglichen Regierung zu einer neuen Vorschlagliste des Domcapitels sein würde.

Unerläßliche Voraussetzung eines Antrages auf Aenderung der landesherrlichen Verordnung von 1874 aber wäre die bestimmte Erklärung, daß gleichzeitig mit der Verkündung der neuen Verordnung die erzbischöfliche Verfügung vom 14. September 1867 außer Kraft gesetzt werde, welche zum Widerstand gegen die landesherrliche Verordnung von 1867 aufgefordert hatte und noch gegen das Gesetz und die Vollzugsverordnung von 1874 in Kraft stand oder erneuert war.

Die Antwort des Capitelsvicariats vom 6. November 1879 kam auf sämmtliche durch die Gesetzgebung der letzten Zeit veranlaßten Differenzen und Beschwerden zurück, zu deren Beseitigung das Vicariat gerne mitwirken wolle; diese Mitwirkung sei übrigens von der Entscheidung des Papstes abhängig, und man stelle nochmals anheim, ob die großherzogliche Regierung nicht gleichzeitig mit der preußischen Regierung die Verhandlungen mit dem heiligen Stuhle unmittelbar pflegen wolle.

Wie man aus dem Umstande, daß die preußische Thronrede vom 28. October vorigen Jahres der seit langer Zeit zwischen Preußen und dem päpstlichen Stuhle

schwebenden Unterhandlungen gar nicht erwähnt hatte, mit Recht den Schluß zog, daß jedenfalls ein nahes Ergebniß nicht zu erwarten sei, hielt man sich berechtigt, aus den Worten der Badischen Thronrede vom 18. November v. J., welche die Hoffnung aussprachen:

> „es werde den auf den Frieden gerichteten Bestrebungen der Regierung gelingen, auch die bis dahin noch nicht erledigten Fragen in den Verhältnissen der katholischen Kirche ihrer Lösung näher zu bringen",

auf schon diesem Ziele nahe gerückte Verhandlungen Badens mit dem päpstlichen oder bischöflichen Stuhle schließen zu dürfen.

Die Adressen der beiden Kammern begegneten sich mit der Thronrede in der Zusage fortgesetzter Mitwirkung zu der gewünschten Förderung nicht nur der wirthschaftlichen, auch der geistigen, sittlichen und religiösen Interessen des Volkes, und billigten ein Zusammenwirken zu letzterem Zwecke mit den Organen der Kirchen; die zweite Kammer fügte den Ausdruck ihrer Ueberzeugung bei,

> „daß die Wahrung der Würde des Staates und das zu schützende Ansehen des Gesetzes ernsten und aufrichtigen Bemühungen um die Erreichung so hoher Ziele auch für die Verhältnisse der katholischen Kirche ein Hinderniß nicht bereiten könne".

Staatsminister Turban erklärte sich von vornherein Namens der Regierung mit dieser Adresse einverstanden; nachdem die oben hervorgehobene Voraussetzung, von allen Seiten besonders betont und erläutert, von clericalen Abgeordneten als der Grund bezeichnet war, aus welchem sie der Adresse nicht zustimmen könnten, erklärte der Präsident des Ministeriums des Innern, Herr Stoeßer, die Stellung der großherzoglichen Regierung dahin, daß sie keineswegs hoffe, alle Meinungsverschiedenheiten zwischen Staat und Kirche demnächst und auf die Dauer auszugleichen, sondern nur einen Ausgleich von Fall zu Fall in Aussicht nehme. Zunächst handle es sich um die Berücksichtigung billiger Ansprüche der Kirchenbehörde bezüglich der gesetzlichen Regelung der Frage der Staatsprüfung der Geistlichen, wenn diesen Ansprüchen ohne Verletzung eines höheren Staatsinteresses genügt werden könne. Diese Voraussetzung beruhe nicht nur auf der Rücksicht für die öffentliche Meinung des Landes und für die Meinung der Landesvertretung, sondern auf der Sorge für Erhaltung fester Grundlagen des Staatswesens. In erster Linie stehe die Wahrung der Achtung vor dem Gesetze. „Wenn es der mächtigsten Körperschaft im Staate erlaubt sein sollte, durch ihre Weigerung das Staatsgesetz zu vernichten, so wäre das ein bedenklicher Wink für alle Elemente der Unordnung, sich stark zu zeigen, um das Gesetz schwach zu finden und die Staatsordnung in Trümmer hinsinken zu sehen." Dies könne selbst nicht im Interesse der Kirche liegen; es sei vielmehr im gegenseitigen Interesse von Staat und Kirche, wenn von letzterer Gehorsam gegen das Staatsgesetz verlangt werde. Diese Auffassung schließe eine Aenderung eines bestehenden Gesetzes auf verfassungsmäßigem Wege nicht aus.

Diese Bemerkungen gingen in mancher Richtung über die allgemeinen Erwartungen oder Befürchtungen hinaus. Niemand dachte an die Möglichkeit eines nahen Ausgleichs mit der katholischen Kirche über alle streitigen, meist schon durch Gesetz geregelten Fragen, oder auch nur an eine Absicht der Regierung, alle diese

Fragen zum Gegenstande einer Verhandlung mit der Curie zu machen. Den Weg des Concordats hielt man allerseits nicht mehr für gangbar; man dachte an eine Regelung nur der Frage des Staatsexamens der Geistlichen und etwa noch der Besetzung des erzbischöflichen Stuhles. Ferner, wenn eine Partei die Gesetze in Baden schwach fände, würde, im äußersten Falle durch den Zusammenhang mit dem Reiche gehalten, noch keine Staatsordnung in Trümmer sinken.

Aber diese Worte verkündeten für Diejenigen, welche auf den nächsten greifbaren Gedanken achteten, noch bestimmt und deutlich die Absicht, einerseits sich auf die Regelung der Prüfungsfrage zu beschränken, andererseits bei den Verhandlungen mit der Curie die Würde des Staates und das Ansehen der Gesetze so zu wahren, wie die Adresse und die Verhandlung über dieselbe voraussetzten.

Das Ministerium des Innern theilte nun zunächst dem Capitels-Vicariate, noch bevor sich dieses über die früheren Vorschläge zur Milderung der Vorschriften der Verordnung vom 3. Mai 1874 irgend eingehend geäußert, bevor es dieselben für annehmbar oder unannehmbar erklärt oder irgend welche Gegenvorschläge gemacht hatte, am 3. December 1879 den redigirten Entwurf einer Aenderung des Gesetzes vom 19. Februar 1874 zur Aeußerung mit. Hiernach sollten

„von der vorgeschriebenen Prüfung zum Nachweis der allgemein wissenschaftlichen Vorbildung diejenigen Candidaten befreit sein, welche nach beendigtem Universitätsstudium, bezw. nach der durch ein mindestens 2½jähriges Universitätsstudium erlangten wissenschaftlichen Reife zum Eintritt in die praktisch-theologischen Curse eine theologische Fachprüfung im Großherzogthum abgelegt haben, sofern dieser Prüfung ein staatlich ernannter Commissär angewohnt und das Ergebniß der Prüfung der Staatsbehörde nicht Anlaß zur Beanstandung des Candidaten wegen Mangels hinlänglicher allgemein wissenschaftlicher Bildung gegeben hat“.

Inhaltlich einer Uebergangsbestimmung sollte

„denjenigen Geistlichen, welche schon vor Verkündung dieses Gesetzes die theologische Fachprüfung erstanden hatten oder nach abgelegtem Examen für das katholische Priesterseminar zu Priestern geweiht waren, auf eingelegte Bitte und gelieferten Nachweis der erstandenen Abiturienten- bezw. Maturitätsprüfung und dreijährigen Besuches einer deutschen Universität die Staatsprüfung zum Nachweis der allgemein wissenschaftlichen Vorbildung erlassen werden“.

Nach den beigegebenen Erläuterungen sollte das Examen der katholischen Candidaten von der theologischen Facultät der Universität Freiburg abgenommen werden. Der beiwohnende staatliche Commissär sollte die Zeugnisse und Acten lesen, ans Ministerium berichten, und wenn dieses ausnahmsweise einen Candidaten beanstande, hätte sich derselbe nochmals der theologischen Fachprüfung zu unterziehen. Die Bitte um Dispens könne von dem Nachsuchenden unmittelbar oder durch die kirchliche Vorgesetzten eingereicht werden.

Voraussetzung dieses ganzen Vorschlags aber sei eine amtliche Erklärung, daß die bischöfliche Behörde zur Ausführung des so geänderten Gesetzes mitwirke und den Geistlichen insbesondere das Nachsuchen um Dispens gestatte. Neben dieser Bedingung werde noch der Wunsch ausgesprochen, daß denjenigen

Geistlichen, welche nach Artikel 4 des Gesetzes vom 19. Februar 1874 von der Prüfung dispensirt werden können, die alsbaldige Nachsuchung des Dispenses gestattet und dies schon jetzt amtlich erklärt werde. Geschehe das, so stehe wohl eine Zustimmung der Stände in Aussicht. Die großherzogliche Regierung gehe mit diesem Vorschlage, und indem sie ein Vorausgehen der Curie nicht zur Bedingung mache, bis an die äußerste Grenze der Nachgiebigkeit.

Das Capitelsvicariat war laut Zuschrift vom 9. Dezember 1879 von dem ersten Theile dieser Vorschläge erfreut, — hielt zunächst Vorlage an den päpstlichen Stuhl für geboten, glaubte aber, der im zweiten Theile ausgesprochene Wunsch werde erst praktisch, wenn das neue Gesetz in sicherer Aussicht stehe. Die Geistlichen würden dann vorziehen, sich nach dem neuen Gesetze, statt nach Artikel 4 des Gesetzes von 1874, dispensiren zu lassen. Das Ministerium des Innern aber wiederholte mit Schreiben vom 13. December v. J. den Wunsch sofortiger Gestattung der Einreichung von Dispensgesuchen nach dem Gesetze von 1874. Wenn die Kirche nicht in dieser Weise vorangehe, könne keine Bürgschaft geleistet werden für Annahme des neuen Gesetzes seitens der Kammern.

Obgleich damals die Zeit drängte und die Gesetzesvorlage voraussichtlich auf damaligem Landtage nicht mehr zum Abschluß kommen konnte, wenn sie nicht sofort eingebracht wurde, gab das Capitelsvicariat erst am 5. Januar 1880 folgende Antwort:

„Großh. Ministerium des Innern beehren wir uns ꝛc. zu erwidern:

„Wir halten uns einerseits für verpflichtet, den dortigen anerkennenswerthen Bestrebungen nach Kräften entgegenzukommen, der Nothlage der Seelsorge abzuhelfen und den Frieden zwischen Staat und Kirche herbeizuführen. Andererseits sind wir nicht befugt, die Rechte der Kirche, insbesondere auf die Erziehung, Heranbildung und Bestallung der Kirchendiener, sowie auf die kirchliche Jurisdiction aufzugeben, welche der Kirche kraft ihrer göttlichen Einsetzung und Mission und kraft positiven, feierlich garantirten Rechts zustehen. Wir hoffen indessen, daß die großh. Staatsregierung, indem sie den berührten ersten Schritt zur Herstellung des guten Einvernehmens zwischen der Staats- und Kirchengewalt mit uns gethan hat, auch mit uns dahin wirke, daß durch Abänderung derjenigen Gesetze, welche die freie Wirksamkeit und die Rechte der Kirche beeinträchtigen, auf rechtlichem Wege der wahre und dauernde Friede zum Wohle des Staates und des Seelenheiles hergestellt werde.

„In dieser Hoffnung und um größere Nachtheile für das Wohl der Gläubigen möglichst abzuwenden, sind wir in der Lage, auf den dortigen Gesetzesvorschlag andurch amtlich zu erklären, daß wir zulassen werden, daß die Kandidaten der Theologie gemäß demselben die theologische Fachprüfung unter Anwohnung des dortigen Commissärs erstehen und daß die Geistlichen, auf welche Artikel II. des Gesetzentwurfes in Anwendung zu kommen hätte, die dort berührte Befreiung nachsuchen.

„Was den dortigen Wunsch anbelangt, so müssen wir im Hinweis auf unsere Pflicht und Lage, sowie in Anbetracht, daß die Schonung der kirchlichen Autorität der Autorität der Staatsgewalt nur von Vortheil sein kann, und im Vertrauen auf die hochherzige Auffassung der großh. Staatsregierung die dringende Bitte aussprechen, Höchstdieselbe wolle den berührten Wunsch auf sich beruhen lassen.

† Lothar Kübel."

Die großherzogliche Regierung legte am 17. Januar d. J. ihren Gesetzentwurf, ohne vorgängige weitere Verhandlung über die in dem Schreiben des Capitelsvicariats vom 5. Januar d. J. theils abgelehnten, theils nicht beantworteten, theils neu hereingezogenen Fragen und Punkte, den Ständen, zunächst der zweiten Kammer vor, deren Mehrheit sich schon auf den ersten Anblick und bevor man die vorausgegangene Correspondenz mit dem Capitel-Vicariate kannte, nicht freundlich zu der Vorlage stellte.

Eine brennende Frage in der Zoologie.

Von
Prof. Dr. Robby Kosmann.
Heidelberg.

Daß die „Naturgeschichte" jetzt wirklich angefangen hat eine „Naturwissenschaft" zu sein, wird erfreulicherweise auch dem großen Publikum allmälig klar. Daß es nicht unbedingt und einzig zum Berufe des Zoologen gehört, ein gegerbtes Fell mit Stroh auspolstern oder einen ihm vorgehaltenen Käfer mit zwei lateinischen Wörtern nennen zu können, davon haben in der That schon eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Menschen ein gewisses Bewußtsein, und wenn ich auf die Frage, ob so ein Thier nun eigentlich ein Carabus auratus oder ein Carabus auronitens sei, antworte, daß ich es nicht wisse und daß es mir auch ganz gleichgiltig sei, so sagt oder denkt der Frager sicherlich: „Aha! Du bist ein Darwinist."

Eine gewisse Bedeutung diesen Darwinisten absprechen zu wollen, fällt auch den Wenigsten ein; wie dieselben aber aufklärend in den speciellsten Detailfragen ihres Faches gewirkt haben, das ist den Meisten unbekannt. Alle Welt sieht nur den agitatorischen Charakter dieser Lehren, ihre bedauerlichen oder erfreulichen Widersprüche gegen alte Traditionen, die direct mit der Zoologie gar nichts zu thun haben. In meinen Vorlesungen über diesen Gegenstand sitzen eben deshalb ungefähr ebenso viel Juristen und Theologen als Studirende anderer Facultäten, und sie mögen sich wohl zum Theil ein wenig ärgern, wenn sie am Schlusse des Semesters mit Erstaunen bemerken, daß sie — nur ein wenig Zoologie kennen gelernt haben.

So glaubt denn also der größere Theil des Publikums eine große „Kluft befestigt" zwischen solchen Zoologen, welche in höchst lächerlicher Pedanterie sich über den Werth eines blauen Flecks auf einem Schmetterlingsflügel streiten, ja erboßen können, und solchen, welche in noch lächerlicherer Phantasterei uns die Heimat unseres äffischen Stammvaters, das paradiesische Lemurien, schildern oder unsere Seele riechen wollen.

Gähnt diese Kluft denn nun aber in Wirklichkeit? Nichts ist ungerechter, als eine solche Vermuthung. Die Wahrheit ist die, daß seit mindestens 20 Jahren in fast allen Culturstaaten mit Einschluß Rußlands zahllose Zoologen, darunter fast alle Universitätslehrer, mit fieberhaftem Eifer bemüht sind, die Darwin'sche Theorie zur Läuterung und Ordnung des ungeheuern morphologischen Materials zu benutzen, und wir es diesem Eifer zu verdanken haben, daß unsere Vorträge, selbst diejenigen über systematische Zoologie, nicht mehr in einer trockenen, den Hörer bis zur Verzweiflung ermüdenden Aneinanderreihung von Einzelbeschreibungen, sondern in einer interessanten Darstellung einer organischen Gesammtheit bestehen. Durch sie ist die Zoologie eine Wissenschaft geworden, wie es die Physik, die Chemie schon vorher waren.

Daß diese weitaus wichtigste Seite unserer Wissenschaft vom Publikum fast unbeachtet gelassen wird, ist nicht zu leugnen, aber auch nicht zu tadeln. Es handelt sich da eben um unsere Interna, und es ist vorläufig kaum abzusehen, wie oder wann einmal derartige Studien sich mit den actuellen praktischen Interessen des Volkes direct berühren sollten. Aber es drängt sich nun allmälig mehr und mehr die Frage auf, ob denn unsere Wissenschaft von der Chemie und Physik so ganz abweichend geartet sei, daß an ihre Beeinflussung praktischer Interessen überhaupt nicht zu denken sei?

Ich glaube auch diese Frage verneinen zu müssen. Man beginnt bereits allgemein in gewissen Fragen praktischer Wichtigkeit, als da sind Fischerei, Fischzucht, Schonung und Ausrottung nützlicher und schädlicher Thiere u. s. w. das Urtheil des Fachzoologen demjenigen des nur auf persönlicher Erfahrung fußenden Praktikers vorzuziehen; denn es hat sich herausgestellt, daß alle hier in Betracht kommenden Verhältnisse viel complicirter sind, als man sie sich anfänglich gedacht hatte und daß das Urtheil des Praktikers durch die ihm anhaftende Einseitigkeit vielfach mehr Schaden gestiftet hat, als es selbst ein laisser aller hätte thun können.

Wenn der Fachzoologe solche Urtheile des Praktikers prüft, so tritt ihm vor allen Dingen eine mangelhafte Erkenntniß des Causalnexus vor Augen. Ueberall herrscht das kurzsichtigste „post hoc, ergo propter hoc." Sobald der Praktiker irgend eine auffällige Erscheinung sieht, sucht er sie mit einer gleichzeitigen oder kurz vorhergehenden ebenso auffälligen in ursächlichen Zusammenhang zu bringen. Vereinigt sich der Ausbruch eines Krieges mit der Sichtbarkeit eines Kometen, so hat dieser den Krieg gebracht; vereinigt sich eine Abnahme der Pockenepidemien mit der Gewohnheit, seinen Mitmenschen mit schmutzigen Nadeln in den Oberarm zu stechen, so hat die Impfung die Pockenepidemien verhindert. Von einer Erkenntniß des Causalnexus ist dabei gar nicht die Rede; ja nicht einmal die Nothwendigkeit, wenigstens eine Statistik mit Bezeichnung und Würdigung der Fehlerquellen zu Grunde zu legen, erkennt der echte Praktikus an.

Besonders auffällig ist dies, wo es sich um Beurtheilung des Einflusses natürlicher Lebensbedingungen handelt, weil hier die wirklich vorhandene Complication der Ursachen eine sehr große ist. Ein Beispiel liefert die Vogelschutzfrage. Fast alle Welt sieht die Ursache der Verminderung unserer Singvögel kurzsichtigerweise in der Verfolgung seitens des Menschen, der Katze u. s. w.

ohne zu bedenken, wie irrelevant jene gegenüber der starken Vermehrungsfähigkeit der Vögel, diese gegenüber der fortwährenden Verminderung des übrigen Raubzeuges sein muß. In Wahrheit liegt die Ursache in der Veränderung der natürlichen Lebensbedingungen, und besonders die moderne Forstcultur würde, indem sie den Kerbthierfresser seiner Schlupfwinkel und Nistorte beraubt, trotz aller Vogelschutzgesetze in Kurzem die Vernichtung des Waldes erreicht haben, wenn sie nicht zur Einsicht und Umkehr gelangte.

Derartige Wechselbeziehungen zwischen verschiedenen Organismen, wie hier zwischen Verfolgten und Verfolgern, genau zu ergründen, ist überaus schwer. Fortwährend ändern sich die Meinungen über relative Nützlichkeit und Schädlichkeit einzelner Thiere und fast immer stellt sich das Eingreifen des Menschen in den sich selbst regulirenden Kampf der Natur nachträglich als übereilt und für ihn selbst unvortheilhaft heraus.

Eher schon zu ergründen und nicht minder praktisch wichtig sind die natürlichen Lebensbedingungen, welche die nicht lebendige Natur bietet, diejenigen also, welche man als rein physikalische und chemische bezeichnen könnte. In ihrer Erforschung eröffnet sich dem Zoologen eine höchst wichtige Aufgabe; denn wenn er durch deren Lösung dem Publicum, wie es zuversichtlich vorauszusehen ist, reichlicher greifbare materielle Vortheile entgegenbringt, wird dieses seiner Wissenschaft bald auch ein höheres Interesse zuwenden und ihm die größeren für seine Arbeiten erforderlichen Mittel gern zur Verfügung stellen, deren Mangel jetzt so lähmend wirkt.

Wenn man nun fragt, was bis jetzt in dieser Richtung geleistet ist, so muß man antworten: äußerst wenig. Thierzüchter und Direktoren zoologischer Gärten haben einige Erfahrungen über Speisung, etwa auch einige über Temperatureinflüsse gesammelt, Reisende haben auch manche dankenswerthe Berichte über gewisse Lebensbedingungen freilebender Thiere mitgetheilt: aber dies alles ist kaum als wissenschaftliche Untersuchung zu bezeichnen. Jene erstgenannten arbeiten mit einem kostbaren Material, dessen Erhaltung ihnen viel zu werthvoll ist, als daß sie einigermaßen gewagte Experimente anstellen könnten; die zoologischen Gärten zudem haben meist auch nicht genug Material, um mit großen Zahlen experimentiren zu können. Was kommt bei alledem heraus? Daß diese und jene Nahrung, diese und jene Temperatur, dem oder dem Thiere zusagt und gewisse andere ihm schädlich zu sein scheinen, wobei denn auch noch nicht einmal sicher ist, welche direkten schädlichen Folgen eintreten und ob dieselben nicht unter Beobachtung irgend welcher scheinbar nebensächlichen Vorsichtsmaßregeln in vortheilhafte Wirkungen umgewandelt werden würden. Die Einflüsse, die hier gleichzeitig wirken, sind viel zu zahlreich, als daß die eintretende Reaction eine sichere Schlußfolgerung zuließe, gleich wie ein Chemiker um nichts klüger wird, wenn er über eine räthselhafte Verbindung ein Gemisch von einem ganzen Dutzend seiner Reagentien ausgießt. Aber auch die Reisenden haben uns nicht viel genützt. Sie haben uns über die natürlichen Bedingungen manches gesagt, unter denen dieses oder jenes Thier thatsächlich lebt. Uns aber geht es an zu wissen, unter welchen es leben kann, und welche Folgen eine ganz gewisse Veränderung derselben in dem Organismus hervorruft.

Unsere wissenschaftliche Aufgabe ist es also, zunächst die Existenzbedingungen, so weit als irgend möglich, in ihre Faktoren zu zerlegen, um jeweils, so weit dies thunlich, nur die Wirkung eines einzelnen Faktors zu beobachten; auch diese Beobachtung an zahlreichen möglichst gleichen Objecten gleichzeitig zu unternehmen; und endlich in logischer Weise alle noch übrig bleibenden Fehlerquellen zu constatiren und ihre mögliche Einwirkung durch eine andere Experimentenreihe zu untersuchen.

Dabei stellt es sich denn zugleich heraus, daß die Wirkung einer Lebensbedingung eine mehr oder minder directe sein kann. Die letzteren sind natürlich weit schwieriger zu erkennen und lassen weit mehr Täuschung zu. Unter ihnen sind zwei vorzugsweise erwähnenswerth: erstens die Wirkung durch Zuchtwahl; zweitens die Wirkung durch Vermittlung des Centralnervensystems. Wenn wir bei einem polaren Säugethier eine dichtere, längere Behaarung finden, als bei seinen tropischen Verwandten, so ist das wohl eine Wirkung der Kälte, aber nicht eine directe, sondern eine indirect durch die natürliche Züchtung hervorgerufene; wenn ich sehe, daß die Haut eines Thieres bei einer Lufttemperatur von 50 ° C. sich mit Schweiß bedeckt, so ist auch dies nur eine indirecte Wirkung, indem der durch die Sinnesnerven aufgenommene Reiz, in das Centralnervensystem fortgeleitet, dort in gewisser Weise wieder gewisse Bewegungsnerven derart erregte, daß sie eine Erweiterung bestimmter Blutgefäße hervorbrachten.

Die Erforschung dieser beiden indirecten Wirkungen können wir gegenüber derjenigen der directen als die ferner liegende und schwierigere Aufgabe betrachten; überdies gehört jene ganz in das Gebiet des eigentlichen Darwinismus, diese ganz in das der sog. Physiologie. Gerade die näherliegende Aufgabe ist bis jetzt trotz ihrer großen Wichtigkeit fast ganz vernachlässigt worden. Wie wenig, und was überhaupt geschaffen ist, wissen wir nun durch das schöne Werk Sempers*), welches wir zugleich, da es mit der diesem Gelehrten eigenen Schärfe die Disposition der gesammten vor uns liegenden Aufgabe liefert, gewissermaßen als das Fundament für den ganzen Aufbau dieses Theils unserer Wissenschaft betrachten können. Den umfangreichsten Theil seines Werkes, und den eigentlichen Kern des Ganzen bildet der zweite Abschnitt, über die Einflüsse der leblosen Umgebung, und zwar: 1. der Nahrung, 2. des Lichts, 3. der Temperatur, 4. des unbewegten Wassers, 5. der ruhenden Luft, 6. des bewegten Wassers.

Die geringfügigsten Erfahrungen hat die Wissenschaft über den directen Einfluß des Lichtes gesammelt. So groß derselbe der Pflanzenwelt gegenüber erscheint, so wirkt er auf die Thierwelt fast ausschließlich als ein Reizmittel, welches erst nach Vermittelung durch das Centralnervensystem gewisse vorübergehende Bewegungserscheinungen hervorruft. Zu solchen müssen wir auch die von Semper sehr eingehend besprochene „chromatische Function“ rechnen, d. h. die, besonders vom Chamäleon auch dem Laien bekannte, Farbenanpassung des Thieres an seine Umgebung. Von wirklich direct vom Lichte abhängigen Veränderungen im Thierkörper erwähnt Semper nur die durch Lichtmangel hervorgerufene Degeneration der Augennerven beim Maulwurf und anderen Thieren — die überdies Manchem

*) K. Semper, Die natürlichen Existenzbedingungen der Thiere. XXXIX. und XL. Bd. der internationalen wissenschaftlichen Bibliothek. Leipzig 1880.

wohl auch als Züchtungswirkung erscheinen wird, trotz Semper's gegentheiliger Ansicht — sowie einige, nur in der Anmerkung angeführte Beispiele aus Arbeiten, die für unseren Zweck noch allzuviel zu wünschen lassen. Uebrigens zeigen gerade letztere, z. B. die Angaben, daß Frösche im grünen Licht ihre Kohlensäureabsonderung steigern, ihre Larven darin die Kiemenathmung behalten u. s. w., schon eher die Richtung an, in welcher sich möglicherweise noch Resultate einer Untersuchung der Lichtwirkung erwarten lassen.

Was die Wirkung der Temperatur angeht, so hat Semper mit Recht aufs Entschiedenste betont, wie irrelevant die mittlere Temperatur sei. Eine geringe Erhöhung oder Erniedrigung dieser letzteren übt auf die Fauna und Flora eines Landes keinen irgend bemerkbaren Einfluß, während Gegenden von ganz gleicher mittlerer Temperatur doch eben der Temperaturverhältnisse wegen ganz verschiedenartige Lebensbedingungen bieten. Diese Verschiedenartigkeit wird durch die Größe der Differenz zwischen dem Maximum und Minimum der Temperatur bedingt. San Francisco und Wien haben die gleiche mittlere Jahrestemperatur; der ungeheuere Unterschied im Charakter der dortigen und hiesigen lebenden Natur erklärt sich aus der verschiedenen Amplitude der Temperaturschwankungen. Der Unterschied zwischen den mittleren Temperaturen des kältesten und des wärmsten Monates beträgt dort 4½, hier aber 23½ Grad. Hiernach würde sich nun als unsere Aufgabe ergeben, erstlich denjenigen Temperaturgrad für jede Thierform zu ermitteln, der für ihre Lebensthätigkeiten der günstigste ist, also das Optimum, sodann aber noch das Minimum und das Maximum der überhaupt noch erträglichen Temperatur der umgebenden Medien, d. h. des Wassers oder der Luft. Im allgemeinen läßt sich schon jetzt so viel sagen, daß bei gewissen (stenothermen) Thieren diese beiden Extreme sehr nahe, bei anderen (eurythermen) Thieren sehr weit auseinanderliegen. Neben den Amplituden der Schwankungen wäre alsdann auch die Geschwindigkeit der Schwankung auf ihren Einfluß hier zu untersuchen; Semper's Meinung, daß es gleichgiltig sei, ob ein Frosch bei — 5 ° oder — 20 ° C. gefror, ist mit größter Wahrscheinlichkeit als irrig zu bezeichnen, und wenigstens die Schwankung in entgegengesetzter Richtung, nämlich das Wiederaufthauen, ist erwiesenermaßen um so verderblicher, in je kürzerer Zeit es erfolgt. Die Gründe hierfür zu erörtern, fehlt hier der Raum.

Neben diesen Einwirkungen der Temperatur auf die Lebensfähigkeit im allgemeinen wären nun aber wol auch speciellere Wirkungen denkbar; namentlich könnte wol eine vom Optimum etwas abweichende Temperatur auf ganz bestimmte Organe eine ganz bestimmte und oftmals wichtige Einwirkung haben. Am ehesten ist man über solche specielleren Temperaturwirkungen den Fortpflanzungsorganen gegenüber unterrichtet, auf alle Fälle bleibt aber auch hier noch fast Alles zu thun.

Von rein physikalischen Einwirkungen sind neben Licht und Temperatur fast nur noch die mechanischen und statischen Verhältnisse der umgebenden Medien zu erwähnen. Denn von einem ohne Vermittelung des Centralnervensystems stattfindenden Einflusse der Tonschwingungen oder des Magnetismus wissen wir gar nichts und die electrischen Zustände der umgebenden Medien wirken in der Entladung der Gewitter lediglich zerstörend und in der Bildung von Ozon nur auf

einem gewissermaßen chemischen Umwege. Aber selbst die rein mechanischen und statischen Verhältnisse des Wassers und der Luft wirken vorzüglich auf solchem Umwege, indem sie die Zufuhr des Sauerstoffes oder anderer nothwendiger Substanzen resp. die Entfernung secernirter Stoffe, namentlich die Verdunstung des Wassers vergrößern oder verringern. Nur das Verhältniß zwischen der Dichtigkeit des Organismus resp. einzelner seiner Theile und der Dichtigkeit der umgebenden Medien mag hier und da eine directe umändernde Wirkung haben.

Allen diesen rein physikalischen Einflüssen stehen nun die chemischen gegenüber, welche erstlich durch die Qualität der umgebenden Medien, zweitens durch die Qualität der Speise hervorgebracht werden.

Was den ersten Punkt anbetrifft, so kommen als natürliche Schwankungen wirksamer Faktoren in der Atmosphäre vorzüglich die Mischungsverhältnisse von Sauerstoff und Kohlensäure, die Quantität des darin vorhandenen Ozons und endlich der Wassergehalt in Betracht, während im Wasser hauptsächlich der Einfluß des Sauerstoffgehaltes und des Salzgehaltes deutlich erkennbar ist, daneben aber auch noch unbekannte Beimischungen eine sehr große Wirkung haben müssen. In letzterer Beziehung hat Semper mit seinen Untersuchungen über das Wachsthum der Teichhornschnecke überzeugende Resultate geliefert, während der umändernde Einfluß des Salzgehaltes vornehmlich durch Schmankewitsch's Studien über Artemia und Branchipus dargethan wurde. Aber auch diese Arbeiten schließen nichts ab, sondern eröffnen vielmehr nur ein Feld für zahlreiche, höchst wichtige Untersuchungen.

Am interessantesten für Viele dürfte der umbildende Einfluß der Speise sein; und in dieser Beziehung fehlt es durchaus nicht an zahlreichen Erfahrungen. Umfärbungen von Thieren durch Wirkung bestimmter Speisen sind mehrfach glaubwürdig behauptet worden: grüne Papageien sollen durch den Genuß von Welsfleisch gelb und roth, Gimpel durch Hanfsamen schwarz, Kanarienvögel durch Pfeffer orangegelb werden u. s. w. Sicher festgestellt ist ferner die Aenderung der Magenstructur bei Vögeln, die sich von vegetabilischem Futter an animalisches oder umgekehrt gewöhnt haben. Aber auch hier fehlt es ganz und gar an systematischen, auf wissenschaftliche Erschöpfung einer bestimmten Frage gerichteten Experimenten.

Welche Aussichten bieten sich nun in praktischem Gebiete, wenn unsere Wissenschaft mit Eifer und genügenden Mitteln die in Vorstehendem angedeuteten Aufgaben zu lösen unternähme?

Man weiß, daß die Darwinsche Theorie eigentlich der Praxis unserer Thierzüchter abgelauscht ist, und diese in gewissem Sinne alle als Darwinisten bezeichnet werden können. Das Wesentliche ihrer Praxis besteht darin, daß sie die geringen Verschiedenheiten, welche zwischen den Individuen einer Race vorhanden sind, benützen und nach sorgfältiger Auswahl nur diejenigen mit einander paaren, welche die dem Züchter vortheilhaften Eigenschaften am deutlichsten zeigen. Das Vorhandensein solcher geringen Verschiedenheit, die Thatsache der Variation, ist vielfach als eine Wirkung einer eigenen im Organismus wirkenden Kraft, der Variabilität, betrachtet worden; aber der consequente Naturforscher wird vielmehr überzeugt sein, daß diese Variabilität keine andere Eigenschaft sei, als diejenige, die jedem Naturkörper innewohnt. Unser Vorstellungsvermögen gestattet nicht die Annahme, daß

irgend zwei gleichartige Dinge anders, als durch Wirkung verschiedenartiger äußerer Einflüsse verschiedenartig werden. Hiernach ist die Variation eine Folge der natürlichen Lebensbedingungen, unter denen die Eizellen, oder die Eier, oder die Embryonen, oder die Larven, oder sonst irgend welche Stadien geschwisterlicher Organismen sich befunden haben.

Während nun bis heute der Züchter, man kann fast sagen, vollständig jeder eigenen Einwirkung auf das Zustandekommen der Variation entsagte*), und nur die vorhandene benutzte, kann es wohl nicht zweifelhaft sein, daß ein wirklich gründliches Studium, auch in wichtigeren Eigenschaften, als es die Färbung ist, einen Einfluß der Lebensbedingungen wird nachweisen können. Dadurch würde sich der ungeheuere Vortheil ergeben, bei Züchtungen, welche auf die Modification eines bestimmten Organs oder einer gewissen Eigenschaft hinzielen, nicht mehr allein die Umbildung der Race durch Erblichkeit, sondern die Umbildung des Individuums selbst in dem gewünschten Sinne herbeiführen zu können; d. h. die Resultate der Züchtung würden im höchsten Maße beschleunigt werden. Keinem Zweifel kann es unterliegen, daß eine Wissenschaft, welche einen direkten Einfluß der Speise oder der Temperatur auf Feinheit und Wachsthum des Haares nachwiese, der Schafzucht die größten materiellen Vortheile bringen würde; ähnliche Nachweise für die Festigung des Seidenfadens, für Milchproduction, für Knochenwachsthum, für Fettablagerung, endlich für zahllose andere Lebens-Vorgänge und Eigenthümlichkeiten würden der Praxis in gleicher Weise werthvoll sein.

Wieviel freilich in dieser Richtung von den Zoologen geleistet werden kann, steht noch dahin. Daß aber ein deutsches Institut wenigstens in den Stand gesetzt werden sollte, derartige Versuche im größten Maßstabe anzustellen, das wird kaum geleugnet werden können. Allerdings gehört ein ziemlich erheblicher Apparat dazu; denn jeder Versuch wird in eigens dafür construirten Räumen, die nur eine ganz bestimmte Luftart, oder eine gewisse constante Temperatur, oder einen unveränderlichen Sauerstoffdruck u. s. w. bieten, angestellt werden müssen, und da vorläufig nur eine gewissenhafte Statistik uns auf die richtigen Wege führen kann, so wird ein jeder der Käfige, oder wie wir diese Räume nennen wollen, in einer großen Anzahl ganz gleichartiger Exemplare zur Verfügung sein müssen. Ist dies aber der Fall, dann können die interessanten Ergebnisse nicht ausbleiben; die äußerste Gefahr, die da drohen könnte, wäre, daß diese Ergebnisse theilweise nicht praktisch verwerthbar wären; die Wahrscheinlichkeit spricht aber dafür, daß solche Untersuchungen direkt den nationalen Wohlstand fördern würden.

Der Gesundheitszustand im Deutschen Reiche und der Bericht der Cholera-Commission.

Von
Franz Seitz.
München.

In unsern Beiträgen zur Deutschen Revue haben wir während der beiden letzten Jahre über Epidemieen in außerdeutschen Ländern: die Pest im Gouver-

*) Wenn man den Erzvater Jacob ausschließt (1. Mose 30, V. 37 ff.).

nement Astrachan und das gelbe Fieber in Amerika berichtet. Glücklicherweise war der Gesundheitszustand im Deutschen Reiche in der Zeit ein günstiger, weder durch die Erscheinung neuer, noch durch größere Ausbreitung der gewöhnlich vorkommenden Krankheiten getrübter.

Die herrschenden Krankheiten hatten, seit die Veröffentlichungen des kaiserlich deutschen Gesundheitsamtes wöchentlich statistische Nachweisungen über die Sterblichkeits-Vorgänge in den Städten von 15,000 und mehr Einwohnern bringen, so ziemlich gleichen Einfluß auf die Sterblichkeit in denselben. Krankheits- und Sterblichkeits-Verhältnisse eines Landes, wenn man sie einige Jahre nacheinander überblickt, zeigen im großen Ganzen wie alle von Naturgesetzen abhängigen Erscheinungen eine gewisse Gleichmäßigkeit, wenn sich in den einzelnen Städten auch in der Zahl der durch Krankheiten bedingten Todesfälle nach der Beschaffenheit der Witterung und den Veränderungen in den Lebensbedingungen ihrer Bevölkerung einige Verschiedenheit in den aufeinanderfolgenden Jahren bemerklich macht.

So blieb sich die Verhältnißzahl der in allen größeren deutschen Städten Gestorbenen während der Jahre 1877, 78 und 79 nahezu gleich; sie betrug nämlich aufs Jahr und 1000 Einwohner berechnet 1877 27,0, 1878 wieder 27,0, und 1879 26,6. Größere Unterschiede zeigt die Verhältnißzahl der Lebendgebornen in demselben Zeitraum; sie war nämlich im Jahre 1877 40,2, 1878 34,8 und 1879 38,6 aufs Jahr und 1000 Einwohner berechnet.

Wenn man die Höhe der Sterblichkeitsziffer in den einzelnen Jahreszeiten der beiden letztverflossenen Jahre überblickt, so zeigt sie gleiches Verhältniß mit den in dem Jahre 1877 berechneten Ziffern, welche wir in unserm Bericht über den Gesundheitszustand und die herrschenden Krankeiten im Deutschen Reiche im II. Jahrgang der Deutschen Revue Heft 12 September 1878 besprochen haben. Wie im Jahre 1877 die höchste wöchentliche Sterblichkeitsziffer 31,5 auf die erste Woche des Juli fiel, so traf auch im Jahre 1878 die höchste Zahl 32,2 auf die Woche vom 30. Juni bis 6. Juli, nachdem dieselbe schon in der vorausgegangenen letzten Juniwoche von 27,8 auf 31,4 gestiegen war. Mit der in dieser Woche eingetretenen Steigerung der Luftwärme über das Monatsmittel hatte in Deutschland allgemein eine Zunahme der Todesfälle an Darmkatarrhen und Brechdurchfällen der Kinder stattgefunden. Die Gesammtzahl der an diesen Krankheiten Verstorbenen erreichte die enorme Höhe von 943 gegen 640 der Vorwoche, wovon 459 allein auf Berlin entfielen. Mit dem Eintritt kühler Witterung in der folgenden Woche vom 7. bis 13. Juli (die Temperatur der Luft blieb in Deutschland durchgängig unter dem Monatsmittel) erschienen Darmkatarrhe und Brechdurchfälle der Kinder erheblich an Zahl vermindert. In Berlin war die Zahl der durch dieselben veranlaßten Todesfälle auf 315 herabgesunken. Entsprechend war die allgemeine Sterblichkeitsziffer von 32,2 auf 27,6 herabgegangen, stieg aber noch einmal in der Woche vom 4. bis 10. August, in der Darmkatarrhe und Brechdurchfälle wieder eine größere Ausdehnung gewannen und das Säuglingsalter sich in höherem Grade an der Gesammtsterblichkeit betheiligt hatte, auf 29,1. Von dort an sank die Sterblichkeitsziffer mehr und mehr bis auf ihren geringsten Stand 22,7 in der Woche vom 27. October bis 2. November. Die Temperatur der Luft entsprach in dieser Woche dem Monatsmittel. In mehreren Theilen Deutschlands, so in

München, war die Sterblichkeit des Säuglingsalters eine verminderte. Dieselbe Woche (vom 27. October bis 2. November) des Vorjahres wies auch im Jahre 1877 die niedrigste Sterblichkeitsziffer 22,3 auf. Im Jahre 1879 traf die niedrigste Sterblichkeitsziffer 22,2 wenig später auf die zweite Woche des November.

In diesem Jahre stieg die Sterblichkeitsziffer zu keiner Zeit desselben so hoch wie in dem vorausgegangenen, am höchsten auf 29,5 in der ersten Woche des April, in deren zweiter Hälfte die Luftwärme in ganz Deutschland weit unter das Monatsmittel sank. Krankheiten der Athmungsorgane, Lungenphthisen und acute Lungenentzündungen werden in der Zeit als häufige Todesveranlassung aufgeführt. Dasselbe wird in Nr. 14 der Veröffentlichungen vom 8. April 1878 von der Woche vom 24. bis 30. März gemeldet (in deren ersten Tagen die Temperatur der Luft das Monatsmittel nicht erreichte, in München die Temperatur auf —5 sank). Die Sterblichkeitsverhältnißzahl war in derselben 30,4, nahezu so hoch, wie in dem folgenden Monat Juli. Es ist eine allenthalben, in unseren Breitegraden auch von uns in München beobachtete Thatsache, daß der Maximalstand der Todesfälle an acuten Lungenkrankheiten und Lungenphthisen nicht in die eigentlichen Wintermonate, die Zeit der strengsten Kälte, sondern in den Frühling fällt. Unter den Krankheiten, welche man sich mit Witterungseinflüssen in Zusammenhang stehend denkt, übten die zuletzt erwähnten Krankheiten der Athmungsorgane und Darmkatarrhe mit Diarrhoe und Brechdurchfall wieder den größten Einfluß auf die Sterblichkeitsziffer im Ganzen. Die Zahl der Todesfälle an acuten Erkrankungen der Athmungsorgane: Luftröhren-, Lungen- und Brustfellentzündungen ist im Vergleich mit der des Jahres 1877 = 18,710 im Jahre 1878 auf 15,982 gesunken und auch im Jahre 1879 = 16,139 noch beträchtlich hinter der des Jahres 1877 zurückgeblieben. Dagegen sind die Todesfälle an Darm-Katarrh und -Entzündung von 9985 im Jahre 1877 auf 11,655 im Jahre 1878 gestiegen, im letztverflossenen Jahre indessen wieder etwas an Zahl herabgegangen, auf 10,807. Die Ziffer der an Brechdurchfall Gestorbenen zeigte in den 3 aufeinanderfolgenden Jahren eine langsam wachsende Zunahme; sie stieg von 8259 im Jahre 1877 auf 8513 im Jahre 1878 und 8686 im Jahre 1879. Dagegen haben die Todesfälle an Ruhr stetig von 541 im Jahre 1877 auf 403 im Jahre 1878 und 247 im Jahre 1879 abgenommen. Geringe Verschiedenheit zeigten die Zahlen der in den drei aufeinanderfolgenden Jahren an acutem Gelenkrheumatismus Gestorbenen, sie beliefen sich im Jahre 1877 auf 371, 1878 auf 337 und 1879 auf 342.

Nur geringe Unterschiede ergaben auch die Mortalitätsziffern der chronischen Krankheiten. So starben an Gehirnschlagfluß im Jahre 1877 6958, im Jahre 1878 6842 und im Jahre 1879 6936. Auch die Lungenschwindsucht bewirkte eine annähernd gleiche Sterblichkeit von 27,027 Personen im Jahre 1877, 27,378 im Jahre 1878 und 27,371 im Jahre 1879. Die großen Zahlen der Opfer dieser dem Menschengeschlecht verderblichsten Krankheit werden sich auch nicht leicht verringern, da ihre Entstehung theilweise auf ererbter Anlage beruht, und die nachtheiligen Einflüsse von Fabriken und Beschäftigungen, welche wir als ihre Ursachen in der Deutschen Revue II. Jahrgang, 10. Heft, S. 117 besprochen haben, nur allmälig durch die fortschreitende Hygiene beseitigt werden können. Eher wäre es

möglich, durch eine sorgfältigere Beaufsichtigung der erkrankten Schulkinder die Verbreitung einiger ansteckender Krankheiten, von denen sie besonders befallen werden: Keuchhusten, Masern, Scharlach und Diphtherie zu beschränken und so die Mortalitätsziffern derselben herabzudrücken. Die Lehrer sollten Kinder bei den ersten Erscheinungen dieser Krankheiten aus der Schule, in die sie von unachtsamen Eltern schon erkrankt noch getrieben werden, entfernen und ihnen und ihren Geschwistern den Zutritt in dieselbe erst auf Grund ärztlicher Zeugnisse, daß derselbe ohne Gefahr der Weiterverbreitung der Ansteckung statthaft sei, wieder erlauben.

Doch haben die genannten, dem kindlichen Alter vorzüglich gefährlichen, ansteckenden, wie die Infectionskrankheiten überhaupt in den letzten Jahren in Deutschland keine größere Verbreitung gewonnen, wie dies aus den wenig Unterschied in den einzelnen Jahren aufweisenden Mortalitätszahlen derselben ersichtlich ist.

Es starben nämlich

	an Keuchhusten:	an Masern:	an Scharlach:	an Diphtherie:
im Jahre 1877	3321	2719	4452	7523
„ „ 1878	2718	1628	4339	7906
„ „ 1879	3021	2144	3424	7159

Die ansteckenden Hautkrankheiten Masern und Scharlach kommen in größeren Städten beständig vereinzelt vor und erheben sich zeitweise zu epidemischer Verbreitung. So wurde eine Zunahme der Masern in der zweiten Hälfte des Jahres 1878 und im Winter 1879 aus mehreren Städten: Nürnberg, Fürth, Frankfurt am Main, Cassel und Hagen gemeldet. Ebenso wurde zur selben Zeit über die größere Ausbreitung und gesteigerte Bösartigkeit des Scharlachfiebers aus Berlin, Hamburg, Stettin, Danzig, Thorn, Crefeld, Harburg, Kiel und Essen berichtet. Nicht selten trat es in Verbindung mit Diphtheritis auf. Letztere Krankheit hat im Jahre 1878 in einzelnen Theilen Deutschlands, so im Königreich Sachsen, eine größere Sterblichkeit verursacht. Im Jahre 1879 zeigte die Zahl der in größeren Städten an ihr Gestorbenen einige Abnahme. Ziemlich gleich blieb sich während der letzten 3 Jahre die Zahl der Todesfälle an Unterleibstyphus — 3325 im Jahre 1877, 3566 1878 und 3104 1879 —, gering die der Flecktyphus-Sterbefälle. Sie stieg von 114 im Jahre 1877 auf 223 im Jahre 1878, fiel aber 1879 wieder auf 202. Die Pocken traten nur ganz vereinzelt während der letzten 3 Jahre in Deutschland auf, die Zahl der alljährig durch dieselben bewirkten Todesfälle stieg nicht über 60. Dagegen herrschten sie während der beiden letzten Jahre in London, Barcelona, Petersburg, in Warschau und anderwärts in Polen. Ueber das Vorkommen der Pest in Rußland und des gelben Fiebers in Amerika haben wir besondere Berichte geliefert. Die Cholera beschränkte sich in den letzten Jahren auf ihre ostindische Heimat, wo sie im Frühling 1878 zu Bombay und Calcutta zahlreiche Opfer heischte.

Ueber letztere Krankheit hat jüngst eine wissenschaftliche Arbeit ihren Abschluß gefunden, die wohl die Grundlage aller weiteren Forschungen über dieselbe bilden wird und die wir darum etwas eingehender besprechen wollen. In unserem ersten Beitrag für die Deutsche Revue (1. Jahrgang, Heft I. S. 31) haben wir als einer Frucht unserer nationalen Vereinigung der Einsetzung einer Choleracommission

für das Deutsche Reich gedacht. Als Aufgaben dieser Commission wurden neben der Aufstellung eines einheitlichen Untersuchungsplanes für die im Falle des Auftretens der Cholera in Deutschland zu pflegenden Erhebungen die Sammlung und wissenschaftliche Verarbeitung der Resultate dieser Beobachtungen und die Erstattung von Gutachten über die zur Bekämpfung dieser Krankheit dienlichen Maßregeln bezeichnet. Die ersten von der Commission veröffentlichten Berichte über das Vorkommen der Krankheit in den bayrischen Gefangenanstalten aus dem Referate des Professors von Pettenkofer und die Cholera-Epidemie des Jahres 1873 im Königreich Sachsen vom Geh. Medicinal-Rath R. Günther haben wir am angeführten Orte schon besprochen. Seitdem sind weitere Berichte vom General-Arzt A. Mehlhausen: „Die Cholera-Epidemie des Jahres 1873 in den Armeen des ehemaligen Norddeutschen Bundes“ und von Ober-Medicinal-Rath R. Volz: „Die Cholera-Epidemie des Jahres 1873 im Königreich Württemberg, im Großherzogthum Baden und Großherzogthum Hessen“ in einem Quartband bei Heymann in Berlin 1877 und gesondert von Dr. Carl Mayer im Auftrage des K. Staatsministeriums des Innern ein Generalbericht über die Cholera-Epidemien im Königreich Bayern 1873—74 in München 1877 veröffentlicht worden. Zuletzt erschien in einem umfänglichen Quartband von 342 Seiten noch eine Reihe von Berichten: vom K. bayerischen Staatsministerium des Innern: die Verbreitung der Cholera im Königreiche Bayern während der Jahre 1873 und 74; von Dr. Pistor: Die Verbreitung der Cholera im Regierungsbezirk Oppeln vom Jahre 1871—1874; von Professor Dr. August Hirsch: „Die Cholera-Epidemie des Jahres 1873 in Norddeutschland.“ Den Schluß der Arbeiten bildet die im Auftrage der Commission von dem letztgenannten Forscher bearbeitete Allgemeine Darstellung der Cholera-Epidemie des Jahres 1873 in Deutschland mit den Resultaten, welche die vorliegenden Beobachtungen über die Art der Entstehung und Verbreitung der Krankheit ergeben, sowie einem Entwurfe eines prophylaktischen Verfahrens gegen dieselbe.

Wir geben aus letzterer Zusammenstellung der Resultate aller Beobachtungen von Hirsch in Folgendem die Hauptsätze. Was zunächst den Umfang der Cholera-Epidemie des Jahres 1873 betrifft, so reichte sie von der russisch-polnischen Grenze bis an den Rhein und von den Küstenstädten der Nord- und Ostsee bis an den Bodensee und die böhmisch-österreichische Grenze. Das eigentlich epidemische Gebiet aber ward westlich von der Elbe, südlich von den Sudeten, dem Erzgebirge und dem Thüringer Wald begrenzt. Ueber diese Grenze hinaus trat die Krankheit nur in wenigen vereinzelten größeren Seucheheerden auf. In ganz Deutschland sind der Krankheit 33 225 Individuen erlegen, davon kamen

27 790	auf	Preußen,
2 612	„	Bayern,
1 005	„	den Freistaat Hamburg,
365	„	das Königreich Sachsen,
140	„	„ Herzogthum Anhalt,
128	„	„ Herzogthum Braunschweig und
116	„	„ Königreich Württemberg.

Die Intensität der Epidemie erschien geringer, als die früherer. Unter den größten von der Seuche besonders schwer heimgesuchten Gebietstheilen nahmen

die erste Stelle ein: der Regierungsbezirk Bromberg mit einer Bevölkerung von 570 000 Seelen und 4574 Todesfällen, d. i. 8,08 auf 1000 Bewohner, und der Regierungsbezirk Marienwerder mit 790 000 Seelen und 5081 Todesfällen, d. i. 6,43 auf 1000 Bewohner; unter den größeren Städten mit einer Bevölkerung von 5000 Seelen und darüber Inowraclaw im Regierungsbezirk Bromberg, von deren 7500 Bewohnern 524, d. i. 69,9 auf 1000 derselben, der Seuche erlagen. Innerhalb des ganzen Reiches wurden 1591 Ortschaften von derselben heimgesucht, epidemische Ausbreitung aber hat die Krankheit nur in 433 von ihnen gefunden, in den übrigen beschränkte sie sich auf vereinzelte Erkrankungen. Die Epidemie hatte an den einzelnen Orten verschiedene Dauer, die längste in München, nämlich 310 Tage. Ihre Akme fiel in die Monate August und September. Zweifellos ist die Cholera 1873 wie auch bei ihrem Auftreten in früheren Jahren von außen her und zwar aus mehreren eben damals inficirten Gegenden Oesterreichs und Rußlands nach Deutschland eingeschleppt worden. In ihrem Fortschreiten ist sie wie bei den vorausgegangenen Epidemieen im Allgemeinen den Verkehrsstraßen zu Wasser und zu Lande, wenn auch mit großen Unterbrechungen, gefolgt. In auffallender Weise zeigte sie sich an den Flußverkehr gebunden.

Wie bei fast allen früheren Cholera-Epidemieen fiel der Beginn der letzten in die Sommerzeit, das Ende des Monats Juli, ihr Erlöschen in die Monate December und Januar; nur in Bayern, besonders zu München, und im Regierungsbezirk Oppeln hat sie den Winter überdauert. Die Witterungsverhältnisse betreffend scheint neben relativ hoher Temperatur ein geringer Grad der atmosphärischen Niederschläge der Entwicklung der Krankheit förderlich gewesen zu sein. In der Reihe der äußeren Momente, die von bestimmendem Einfluß auf die letztere zu sein schienen, nahmen die örtlichen Verhältnisse eine hervorragende Stelle ein. Ueberall zeigte sich diesmal wie bei früheren Epidemieen die Krankheit vorzugsweise an tiefgelegenen Orten und in Stadttheilen auf muldenförmigem Terrain. Sie hat an manchen Orten, wie in Heilbronn und Speyer, nur in einem beschränkten, tief gelegenen Straßencomplex geherrscht, während in höher gelegenen Straßen nur vereinzelte Erkrankungen vorgekommen sind. In München trat sie zuerst in den tiefstgelegenen Stadttheilen auf und schritt erst später zu den höhergelegenen, die auch weniger Erkrankungen zählten, wie jene, fort. Der relative Schutz hoher Lage gegen Cholera steht wohl im Zusammenhang mit den Feuchtigkeitsverhältnissen des Bodens und der Drainage desselben. Die mit der tiefen Lage der Orte verbundene und durch die Nähe von Wasserläufen bedingte starke Durchfeuchtung wurde fast von allen Beobachtern der letzten Epidemie als ein wesentliches aetiologisches Moment für das Vorkommen derselben bezeichnet. Die in stark durchfeuchtetem, an organischen Stoffen reichem, durch Witterungseinflüsse trocken gelegtem Boden vor sich gehenden Gährungsprocesse scheinen die Entwicklung des Keimstoffes der Cholera zu fördern. Austrocknung von Sümpfen, Teichen und Brunnen in Folge geringer atmosphärischer Niederschläge, tiefer Pegelstand der Flüsse, Sinken des Grundwassers (sein ungewöhnlich hoher Stand in Halle wurde als Grund des Verschontbleibens von der Krankheit betrachtet) wurde an mehreren Orten mit dem Ausbruch und dem Steigen der Krankheit in Zusammenhang gebracht. Das oben schon erwähnte, in vielen Gegenden beobachtete

Haften der Krankheit an den Flußufern dürfte in der Trockenlegung des Bodens bei tiefem Pegelstande seine Erklärung finden.

Besonders sprach sich der Einfluß bestimmter örtlicher Verhältnisse auf die Entstehung der Krankheit aus, wenn diese eng begrenzt in einem Hause, einzelnen Stockwerken desselben, in den Kajüten der Flußfahrzeuge verlief, während ringsum Immunität an ihr bestand, so daß eine Verschleppung von Kranken oder Objecten aus der ergriffenen Localität keine weitere Verbreitung der Krankheit zur Folge hatte. — Solche Fälle lassen sich aus den oben angeführten Bodenverhältnissen, dem Einfluß von Zersetzungsprodukten, den in und auf dem Boden angehäuften organischen Abfallstoffen, aus dem Schmutze in engen, schlecht ventilirten Höfen, aus dem stockenden Inhalt von Abzugskanälen und Senkgruben erklären. Wo solche sinnenfällige Schädlichkeiten in und auf dem Boden inficirter Localitäten nicht nachweisbar sind, ist es fraglich, ob nicht die Wände, der Estrich oder die Dielenlage der Räumlichkeiten und ihre Mobilien die Stelle des Bodens vertreten, d. h. zur Aufnahme organischer Abfallstoffe dienen, welche fein vertheilt in die Lücken und Spalten derselben eindringen und unter Umständen denselben Zersetzungsproceß wie im Boden durchmachen oder das vom Boden stammende wirksame Agens zu concentriren, zu vermehren oder zur Reife zu führen geeignet sind. Aus dieser Hypothese dürfte sich das häufige Vorherrschen der Cholera in Räumen erklären, in welchen zahlreiche Individuen enge zusammengedrängt leben und bei mangelhafter Sorge für Reinlichkeit und Lüftung Abfallstoffe massenhaft frei werden und sich anhäufen, wie in den Wohnungen des Proletariats, in Kasernen, Kranken- und Versorgungshäusern. Ueberall, in Berlin, Magdeburg, Ingolstadt und Speyer lieferte das Proletariat das größte Contingent zur Zahl der Erkrankungen und der Todesfälle. Bei letzterem bilden ungeeignete und mangelhafte Ernährung, der geringere Schutz gegen Einwirkung äußerer Schädlichkeiten, wodurch der Organismus in seiner Widerstandsfähigkeit geschwächt und die individuelle Praedisposition zu Erkrankungen gesteigert wird, neben den localen Wohnungsmißständen eine wichtige Ursache des häufigeren Befallenwerdens im Vergleich zu der wohlhabenden Bevölkerung.

Die Cholera gehört nicht zu den contagiösen Infectionskrankheiten, bei welchen innerhalb des specifisch erkrankten Individuums ein Gift entwickelt, d. i. ein organischer Krankheitskeim reproducirt wird, welcher von den Erkrankten ausgeschieden und direct auf andere, für dieses Krankheitsgift empfängliche Individuen übertragen wird und eben denselben specifischen Krankheitsproceß hervorruft — eine Art der Uebertragung, wie sie bei Blattern, Scharlach, Flecktyphus bekannt ist. Bei der Cholera sind äußere Einflüsse, die für die Entwicklung der eben genannten Krankheiten von untergeordneter Bedeutung sind, zu ihrem epidemischen Auftreten unerläßliche Bedingungen. Ein Blatternkranker kann unter allen Umständen zum Zentrum eines Seucheheerdes werden, ein Cholerakranker oder ein mit dem Choleragift behafteter Gegenstand nur dann, wenn die obengenannten äußeren Bedingungen gleichzeitig gegeben sind.

Auf diesem Erfahrungssatze gründet der wichtigste Theil der von der Commission in Vorschlag gebrachten Maßregeln zur Fernhaltung und Beschränkung der Krankheit, die Verbesserung der allgemeinen sanitären Verhältnisse

der Städte und Dörfer durch Reinhaltung ihres Bodens von organischen, leicht sich zersetzenden Abfällen, seine Drainirung, die fortdauernde Spülung der Abzugskanäle, die öftere Räumung der Abtrittsgruben und die ausnahmlose Beseitigung der Schwindgruben. Zu den Aufgaben, deren Erfüllung der öffentlichen Gesundheitspflege zu jeder Zeit zum Schutze gegen Volkskrankheiten und die Cholera obliegt, gehört noch die Ueberwachung der Bauten und Wohnungen, die Sorge für reines Trink- und Nutzwasser und die Beseitigung verdorbener, der Gesundheit schädlicher Nahrungsmittel und Getränke. Aus unreinen, übervölkerten Wohnungen sollen Cholerakranke in Krankenhäuser verbracht und in letzteren für solche Kranke besondere, von den übrigen Krankenzimmern getrennte Localitäten hergestellt werden. Wohnungen, in welchen ein oder mehrere Cholerafälle vorgekommen sind, und deren mangelhafte sanitäre Beschaffenheit ein weiteres Umsichgreifen der Cholera befürchten läßt, sollen vollständig von ihren Bewohnern geräumt werden. Da die Krankheit gewöhnlich im Sommer und Herbst auftritt, ist die Unterbringung derselben in Scheunen und improvisirten Baracken und Zeltlagern, die zur Cholerazeit sich bei Truppen nützlich erwiesen haben, zu empfehlen. Der Nutzen der Desinfection, sowie dieselbe bisher geübt worden ist, ist ein zweifelhafter. Die Commission verlangt, daß sie zweckmäßiger in Anwendung zu bringen ist. Sie soll nicht auf die Cholerakranken und ihre Ausleerungen beschränkt, sondern auch auf die Cholera-localität und alles, was aus derselben kommt, ausgedehnt werden. Es sind erst noch Versuche mit der Desinfection anzustellen, welche von der Annahme ausgehen, daß der Cholerakeim organischer Natur ist und wahrscheinlich mit dem Leben anderer Organismen zusammenhängt, dessen Vernichtung in den zu desinficirenden Gegenständen die Aufgabe der Desinfection ist. Als mindeste Leistung von Desinfectionsmitteln und Desinfectionsverfahren muß die Tödtung der Schimmel- und Spaltpilze unter Verhältnissen, wie sie in Wirklichkeit bei Ausführung eines Desinfectionsverfahrens gegeben sind, festgehalten werden. Erst nach Erlangung einer derartigen wissenschaftlichen und praktischen Grundlage wird es an der Zeit sein, bestimmte Desinfectionsmaßregeln allgemein vorzuschreiben.

„Felix Dahn“, ein literarisches Charakterbild.

Von

Dr. Julius Bahnsen.

Seitdem Ludwig Uhland den frischen Trunk aus dem Waldquell der Volkspoesie that, hat mehr als Einer versucht, dem eigenen Genius Nahrung zu schöpfen aus der nationalen Vorgeschichte. Aber während Uhland's schaffende Kraft früh versiegte und der Dichter bald unterging im gelehrten Forscher, widerstanden Andere von vielgefeiertem Namen nicht der Gefahr, in alterthümelnde Manierirtheit zu verfallen, wo sie mittelalterliche Stoffe behandelten, und das Geschmäckchen der Gelahrtheit verdarb manch einem die reine Freude an Victor Scheffel's Eckehard wie an Gustav Freytag's Ahnenbildern: die dichterische Gestaltungsgabe der Historiker hatte eben nicht ausgereicht, die Nähte an der musivischen Flickarbeit dem Auge des Lesers so weit zu verbergen, daß er sich nirgends durch verstimmende Absichtlichkeiten gestört fühlte.

Nur Einem schien es beschieden, an der Versenkung in die Geschichte der eigenen nationalen Urzeit ein wahres Bad der Wiedergeburt für die Grundgefühle und Kernstrebungen des germanischen Wesens zu gewinnen, ohne daß ihm zugleich der vorbrechende Schwall des historischen Rohstoffes die Lineamente seiner künstlerischen Compositionen verschüttet und verschlämmt hätte. Wie man den aus dem Urgestein Gasteins quellenden Wassern nachsagt, daß selbst schon verwelkte Blüthen sich in ihnen von Neuem beleben, so wußte Felix Dahn, der sich in diesem Sinne auch das Wort Goethe's von der Begeisterung als bester Frucht der Geschichte zum Motto nahm, aus den Schätzen, welche seine forschende Mühe bloßgelegt, einen Strom lebendigen Wassers zu ergießen über alle wahrhaft deutschempfindenden Herzen, und so Instincte, die längst erstorben schienen, wieder in Thätigkeit zu setzen, weil sich in ihm zum rechtsverständigen Geschichtskundigen der Philosoph mit dem weltweiten Blick und der Poet mit dem schauenden Auge des intuitiven Charaktermalers wie des situationgruppirenden Plastikers gesellte.

Im Namen gewisser urdeutscher, jetzt aber mit Lähmung bedrohter Potenzen protestirte er gegen die Allgewalt moderner Nivellirungsmächte und ist doch bis in die innersten Fasern seines Herzens selber ein durch und durch moderner Mensch. Aber so fremd war den Meisten im eigenen Volke dessen ursprünglicher Grundzug geworden, daß Dahn sich zur Legitimation erst auf das Zeugniß in den Resultaten etlicher gelehrter Mitforscher berufen mußte, ehe der sich gebildet dünkende Haufe ihm glauben wollte, daß er ihm nicht etwa psychologisch-ethische Unmöglichkeiten zugemuthet habe. In diesem Sinne fand er es nicht überflüssig, in einer Abhandlung „Im neuen Reich" 1871 II. S. 241 ff. „Ueber das Tragische in der germanischen Mythologie"*) eine Reihe von Belegen dafür zusammen zu stellen, daß er mit seiner freien Dichtung „Sind Götter?" den Boden dessen nicht verlassen, was in den trotzigen Herzen der Altgermanen historische Wahrheit gehabt hat: die Entbehrlichkeit aller positiven Religion für die ethische Selbstbestimmung des wahrhaft freigeborenen Mannes; und um solche Zweifel vollends zu tilgen, ist er in einer Anmerkung seines Buches „Die Vernunft im Recht" (S. 128) auf

*) Wie ich nachträglich sehe, hat dieser Essay auch Aufnahme gefunden in der 1. Abth. der 1. Reihe seiner „Bausteine". Von diesem anregungsreichen Sammelwerk ist jüngst die Zweite Reihe (Berlin 1880, Verlag von Otto Janke) erschienen, eine weitere Ernte vom Ackerfelde der unausgesetzten Forscherthätigkeit des Verfassers. Was darin — S. 468 — in allgemein beherzigenswerther Weise von der Selbstzucht gesagt ist, in welche der Dichter und Philosoph für die Zwecke der historischen Wahrheit seine Phantasie und den Drang zum Construiren genommen, leistet Gewähr für einen hohen Grad von Befähigung zur streng wissenschaftlichen Objectivität. Aber wie auch noch am kleinsten Span die Textur der Holzart, welcher er angehört, erkennbar bleiben muß, so pulsirt sichtbar auch noch durch diese zum Theil unscheinbaren Opuscula das Herzblut des Mannes, dem wir darin eine neue Beweisfolge dafür verdanken, daß, wo immer er sich in germanisches Wesen versenkt, er mit ganzer Seele dabei ist und mit warmem Gemüth am liebsten Dem nachgeht, was für deutsche Art das am meisten Charakteristische ist. Deshalb muß auch das Laienpublikum mit höchstem Interesse Untersuchungen verfolgen, wie die Studien über Begriff und Ursprung der germanischen Gottesurtheile oder den Fehdegang und Rechtsgang der Germanen, woran uns klar wird, wie früh schon „der Drang, um jeden Preis .... Alles zu unterlassen, was nur den leisesten Schein der Furcht, den Schatten der Feigheit, des Gefühls der Schwäche gegenüber Anderen entstehen lassen könnte, ein Grundmotiv deutscher Thaten gewesen ist."

diesen Punkt zurückgekommen — eine Nöthigung, die ein trauriges Zeugniß dafür ablegt, wie tief bereits die Corruption durch eine blos äußerlich conventionelle Moral den sittlichen Urgehalt unseres Volksstammes anfressen und zersetzen durfte.

Es heißt dort (Im neuen Reich S. 250 ff.): „Mit Antworten des Unglaubens an die alten Götter, des trotzigen Vertrauens lediglich auf die eigene Persönlichkeit und ihre erprobte Kraft erwidern die kühnen Seekönige und andere Helden des Nordens auf die Fragen nach ihren religiösen Anschauungen. So erklärt der Isländer Finnbogi hinn Ramni dem Kaiser von Byzanz auf dessen Frage nach seinem Glauben: „ich glaube an mich selber"; von Kjartan Olafsson meint König Olaf, derselbe habe wol nicht an die Heidengötter, nur an die eigene Kraft geglaubt; in Norwegen sagt Bardhr digri, er habe nie an Götter geglaubt und immer nur auf seine eigene Kraft sich verlassen; Gautatharir und sein Bruder antworten König Olaf dem Dicken, sie seien weder Heiden noch Christen, glaubten vielmehr nur an ihre eigene Kraft und ihr eigenes Glück, und trotzig und wenig ehrerbietig meint Arnjotr gellini, er habe bisher an nichts geglaubt als an sich selbst und seine eigene Kraft und sich dabei immer ganz wohl befunden."

All diese Aeußerungen eines mit Vehemenz vordringenden Autonomismus — so wohl geeignet, all das mattherzige Geschwätz einer sittlich knochenlos gewordenen Epigonengeneration recht eigentlich zu Schanden zu machen und alle ethischen Krückenträger aufs tiefste zu beschämen — illustriren nun das, was das Thema — die Alten nannten es Argumentum, die heutige zünftige Aesthetik spricht ja lieber von „Idee" — jener so eigenartig ergreifenden Dichtung ausmacht, welcher als fingirter Sage im Nachwort mönchischer Indignation eine Folie von hochhumoristischer Bedeutung beigegeben ist.

Dabei ist sattsam dafür gesorgt, daß nicht etwa Einer wähne, solch Reckenthum könne nur die Sprache eines brutalen Egoismus führen. Der dem echten, unvermischten Germanen unvertilglich eingeborene Wahrheits- und Rechtssinn kommt in der herzgewinnendsten Weise gleichfalls zum Ausdruck, und neben der walkyrenhaft trotzigen Virago steht schon hier die sinnige Maid mit dem Herzensschmuck so unbedingter wie naiver Hingebungsinnigkeit.

Aus dem nämlichen Geiste selbstbewußtester Immanenz ist auch die Kritik geboren, mit welcher Dahn in den schon erwähnten „Grundzügen einer Rechtsphilosophie" die Ihering'sche Rechtsconstruction nach einseitig romanischem Typus zurückweist. Hier zeigt er Seite für Seite darauf hin, wie sich die Germanen ein anderes Rechtsideal auf tiefer angelegtem Fundament errichtet haben.

In besonderer Anwendung auf das Staatswesen erinnert Dahn daran, wie dasselbe bei den Germanen aus ländlichen Verbänden erwachsen sei und schon darum der städtischen (πολιτικός) Concentration entbehrt habe, an welcher alles Despotenthum seine Voraussetzung und eine darum oft erst auf künstlichem Wege herbeigeschaffte Stütze besessen (man denke an Riesenstädte wie Babylon, Ninive, Tigranocerta). Ihm ist das Kriterium des Rechts nicht die „Erzwingbarkeit," sondern die „Anerkennung" seitens der Betheiligten mittels der „ratio cogens" einer „opinio necessitatis", also ein rein subjectiv-ideelles Moment; ohne dieses wird auch „tausend Jahre Gewalt nicht eine Stunde Recht", denn „Gewalt, sagen die Engländer, hat auch der Teufel." Nach seinem gesunden Individualismus

giebt es keine Beschönigung für die Greuel der römischen Kaiserzeit, welche Jhering als „Orgien der wiedergekehrten Ordnung" meint entschuldigen zu dürfen; Dahn macht für den Cäsarenwahnsinn nicht die Geschichte verantwortlich, sondern wälzt ihn als pathologische Erscheinung dem egoistischen Charakter der Einzelnen zu — die Kehrseite des Verdienstes, welches auch dem bestimmten Helden, der es sich erworben, nicht soll geschmälert werden.

So wird es auch zu deuten sein, daß Dahn die Bücher seines größten Dichtwerks „Ein Kampf um Rom" benannt hat nach den Regenten des Gothenreichs, auf daß einem Jeden sein Theil zufalle an Lob und Tadel — denn wo bleibt eine Tragik, der man die Breite der Zurechenbarkeit beschneiden will? So parador es klingt, es ist doch gerade der entschiedene Determinismus, zu welchem sich Dahn so unumwunden bekennt, was seinen Heldengestalten den Geist der wahren Größe einhaucht: sie können nicht anders, eben weil sie in gleicher Selbstherrlichkeit dastehen wie die Natur selber: Wille und Natur fallen bei Dahn sowenig für den Philosophen wie für den Dichter auseinander, beide sind untrennbar Eines — ihre Gesetzlichkeit von der nämlichen unerbittlichen Stetigkeit, angesichts welcher sich nichts weniger ziemen würde, als ein klägliches „Gejammere" — Hagen's trotziges: „Ich thät's nochmal" ist das rechte Urwort dieser Urgermanen.

Reste dieser ungebrochenen Naturhaftigkeit verleugnen sich selbst nicht im großen Staatskünstler „Cethegus", so sehr dieser Römer im Uebrigen als reflexionsdurchsetzt und skepsiszerfressen erscheint, ja eigentlich als im allermodernsten Sinne blasirt. Der Dichter leiht ihm dennoch Züge, aus denen es mit der Naivetät antiker Heroen zu uns spricht, und insoweit bleibt auch sein verhärtetes Gemüth tragischen Conflicten zugänglich: in der Abkehr des Sohnes seiner einzig Geliebten von seinen Plänen vollzieht sich an ihm das strafende Gericht in der einzigen Richtung, in welcher er verwundbar ist.

Ueberhaupt behandelt Dahn das Tragische mit einer Klarheit und Reinheit der Auffassung, wie sie bei heutigen Dichtern selten geworden ist: ohn' alles Raffinement, aber mit desto größerer Vertiefung. Es sind sittliche Mächte von völliger, also zweifelloser Gleichberechtigung, welche bei ihm in Collision gerathen: Ehe und Vaterland, Liebe und religiöse Verpflichtung, Vasallen- und Familientreue, Mitleid und Wahrheit. Anstatt an der Schroffheit der Gegensätze schwachmüthig etwas zu verschleiern, stellt er sie hin in der ganzen Unversöhnlichkeit ihres Widerspruchs, und wer sich bei der Lektüre des großen Epos „Ein Kampf um Rom" homerisch gemahnt fühlte, ließ sicherlich auch diesen Eindruck in unabgeschwächter Stärke auf sich wirken: das geht alles so einfach zu, wie zwischen Hektor und Andromache. Wo König Witichis von seinem Weibe Abschied nimmt, fällt auf keiner Seite ein einzig Wort, welches an Sentimentalität auch nur von fern erinnerte: die Seelenstärke dieser gerade in ihrer schlichten Tüchtigkeit so ehrwürdigen Frau hat ihres Gleichen nur an der Catonentochter Porcia in Shakespeare's „Julius Cäsar" oder an Stauffacher's Gertrud in Schiller's „Tell"; und wo der durch das Gebot seines Volkes zu solcher Selbstopferung genöthigte Gatte widerwillig zur Vermählung mit der ihm von jeher in heißer Leidenschaft entgegenharrenden stolzen Tochter Theodorich's schreitet, da stehen wir vor einer Scene,

wie sie im besten Sinne „spannender“ schwer gedacht werden kann. Alle Reizmittel orientalischer Sinnenerregung sind von der afrikanischen Sklavin aufgeboten, um das Brautbett herzbethörend zu umfächeln, als der unter der ehernen Last seines zwiespaltigen Pflichtgefühls schier zusammenbrechende Verächter aller schnöden Lust eintritt, seinen einzigen Halt suchend in der Kühle nüchternster Offenheit — ein Contrast von so intensiver Grellheit, daß Jeder meint, mit Händen zu greifen, wie aus so zerklüftetem Boden nichts erwachsen kann, als ein Haß, welcher an verzehrender Gluth um nichts nachsteht der Liebe, die in ihn umgeschlagen.

Dies Ineinanderspielen widersprechender Gesinnungen stellt Dahn mit außerordentlicher Virtuosität dar, — das Zusammen von Liebe und Haß in demselben Herzen, auf denselbigen Gegenstand gerichtet, begegnet bei ihm wiederholt: auch die Tochter des Boethius steht mit diesem Doppelgefühl dem Sohne des Theodorich gegenüber, und in dem Schauspiel „Sühne“ ist eine nicht minder klassische Exemplification dieses, nur vom Standpunkt der Realdialektik begreiflichen, Seelenwunders geliefert. Daß Dahn auch den leisesten Verdacht innerer Unwahrscheinlichkeit davon fernzuhalten versteht, beglaubigt ihn in unseren Augen als einen Dichter von einer eben so tiefsinnigen, wie wahrhaft realistischen Psychologie.

Das bewährt sich vollauf auch da, wo Dahn seinen Stoff aus bereits vorhandener poetischer Gestaltung übernimmt, vor Allem an seinem „Rüdeger von Bechelaren“. Da fühlt man sich zu Vergleichungen herausgefordert, welche unseres Erachtens nur zu Dahn's Vortheil ausschlagen können. Gerade hier verschmäht er es, in der Alliteration, die er so meisterhaft und charakteristisch wirksam, weil mit sicherstem Tacte, handhabt, zu concurriren mit einem Wilhelm Jordan oder Richard Wagner, von denen jener dies Kunstmittel mit der abschwächenden und auf die Dauer abspannenden Glätte des Improvisators, dieser nicht ohne die Härten forcirter Absichtlichkeit zur Anwendung gebracht hat.

Auch hat uns Dahn die Nibelungenhelden aus der mythischen Höhe des nordischen Olymps wieder in vertrauliche Menschennähe gerückt, darin der Behandlungsweise Geibel's in seiner „Brunhild“ ähnlich; aber in dem wuchtigeren Wurf der ganzen Gestaltung darf ihm doch nur Hebbel an die Seite gestellt werden.

Was im Herzen des treuen Grenzwarts sich abspielt, kann man ja als ein Normaltragisches bezeichnen, und Dahn ist nicht hinter der ihm damit gestellten Aufgabe zurückgeblieben: was das Epos in jene einzige Strophe zusammenfaßt, hier findet es seine dramatische Exposition mit allen Hebeln germanischen Gemüths innerhalb des fest innegehaltenen Rahmens eines rauhen Reckenthums: wenn die seit Schiller geforderte Verschmelzung des Starken mit dem Zarten ein specifisch deutsches Charaktermerkmal ausmacht — hier ist sie in untadeliger Weise geleistet.

Am Grenzsaum zweier Weltalter, woher Dahn fast alle seine „Fabeln“ aufgelesen, kann ja das Zusammenprallen widerstrebender Pflichten nie ausbleiben, und schon deshalb kann es niemand befremden, daß insbesondere auch „Ein Kampf um Rom“ die tragischen Situationen in so dicht geschlossener Kette an

einander reiht.*) Gegen die Riesendimensionen, in welchen hier die unerbittliche Ἀνάγκη, — denn die ist hier die einzige, Alles bewaltende Gottheit — ihre Opfer niedermäht, nimmt sich ja sogar das Niederschlachten der Nibelungen beinahe nur wie ein Pygmäenkampf aus: die Italien rein abfegenden Heeressäulen des Narses erscheinen dann fast nur als Symbole für die Methode, nach welcher die unentrinnbare Macht des Verhängnisses ihre Vernichtungsurtheile vollstreckt.

Solcher Darstellung widersteht kein Leser — darum erleben wir diesem Werke gegenüber, daß sich Hoch und Niedrig im intellectualen Reiche gleichermaßen gepackt bekennt; das einfache Mädchen aus dem Volk und der literarische Gourmand finden neben einander ihre reichste Befriedigung in der Lektüre einer Dichtung, die ihre Wirkung nicht in krassen Effectscenen, sondern in der hinreißenden Vergegenwärtigung eines ungeheuren, gnadelos Alles bis auf den letzten Mann in den Abgrund reißenden Nationalkampfes sucht und findet, und dabei all die nämlichen Interessen des Geistes und des Staates auf die Bühne führt, welche auch unsere Gegenwart von Grund aus aufwühlen. Da wird nichts von Tendenz fühlbar — und doch saugt man überall den Odem unseres eigensten Lebens ein. Aber was in der kolossalen Massenhaftigkeit seiner Ruinen — es handelt sich ja zugleich um nichts geringeres als um den letzten Trümmereinsturz des schon von dem Flutenschwall der Völkerwanderung eingerissenen römischen Weltreichs — was so jeden Zuschauer unter eitel Schutt zu begraben droht: Dank dem bewundernswerten Compositions-Talent des Dichters scheint es in den einfachen Linien der Einzelkämpfe vor Troja zu verlaufen. — Es ist hier nicht des Ortes, den Dichter in die Details seiner künstlerischen Oekonomie zu begleiten — es genüge, an das Frauenpaar zu erinnern, welches sich zu beiden Seiten des „strahlenden Heldenjünglings," Königs Totila, gruppirt: die neapolitanische Jüdin Miriam, in deren zärtlich anschmiegenden und doch so opferbegeisterten Liebe nicht nur alle Starre ihres Volkes dahinschmilzt, sondern auch des Christen stolzeste Hoffnungen eine schwer zu widerlegende Kritik erleiden, und ihre Landsmännin aus altrömischem Geblüt, die unnahbare „Vestalin", über deren Leben das nur äußerlich abgelöste Klostergelübde den ahnungsvollen Schatten unversöhnbarer Tragik breitet.

Vergessen wir darüber aber nicht, was die schwüle Atmosphäre des byzantinischen Hofes an minder naiven Seitenstücken zu solch unentwirrbaren Constellationen bietet: was dort der Finger der Parzen gesponnen, hier fädelt es die kunstgeschulte Hand ausgelernter Intriguanten ein — aber hüben wie drüben ist der ränkevolle Cethegus Oberwebermeister. Diesem gönnt sein Schöpfer am Ende noch den Ehrennachruf des allerletzten Römers — uns ist es fraglich geblieben, ob in dieser Figur die Kühnheit der dichterischen Phantasie nicht ihr Maß überschritten. Wohl mußte es den mit klassischen Reminiscenzen getränkten Historiker reizen, in einen einzigen Mann noch einmal alles das zusammenzufassen, kraft dessen das alte Rom im Guten wie im Schlimmen die Höhe seiner weltbeherrschenden Stellung erstiegen, und nicht minder verlockend mußte es dem

*) Als Gegenstück zum Bilde des Untergangs der Ostgothen gehört hierher der „König Roderich", welcher den Verrath des Westgothenreichs an die Mauren vorführt. Dies durch zahlreiche Aufführungen bekannt und beliebt gewordene Drama hat man nur deshalb auf das Niveau einer bloßen Tendenzarbeit hinabzudrücken versuchen können, weil darin die greifbarste Tragik der Conflicte zwischen Menschen- und Kirchenthum mit energischestem Pathos zum Ausdruck gebracht ist.

Dichter sein, an dieser eigentlichen Centralpersönlichkeit seines ganzen weiten Gemäldes die volle Objectivität seines Genius bis zur äußersten Entfaltung dessen, was man die dichterische Ironie genannt hat, aufs glänzendste zu bewähren. Aber wir fürchten, daß solche Condensation aller denkbaren politischen Kräfte zuletzt denn doch ihr Gefäß gesprengt hat. Wohl wird unser Blick wiederholt auf den großen Cäsar, als den angeblichen, zumal geistigen Ahnherrn dieses Regenerators altrömischen Wesens, hingelenkt, als sollte uns damit das in ihm Hingestellte glaubhafter und glaublicher gemacht werden — aber wir müssen sagen: hier ist mehr denn Cäsar — und abgesehen von allem Andersgewordenen in der ganzen Zeitumgebung (was Dahn selber mit vollendetem Sarkasmus dargestellt), werden wir den Zweifel an der allgemeinen Möglichkeit eines solchen Charakters sammt solchen Thaten und Schicksalen nicht los. In einer volksthümlichen Redensart heißt es von Leuten einer derart unverwundbaren Unerschöpflichkeit im Auffinden immer neuer Auskunftsmittel: „Den brennt kein Feuer" — und in der That glauben wir kaum noch einen Menschen von Fleisch und Blut, sondern einen gefeiten Zauberer vor uns zu haben. Wohl wissen wir, daß Shakespeare Aehnliches gewagt hat — aber so sehr wir geneigt sind, gerade das Lebenswahrste, was uns Dahn in Charakteristiken geschenkt hat, wider allerlei Anfechtungen mit der Berufung auf Shakspeare's Vorgang decken zu helfen: in diesem Stücke würde selbst die Autorität des unerreichbaren Britten nicht im Stande sein, uns zu überzeugen.

Sonst ist es gerade, wie bereits angedeutet, das Gränchen echtesten Widerspruchs, mit welchem Dahn, ganz wie Shakespeare, so ziemlich alle seine Charaktere versetzt, was ihnen eine so scharfe Plasticität verleiht. Das Jahrhundert, welches verstrichen, seitdem Lessing die Forderungen des Aristoteles revidirte, hat ja gerade in charakterologischer Hinsicht unsere Ansprüche ganz erheblich gesteigert. Gerade die Franzosen sind es gewesen, welche aus dem Extrem antiker Gradlinigkeit zu einer Art von „Romantik" übersprangen, die das Individuelle in's Bizarre, das Charakteristische in die Zerrbildlichkeit der überladenen charge zuspitzte. Solcher Gaumenkitzel hat die ästhetischen Geschmacksnerven bedenklich abgestumpft, und eben deshalb ist es, daß ich die auf den ersten Anblick ziemlich barock sich ausnehmende Parallele zwischen Dahn und Fritz Reuter nicht scheuen möchte. Denn was diese Beiden mit einander gemein haben, ist die unverwischbare Bestimmtheit, mit welcher die von ihnen gezeichneten Charakterbilder, ohne durch allzu grelle Lineamente zu verletzen, mehr noch unserer Erinnerung, als unserem Gedächtnisse sich einprägen. Wie vom Krystall jeder kleinste Splitter dessen Grundform bewahrt, so erkennt man bei Dahn wie bei Reuter, auch ohne Namennennung, sofort an jedem einzelnen Satze, welcher persona dramatis derselbe in den Mund gelegt sein muß. Die Lippen eines Prokop umspielt bei der leisesten Interjection ebenso ein Zug der immer gleichen Ironie des im Allgemeinen sehr reservirten, gelegentlich aber auch wieder mit besonderem Behagen den Aufgeknöpften spielenden, in „Enthüllungen" sich gefallenden Hofhistoriographen, wie jedes abgerissene Wort des Dahn'schen Belisar die unbedingte Ergebenheit einer unverwüstlichen Treuherzigkeit athmet; und wo die Einheit des Charakters an mehr seitab stehenden Gestalten so fest gewahrt wird, da sind, wie sich erwarten läßt, die Acteurs des Vordergrundes erst recht aus einem Guß gebildet.

Wer an den sogenannten gemischten Charakteren seine Freude hat, findet bei Dahn sein reichliches Genüge: die nichtswürdigste Sklavenseele rührt uns noch durch Thaten unverbrüchlicher Anhänglichkeit gegen den Herrn, in welchem sie dankbar den Lebensretter verehrt, oder gegen die Herrin, welche sie als einen Inbegriff aller weiblichen Vollkommenheiten anbetet. Auch der sonst absolut scrupellose Wüstensohn macht noch tragische Schmerzen durch, wo es seinen Taschengott, die Rechte oder gar das Leben seiner treugehegten Schlange, gilt. Im Vergleich zu ihm kommen freilich die Schwarzen der Kutte beinahe übler weg: für deren Farbenmischung hat der Dichter kaum einen einzigen helleren Pinselstrich übrig; in ihnen wollte er offensichtlich die dämonischen Mächte des Abgrunds, der bewußten Lüge, des schlechthin erbarmungslosen Hierarchismus, verkörpern; während ihm selbst noch die Buhlerin, welche sich mittels des Springstocks der kalten Berechnung aus dem Circus auf den Kaiserthron geschwungen hat, nicht ganz und ausschließlich Heuchlerin ist, vielmehr in Regungen eines besseren Empfindens noch etwas Versöhnendes behält.

Bis hierher stützt sich unsere Darstellung auf eine Auswahl der Werke Dahn's, in welcher, wie wir Grund haben anzunehmen, der Verfasser selber die eigentlichen Repräsentanten seines Genius sieht. Es liegt uns nun noch ob, Dahn als Lyriker zu würdigen und ein paar kleinere Dichtungen zu berücksichtigen, welche mehr nur für Parerga scheinen gelten zu wollen — oder als Opfergaben auf dem Altar seines innigsten Herzenscultus — denn diese Bedeutung hat für ihn die Verherrlichung des Germanenthums. Ja, mehr und mehr will sich, wie es scheint, Dahn's Muse — sogar in immer erkennbarerem Gegensatz zum bisherigen „Weltliteratur“-Charakter unserer Dichtung, ohne jedoch irgendwie der Bornirtheit bloßer Deutschthümelei zu verfallen — concentriren auf die Verklärung dessen, was den eigentlichen Kernbestand unseres geistigen Nationaleigenthums ausmacht. Davon zeugen auch seine jüngst veröffentlichten Operndichtungen, von denen „Harald und Theano“ und „Der Fremdling“ früher schon von ihm skizzirte Stoffe zu vollerer Entfaltung führen. Daran mag, wen es etwa gelüstet, die Vergleichung mit anderweitig forcirten Wiederbelebungsversuchen für die Eddagestalten anzustellen, erkennen, daß Odhin, Baldur und selbst Loki nicht galvanisch zuckende Schemen zu bleiben brauchen, wofern nur Einer kommt, der es versteht, diesen mythischen Projectionen urdeutschen Wesens auch das ihnen von Anbeginn eigene, tief und wahr, und das heißt ja deutsch, fühlende Herz wieder in die warmathmende Brust zu setzen.

Die Energie, mit welcher Dahn's Enthusiasmus für den nationalen Gedanken lange vor dessen Verwirklichung eingetreten ist, hat ihn zu einem viel angegangenen Gelegenheitsdichter für öffentliche Feste jeder Art gemacht; einige seiner Carmina sind zum weitgesungenen Volkseigenthum geworden. Die improvisatorische Formgewandtheit, welche er dabei (namentlich auch in neulateinischen Texten zu alten Melodien) bethätigt, verdankt ihre Schulung dem Münchener Dichterkreise. Manches in der „Ersten Sammlung“ der „Gedichte“ legt Probe ab von fleißigen Vorstudien, wie an Geibel gerichtete Strophen Zeugniß von der Diesem gezollten Dankbarkeit für strenge poetische Zucht nach den Vorbildern Platen's und Rückert's. Mit besonderer Weihe gedenkt Dahn des Tages

von Sedan, welchem er im Johanniterdienst persönlich beigewohnt. Für uns hat überhaupt diese Lyrik ihr Hauptinteresse in darin niedergelegten Bekenntnissen. Die überall und nicht selten mit „Lavagluten“ dabei vorbrechende Mannhaftigkeit der Gesinnung in Verbindung mit der vollen Hingebung an „das Schöne“ verbürgt uns die Echtheit seines Ethos, und manch intime Bekanntschaft mit den innersten Herzensregungen des Dichters wird uns hier vermittelt. Er gibt uns nicht blos seine „Welt-Anschauung“ („Balladen und Lieder“ S. 368), in welcher wir alles erhärtet finden, was wir oben anderen Quellen entnahmen, er gestattet uns auch einen hochcharakteristischen Einblick in seine „Erholung“ (ebend. S. 280) — und die Weise, wie er, der Sohn des froheren Südens, sich versöhnt hat mit der düsteren Rauheit seiner zweiten nordischen Heimat in „Thule“ (Königsberg), beweist wieder den nämlichen tiefen Ernst, welcher schon in seinen Jugendliedern so nachdrucksvoll sich ausgesprochen. Die That ist's, die er ehrt und an deren frischem Anblick er sich erlabt — die ihm auch noch im Mannesalter zum seltenen Glück neuer Freundschaft verhilft (ebend. S. 296: „Ostpreußen“, und S. 300: „Einem Freunde zum Abschied“). Die Poesie ist sein „Evangelium“, die scheucht ihm die Gefährtin einer trüben, schicksalreichen Jugend, die „Melancholie“, von hinnen, welche sonst leicht Macht über ihn hätte gewinnen mögen; die Göttin Poesie bleibt ihm auch da noch treu mit ihrem holden Wahne, wo selbst der „Trotz“ zu weichen beginnt, den er herauf zu beschwören versteht mit dem Zauberspruch: „Auf Glück ist und Unglück die Welt nicht gerichtet“, was wie ein Refrain in allen Dichtungsarten bei ihm wiederkehrt.

In einem so gestählten Gemüthe duldet nun aber auch die süße Minne von selber schon nicht den Ton thatlosen Gegirres — das Liebesleben aus einem, unter solchen Stürmen gereiften Mannesalter, wie es Dahn in der zweiten Abtheilung der zweiten Sammlung seiner „Gedichte“ vor uns hinbreitet, darf sich mit allem Fug als eine „Hohe Minne“ ankündigen — nicht nur, sofern er auch darin begeisterte Kampfesweisen anstimmt, sondern zumal deshalb, weil ein Grundzug von wahrhaft metaphysischer Erhabenheit hindurch geht; so etwas läßt sich ja aber von keinem Dritten beschreibend wiedergeben: das will gelesen sein und empfunden.

So wäre Allem nach in Dahn das Zeug vorhanden zu einem Lyriker des Pessimismus, wie er seit Byron in so voller Geisteskraft nicht wieder erstanden. Wenn er dennoch diese Richtung nicht eingeschlagen, vielmehr nur leise Anklänge einer tiefen Schwermuth bei ihm nachzittern und er gerade bei den Anläufen, welche er hierzu ein paarmal genommen, bald ins Stocken gerathen ist (z. B. in zwei gleichnamigen Fragmenten „Lucifer“, den er nach einer Aeußerung in seiner „Vernunft im Recht“, S. 154, einmal als Helden der höchsten Tragödie des Nein, als des ewigen Widerspruchs, möchte behandelt sehen): so hat es ihm dazu nicht so sehr an dem großen Wurf der Phantasie gefehlt, als am Wollen: er hätte gefürchtet, damit von seinem Ideale abzufallen — ganz kann er sie doch nicht entbehren, die „Göttin des Maaßes“ (S. 332), die ausgleichende Gottheit „Nemesis“ (ebend. S. 14) (so glauben wir auch seine Epos „Die Amalungen“ verstehen zu sollen), und seine eigene Seele ist zu harmonisch gestimmt, als daß er es auf die Dauer ertragen hätte, den Disharmonien der Sphärenmusik zu lauschen, geschweige selber sie mitzusingen — denn: „Im Takt des Liedes ging sein Herzensschlag“ (S. 322). Eben weil sein

vielfach variirter Wahlspruch lautet: „Stell' Dich auf Deines Wesens Recht“ (S. 500) und neben dem „Zwiespalt“ die „Versöhnung“ ihm steht (S. 312), läßt er zuweilen seine Harfe in Accorden klingen, welche dem Ohre des flüchtiger Vorübergehenden gradezu optimistisch sich anlassen könnten. Aber je höher sein Glaube „im heil'gen Stolz auf deutsches Wesen“ („An der Wiege meines Knaben“ S. 403) gespannt war, desto niederschmetternder mußte die That des 2. Juni 1878 auf ihn wirken und ihn dem Verzagen nahe bringen. Sie packt ihn doch manchmal gewaltig, die bittere „Enttäuschung“ (S. 358), wie sie Keinem erspart bleibt, der hoffend den Weltgang begleitet, und dann hilft es ihm nicht, sich zuzurufen: „Das Leben ist nicht traurig und nicht heiter“ — denn, „will sich ein ewiger Wille vollenden“, so will er es eben auch und kann dem Innesein der Nichterfüllung in Schmerzempfindung nicht entgehen — dann haben das eben nicht „nur die Menschen thöricht erdacht.“

Hier glauben wir endlich nun auch den Keim dessen entdeckt zu haben, was Dahn mit so viel Glück wie Vorliebe zur Balladendichtnng berufen hat: den jähen und doch sieghaften Sturz eines erhaben Schönen zusammenzufassen zur Pointe einer wirkungsvollen, stimmungsreichen Miniature: das ist es, was ihm vorzugsweise gelingt; da kann er auf die düstere Folie den verklärenden Glanz der dichterischen Auffassung fallen lassen, und wo ihm solch ein Stoff es einmal angethan, da kehrt er gern zu ihm zurück, um ihm in neuer Behandlungsweise neue Seiten abzugewinnen, wie eben in den erwähnten beiden Operndichtungen. Wo er den Boden der altschottischen Balladenheimat betritt, weiß er sich auch deren Rhythmen mit nie fehlender Wirkung dienstbar zu machen. Nächstdem aber turnirt er am liebsten zwischen den Schranken echtester „Romantik“ mit dem deutschen Ritterthum auf dem orientalischen Schauplatz der Kreuzzüge: da schließt er sich eng dem Walther von der Vogelweide an.

Doch alle Kreise, über welche Dahn's Lied hinschwebt, hier aufzuzählen, ist eben unmöglich: an Mannigfaltigkeit der Formen wie des Inhalts übertrifft ihn vielleicht der einzige Rückert, welchen er aber seinerseits an Wucht des Schrittes durchweg hinter sich läßt: nur übungsweise spielt auch er hie und da mit der ihm verliehenen Sangesgabe. Er ist zu sehr ein Mann der strengen Arbeit, um es lange auszuhalten bei bloßem Getändel, und eine zu heldenhaft angelegte Natur, als daß es ihm bei der Devise: „Die Wahrheit sagen und den Tod nicht fürchten!“ nicht auch heiligster, wo es sein muß, tragischer Ernst sein sollte um seinen Forscherberuf — er muß es reichlich erfahren haben, wie die Wahrhaftigkeit öfter Haß einträgt denn Liebe. Darum hat auch sein Humor, wie im hehren Bilde von Sigun's Treue gegen Loki und in „Faust's Erlösung“, desgleichen in der mittelalterlichen „Weltuntergangs-Erwartung“, eine weltumspannende Großheit; denn alle Funken, die von solchem Geistesstahle sprühen, müssen ja ihrem Kerne nach gleichen Metalles sein.

Wenn nun aber die fast unbedingte Zustimmung, mit welcher das Vorstehende für Dahn's Art zu denken, wie für seine Weise zu dichten eintritt, bei Diesem oder Jenem einen, bei heutigem Coterienwesen leider doppelt nahe liegenden, Verdacht erregen sollte, so muß ich zum Schlusse denn doch erklären, daß dem allerdings eine beinahe ebenso uneingeschränkte Uebereinstimmung in wesentlichen Stücken der beiderseitigen Weltanschauungen zu Grunde liegt. Bis vor Kurzem

haben Felix Dahn und der Schreiber dieses kaum etwas von einander gewußt, und ich schmeichle mir auch keineswegs, in dem energischen Verfechter der „Vernunft" im Recht einen überzeugten Anhänger meiner antilogischen Realdialektik gewinnen zu können. Dennoch mußte ich mich gedrungen fühlen, in einem Manne von so hohen, in wunderbarer Vielseitigkeit sich productiv bethätigenden Gaben einen starken Mitstreiter aus aufrichtigem Herzen willkommen zu heißen — weil, was Dahn zunächst am Herzen liegt, die nämlichen Ideale sind, denen auch ich, obzwar mit einem den schwächeren Kräften entsprechenden geringeren Erfolge, in Treuen meine Lebensarbeit gewidmet habe. Nun begegneten mir bei Dahn die frappantesten Belegstücke für Theorien, welche ich schon vor Jahren in meinen verschiedenen Schriften vor den Augen des Publikums formulirt hatte, und bei der Gleichgültigkeit, mit welcher diese aufgenommen waren, durfte ich nun in dem Anklang, welchen Dahn's Werke im Kreise der Laien wie der Fachmänner gefunden haben, eine — wenn auch indirecte, so doch nicht minder tröstliche — Garantie dafür gewahren, daß auch meine eigenen Anschauungen dem, was unsere Zeit bewegt, sich nahe genug gehalten haben. Wo so die Wege zweier durchaus selbständig neben einander hergehender Männer vielfach coincidiren, da mag die Wärme der Begrüßung begreiflich genug erscheinen, um jeden Gedanken von subjectiver Befangenheit fernzuhalten.

Ganz insbesondere aber habe ich mich — das will ich hier frei und unumwunden bekennen — Dahn gegenüber zu einer persönlichen Danksagung verbunden gefühlt für seinen König Teja, diese personificirte Ehrenrettung des vielgeschmähten, neuerdings von seinem eigenen Apostel Petrus als Miserabilismus verketzerten Pessimismus. Dabei ist es so gänzlich tendenzlos hergegangen, daß Dahn selber es ursprünglich gar nicht Wort haben wollte, sein König Teja, doch der Dichter von „Allvaters Klage", sei ein Pessimist — offenbar, weil auch ihn das landläufige Vorurtheil von der Unvereinbarkeit des echten Pessimismus und des Heroismus — zweier gerade in ihrer Wurzel so eng verbundener Dinge! — gebannt gehalten hatte, bis die Verständigung zwischen uns auf der Basis der Anerkennung erfolgte, daß — nach einem brieflichen Ausdruck von Dahn selber — die von mir in meiner Tübinger Festschrift „Das Tragische als Weltgesetz" (S. 10—12) gegebene charakterische Grundlage heroischer Tragik sich lese, „als ob sie auf König Teja in Person gemünzt wäre", wiewohl sie ziemlich gleichzeitig mit diesem geschrieben sein wird.

Demnach kann ich nur mit dem Wunsche schließen, daß sich auch in dem Portrait, welches ich jetzt hier in allgemeinen Umrissen zu entwerfen versucht habe, eine so hervorragende Erscheinung im engen Kreise unserer wirklich originalen Literatur selber ohne wesentliche Entstellung der Hauptzüge nicht ungern wiedererkennen möge. Sollte aber der Eifer des Einverständnisses meine Feder an Stellen zu rasch geführt haben, so möge man solche Spuren von Flüchtigkeit lieber auf das beschleunigte Tempo im gleichen Marschschritt einer gewissen Congenialität, als auf einen Mangel an Respect vor dem erlesenen Publikum eben dieser Zeitschrift zurückführen wollen.

Musikalische Aphorismen.

Von
Emil Naumann.
Dresden.

I. Aus dem Gebiete der Sinfonie.

1.

Die Beethoven'sche zweite Sinfonie in D-dur steht auf der Grenzscheide zwischen der Nachbildung großer Muster und der eigenen Selbständigkeit, welche letztere sich in der dritten Sinfonie der „Eroica" schon so glänzend manifestirt. Wenn die erste Sinfonie, bei nur sparsamen Ankündigungen eigner Individualität, im Ganzen noch Haydn und Mozart widerspiegelt und beide eben darum nicht erreicht, so werden Vorboten eines neuen Frühlings in der zweiten Sinfonie, obgleich diese sich noch vielfach an Muster, besonders an Mozart anlehnt, schon häufiger. Es drängt und treibt durch das ganze Werk nach einer Lösung des Bannes, unter dem der jugendliche Meister sich stehen fühlt; wir empfinden, daß es bald zum Durchbruch, zu einer vom Tondichter selbst kaum erst geahnten Sprache des eigensten Herzens kommen wird. Dies ist besonders im ersten, dritten und vierten Satze der Fall: der junge Achill kündigt sich bereits an und pocht an die Schranken, die ihn noch vom Schauplatze künftiger unsterblicher Thaten trennen. Wie kampfbereit und heroisch sind alle Themen: das unwiderruflich entschlossene und unternehmende Hauptthema des ersten Allegro's; das festlich kriegerische von Bläsern vorgetragene Thema des Mittelsatzes in eben diesem Allegro; das in wuchtigen Schlägen vorüberrauschende streitlustige Scherzo; das tobende und scheltende Fis-dur im Trio; und das triumphirende, oft bis zur Wildheit sich steigernde Finale, dessen Mittelsatz, einer beschwichtigenden Götterstimme vergleichbar, vergeblich das Ungestüm des jungen Helden zu mäßigen sucht. — Im Contrast zu allen diesen Sätzen athmet das Adagio eine Süßigkeit und einen Frieden, eine Jugend und Liebeseligkeit, die uns, um im Bilde zu bleiben, an unseres Helden ideale Freundschaft mit Patroklos und an sein Mädchen, die rosige Briseis, erinnert. In der That gestaltet sich die Führung der Stimmen hier häufig zum innigsten Zwiegespräch oder Terzett, wobei sich Alles so ganz in Melodie auflöst, daß wir nicht mehr Instrumente, sondern Singende zu hören glauben. Der Vater von Ferdinand Ries, des Schülers von Beethoven, der von den Bonnern und Rheinländern sogenannte „alte Ries," den wir noch als neunzigjährigen heiteren Greis, bei dem Würde mit Jugendfrische sich paarten, gekannt haben und der, da er um mehr als ein Jahrzehnt älter als Beethoven war, dem heranwachsenden Meister noch als reiferer Freund zur Seite gestanden, bezeichnete uns das obige Adagio als sein Leibstück. Wir hören den alten Herrn noch, wie er, im grauen Schlafrock, das schneeweiße volle Haar von einem Sammt-Barett bedeckt, mit verklärtem Auge von diesem Adagio sagte: „Ich hätte es nie von dem, für Viele abstoßenden finsteren jungen Mann, als welchen ich Beethoven in Bonn gekannt habe, erwartet, daß er etwas so vollkommen Seliges und Glückliches als Tonkünstler würde hervorbringen können."

2.

Die Liebig'schen Sinfonie-Concerte in Berlin, die, vor mehr als dreißig Jahren beginnend, nach und nach sinfonische Concerte in allen Hauptstädten Deutschlands hervorriefen, waren zu ihrer Zeit in der preußischen Hauptstadt ein wahrhaft volksbildendes Institut geworden. Der Sinn für klassische Tonkunst ward durch dieselben im kleinen Bürger- und Handwerkerstande so weit entwickelt, daß die größten Räume nicht mehr die Menge der täglichen Besucher faßte. Da saßen Familienväter mit allen ihren Angehörigen, Studenten, Techniker, Gelehrte, junge Militairs, ältere Officiere, kurz Menschen aller Arten und Stände und lauschten mit einer, in dieser Weise nur in der deutschen Hauptstadt uns vorgekommenen lautlosen Andacht den Offenbarungen unserer großen Tondichter. Ein Fremder, der, damals zum Besuche bei mir in Berlin anwesend, von der Vaterstadt her bei solchen Concerten eine mitunter ziemlich lebhafte Unterhaltung und jeweiliges Klappern von Gläsern und Tassen gewöhnt war, fühlte sich durch die tiefe Stille einer so großen Menschenmenge so überrascht, daß er, auf einen, mit einer wie Gold schimmernden Nummer gezierten Kellner deutend, der, um nicht zu stören, angewurzelt stehen blieb wo ihn die beginnenden Töne fanden, uns, indem er Klopstock parodirte, zuraunte: „Selbst das Würmchen mit Golde bedeckt, horcht auf!" — Auch die Reichhaltigkeit des Liebig'schen Repertoirs war zu rühmen, sowie, daß er da, wo er das Moderne brachte, sich bei seiner Wahl stets von innerer Gediegenheit und meisterhafter Behandlung der Instrumentirung und Kunstform leiten ließ, wozu ihn freilich auch sein Publicum veranlaßte, das sich durch immerwährendes Hören des Vortrefflichsten ein so sicheres und bestimmtes Urtheil gebildet hatte, daß es allem jeweiligen Experimentiren mit den Versuchen gewisser Kraftgenies, welche die klassischen Kunstformen für überflüssigen Ballast hielten, sein Veto entgegensetzte.

3.

Die sinfonischen Dichtungen „Liszts" sind, bei allem Mangel einer ohne Reflexion und aus natürlichem Drange sich gestaltenden musikalischen Erfindung oder einer organischen Entwickelung und Durchbildung der Motive, doch immer höchst interessante musikalische Glaubensbekenntnisse einer eminent poetisch gestimmten und genialen Natur. Sie lassen daher auch jenes triviale Philisterthum in der Vogelperspective unter sich, das nichts vermag, als auf die Schule pochen, auf den Meister schwören und schließlich Arbeiten hervorzubringen, von denen Goethe schon sagt: „Es werden heute Productionen möglich, die Null sind ohne schlecht zu sein: Null, weil alle Erfindung darin mangelt; nicht schlecht, weil ihren Urhebern allgemein bekannte gute Muster vorschwebten." —

4.

Zu den genialsten Schöpfungen gehört die bekannte Orchester-Suite in D-dur von Seb. Bach. Der erste Satz, „Ouvertüre", ist ein festliches, pomphaftes Stück, voll hoher Majestät und schimmernder Pracht, das, wenn uns nicht einige, Seb. Bach vorzugsweise eigenthümliche „Durchgänge" eines anderen belehrten, füglich für ein Orchesterstück von Bach's großem Zeitgenossen Händel gelten könnte. Es erinnert etwa an die Introduction zu dessen Samson und Alexanderfest. Der

Ouvertüre folgt ein Theil, der nach dem vorherrschenden Geschmacke eines in seinen Titeln und Namen französirenden Zeitalters, dem sich auch der deutscheste aller Meister fügte, die Bezeichnung „Air“ trägt, wie denn ebenso die beiden letzten Theile mit den Namen alter französischer Tänze „Gavotte“ und „Gigue“ bezeichnet sind. Jener zweite Satz „Air“, der sich zum ersten Theile wie das Andante einer Sinfonie zu dem vorhergehenden Allegro verhält, gehört zu den rührendsten und weihevollsten Stücken, die je für Orchester geschrieben worden. Wie aus den elysäischen Gefilden hertönend, locken und schmeicheln diese süßen Klänge, die auch hier, wie überall bei Seb. Bach, in ebenso viele selbstständige Stimmen als die Orchesterpartitur Liniensysteme zählt, aufgelöst sind. — Quellen murmeln, die Wipfel heiliger Eichen flüstern geheimnißvoll über unserem Haupte, Nachtigallen schlagen darein — aber sie alle erscheinen gleichsam nicht irdischer Natur. Die süße Trauer seliger Geister, die, obgleich der Welt und ihren Schmerzen entrückt, den Bildern wehmuthsvoller Erinnerung nachhängen, kommt über uns und breitet auch über die verklärte Natur, von der wir uns umgeben fühlen, den Hauch einer tief elegischen Stimmung. Wunderbar contrastirend wirkt nach solchen Eindrücken der folgende lebendige Satz, „Gavotte“, in welchem wir in deutlichster Weise das Menuett, und noch erkennbarer das durch Beethoven später so reich entwickelte Scherzo der Sinfonie vorgebildet sehen. Es existirt kaum ein rhythmisch pikanteres und reizenderes Motiv, als das hier dem ganzen Hauptsatze zu Grunde liegende. Jedem an unsere bekannte moderne Instrumentation gewöhnten Ohre wird darin die höchst geistvolle und eine große Gewandtheit bei den Bläsern voraussetzende Behandlung der Trompeten und Hörner auffallen, die als ganz selbstständige Wesen in den originellen und bewegten Chor der Instrumente mit dreinreden. Nicht weniger seltsam und anziehend wirken die ungewohnt hohen Lagen der genannten Blech-Blasinstrumente; und wenn zuletzt die Trompete in reizender Schalkheit mit dem jubelnden Hauptthema vor dem ganzen Orchester hertänzelt, so weht uns ein Uebermuth an, dem wir in solcher reinen Glückseligkeit eben nur bei dem alten Sebastian begegnen. Die beiden Sätze „Air und Gavotte“ sind bei aller musikalischen Tiefe zugleich Musikstücke von unmittelbarster und populärster Wirkung. Die letzte Nummer „Gigue“ schließt die Suite volltönend und großartig ab.

5.

Niels W. Gade's Ouverture „Im Hochland“ gehört zu den frischesten und abgeschlossensten Arbeiten des dänischen Componisten. Schon mit den ersten Klängen der Introduction umweht uns reine Gebirgsluft, während sich vor unserem inneren Schauen die blauen Linien näherer und entfernterer Höhenzüge ausbreiten. Zu dem mit Sordinen bedeckten Streichorchester, das gleichsam die träumerische Ferne malt, treten Clarinetten, Hörner und Oboen doppelt hell und klar hervor und drücken die Lust und Freudigkeit, wie sie an hellen schönen Tagen in der Brust des Bergbewohners und Wanderers, der die Gebirge durchstreift, sich regen, treffend aus. Von großer Wirkung ist die Wiederkehr des ersten feierlich aufsteigenden Motivs auf dem Secund- Quart- Sexten-Accord mit der als Baß in der Tiefe liegenden Septime. Die Majestät von höher und höher übereinander aufsteigenden Bergpyramiden und der Blick in schauerlich tiefe, sich zwischen ihnen

durchdrängende Thäler stelle sich uns dabei unwillkürlich dar. Auch das Lokale in der Stimmung, das sich durch die Bezeichnung „Schottische Ouverture" ankündigt, erscheint glücklich ausgedrückt. Mit dem Anfang des von fröhlicher Kriegslust erfüllten Allegros glauben wir einen der schottischen Clans, wie sie uns Walter Scott schildert, von seinen Häuptlingen und Stammesgenossen umgeben, durch Felsenthäler und über Berghaiden zum Kampfe ausziehen zu sehen. Wir machen hier auch besonders auf die geistvolle Anwendung der Piccoloflöte aufmerksam, deren greller Ton in der Weise mit den übrigen Holzbläsern und ersten Geigen gemischt ist, daß zwar ihre an die kriegerischen Querpfeifen der Hochländer erinnernde Klangfarbe noch deutlich durchdringt, ohne jedoch zu dominiren oder blos den Diskant in banaler Weise zu verstärken. Das Allegro ist durchaus einheitlich in der Stimmung und schön gerundet in der Form; nur die eine handgreiflich an Mendelssohn erinnernde und auf den Mittelsatz folgende Stelle möchten wir entfernen können. Es ist diejenige, in der die Oboen und Flöten zu einem bewegten Pizzicato des Streichorchesters eine klagende Melodie legato vortragen. Wir glauben, daß die Ouverture unendlich an Einheit und Individualität gewinnen würde, wenn diese durch nichts motivirte musikalische Phrase, die völlig aus dem Charakter des Werkes herausfällt, durch ein der Eigenthümlichkeit des Tondichters entsprechenderes Motiv zu ersetzen wäre.

6.

Es ist interessant zu beobachten, wie keine Gefühlsregion, ja selbst keine besondere nationale Empfindungsweise auf die Länge in der Kunst unausgesprochen bleibt. Der Norden, der in der Poesie längst zur tiefsten Aussprache seines Innern gelangt war, hatte in der Tonkunst bis in die neueste Zeit keinerlei Ausdruck gefunden. Gade ist der Erste, der auch der Tonsprache jene characteristische Färbung lieh, die der Empfindungsweise der Dänen, Schweden, Norweger und Schotten in nahverwandter Weise eigen ist. — Die Gade'sche Ouvertüre „im Hochland" kennzeichnet im Besonderen, wie alle Arbeiten dieses Tondichters, jener Hauch nordischer Poesie und Naturmalerei, wie er uns aus Ossian, der Frithjofssage, der Edda und der scandinavischen Mythen- und Götterwelt anweht. Das Prädikat „schottische Ouvertüre" localisirt das in Rede stehende Werk noch specieller und, wie wir finden, mit Glück. Die Stimmung, die uns bei diesen Tönen überkommt, läßt uns weder an die rosig erglühenden Schneefirnen oder stillen grünen Thäler der Alpen, noch an eine andere süd- oder mitteleuropäische Gebirgswelt denken. Hier ertönt kein Kuhreigen und keine Heerdenglocke; kein Fischer im Kahn, kein Hirt auf weicher Alm läßt sein frohes Lied erschallen. Rauh, ernst und seltsam, wie die nebelumhangenen Felsklippen und rothblühenden Heiden des schottischen Hochlandes, aber auch den stolzen kriegerischen Geist ihrer Bewohner wiederspiegelnd, tönt es uns aus Gade's Ouvertüre entgegen.

7.

Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Weber, Spohr, Schumann, Mendelssohn — wie verschieden sind diese Meister der Instrumentalmusik ihrer ganzen Bedeutung nach. Und doch rief sie alle der eine Genius des großen deutschen Volkes in's Leben! Wo existirt eine zweite Nation, die auf dem Gebiete der Instrumentalmusik auch nur Annäherndes geleistet hätte?! — Leipzig

füllt seine zwanzig sich jährlich wiederholenden berühmten Gewandhaus-Concerte, deren Hauptinhalt sinfonischer Natur ist, fast nur mit den Meisterwerken deutscher Instrumentalmusik, und wo dabei einmal ein nicht deutscher Name auftaucht wie Cherubini oder Gade, haben wir's doch mit Meistern zu thun, die zum Theil innerhalb deutscher Schule und auf dem Boden deutschen Einflusses erwachsen sind. Pflegen und hegen wir daher das Gebiet der Instrumentalmusik, in welchem wir fast als die Alleinherrscher dastehen! Werden wir uns bewußt, daß Vorträge der unsterblichen Schöpfungen unserer sinfonischen und ihnen verwandter Meister, wie sie in Berlin, Wien, Leipzig, Dresden, ja in Paris, London und New-York fast täglich viele Tausende versammeln, nicht nur hohe Feste der Kunst, sondern auch eine Verherrlichung des Geistes deutscher Nation sind.

8.

Cherubini's, von der Gluth und Phantasie des Orients erfüllte Ouvertüre zu Ali Baba ist ein Werk, in welchem die harmonischen und instrumentalen Schönheiten die melodischen weit überwiegen. Aus mit kühnem Uebermuth hingeworfenen musikalischen Aphorismen entwickelt sich ein Ganzes, das vom ersten bis zum letzten Takte den Stempel des Genies trägt. Der Ton der Leidenschaft ist mit bewunderswerther Energie erfaßt und festgehalten. Bei der scheinbar schrankenlosen Freiheit mit der sich der Tondichter bewegt, dürfte nur dem geübteren Ohr schon bei einem ersten Anhören die wunderbare Einheit in Form und Stimmung erkennbar werden, die das Ganze durchdringt. Naturen von weniger rascher Auffassungsgabe dürften sich im ersten Moment mehr an unsere Neuesten, als an einen unserer klassischen Heroen erinnert fühlen.

9.

Ueberall im Leben, ja selbst in den Wissenschaften, genügt das Brave und Tüchtige, nicht aber in der Kunst; hier ist uns nur mit dem Außerordentlichen gedient. Zu einer solchen Betrachtung veranlaßt uns eine Sinfonie in D-dur von Ludwig Berger — der der Welt zumeist als gediegener Pianist aus dem Zeitalter Hummels und in seiner vorübergehenden Lehrerbeziehung zu Felix Mendelssohn-Bartholdy bekannt geworden. Diese Sinfonie ist eine, nach guten Mustern und nicht ohne eigenes Talent entworfene Composition, die aber dennoch vorwaltend den Eindruck eines tüchtigen Schulspezimen macht. Gäbe es musikalische Universitäten und brauchten Capellmeister, so wie die Mehrzahl der Aerzte und Juristen, um als nützliche Staatsbürger einen Platz auszufüllen, eben nur das wirklich Nothwendige gelernt zu haben, so würden wir die Sinfonie von Berger einer fließend geschriebenen, Erfahrung und Wissenschaft bekundenden Dissertation gleichachten und ihrem Autor die Führung einer Capelle mit gutem Gewissen anvertrauen, vorausgesetzt, daß derselbe ebenso hinreichend als Dirigent wie als Componist sich bethätigt hätte. Bei dem ersten Satze hat Berger entschieden den ersten Satz der auch in der Tonart übereinstimmenden zweiten Sinfonie von Beethoven vor Augen gehabt. Das Adagio dagegen läßt ein fleißiges Studium des Adagios der Beethoven'schen B-dur-Sinfonie erkennen; nirgends aber im ganzen Werke tritt uns ein selbstständig gewordener Künstler entgegen. So wird uns vom Componisten weder etwas Neues gesagt,

noch lernen wir in ihm einen neuen Menschen kennen, der uns interessiren könnte. Darum wehe dem, der da glaubt, er könne ein Tondichter werden, ohne sich an dem, was die großen Vorfahren geleistet, heranzubilden — aber wehe auch in der Tonkunst dem, der sein Leben lang nicht über die Anlehnung an treffliche Muster hinauskommt und niemals den Tag erlebt, da ihm die Sprache der Töne zur Sprache des eigenen Herzens wird! —

10.

Felix Mendelssohn's A-dur-Sinfonie knüpft, im Gegensatze zu seiner A-moll-Sinfonie, die, wie die Ouverture zu den „Hebriden", eine Wiederspiegelung der bei wiederholtem Aufenthalt in England und Schottland empfangenen Eindrücke ist, an des jugendlichen Meisters Aufenthalt in Italien an. Athmet doch das erste Allegro jenen echten Jugendmuth und frohen Sinn, der zum ersten Mal frisch und kühn in die Welt mit all ihren verheißenden Fernen und Weiten hinausstrebt. Das Andante, das in der Behandlung seines cantus firmus an Bach's ernste Schule erinnert, scheint uns den, über den Trümmern des schönen Landes, das er betreten und über die Vergänglichkeit aller irdischen Größe nachdenklich träumenden Wanderer vor unser inneres Auge zu führen, während der Mittelsatz in Dur fromm, wie ein Aufschwung über alles Vergängliche zum Ewigen und Dauernden ertönt. Der dritte Theil der Sinfonie trägt unverkennbar einen landschaftlichen Charakter. Das Trio mit seiner duftigen Hornstelle und der nach der Höhe zu verhauchenden Flöte eröffnet gleichsam die Aussicht in weite blaue Bergfernen. Es mahnt uns bei diesen Klängen wie wiedererwachende Sehnsucht nach der fernen Heimat, nach Deutschlands schattigen grünen Wäldern und nach den fernen Lieben, die, jenseits der verschwommenen Conture hoher Gebirgszüge und der schimmernden Fläche des weiten Meeres, des Rückkehrenden harren. Das Finale hingegen ist wieder ganz lebendige Gegenwart. Wir sind in Neapel, die Tarantella, die sich unverkennbar durch den ganzen Satz hinschlingt, ertönt zum rasselnden Schall des Tambourins und in wirbelndem Tanz dreht sich jenes glückliche Geschlecht, das unter einem milden Himmel nur den Tag und den Moment genießt, alle grübelnde Sorge und ein Hangen und Bangen zwischen Vergangenheit und Zukunft den nachdenklichen Bewohnern des grauen Nordens überlassend. Der Uebermuth und die Grazie in diesem Finale zeigen uns den lieblichen Meister auf seinem eigensten Gebiete. Zwar rollen aus der Ferne ein paar Mal die Donner des rauchenden Vesuvs über das laute tolle Treiben hin. Wenn aber der Boden unter ihm bebt und zittert, vergißt sich der Südländer am liebsten in rauschendem Taumel. Die Paare drehen sich rascher, die Bewegung steigert sich zur Wildheit, bis das Ganze in bacchantischer Lust endigt. — Wir wissen sehr wohl, wie mißlich es ist, die schwankenden Eindrücke, die ein Orchesterwerk in der Seele hervorruft, im Einzelnen festhalten und schildern zu wollen. Dieselben werden, je nach der größeren oder geringeren Empfänglichkeit oder der verschiedenen Anlage der Individualität der Hörenden, andere sein. Doch würde es schlecht um den Werth eines Instrumentalstücks stehen, das bei verschiedenen Hörern geradezu entgegengesetzte Eindrücke hervorzurufen vermöchte. Entweder würde einer solchen Composition jeder bestimmt ausgeprägte Charakter fehlen, oder dieselbe käme im besten Fall vor Zuhörern zur Aufführung, denen ein

wahrhaft musikalisches Auffassungsvermögen noch fehlte und die sich deshalb aufs Rathen verlegen müßten oder ihren zufälligen Stimmungen überlassen blieben. Jeder unbefangene Musiker und gebildete musikalische Dilettant wird uns daher zugeben, daß, da wir durch die Anknüpfung der Mendelssohn'schen A-dur-Sinfonie an seine in jungen Jahren unternommene italienische Reise schon einen bedeutenden Fingerzeig erhalten, die von uns im Einzelnen gedeuteten Sätze, ihrem vorwiegenden Charakter nach kaum anders, oder doch wenigstens nur sehr nahe an unsere Deutung anstreifend aufgefaßt werden können. — Die Pastoral-Sinfonie Beethoven's liefert einen weiteren und schlagenden Beweis für unsere Behauptung, denn prägnanter ist die vorwaltende Stimmung oder Schilderung innerer und äußerer Vorgänge durch Instrumentalmusik doch wohl kaum zu bezeichnen, als durch die Ueberschriften, die Beethoven den einzelnen Sätzen seiner Sinfonie gab: „Erwachen heiterer Empfindungen bei der Ankunft auf dem Lande; Scene am Bach; lustiges Zusammensein der Landleute; Gewitter und Sturm; frohe und dankbare Gefühle nach dem Sturm.“ Und wie Vieles bleibt dem empfindenden und intelligenten Hörer hier noch im Einzelnen zu deuten, ohne daß er dem Ideengange des Meisters durch ein subjectiv-beschränktes Auffassen irgend Gewalt thun wird. Wir erinnern nur an Kuckuk, Nachtigall und Wachtel im zweiten Satz, an den humoristischen Baß des Fagotts, der Tonica und Dominante anschlägt, wie wir's auf Kirchweihen und bei ländlichen Festen vernehmen, sowie an das auf den Tisch schlagen der vom Wein in erhöhte Stimmung gebrachten Bauernburschen beim Eintritt des Zweivierteltaktes im Scherzo u. s. w. — Instrumentalwerke endlich, wie die Eroica, Haydn's Militair-Sinfonie, desselben Meisters Introductionen zur „Schöpfung“ und den „Jahreszeiten“, reden nicht weniger stark für unsere Ansicht. Freilich ist auch hier, wie überall, die Uebertreibung zu verwerfen, wie wir denn eine solche in der sogenannten „Programm-Musik“ der Neuesten unter den Neuen, oder in der manchmal zu sehr in ein nur äußerlich wirkendes Detail sich verlierenden musikalischen Malerei mancher modernen Componisten erkennen müssen. Selbst Nachtigall, Wachtel und Kuckuk im zweiten Satze der Beethoven'schen Pastoral-Sinfonie möchten wir hierhin rechnen. In solchen Fällen hört die Kunst, die niemals zur nur äußerlichen Nachahmerin werden soll, auf, während an ihre Stelle die Spielerei tritt. Wir würden zu den blinden Verehrern eines der größten Meister aller Zeiten gehören, wenn wir da, wo er, der sonst so Hocherhabene, auch einmal menschlich irrt, die Augen schließen wollten. —

Literarisches.

Berlin und Petersburg. Preußische Beiträge zur Geschichte der russisch-deutschen Beziehungen. 2. Auflage. Leipzig, Duncker u. Humblot 1880.

Die Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland scheinen sich in letzter Zeit etwas freundlicher gestaltet zu haben, wenigstens begegnet man in der russischen officiösen Presse nicht mehr so heftigen Angriffen gegen die deutsche Politik, wie am Ende des vorigen und namentlich zu Anfang dieses Jahres. Es scheint ein Stillstand eingetreten zu sein, der für die Politik beider Staaten von Nutzen ist. Als die erste Auflage dieser Schrift in Berlin und Petersburg erschien, lebten wir noch unter dem Eindruck einer sehr großen Spannung zwischen beiden Mächten, es wurde diesem Buche deshalb eine außerordentlich große Theilnahme zugewandt. Aber auch jetzt wird diese Schrift Jeden interessiren, der sie noch nicht kennt und dem daran gelegen ist, einen tieferen Einblick in die russische Politik

von den Zeiten des Kaisers Nikolaus bis zur neuesten Zeit zu erhalten. Der Verfasser hat die alte preußisch-russische Freundschaft und deren Folgen in das rechte Licht gestellt und hierdurch der Geschichte einen sehr werthvollen Beitrag geliefert. Wir brauchen hier nicht näher auf den Inhalt dieses Buches einzugehen, derselbe darf als allgemein bekannt vorausgesetzt werden, aber wir wollen es nicht unterlassen, unseren Lesern durch diese Zeilen zur Lectüre dieser Schrift neue Anregung zu geben, um durch dieselbe die kürzlich erst vorübergegangenen ernsten Verwickelungen zwischen Rußland und Deutschland genauer beurtheilen zu können.

Aus Italien. Von **A. W. Ambros.** Preßburg und Leipzig. Gustav Heckemast's Nachfolger.

Es bildet dieses Buch den ersten Band der nachgelassenen kleinen Schriften des rühmlichst bekannten Musikhistorikers, der am 28. Juni 1876 in Wien gestorben ist, und umfaßt dessen bisher in Journalen zerstreute Aufsätze über Italien sowie Briefe aus Italien aus den Jahren 1861, 65, 66 und 68, die hier zum ersten Male veröffentlicht werden. Mit Italien verhält es sich wie mit der Liebe: es ist ein unerschöpfliches Thema und wer darüber, sei es mit einer lebhaft empfindenden Subjectivität, sei es mit feinem Kunstverständniß, schreibt, wird gern gelesen werden. A. W. Ambros vereinigt diese beiden Eigenschaften in sich und so zeichnet er, unterstützt von einer vielseitigen Bildung, seine Städtebilder aus Venetien, Santa Croce in Florenz, das unterirdische Rom, Santa Croce in Gerusalemma, die Villa Albani und Winkelmann, die Charakterköpfe des Pater Theiner und des deutschen Geschichtsschreibers von Rom: Ferdinand Gregorovius. Dazwischen erzählt er Brigantengeschichten, schildert er die Engländer in Italien u. s. w. Nach diesen Aufsätzen könnte man den Verfasser einen Eklektiker nennen, oder noch besser einen Gourmand, der von der reich servirten Tafel Italiens besondere Leckerbissen sich auswählt. In der Behandlung solcher Gegenstände entfaltet sich dann der Reichthum seines Geistes in sorgfältig geschliffener Form. Daß er auch liebenswürdig zu plaudern vermag, beweisen seine Briefe, welche die erhaltenen Reiseeindrücke unmittelbar wiedergeben. Es sind eben keine post festum gemachte Briefe und es durchweht sie eine herzerquickende Frische.

Volkswirthschaftliche und socialphilosophische Essays. Von **Dr. Wilhelm Neurath.** Wien 1880. Verlag von Faesy u. Frick, K. K. Hofbuchhandlung.

Die Klage ist nicht neu, daß in moderner Zeit mit einer mächtigen Entfaltung menschlicher Cultur eine Verflachung, ja sogar eine gewisse Verrohung der Weltauffassung Hand in Hand geht. In unseren Tagen ist, insbesondere in Folge der Ausbreitung socialistischer Ideen, die Vertiefung der Wirthschaftslehre zur ökonomischen Socialwissenschaft nach mancher Richtung hin zur Nothwendigkeit geworden. Dieser Gesichtspunkt hat den Autor geleitet, sich vom Gebiete der Volkswirthschaft aus zu den umfassendsten socialphilosophischen Betrachtungen zu erheben. Sind die Essays, in denen dies geschieht, auch nichts weiter als Reproductionen von Vorträgen, welche der Verfasser in Vereinsversammlungen seines österreichischen Heimatslandes gehalten hat, so macht Form und Inhalt dieselben doch recht wol geeignet, noch einmal in eine socialpolitische Anthologie umgemünzt zu werden. Die Themata, welche der Verfasser behandelt, sind folgende: Idealismus der Arbeit; die sociale Frage; Darwinismus und Socialökonomie; Schutzzoll und Freihandel; die Function des Geldes. Am interessantesten ist, wie der Verfasser über die socialpolitischen Aufgaben denkt und ist dies besonders ersichtlich aus der Abhandlung: „Die sociale Frage", wo er sich am Schluß ungefähr folgendermaßen äußert: Sowol dem Elende als jener Gefahr, welche der Freiheit droht, kann gesteuert werden, aber nur auf dem Wege stetiger Organisation. Die auf eine plötzliche Umgestaltung der Gesellschaft hinzielenden Pläne der Socialisten würden uns entweder den höchsten Grad von Unfreiheit oder allgemeines Elend bringen, wenn nicht gar beide Uebel zugleich. Es ist dies eine Mahnung, welche in Oesterreich, wo die auf Selbsthilfe begründete antisocialistische Organisation nicht so weit vorgeschritten ist, wie dies bei uns in den Schulze-Delitzschen Genossenschaften, in den Gewerkvereinen, in dem antisocialistischen Congreß und ähnlichen Veranstaltungen der Fall ist, ganz besonders beherzigt zu werden verdient. Auch die nicht speciell socialpolitischen Abhandlungen heischen Interesse.

Beiträge zur Geschichte der preußischen Cavallerie seit 1808 von **E. von Colomb,** Generallieutenant und Commandant von Cassel. Verlag von Theodor Hofmann. Berlin 1880.

Die Cavallerie hat im letzten Kriege eine so bedeutende und entscheidende Rolle wieder gespielt, daß fast in allen Armeen der weiteren Entwickelung derselben die größte Aufmerksamkeit zugewandt wird. Es ist deshalb eine Darstellung der Thätigkeit der preußischen Cavallerie im Kriege und im Frieden seit der Reorganisation von 1808 besonders werthvoll und lehrreich. Der General v. Colomb hat sich bereits durch frühere Schriften als Militairhistoriker eine sehr geachtete Stellung erworben. In dem vorliegenden Buche behandelt er mit großer Umsicht und in möglichster Kürze das reiche Material, welches eine Geschichte der Cavallerie seit Anfang dieses Jahrhunderts bietet. Er schildert den Zustand der Cavallerie in den Jahren 1813—15 und deren Mitwirkung in den Schlachten und Gefechten bei Lützen, Belle-Alliance, Wawre 2c. und behandelt die Neuformationen der Landwehr- und Linien-Cavallerie, das Schießgewehr, die Uebungen,

den Vorpostendienst u. a., seit den Befreiungskriegen bis zur neuesten Zeit, so daß in diesem Buche ein klares Bild von den Zuständen der preußischen Cavallerie bis in die neueste Zeit gegeben ist. Auch die Anlagen zu dem Werke, welche Bestimmungen über Aufstellung und Gebrauch der Cavallerie, tactische Bewegungen 2c. enthalten, sind von Interesse. Das Buch wird deshalb in Fachkreisen Beifall finden.

Jahrbuch für Volks- und Staatswirthschaft aller Länder der Erde von Dr. J. Minoprio. Berlin. G. Reimer.

Das Buch enthält eine Zusammenstellung der wissenswerthesten Daten über die politischen und ökonomischen Verhältnisse der Staaten nach officiellen statistischen Veröffentlichungen und sonstigen vertrauenswürdigen Quellen. Zunächst sind Angaben über Flächeninhalt und Bevölkerung der Staaten und einer Anzahl von Städten angeführt. Von den deutschen Staaten sind Städte und Ortschaften herab bis auf ca. 2000 Einwohner aufgezählt. Ferner sind berücksichtigt Finanzen und Schulden der Staaten, Bodencultur, Viehstand, Ernte-Erträgnisse, Bergbau, Handels- und Industrie-Verhältnisse, besonders Eisenbahnen und Banken. In letzteren beiden Kategorieen ist, wie uns scheint, mehrfach Neues angeführt. Die Genauigkeit der statistischen Daten vorausgesetzt ist das Buch ein werthvolles Nachschlagewerk, das andere statistische Handbücher, wie beispielsweise den Gothaischen Kalender, trefflich ergänzt. In einer Zeit, wo von hoher Seite die Statistik so geringschätzig beurtheilt wird, ist eine gute statistische Arbeit um so wärmer zu bewillkommnen.

„Lebensräthsel“, Roman von **E. Juncker.** 2. Auflage. Berlin 1880. Otto Janke.

E. Juncker's „Lebensräthsel“ dürfen sich getrost den besten Erzeugnissen der neueren deutschen Romanliteratur ebenbürtig an die Seite stellen. Das Talent der Verfasserin vereinigt in sich in seltener Weise zu fast gleichen Theilen die Hauptvorzüge weiblicher wie männlicher Darstellungsart. An jene erinnert die den Frauen eigenthümliche feine Beobachtung seelischer Vorgänge, an diese die energische Consequenz in der Durchführung der einzelnen Charaktere, welche durch einen gewissen Zug gesunder, kraftvoller Sinnlichkeit nur noch zum Vortheil des Kunstwerkes gesteigert wird. Die Fabel an dieser Stelle, wenn auch nur in kürzester Form, zu erzählen, sei mir erlassen im Interesse der Verfasserin. Da nämlich die Hauptstärke derselben nicht so sehr in der originellen Conception der Grundidee des Ganzen, wie der einzelnen Charaktere, sondern vielmehr in der Meisterschaft, mit welcher sie beide im Einzelnen auszuführen und zu behandeln weiß, besteht, so würde der schlichte Bericht über die äußeren Vorgänge sehr leicht ein falsches Bild von der Bedeutung des Romans geben können. Es mag an dieser Stelle genügen, ihn warm zur Lectüre, auch solchen zu empfehlen, die sich sonst gegenüber den modernen Erzeugnissen unserer schönen Literatur ablehnend verhalten.

Die gesunde Tendenz der Verfasserin, Charaktere und Conflicte zu vertiefen, wird den Beifall, das Talent in durch Fülle thatsächlicher Vorgänge kunstvoll gesteigerter Handlung zu spannen, das Interesse des großen Lesepublicums erringen.

Hier mögen nur wenige Bemerkungen Platz finden, die vielleicht in einer oder der anderen Beziehung zur Charakterisirung des Werkes beitragen können.

Vor Allem scheint es angebracht, die Verfasserin vor einer Gefahr zu warnen, welche ihrem Talente leicht schaden und vor der sie sich doch, sobald sie sie erkannt, leicht schützen kann. Es läßt sich nämlich nicht leugnen, daß bei der Schilderung charakteristischer äußerlicher Eigenthümlichkeiten ihrer Figuren, in der Verwendung gewisser Redewendungen, E. Juncker sich nicht ganz frei zu erhalten weiß von — natürlich unbewußten — Reminiscenzen an bereits bekannte Figuren anderer moderner Dichter; ich gedenke hier beispielsweise des Dr. Tuellius in Spielhagen's „Hammer und Amboß“ als des Urbildes von E. Juncker's Dr. Jessien. Wahrhaft erstaunlich aber ist die äußerliche Uebereinstimmung einiger Situationen in den „Lebensräthseln“ mit solchen in Freitag's „Soll und Haben.“ Hier nur ein Beispiel:

Bei Freitag (I. p. 300 f.) sagt Fink zu Sabine: „Dies ewige Gefühl, mit dem hier Alles überzogen wird, was des Gefühls nicht werth ist, macht zuletzt schwach und kleinlich. Wer seine Empfindung immer an allen möglichen Tand heftet, der hat zuletzt keine, wo eine große Leidenschaft seiner würdig ist . . . . Aber sehen Sie das Volk hier an, das liebt seinen Strickbeutel, den Kupferkessel, in dem die Mutter Würste gekocht hat . . . . . . Achten Sie auf die deutschen Auswanderer. Welche Masse unnützen Krames schleppt dies Volk über Wasser, alte Vogelbauer, zerbrochene Holzstühle, wurmstichige Wiegen und anderen Plunder.“

Bei E. Juncker (I. p. 62 f.) sagt Günther Randau zu seinem Weibe:

„Ich habe einen mangelhaft entwickelten Eigenthumssinn, mußt Du wissen . . . . . . Ja, ich bekenne sogar, daß das Hangen an der väterlichen Scholle und alle damit verbundenen verrotteten Gewohnheiten, herkömmlichen Liebhabereien und lächerlichen Ueberlieferungen mich anwidern wie die verstaubte Moral philisterhafter Seelen. Das tappt gedankenlos in die Fußtapfen des Vaters, das hangt und klebt an der Tradition, das liebt seinen halbverfallenen Bau und seine wurmstichigen Möbel wie seine Kinder, das verdirbt sich allemal am heiligen Abend den Magen mit Karpfen und Mohnklößen, blos weil es Groß- und Urgroßmutter schon so gehalten haben. Nein, frei und unabhängig nach außen sich sein Schicksal selbst gestalten,

sein Herz nicht an unnützen Trödel hängen, nicht in kleinlichen Empfindeleien, für kleinliche Dinge zersplittern, damit er Kraft für große Empfindungen, starke Leidenschaften hat, das scheint mir eines Mannes würdig."

(„Man sollte denken", erwidert ihm die junge Frau, echt weiblich und schön, „Du hättest nie eine Mutter gehabt!")

Diese Uebereinstimmung ist immerhin auffällig, zumal sie, wie erwähnt, nicht vereinzelt dasteht, sondern sich durch — weitere Stellen belegen läßt.

Doch sei bei allem diesem ausdrücklich hervorgehoben, daß sämmtliche eben gerügte Anklänge und Reminiscenzen rein äußerlicher Art sind, die den poetischen Werth des ganzen Werkes nicht beeinträchtigen, da die Verfasserin in der Durchführung der einzelnen Charaktere ihre eigenen Bahnen geht. Ja, gerade jener Günther Randau, der besonders im Eingang des Romans in seiner Anschauungs- und Ausdrucksweise mehr als einmal an Freitag's „Fink" erinnert, entwickelt sich im weiteren Verlaufe zu einer so in sich abgeschlossenen, bedeutenden, selbständigen Figur, daß er den Vergleich mit Freitag's Schöpfung kühn wagen kann, denn er wird sicherlich nicht dabei verlieren. Der Verfasserin aber mag dieser Hinweis dazu dienen, in Zukunft derartige Anklänge zu vermeiden, die ja vielleicht auch schon in einer zweiten Auflage, deren das vortreffliche Werk würdiger ist wie manches andere, ohne allzu große Schwierigkeiten sich beseitigen lassen. Bei dieser Gelegenheit möchte es dann auch angebracht sein, zwei sprachliche Ungeheuerlichkeiten: „beeindruckt" (I, p. 126) und „ich war so wonnig installirt" (p. 221) aus der Welt zu schaffen.

Einer ganz besonderen Erwähnung aber bedarf noch die Behandlung des landschaftlichen Hintergrundes, der Gegend, in welcher die Erzählung, die gleich Spielhagens gleichnamigem Roman in der Sturmfluth, die im November 1873 die deutsche Ostseeküste verheerte, sich abspielt, gipfelt. Während Spielhagen seiner Gewohnheit nach die Ereignisse an die pommersche Küste verlegt, hat E. Juncker den Schauplatz nordwestlich an die holsteinische Küste verrückt. Und zwar, wie dem in diesen Gegenden einigermaßen Orientirten sofort klar wird, sind es die unmittelbaren Umgebungen des Kieler Hafens, an dessen Ausgange das auch im Roman genannte Dorf Stein liegt, welche der Verfasserin vorgeschwebt haben müssen. In das genannte Dorf und auf die Höhen des Kieler Hafens führt uns E. Juncker auch, um vor dem Leser das grausig-schöne Schauspiel der furchtbaren Fluth sich entrollen zu lassen. Wer, wie Referent selber, an jenem Tage auf den Punkten gestanden, die uns die Verfasserin beschreibt, der ist wohl im Stande, zu beurtheilen, in wie fern es ihr gelungen, mit ihrer Schilderung diesem Riesenkampf der Elemente gerecht zu werden. In solchem Falle liegt das höchste Lob des Kritikers in drei Worten: „Ja so war's!" Ich scheue mich nicht, es auf die Junckersche Darstellung mit voller Ueberzeugung anzuwenden. Dabei sei aber zum Schluß noch eine Verwahrung gegen die den thatsächlichen Verhältnissen widersprechende, im Romane aber eine gewisse Rolle spielende Darstellung der Bestattung des Capitain Dossow eingelegt. Derselbe ist eben in den Heimatshafen eingelaufen, während des Sturmes schwer verletzt worden und an dieser Verletzung gestorben. E. Juncker läßt nun noch einmal sein Schiff, die Bellona, in See stechen, und nachdem sie hinausgefahren, draußen die Leiche im Meere bestatten. Dergleichen „Seemannsbegräbnisse" kommen aber nur auf hoher See vor; im Hafen aber, noch vor Allem im Heimathafen, nimmt die sterblichen Reste des Seemanns wie jedes Anderen der Schoß der Mutter Erde auf. Damit aber auch Tadels genug! Daß er heute verhältnißmäßig reich ausfiel, sei der Verfasserin nur ein Beweis, wie viel Referent sich von ihren zukünftigen Leistungen verspricht. Je höher wir eine Kraft schätzen, desto mehr verlangen wir, daß sie leiste.

Berthold Litzmann.

Eingegangene Bücher, deren Besprechung sich die Redaction vorbehält:

Gloria, Zeitroman von B. Perez Galdos. In zwei Theilen. Mit Autorisation des Verfassers aus dem Spanischen übersetzt von Dr. August Hartmann. Berlin, L. Schleiermacher.

Hamerling, Robert. Lord Luzifer. Lustspiel. Hamburg, J. F. Richter.

Muehlfeld, Dr. J. Justizmorde. Nach amtlichen Quellen bearbeitet. Berlin, Th. Grieben.

Sternau, Luise. Gedichte. Wien, Faesy und Frick.

Wedde, Johannes. Dramaturgische Skizzen. Hamburg, Grüning.

Wildenbruch, E. von. Der Meister von Tanagra. Berlin, H. Steinitz.

Zierden der englischen Literatur. Herausgegeb. von L. Katscher. Bd. 1—3. Goldsmith, Defoë, Thakeray. Leipzig, Ernst Hoppe.

Verlag von Otto Janke in Berlin. Druck der Norddeutschen Buchdruckerei.
Verantwortlicher Redacteur: Dr. O. Janke in Berlin.

Französisch! Englisch! Französisch! Englisch!

Französisch! **Englisch!**

Druck der Norddeutschen Buchdruckerei, Berlin, Wilhelmstraße 32.

Monatlich 1 Heft. — Preis vierteljährlich 6 Mark.
Das Abonnement verpflichtet zur Abnahme von einem Semester = 6 Heften.

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Vierter Jahrgang.

Heft 11. August 1880.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Inhaltsverzeichniß.

IV. Jahrgang. Heft 11. August 1880.

Allgemeiner Theil.

Rundschau über das gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Allgemeiner Theil.

Reise-Erinnerungen

aus nachgelassenen Briefen des verstorbenen Generalfeldmarschall

Graf Roon.

II.

Am folgenden Tage wurde von Genua aus die Weiterreise angetreten. Da die Reise nunmehr nach Westen gerichtet war, sollte das Incognito des Prinzen um so eifriger bewahrt werden. Deshalb fuhr R. allein mit dem Reisewagen von Villa L. nach Genua, nahm dort Postpferde und erwartete seinen jungen Gefährten an einem bestimmten Rendezvous, wo er sich wie zufällig einfand. Inzwischen hatte sich aber auch der gewöhnliche Reisebegleiter der Gesellschaft, ein echt tropischer Regen, eingestellt. Die Bergwasser, in denen man, wie R. schreibt, sonst kaum ein Schnupftuch waschen kann, waren zu reißenden Strömen geworden und die meisten von ihnen waren ohne Brücken. — Anfänglich wußte ich nicht, was es bedeute, daß uns von der nächsten Station an ein halbes Dutzend wild aussehender Bursche mit weit hinaufgestreiften Beinkleidern begleitete. Aber bald wurde das Räthsel gelöst. Die Straße senkte sich plötzlich von der Felsküste am Strande, der sie bis dahin gefolgt, an das Ufer eines tosenden Bergstroms hinab. Es galt da hindurch zu fahren. Der Postillon machte ein bedenkliches Gesicht; die Hosenlosen warnten und boten ihre Hülfe an. Ich erblickte darin eine gewöhnliche welsche Gaunerei und rief: „avanti“. Mit einiger Schwierigkeit bis in die Mitte des etwa 50 Schritt breiten Wassers gelangt, konnte der Wagen nicht mehr vor, nicht mehr zurück; die Pferde hielten sich mit Mühe gegen den reißenden Strom auf den Beinen. Unter diesen Umständen wurde mir der Rücken eines dienstfertigen Burschen, der bis dahin gefolgt war, bequem. Mit brennender Cigarre, erhobenem Stock und vorsichtig heraufgezogenen Beinen ritt ich ans Ufer zurück, die beiden Gefährten folgten, und während der Wagen mit Hülfe von einem Dutzend neu herzugeströmter Gesellen an Stricken ans andere Ufer gezogen wurde, suchten wir mit unseren

Christophoren einen minder gefährlichen Uebergang, wo die Cavalcade von Neuem losging und zwar glücklich, bis auf B., der wenige Schritte vom Ufer noch nasse Füße bekam. Bei einigen späteren Passagen halfen wir uns durch ein Vorlegepferd ohne weiteres Abenteuer glücklich hindurch. Nun langten wir gegen 6 Uhr in Savona an. Die Nothwendigkeit einer Mahlzeit, die Unmöglichkeit, ein anderes leidliches Nachtquartier zu erreichen und die Gefährlichkeit ähnlicher Passagen bei Nacht ließ uns hier Halt machen. Auch hofften wir, daß das Wetter sich bis Morgen bessere, damit wir von dem wunderschönen Wege, auf dem wir hinfahren, doch etwas genießen mögen."

Den weiteren Weg längs der Küste schildert R. in einem von San Remo unter dem 30. September geschriebenen Briefe. Es heißt: „Nach einer guten und bis auf den Traum erquicklichen Nacht in einem Wirthshause, das aber nicht die beste Miene hatte, brachen wir heute früh um 6 Uhr bei trockenem, doch zweifelhaftem Wetter auf. Die Straße, welche wir seit Genua verfolgten, gehört zu den eigenthümlichsten und interessantesten, die man sehen kann. Sie folgt dem Meeresufer von Genua bis jenseits Nizza, 3 Tagereisen weit. Da aber die Abfälle der Apenninen und der Meeralpen fast überall bis an die Wellen herantreten und zwar gewöhnlich in Gestalt steiler nackter Felswände, so mußte die Straße großentheils in die Felsen gesprengt oder auf natürlichen Vorsprüngen und Felsleisten geführt werden. Sie führt daher ihren Namen „la corniche" (d. i. das Gesimse) mit vollem Rechte. Auf der einen Seite das unendliche Meer, mit seinen in diesem Klima fortwährend wechselnden Farben-Schillerungen, unmittelbar zu Deinen Füßen schäumende Wellen, die sich an schwarzen Klippen und Felseilanden brechen, auf der anderen Seite theils hohe, steile, ja senkrechte Kalk- und Marmor-Felswände, theils sanft aufsteigende Lehnen mit dunkelen Oliven- oder frischgrünen Pinien-Hainen. Die zahlreichen, blanken, von Kirchen, Palästen, Schloßruinen überragten Ortschaften, eingezwängt von kleinen Buchten zwischen Meer und Felshöhen; alte Warten auf vorspringenden Felsmassen hoch über den Fluthen oder auch tiefer im Lande auf kahlen Berghöhen; hin- und hersegelnde Schiffe von verschiedenster Größe von der Fischerbarke bis zur stattlichen Kaufmanns-Brigg und dem fleißigen Dampfer; alles dies giebt dem Beschauer fortwährende Augenweide und Unterhaltung. Dazu kommt, daß die Straße fast gewissenhaft allen den zahlreichen Ein- und Ausbiegungen der Küste folgt und jede Wendung ein neues Bild aufrollt, worin zwar dieselben landschaftlichen Elemente, aber immer in neuer Anordnung enthalten sind. Diesen Charakter behält die Straße bis jenseit Finale. Hier treten die Felsen etwa auf 1/4 bis 1/2 Meile vom Meere zurück und nun fliegt man auf dem ebneren Boden mit doppelter Eile durch Olivenwälder, zwischen Gartenmauern, Rebenwänden, Aloe-Hecken dahin und man begrüßt im Fluge einzelne hochstämmige Palmen, die hier und da über die niedrigen, weniger fremdartigen Gäste der Gärten hinwegschauen. Aber schon hinter Alberga fängt man wieder an zu steigen und von Alassio an findet man sich fortwährend wieder auf einer wahren Corniche. Die nackten Höhen tragen nur hier und da niedrige Strandkiefern, oder Tamarinden, Gebüsche, immergrüne Eichen, Johannisbrod-Bäume, Gebüsche von ficus indica mit zahllosen purpurrothen Früchten erinnern an den südlichen Himmel, unter dem man sich bewegt, wenn die Sonne es eben auch einmal ver-

säumt, wie am heutigen Tage. Leider mußten wir wieder nach den Regenschirmen langen, als uns zwischen Alberga und Oneglia die Regenwolken einholten und umhüllten, die schon den ganzen Morgen drohend hinter uns hergezogen waren. Wir passirten Oneglia, eine ansehnliche Stadt mit engen, finstern, stinkenden Gassen, ließen das prächtig gelegene, mit stattlichen Thürmen und Zinnen prunkende Porto Maurizio auf steiler Felshöhe an einer zierlichen Meerbucht links zur Seite und kamen endlich gegen 6 Uhr hier (St. Remo) an, in einem Städtchen, wie alle früher gesehenen, prächtig von fern, schmutzig und finster in der Nähe zu schauen. Zweifelhaft, ob wir hier übernachten oder weitergehen sollten, entschieden wir uns für das erstere, als wir überlegten, daß die größte Merkwürdigkeit der ganzen Corniche, das Palmenwäldchen, zwischen hier und Bordighera sonst im Dunkel verborgen bleiben würde. Wir befinden uns in der einzigen Locanda des Orts (Hotel de la Palma) ganz leidlich, haben ein mittelmäßiges Mahl, als das erste am heutigen Tage, mit gutem Appetit verzehrt, dann geplaudert und disputirt und uns endlich zum Schreibtisch gesetzt und denken mit Behagen an die scheinbar guten Betten, die man uns mit ganz frischen Leintüchern bedeckt hat. Morgen werden wir zum Mittag in Nizza und Abends in Antibes auf französischem Boden sein, wenns Gott gefällt.

Am 1. October schreibt R. dann in Antibes weiter: Der heutige Tag war genußreich und interessant, wenngleich uns das Wetter nicht eben begünstigte. Nachdem es die ganze vorige Nacht geregnet, schien sich der Himmel endlich erschöpft zu haben, als wir heute früh 6 Uhr aus S. Remo fuhren. Aber bald träufelte es wieder. Erst nachdem wir Bordighera und seine interessanten Palmenpflanzungen passirt, wagten wir es, den Wagen zurückzuschlagen und haben's nicht bereut, obgleich es den ganzen Tag abwechselnd drohte oder träufelte. Bei Ventimiglia, einem kleinen Felsenneste, das die Straße völlig sperrt, beginnt dieselbe von Neuem bedeutend zu steigen, und fast ebenso bedeutend zwischen steilen, kahlen Felshöhen gegen Mentone hinab zu steigen. Der Weg von hier durch das kleine Fürstenthum Monaco ist äußerst malerisch, wenn auch beschwerlich. Welche Felsenmassen thürmen sich hier in den allergroteskesten Formen landeinwärts auf; wie bedeutend werden sie noch überragt durch die beschneiten Spitzen und Kämme der Seealpen, die gelegentlich durch eine Schlucht hin sichtbar werden; wie wild zertrümmert, ausgezackt ist auf der andern Seite die Küste und wie herrlich schillert der ewige Meeresspiegel in den glänzendsten Farben. Auf einer runden Halbinsel steigt links die Straße den Felsen empor, der das kleine Residenzlein Monaco trägt, welches zierlich wie aus dem Spielzeugkästchen genommen erscheint; wie wild hängen dagegen die Ortschaften Roccabrana und später Elza gleich Adlerhorsten an den Felsen, wie wild liegt Turbia mit seinem verfallenen Römerthurm. Und doch erinnern Rebenpflanzungen, Feigen, Oliven, auch aufgemauerte Terrassen noch immer recht lebhaft an den Süden, selbst an einem so kühlen Tage. Aber jenseit Turbia hört fast jegliche Vegetation auf. Die Höhen, die die Straße mühsam erklimmt oder umgeht, bestehen aus nackten Felskämmen, zwischen denen kaum ein Grashalm sprießt, eine wahre Sierre pelada. Desto größer ist der Contrast, wenn man nun in wenigen Minuten nach einer Straßenwindung hinabschaut in das herrliche Thal von Nizza, aus dem man auf der einen Seite über kahle Felsen-

10*

höhen auf den ewigen Schnee der Alpen, auf der andern durch schattiges Grün, umgeben von der reichsten mannigfaltigsten Vegetation, auf das ewige Meer blickt, wie es in stetem Wechsel und den zierlichsten Umschlingungen das Ufer umspült, an dem, überragt von Felsenfesten, Nizza mit blanken Häuserreihen hingelagert ist. Von lauen Lüften und Wohlgerüchen umwogt, rollten wir nach 1 Uhr in dieses Asyl von Tausenden Leidender hinein, dessen Thore mehr ein- als ausziehen sehen, und dessen Wohlhabenheit größtentheils aus menschlichem Elende und menschlicher Thorheit aufgewuchert ist. Nachdem wir ein treffliches Gabelfrühstück eingenommen, schlenderten wir auf den herrlichen von Platanen und Citronenbäumen beschatteten Terrassen am Meeresufer hin, bewunderten die prachtvollen Marmor-Quais und Molen des kleinen, aber sicheren und viel besuchten Hafens und die dortige Statue des Königs Carl Felix, den die Geschichte wenig nennt, und stiegen um 5 Uhr wieder in den Wagen, der uns schnell zum Pont du Var und somit an die (damalige) französische Grenze brachte. Hier wurden die Post- und Douanen-Förmlichkeiten in einer Viertelstunde mit französischer Artigkeit beseitigt und wir rollten 2 Stunden weiter in nächtlicher Dunkelheit, so daß ich weiter nichts von dem Wege zu sagen vermag. Hier in Antibes haben wir in dem kleinen befestigten Grenzstädtchen, das durch Napoleons Landung einen welthistorischen Namen bekommen hat, ein leidliches Wirthshaus gefunden.

Von Marseille aus wird dann unter dem 4. October in aller Kürze hinzugefügt, daß am folgenden Morgen von Antibes nach Cannes aufgebrochen wurde, von wo eine Bootsfahrt nach der Insel St. Marguérite, dem damaligen Aufenthalt gefangener Beduinen, dem ehemaligen der berühmten „Eisernen Maske," unternommen ward. Auf diese Weise, bemerkt R., waren wir eine Stunde in Africa. Um 11 Uhr gings von Cannes weiter über die einsamen Höhen des Esterel-Gebirges, auf denen R. besonders der Reichthum von seltenen Pflanzen, Korkeichen, Erdbeerbäumen, verschiedenen Eriken 2c. interessirte, nach Frejus. Durch eine wenig anziehende Gegend gelangte man mit Hinzunahme der Nacht über Vidauban am folgenden Morgen ½5 Uhr in Toulon an. Hier wurde das Arsenal und die Bagnos mit ihren 4000 Forçats, unter ihnen 1000 auf Lebenszeit, besucht. „Unter den Letzteren, schreibt R., sahen wir einen Knaben von 16 Jahren, der Vater und Brüder vergiftet haben sollte: er sah nicht frech, sondern traurig und beschämt aus, es gab Stimmen, die ihn für unschuldig hielten. Schrecklich, wenn sie Recht, entsetzlich, wenn sie Unrecht haben sollten." Auch die Werfte und sämmtliche Hafenanstalten wurden besichtigt und eine Bootsfahrt nach dem Hospital de St. Mandrière für kranke Mariniers gemacht. Man ging an Bord des Inflexible, des Souverain, des Kriegsdampfschiffes Asmodée von 450 Pferdekraft, und freute sich der prächtigen Aussicht des Hafens und der Rhede, auf welche soeben mehrere große Schiffe einliefen. — Von Toulon gings dann andern Tags bei schönem hellen Wetter, bei dem das sonntägliche Treiben in den Ortschaften am Wege doppelt anmuthend war, nach Marseille, wo das ungeheure Menschengewühl aus allen Nationen natürlich des Sonntages wegen noch bunter war als sonst. Am folgenden Tage verhinderte wieder der Regen jede größere Unternehmung; es wurde nur mit ausgespannten Regenschirmen auf den Quais am Hafen umhergeschlendert und als der Regen ein wenig nachließ, ein Boot bestiegen, um durch die gedrängten Reihen

der Schiffe aller Nationen auf die Rhede hinauszurudern. „Die Rhede, so berichtet R. über diese Ausfahrt, geschlossen durch die befestigten Inseln Nataman und Pomergue, ist selbst fast wie ein Hafen zu betrachten; der alte Hafen, aus dem man nur durch einen engen, von den Forts St. Juan und St. Nicolas vertheidigten Paß auf die Rhede gelangt, der neue Hafen, den man durch großartige Molenbauten neben dem alten herstellt, und der außer den 1200 Schiffen, die der letztere aufnimmt, noch andere 2000 zu fassen im Stande sein wird. Der Anblick auf die Stadt und ihre reich bewohnten, mit weißen Landhäusern übersäten Bergeinfassungen war uns leider verschleiert; nur das Fort Notre Dame de la Garde zeigte sich wahrhaft malerisch mit seiner alten Seewarte und dem modernen Telegraphen. Von Marseille gings nach Arles, zwar bei herrlichstem Wetter, aber ohne daß der einförmige Weg besonderes Interesse dargeboten hätte. In dem nach Arles führenden Kanal bestiegen die Reisenden ein kleines Schiff und ließen sich in denselben durch Pferde nach Arles ziehen. Das Dejeuner am Bord bezeichnet R. als die interressanteste Episode dieser Tour. Natürlich wurde in Arles sogleich das alte Amphitheater, und zwar noch bei Mondschein aufgesucht, „das R. nicht beschreibt, weil es anderweit besser beschrieben ist.“ Anderen Tages wurden die übrigen Alterthümer dieser einst so reichen römischen und mittelalterlichen Stadt besehen; die Reste eines römischen Theaters, die elisäischen Felder mit mehreren 100 ausgegrabenen Steinsärgen, und der merkwürdigen Kirche St. Honoré, das Museum, das Kloster, die Kirche St. Trophime, endlich das Königliche Gestüt.

Von Arles ging die Reise zuerst durch die einförmige aber wohlangebaute Thallandschaft der Rhone nach Beauvais, wo die Diligence verlassen, die schöne 675 Schr. lange Kettenbrücke über die Rhone überschritten und die Eisenbahn nach Nismes bestiegen wurde. Um ½ 5 Uhr dort angelangt und im Hotel de Luxembourg wohl aufgenommen, wanderten wir sogleich nach dem herrlichen Amphitheater, das, etwas kleiner aber besser erhalten als das in Arles, von seinen oberen Stufen einen umfassenden Blick über Stadt und Umgegend gewährte. Von dort ging es eilig nach dem sogenannten maison carrée, einem alten Tempel im reinsten korinthischen Styl, so wohlerhalten wie Rom selbst deren keinen hat. Weniger wohlerhalten ist der Tempel der Diana, neben den Bädern des Augustus, welche letzteren durch Ludwig XIV. und XV. wiederhergestellt, eine treffliche Ansicht von diesen Luxus-Anstalten der alten Römer gewährten. Nach Tische wanderten wir in der erleuchteten Stadt umher, die durch einen Jahrmarkt lebhafter als gewöhnlich zu sein schien. Am andern Morgen folgten wir einem Führer zuerst nach einem kürzlich entdeckten Bassin, welches in römischer Zeit die fernher von den Sevennen kommende Wasserleitung aufnahm und von wo aus Rohrleitungen die ganze, damals wenigstens vierfach größere Stadt mit Wasser versorgt wurde. Von dort ging's hinauf zum Tour magne, einem merkwürdigen, wie man glaubt vorrömischen Bauwerk, welches ursprünglich als Mausoleum, später als Festungswerk gedient und jetzt vorzüglich seiner schönen Aussicht wegen besucht wird. Leider war uns diese durch Regen und Nebelwolken größtentheils verschlossen. Wir wanderten daher bald zu den Bädern und von dort zum maison carrée, dessen Inneres und dessen Museum noch besehen werden mußte. Einige hübsche Marmorreste, Früchte von Ausgrabungen und einige hübsche moderne Gemälde, unter denen sich namentlich das bedeutende von Laroche,

Cromwell am Sarge Carls I. auszeichnet, waren mir interessant; um enthusiasmirt zu werden, mußte man Kunstkenner sein: mir war das Gebäude selbst in seiner reinen vollendeten Form bei weitem am wichtigsten und merkwürdigsten. Als meine Gefährten nach dem Frühstück an die Schreibtische eilten, machte ich einen Gang, den wichtigsten und interessantesten, den es für mich dort gab, nämlich zu dem Pastor Frossard, um von ihm zuverlässige Nachrichten über den Zustand der Protestanten von Nismes und der protestantischen Kirche in Süd-Frankreich überhaupt einzuziehen. Du mußt wissen, daß Nismes, das unter 45000 Einwohnern 15000 Protestanten hat, als das Centrum des geläuterten Glaubens in Süd-Frankreich anzusehen ist. Ich fand einen feinen hübschen Mann mit blitzenden Augen voll Freundlichkeit und Bildung, der mich in der Kürze durch seine Mittheilungen wahrhaft erbaute. Was er mir über die französische Kirche sagte, findet sich meist in einer Brochure, die er mir geschenkt, und die ich gestern und heute im Wagen mit vieler Theilnahme, ja oft mit innigster Rührung gelesen habe. Zugleich machte er mir höchst interessante Mittheilungen über eine Versammlung protestantischer Geistlicher aller Secten in London, der er beigewohnt, und die zum Zweck hat, festzustellen, worin alle protestantischen Religions-Parteien übereinstimmen, um dem Papstthum und seinen Bestrebungen kräftiger widerstehen zu können.*) Der Bericht über diese Versammlung, der aus unserem Vaterlande auch Tholuck und Sydow beigewohnt, wird veröffentlicht werden; ich kann hier nur anführen, daß mir das Mitgetheilte warme Thränen in die Augen lockte, daß es mich wahrhaft erbaute, weil ich danach anzunehmen berechtigt zu sein glaube, wie diese Zusammenkunft, an der sich 2000 Personen betheiligt, ein wesentliches Moment werden kann, um unseren zerfahrenen und zerrissenen kirchlichen Verhältnissen zur Ehre Gottes aufzuhelfen. —

Nach diesem kurzen, aber überaus reichhaltigen Gespräch eilte ich ins Hotel, und da das Wetter indeß schön geworden war, so riefen mich die Gefährten bald ab, um noch einen Besuch auf der Tour magne zu machen, von welcher wir diesmal nicht nur die freundliche Umgebung der Stadt im klarsten Lichte übersehen, sondern auch das Meer, die Vorberge der Alpen und Sevennen, ja der Pyrenäen erblickten. Hierauf führte uns ein Lohnkutscher in 2 Stunden nach dem berühmten Pont de Gard, einem mächtigen römischen Bauwerk, mittelst dessen die alte Wasserleitung für Nismes das Thal des Gard überschritt. Es ist so wohl erhalten, daß man daran denkt, die ganze Leitung wieder herzustellen. Es befriedigte uns höchlich. Nach einem in dem nahen Dorfe la Tour bestellten wenig befriedigenden Mahle brachte uns die Diligence in 2 Stunden nach Avignon, wo wir wieder auf einer langen, langen Brücke und auf einer schönen Kettenbrücke das linke Ufer der zweiarmigen Rhone gewannen. B. und ich strichen noch im Mondschein eine halbe Stunde in der finstern alten, sehr öden Stadt umher. Am andern Morgen warfen wir noch einen Blick auf das jetzt als Kaserne benutzte Chateau des Papes und bestiegen dann, die alte Stadt der exilirten Päpste hinter uns lassend, die Diligence, um nach Valence zu eilen. Der Weg dorthin folgt immer in einiger Entfernung dem linken Ufer der Rhone, deren Thal sich an Schönheit keineswegs mit unserm deutschen Rheinthal messen kann. Nur die nächsten Meilen von Avignon sind wohlangebaut mit Oliven, Feigen, Reben, hier und da Orangen, Granatäpfeln;

*) Hier handelt es sich offenbar um die Anfänge der evangelischen Alliance.

außer einigem Reis sieht man sonst gar keine Getreidefelder. Gegen Orange hin wird die Gegend noch öder, die Kahlheit, welche vorher für die niedrigen grauen Felshöhen der Thalwände charakteristisch, wird es auch für die Thalsohle, aus der alle Bäume verschwinden; nur dünne Rebengelände bekleiden den dürren steinigen Boden. Orange, das Stammhaus der nassauischen Fürsten, liegt ganz malerisch am Fuße kahler Felshöhen, die von alten Befestigungen gekrönt sind.

Am jenseitigen Ausgange des Städtchens bewunderten wir den berühmten römischen Triumphbogen, der sehr wohl erhalten ist; das dortige römische Theater zu sehen, dazu fehlte die Zeit. Jenseit Orange belebt sich das Thal wieder mit einigen Baumpflanzungen. Aber eine wesentliche Veränderung der Vegetation und damit auch des Charakters der Thallandschaft beginnt erst bei Mornas, einem Dorfe, über welchem die Trümmer des Raubschlosses des in ganz Süd-Frankreich übel berüchtigten Baron des Adrets auf kahler Felshöhe recht malerisch thronen. Jenseit desselben verschwinden die Obstbäume mehr und mehr, noch entschiedener aber die zärtliche Orange und der Granatbaum. Dafür sind die Felder weit und breit mit Maulbeerbäumen regelmäßig bepflanzt, zwischen ihnen Rebengelände, kleine Mais- und Getreidefelder, ja Kartoffel- und Buchweizen-Beete. Zwar ist es der Olive, ja der Orange hier im Freien noch nicht absolut zu kalt, aber das Klima gefährdet sie schon, so daß die Kultur des Maulbeerbaums 2c. sicherer erscheint. In Montélimant, auf dem halben Wege nach Valence gab man uns zu essen. Von einem diesem Orte eigenthümlichen Konfekt kaufte ich ein Schächtelchen für Euch. Die hübsche Stadt liegt sehr freundlich an einem Vorsprunge des Thalrandes zwischen frischgrünen, mit weißen Landhäusern übersäten Hügeln, in deren Schutz Feigen und Orangen noch im Freien fortkommen. Von dem übrigen Theil des Weges bis Valence wüßte ich wenig Bemerkenswerthes zu sagen. Thal und Thalränder behalten den oben geschilderten Charakter, dessen Einförmigkeit auf die Länge wahrhaft ermüdend ist. Den Drôme passirt die Straße auf einer breiten steinernen Brücke. Der Fluß ist ein Torrente, daher nur periodisch von Bedeutung. Valence, das wir erst um 2 Uhr erreichten und andern Morgens früh 4 Uhr wieder verließen, bot uns ein mäßiges Nachtlager. Weiter wüßte ich von dieser Stadt kaum etwas zu sagen, wenn nicht, daß ich, das Büreau für die Diligence nach Grenoble suchend, einen Blick in das Innere einer ächt französischen, d. h. über alle Beschreibung genial-liederlichen Wirthschaft gethan. Wir verließen Valence fast ohne Frühstück. Als es hell geworden, waren wir unweit Romans in einer reich und mannigfaltig angebauten Gegend. Beim Eingange in jene Stadt passirten wir die Isere, einen schnellen mächtigen Alpenfluß von der Breite der Spree (Friedrichsbrücke) auf einer soliden Bogenbrücke. Jenseit Romans, einer gewerbreichen Stadt von ca. 10000 Einwohnern, folgte unsere Straße dem linken Ufer der Isere, anfänglich im Thal, dann auf einer Thalleiste.

In Grenoble, wo wir verspätet ankamen, besuchten wir das Café des Mille Colonnes, um den Verkehr der französischen Offiziere zu beobachten. Die Herren hatten gute Nasen; sie rochen uns die Handwerksgenossenschaft bald an; man redete uns freundlich an und bewirthete uns mit Bier und Punsch. Wir schieden nach einer Stunde Plauderns höflich, selbst herzlich mit dem Wunsche: „à revoir, soit ce même au champ de bataille"! — Mein junger Gefährte war

selig. Andern Morgens um 8 Uhr verließen wir die hübsche, gastliche, überaus angenehm gelegene Stadt, um nach Chamberri zu gehen. Der Weg folgt bis jenseit Fort Barraux immer dem Thal der Isere, geht dann in einem Seitenthal derselben über les Manches unmerklich steigend hinüber in das Becken des lac du Bourget, so daß eigentlich gar kein wirklicher Paß überschritten wird. — Das Thal der Isere, dem wir 2 Tage folgten, gehört zu den fruchtbarsten Gegenden der Dauphinée, ist überaus gut angebaut und bietet mit seiner reichen Vegetation von Reben, Getreide, Mais, Maulbeerbäumen, Nußbäumen, Obstbäumen aller Art, seinen zahlreichen, wohlhabenden Ortschaften, seinen malerischen, bald kahl felsigen, bald beholzten Thalrändern, eine Folge von lieblichen Bildern dar, die, besonders von Voreppe an, beginnen einen alpinen Charakter anzunehmen. Grenoble schließt mit seinen ansehnlichen und pittoresken Festungswerken dieses Thal, in welchem sich die großen Straßen von Turin und Genf, über den kleinen St. Bernhard und den Mont-Cenis begegnen. Das Fort Barraux, so klein wie es ist, beherrscht die große Straße vollkommen (Chateau du Bayard — les abimes de St. André!) Wunderschöne, reiche, malerische Landschaft vor Chamberri, wo wir um 3 Uhr anlangten. Hier wurde übernachtet, um am andern Morgen über Aix und Annecy die Reise nach Genf fortzusetzen.

Dort war kurz vor R.s Ankunft am 7. October 1846 eine Revolte ausgebrochen, die das Unterste zu Oberst gekehrt hatte und in Folge deren alle Fremde abgereist waren. Auch der Prinz Wilhelm von Mecklenburg und Bennigsen hatten ihre Villen verlassen und waren nach Vevey geflüchtet, wohin der letztere die von Roon sehnlichst erwarteten Briefe aus der Heimat mitgenommen hatte. Um so größer war seine Freude, als er ihrer in Vevey habhaft wurde. „Ich habe mich“, so schreibt er an Bord eines Dampfboots auf dem Genfer See am 14. October, „in die Kajüte zurückgezogen, um Dir zuerst recht herzlich zu danken für die beiden lieben Briefe, die ich gestern in Vevey glücklich aus Bennigsens Händen erhalten habe. Wie warm weht mich daraus der Athem Deiner treuen Liebe an! Wie wohl das thut! die Augen wurden vor Freuden naß; man fühlt in Demuth, daß man so viele Liebe und des daraus erwachsenen Glückes nicht werth, daß es ein Gnadengeschenk des Höchsten ist, der uns auch auf diese Weise zu sich zu ziehen sucht.“ — Auch mitten in der Unruhe der Reise findet er Zeit, auf einige pädagogische Seufzer der Gattin einzugehen, die in ihren Briefen enthalten gewesen sein mögen. „Wenig Verbote, so räth er ihr, aber strenge Aufrechterhaltung der gegebenen, und jegliche Strenge in Liebe, in recht großer Liebe. Das Kind darf in der Strafe keine Spur von Rache oder beleidigter Autorität der Eltern erblicken, sondern lediglich die nothwendige Folge seines Ungehorsams, wobei ihm einzuschärfen, daß jeder Ungehorsam gegen die Eltern zugleich ein Ungehorsam gegen Gott ist, daß daher auch jede gerechte und liebreiche Züchtigung oder Strafe durch die Eltern nur als die Vollstreckung des göttlichen Willens zu betrachten ist. Ich weiß, wie schwer diese einfache Regel in der Ausführung ist; ich weiß, wie oft ich dagegen gefehlt und bitte Gott, er wolle mich und Dich stärken, daß wir sie keinen Augenblick aus dem Gesichte verlieren.“

In Vevey trafen R. und seine Gefährten außer dem Prinzen Wilhelm von Mecklenburg und seinem Gefolge noch die Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz,

die Kronprinzeß von Dänemark und den Prinzen Georg von Mecklenburg-Strelitz; dennoch wurde zu R.s großer Freude das Incognito nicht verrathen. „Was ist doch die Großherzogin für eine liebenswürdige Frau!“ schreibt er; „denke nur, sie hat uns völlig in Ruhe gelassen. Blos den Prinzen heimlich gesehen.“

Nach so vielem vorangegangenen Regen erwähnt er es mit besonderem Danke, daß ihn „auf der Fahrt über den Genfer See nicht nur der Montblanc, sondern die ganze Folge von Schneebergen, die sich östlich anreihen, überrascht haben — ein unbeschreiblicher Anblick. Noch schöner war derselbe aber, als ich heute Abend aus der Stadt heimkehrte und die ganze große Gesellschaft im Abendsonnenschein wie rosig übergossen erblickte. Es ist, als wollte mir die Schweiz zum Abschied (vielleicht zum Nimmerwiedersehen) noch zu guter letzt einen freundlichen Abschiedsgruß gönnen, so karg sie auch bisher gegen uns gewesen.“ Und immer wieder kommt er auf die Freude zurück, die ihm die lang entbehrten und nun endlich vorgefundenen Briefe bereitet haben. Allen werden die herzlichsten Grüße gesandt, „auch den Leuten.“ — Von Genf wurde nun im tiefsten Incognito und so heimlich, daß nicht einmal die nächsten Bekannten in Bonn davon erfahren durften, der früher bereits erwähnte Plan eines Abstechers nach Paris ausgeführt. Von der Reise dorthin berichtet der nächste Brief aus St. Etienne am 17. October:

„Da bin ich wieder tief, tief im gallischen Lande und zwar in einem seiner interessantesten Districte. Am 15. Morgens rollten wir zum Thore der armen Stadt Genf hinaus, die gewiß noch einer Reihe von politischen Stürmen entgegengeht. Die Straße führte uns zunächst nach St. Génis an den Fuß des Jura. Von da folgte sie, links sich wendend, dem letzteren bis zur Rhone-Pforte bei dem festen Schlosse l'Ecluse. Bis dahin genossen wir noch einmal das prächtige Schauspiel, das uns die entschleierte Alpenkette vom Montblanc bis zur Jungfrau und dem Finster-Aarhorn darbot, ein Schauspiel, das sich mit nichts vergleichen läßt, und das uns nun beim Scheiden aus der Schweiz noch ganz unerwarteter Weise zu Theil wurde, nachdem wir bisher mit dem widerwärtigen Wetter so vielfach unseren Kummer gehabt hatten. Ich konnte mich wohl eine Stunde lang daran ergötzen. Dann wandte sich der Weg, die Blicke fielen auf das tief eingeschnittene Felsenbett der Rhone, neben welchem die Straße sich mühsam über Felsterrassen dahin wand; nur der Montblanc ragte noch mit seinem weißen Haupte in die neue Landschaft hinein, die sich bald auf höchst pittoreske Weise durch die hoch aufstrebenden Zinnen des Fort de l'Ecluse schloß. Einen Schluß und zwar einen vollständigen giebt dasselbe auch der Straße, die man nur unter dem wirksamsten Feuer desselben passiren könnte. Bald darauf, nachdem wir dieses kleine Grenzbollwerk Frankreichs gegen die Schweiz passirt hatten, überschritten wir in steilen Windungen die folgenden Jura-Ketten oder doch ihre steil gegen den Rhone-Spalt abgebrochenen Enden, deren Fortsetzungen auf dem gegenüberliegenden linken Ufer des tief eingeschnittenen Rhone-Thales deutlich zu erkennen waren. Die Serpentinen desselben immer begleitend, kamen wir nach Bellegarde, das aufgehört hat, Festung zu sein. Der Douanen und des noch wichtigeren Mittagessens wegen kam ich nicht dazu, die Perte der Serine und die bekanntere der Rhone in der Nähe zu betrachten, ohne daß ich es aber lebhaft bedaure. Nach Tische, wie vorher, immer über steile Bergfüße auf

und ab. So wurde es Nacht; es kam der Schlaf mit einem sanften Regen zugleich und als uns der erstere beim Einfahren in das prächtige Lyon verließ, dauerte der letztere immer noch fort. Regen in Marseille, Regen in Lyon und Regen werden wir gewiß auch in Paris haben; die großen Städte Frankreichs sollen uns jedenfalls das Herz nicht bestechen. Lyon war förmlich verschleiert; man sah nicht 100 Schritt deutlich. Es that wohl, nach längerem Hin- und Herzerren in der großen Stadt endlich ein behagliches Unterkommen im Hotel de l'Univers zu finden, wo denn der Kaffee bald trefflich schmeckte. Gleich nachher spannte ich meinen Regenschirm auf und den Lohnbedienten vor, und trabte nach verschiedenen Bureaus, um die Weiterreise zu reguliren. Bei dieser Gelegenheit wurden schöne Pläne von Lyon und Paris eingekauft, und die Statue Ludwigs XIV. auf der Place Bellecour, sowie einige der merkwürdigeren Gebäude von Außen betrachtet.

Zuerst richteten wir unsere Schritte an den schönen Saône-Quais mit ihren 11 herrlichen Brücken vorüber nach dem Rathhaus oder Hôtel de Ville, von dem gerühmt wird, es sei das schönste in Europa nächst dem von Amsterdam; ich kann sagen, ich fand es sehr groß, wenn auch nicht sehr schön; man nannte Henri IV. als Erbauer. Das Museum, welches wir nachher durchstrichen, ist reich an Antiquitäten, die mehrentheils in und bei Lyon ausgegraben worden und in dem weitläufigen, stattlichen Gebäude höchst passend und wohlgeordnet aufgestellt sind. Unter denselben interessirten mich besonders mehrere große Mosaikfußböden, sodann eine seltene Sammlung antiker Schmucksachen (Halsbänder, Ringe, Ohrgehänge u. s. w.) sehr wohl erhaltene Glasgefäße; übrigens der gewöhnliche Apparat von Altären, Särgen, Urnen, thörnernen Krügen, irdenen Lampen u. s. w.; auch wurden ein Paar merkwürdige Bronze-Tafeln mit Inschriften vorgezeigt. Außer den Alterthümern auch viele moderne Kunstwerke des Meißels wie des Pinsels. Unter den ersteren fesselte mich ein Werk von „Kain und seine Familie", weniger vielleicht durch seinen Kunstwerth als durch den Gedanken, der dadurch ausgedrückt wurde; — aber um Dich nicht länger im Museum aufzuhalten, dessen Naturaliensammlungen wir gar nicht sahen, eile ich längs den schönen Rhone-Quais mit Dir zu dem prachtvollen Justiz-Palast, zeige Dir die wunderschöne Façade, von 24 korinthischen Säulen getragen und die inneren wahrhaft würdigen und großartigen Räume, die dem Zweck des Gebäudes so vollkommen entsprechen. Aber noch mehr würdest Du Dich an der Katedrale (St. Jean) erfreut haben, die ihrem Styl nach im Innern sehr lebhaft an den Cölner Dom erinnert, und reich an schönen, wenngleich modernen Glasmalereien ist. Ich war wahrhaft erbaut von der Wirkung, die das schöne Gotteshaus auf mich machte und dachte mit Rührung dessen, der so viel Schönes durch Menschenhand werden ließ. Um die gerühmte Aussicht von dem Thurm der Vorstadt Fourviers, um die Festungswerke zu sehen, dazu war uns doch das Wetter zu schlecht. Wir eilten daher nach Hause und streckten uns müde von den Anstrengungen des Tages wie der Nacht ein Stündchen aufs Bett, um gegen 5 Uhr Stärkung an der table d'hôte zu suchen, die vortrefflich war. Nach Tisch zerrte uns das Verlangen nach einer deutschen Zeitung nochmals weit durch die Stadt nach dem Café de la Perle. Ein trefflicher Fiacre brachte uns aber bald durch den immer noch strömenden Regen in unser Hotel, wo wir sofort ins Bett eilten.

Heut Morgen um 1/2 6 Uhr Reveille, um 1/2 7 Aufbruch nach der Eisenbahn; der Regen unaufhörlich. Eine schlechtere Bahn, elendere Wagen, langsamere Bewegung sind mir noch nicht vorgekommen, als auf diesem Schienenwege von Lyon nach St. Etienne, dem merkwürdigsten Fabrikorte Frankreichs. Von dieser Fahrt wäre viel zu erzählen. Die Bahn geht durch einen der ältesten Kohlen-Distrikte des Landes. Schmutz ist daher Alles, was man sieht, zumal bei solchem Wetter: die Straße, die Häuser, selbst die Bäume am Wege und die Menschengesichter, Alles mit schwarzem Staub und Schlamm bedeckt. Denke Dir dazu, daß der neblige Regenhimmel, in Folge der zahlreichen Schmieden, Fabriken, Schmelz- und Coacs-Oefen an der Bahn eine undurchsichtige gelblich graue Färbung hatte, daß wir mit dem höllischen Geräusch der Bahn mehrmals in 3000, ja 4500′ langen Tunnels in ewige Nacht zu versinken schienen, und Du begreifst, daß man die ganze Reise leicht für eine Fahrt in die Unterwelt halten konnte. Auch hier, wo wir nach 4 Stunden glücklich anlangten, sieht es nicht viel anders aus. Zwar ist St. Etienne eine große Stadt mit einigen schönen Straßen und Plätzen von 60000 Bewohnern, aber Nebel, Kohlendunst und Kohlenstaub haben Alles, selbst das verhältnißmäßig Reinste, die Gardinen, die Wäsche, die Gesichter mit einem schwärzlichen Anstrich überzogen. So ungefähr mag's, besonders wenn man den heutigen Regen und Nebel hinzurechnet, in London sein. Auch hier hielt uns das Wetter nicht ab. Schon vor Tische gingen wir in mehrere Waffen-Fabriken, denn in Feuergewehren und seidenen Bändern excellirt die hiesige Industrie. Nach Tisch wurden diese Excursionen fortgesetzt und mehrere Einkäufe und Bestellungen gemacht, bei welcher Gelegenheit auch ich der Versuchung nicht habe widerstehen können, mir ein schönes Doppelgewehr zu bestellen. Sodann haben wir auch die Königlichen Waffendepots und Fabriken besucht und mit Interesse die Anfertigungs-Stadien verfolgt, die das Eisen zu durchlaufen hat, bevor es die zweckmäßigste Form des complizirtesten Mordinstrumentes annimmt.

Noch einmal sollte die von so manchem Mißgeschick begleitete Reise eine unliebsame Unterbrechung erleiden, die sogar den Besuch von Paris wieder in Zweifel stellte. Schon in St. Etienne hatte R. wieder von strömendem Regen berichten müssen; am Abend des dortigen Aufenthalts kam zu dem bisherigen Regen noch ein Donnerwetter, als wenn die Erde untergehen sollte. Dennoch schliefen unsere Reisenden ruhig darüber ein, unbesorgt um die Folgen. Am andern Morgen begaben sie sich in einem Omnibus, „eingepökelt wie die Heringe", zum Bahnhof, um die Weiterreise nach Orleans anzutreten. Ueber diese berichtet R. von Coteau bei Roanne am 18. October: „Was für ein Bahnhof, welche Bahn! Armseligeres und Bedenklicheres giebt es in dem Genre kaum. Anfänglich reisten wir durch unsere eigene Schwere auf geneigter und viel gekrümmter Bahn; dann spannte man eine Locomotive, später Pferde vor; eine weitere Strecke ging's wieder durch die eigene Schwere, zuletzt gar nicht mehr. Wir waren nach kurzer Fahrt schon im Thal der Loire, einer weiten fruchtbaren, von sanften Hügeln eingefaßten Ebene angekommen und bemerkten noch ohne alle Besorgniß, daß dieselbe hier und da überschwemmt war. Doch bald kamen uns beunruhigende Gerüchte entgegen und es währte nicht lange, so überzeugten wir uns durch den Augenschein, wie sehr sie begründet waren. Wir sahen die Brücken bei Fleurs und Balbigny zerstört, überschwemmt; Abends vorher war bei der

ersteren eine Diligence umgeworfen und 5 Menschen dabei ertrunken; bei Balbigny sahen wir die jammernden Menschen, wie sie auf ihre bis auf die Dächer überschwemmten Häuser blickten, mit denen Viele Alles verloren hatten. Gleichgültig wälzte der wüthende Strom seine schmutzigen Wellen mit rasender Eile vorüber. Alle Nebengewässer waren gleichfalls angeschwollen. Bald meldete man, daß von einem derselben, dem Rhin, auch die Eisenbahn beschädigt sei, so daß wir nicht passieren könnten. Die Besorgniß, aus dieser Ursache die Diligence in Roanne nicht zu rechter Zeit erreichen zu können, wurde indeß bald beseitigt durch die andere noch betrübendere Nachricht, daß die Loire-Brücke bei jenem Orte gleichfalls zerstört, mithin auch für die Diligence keine Möglichkeit vorhanden sei, den Fluß zu passieren und die Reise fortzusetzen. Das gab lange Gesichter! Wir waren denn bald an der beschädigten Stelle der Bahn. Personen und Sachen verließen die elenden Waggons; die letzteren schaffte man auf kleinen Wagen über die Unterspülung, die ersteren folgten zu Fuß und setzten sich jenseits hungrig, frierend, ungeduldig der von Roanne her verheißenen Wagen harrend, auf ihre Koffer und blickten auf die strömenden Fluthen des kleinen Rhins zu ihren Füßen, während sie des großen und seiner lieben Anwohner gedachten. Endlich nach einer Stunde wurde Alles wieder eingeladen, und man eilte, so gut es die beiden vorgespannten Pferde vermochten, nach Roanne oder vielmehr nach Coteau, der diesseitigen Vorstadt, da keine Möglichkeit vorhanden, den Strom, der sie von der Stadt trennt, zu passiren. Unterwegs erfuhren wir schon durch den Conducteur, daß nicht nur ein großer Theil der schönen massiven Brücke, sondern auch viele Häuser der Stadt, man sprach von 40, zerstört seien, unter denen das Hotel de la Poste, ein großes massives Gebäude, völlig rasirt sei. Hier angekommen, eilten wir nach dem Schauplatz des Unglücks, nach der Brücke, die noch in einer Länge von fast 400 Schritten besteht, während sie nach der Stadt zu auf wenigstens 150 Schritte in den Fluthen verschwunden ist. Aber welche Fluthen! Nie habe ich einen Strom in so gewaltiger, erschreckender Fluth gesehen. Hochstämmige Pappeln, die er herbeiführte, zerschellten wie Thonpfeifen an den Brückenpfeilern. Da war freilich keine Möglichkeit der Passage. Die Diligence, die uns nach Orleans bringen soll, bleibt deßhalb hier, um den morgenden Tag und die Möglichkeit abzuwarten, das Wasser mit Booten zu passieren. Außer dieser sind noch zwei andere in ähnlicher Lage. Dabei besitzt diese Vorstadt nur ein einziges leidliches Gasthaus. Du kannst Dir vorstellen, daß wir nicht ohne Mühe etwas zu essen und nicht ohne große Schwierigkeiten Unterkommen gefunden haben. Nach vielem Schönthun von meiner Seite hat sich Madame endlich entschlossen, uns ein kleines Zimmer mit zwei Betten einzuräumen. B. und ich werden die Nacht in einem Bett zubringen, aber wir werden dennoch beneidet von den übrigen Reisenden, unter denen für Mehrere keine andere Zuflucht bleibt als der Wagen. — Die Rückkehr nach Lyon ist nicht ausführbar, da man nirgend Pferde finden würde. Das ist ein Unglückstag! — Und doch schließt der Bericht über denselben mit den Worten: „Danken wir Gott, daß wir hier geborgen sitzen und von dem Unheil rings umher doch nur sehr oberflächlich mitbetroffen werden. Ja, Gott ist überaus gnädig gegen mich. Ihm vertrauen sei unsere Weisheit!“

Am zweitfolgenden Tage, wo die Reisenden nach den ursprünglichen Dispositionen schon in Paris sein sollten, „umgeben von allen Verfeinerungen des

Luxus", finden wir sie etwa auf dem halben Weg von Lyon nach Orleans, in einem kleinen schmutzigen Wirthshause des ebenso kleinen und schmutzigen Städtchens St. Pierre de Montiers und dazu mit der Aussicht, unbestimmte Zeit dort verweilen zu müssen. Das Wasser war bei Roanne bedeutend gefallen und sie hatten in Nachen den Uebergang über die Loire bewerkstelligen können. „Drüben in Roanne," schreibt Roon, „welcher Anblick. Mehr als 80 Häuser mehr oder weniger vom Wasser zerstört, das Pflaster aufgewühlt, tiefe Löcher in den Straßen, dazu wimmelte es von geschäftigen, schreienden, weinenden, flüchtenden Menschen, die unter Jammern die Reste ihrer Habe aus den Trümmern hervorsuchten. Mit Mühe gelangten wir im oberen Theile der Stadt in's Trockene und endlich waren wir nach langem Warten auf unsere Bagage so glücklich, die arme Stadt mit ihrem Jammer hinter uns zu lassen. Wie man alles Ungemach leicht vergißt, wenn nur der gegenwärtige Augenblick erfreulich ist, so ließen wir uns theils von der lebhaften, geschwätzigen Reisegesellschaft, theils von der lachenden angenehmen Landschaft, die wir durchreisten, bald heiter stimmen. Unter Scherzreden und Lachen verging der Nachmittag, vergnügt wurde in la Palisse ein Diner eingenommen, was manchem Hotel einer großen Stadt keine Schande gemacht haben würde; unter Späßen schlief man ein. In Moulins trafen uns indeß bereits beunruhigende Gerüchte über den Zustand der Loire-Brücke bei Nevers, wo die Straße jenen Fluß zum zweiten Male überschreitet. Es wäre besser gewesen, man hätte uns dort bereits angehalten, aber man ließ uns eine Station weitergehen, um uns hier in St. Pierre zu erklären, daß es unmöglich sei, das zwei Stunden entfernte Nevers zu erreichen, weshalb wir hier verweilen müßten, bis Nachricht über das Fallen des Wassers eingelaufen. Es war 5 Uhr Morgens. Unter unendlichem echt französischen Schwatzen und Hinundherreden schaffte man uns endlich vor eine schmutzige Kneipe. Ich zog es vor, mit meinen beiden Gefährten zunächst im Wagen zu bleiben, um noch ein Stündchen zu schlafen. Es wurde indeß nicht viel für mich daraus, denn das unruhige Wesen dieser Franzosen störte uns vielfach, so daß wir, B. und ich, bald ausstiegen, um Kaffee zu trinken, uns zu waschen und Tag zu machen, während unser Prinz noch bis zu diesem Augenblick (10 Uhr Morgens) der Ruhe genießt."

Schon dachte R. daran, die Reise nach Paris ganz aufzugeben und über Dijon nach Straßburg und von da den Rhein hinab heimzureisen, als sich doch, früher als man nach der Lage der Dinge erwarten durfte, der Uebergang über die Loire bewerkstelligen ließ, so daß die Reisenden nach manchen Kreuz- und Querzügen am 23. October Abends in Paris anlangten. Sie hatten also zu einem Wege, den man heute in wenigen Stunden zurücklegt, noch drei volle Tage gebraucht. Der Weg, den R. ebenfalls nur ganz skizzirt andeutet, ging von Nevers, das nur mit einem großen Umwege erreicht werden konnte, über Clamecy nach Auxerre, durch die Landschaften Nivernois und Bourbonnais, den Garten von Frankreich; Villeneuve la Guiarde, Fontainebleau, Ponthierry, Petit-Bourg, Villejuif sind die in den Reiseerinnerungen verzeichneten Stationen. Weder der Prinz noch sein Begleiter werden geahnt haben, daß gerade diese Gegenden und Orte 24 Jahre später bei den Ereignissen des Krieges, an denen beiden ein so großer Antheil vorbehalten war, eine hervorragende Rolle spielen sollten. Mit einem Briefe aus

Paris vom 25. October schließen die uns vorliegenden Reiseerinnerungen, und auch dieser besteht fast nur aus Stichwörtern, die als Anhaltspunkte für weitere mündliche Ausführung dienen sollten. Roon erwähnt nur, daß sein erster Gang, nachdem nicht ohne Mühe und vieles Suchen im Hôtel de Kent rue Rivoli ein anständiges Unterkommen gefunden war, nur halbgewaschen zu Cler, damaligem Militairbevollmächtigten in Paris, gewesen sei, den er glücklicher Weise zu Hause traf, und bei dem wieder ersehnte Briefe aus der Heimat in Empfang genommen wurden. Unter dessen Führung wurden die wichtigsten Sehenswürdigkeiten der französischen Hauptstadt und ihrer Umgebung besucht und besichtigt. Wenn R. in diesem letzten Briefe, trotz der Eile, mit der der verkürzte Aufenthalt in Paris ausgenutzt werden mußte, noch Zeit findet, allerhand kleine häusliche Angelegenheiten zu besprechen, wenn er die Fragen der umsichtigen Hausfrau über einen „Reis-Auflauf" und „Soupe Julienne", nach der sie sich erkundigt hat, beantwortet, wenn „er den Speckstein", welchen er ihr mitbringen soll, nicht zu vergessen hofft — so tritt uns gerade darin ein so charakteristischer Zug seines Wesens entgegen, daß wir auch dies nicht mit Stillschweigen meinten übergehen zu sollen. Umgeben von allen Herrlichkeiten und Sehenswürdigkeiten der Welthauptstadt zählt er doch die Tage und Stunden, bis er wieder an der Seite seines „braven Weibes" daheim und in der Mitte seiner „lieben kleinen Brut" sein wird.

Mögen daher die vorstehenden Aufzeichnungen und seine Briefe auch des außerordentlichen Beiwerks entbehren, das man sonst in Reiseerinnerungen und Memoiren zu finden pflegt, so dürfte doch gerade die schlichte Einfachheit und ungeschminkte Wahrhaftigkeit, die sie auszeichnet, und die sich in jeder Zeile ausspricht, ihren Werth erhöhen. — Hoffentlich sind wir in den Stand gesetzt, diesen Reiseerinnerungen auch noch andere Briefe des verstorbenen Feldmarschalls folgen zu lassen, die durch ihren Inhalt oder durch die Zeit, der sie angehören, in noch höherem Maße ein allgemeines Interesse beanspruchen können.

Pasquarella.

Novelle

von

John Paulsen.

(Schluß.)

Die Mainacht war dunkel, warm und sternenreich, so wie sie der Süden nur kennt, sehnsuchterweckend, reizend, gleichsam geschaffen zu einem Liebesabenteuer. Die Luft bewegte sich liebkosend leise wie eine warme Frauenhand über seine Stirn; die Sterne funkelten durch die Dunkelheit des Laubes und die Atmosphäre war schwer von diesem süßgewürzten, athemberauschenden Wohlgeruch, welcher von den tausenden Blumen im Garten und den blühenden Fruchtbäumen, Orangen und Citronen ausströmte. Die Cicaden summten einförmig drinnen in der Mauer; in der Ferne erklangen die schwärmerischen Töne einer Mandoline und von einer Barke am Strande klang eine Serenade in die Frühlingsnacht hinaus

und erreichte schmelzend das Ohr der Beiden im Lusthause. Er hörte deutlich den Refrain des Gesanges mit zärtlichem, bebendem Klange in der Stimme: „Felice me! O, dolce notte! La stella è per me l'amore!"

Der Refrain fand Echo in seiner schwellenden Brust: Ja, die Liebe war der Stern der Nacht . . .

„Nicht wahr, Du träumtest von mir?" flüsterte er, indem er die gefährliche Stille unterbrach.

„Ja, Enrico!"

„War ich in Deinem Traum böse gegen Dich — wie heute, als ich Dich an Peppa zurückwies. Denn als ich Dich damals anblickte, fandest Du mich gewiß abscheulich."

„Du abscheulich, mio caro, Du abscheulich? Niemals hast Du einen bösen Gedanken gehegt, das kann ich in Deinem lichten Antlitz lesen. Nein, Du warst gut gegen Pasquarella in meinen Träumen wie immer. — Verlassen stand ich an der Fontaine und weinte; ich hatte den Krug zerbrochen, in dem ich Wasser holen sollte und fürchtete nun Peppa's Zorn. Ich sammelte die Scherben zusammen, vielleicht könntest Du sie zusammenleimen. Da stand Peppa vor mir mit geballter Faust; doch Du jagtest sie fort, trocknetest meine Augen, warfst die Scherben weg, nahmst mich bei der Hand und sagtest so liebevoll, daß ich es niemals vergessen werde: „Willst Du jetzt —"?

„Warum hältst Du inne? Willst Du jetzt —"?

„Jetzt ein flinkes Mädchen sein, Pasquarella, dann sollst Du von hier reisen, weit fort von allen den bösen Menschen, die Dich plagen und Deiner spotten. Du sollst mir nach dem Norden folgen, nach meinem Norwegia, meinem Heim, und Peppa soll Dich nimmermehr schlagen; denn ich will Dich beschützen und Dich behüten gleich einem Vater und einer Mutter, Schwester, Bruder, Freund —".

Er barg sein Gesicht, wie sie vorhin das ihrige. Welcher Gedankenstrom! Sie mit sich nehmen? Ihr Alles sein? Seltsamer Traum! Und diese rührende, vertrauensvolle Unschuld, mit der sie denselben erzählte!

„Was antwortetest Du dann, Pasquarella?" flüsterte er unsicher. „Folgtest Du mir — —?"

Sie legte leise ihren Kopf an seine Brust und begann still zu weinen. Das war ihre Antwort. Er umschlang ihre Taille.

Wieder trat jenes Schweigen ein, in welchem versuchende Gedanken ihr Spiel treiben. Seine Stirn glühte, er vermochte kaum zu athmen. Plötzlich, nach einem schweren Seelenkampfe, stieß er sie von sich und machte sich frei. Eine heldenmüthige Anstrengung — er hatte über die Versuchung gesiegt.

„Davon werden wir morgen mehr sprechen . . . Aber nun mußt Du von hier gehen, Pasquarella . . . es ist so spät . . . und ich bin nicht von Marmor . . . Ja geh', geh' sofort . . . oder ich stehe für mich selber nicht ein . . ."

Sie weinte laut und herzerschütternd.

„Wohin soll ich gehen? Ich habe ja kein Heim! — Nein, laß mich hier bei Dir bleiben, Enrico!" rief sie plötzlich und schlang beide Arme leidenschaftlich um seinen Hals, so daß er wiederum gegen seinen Willen auf die Bank niedersank.

„Oder willst Du mich verstoßen, Du, mein einziger Freund?“

Er suchte vergebens sich von dieser heißen Umarmung loszureißen. Sein schwacher Widerstand war gebrochen, geschmolzen wie Schnee vor der Sonne. Wie war sie doch so verzweifelnd jung und schön und wie war nicht die dunkle, blumenüppige Mainacht bethörend und liebesschwanger: Die Phantasie des Künstlers war eben so sehr gefesselt wie das warmblütige Herz des Mannes. Das Schönheitsbild von Pompeji, das hochbewunderte, das unerreichte, das der Pinsel des Malers nicht festzuhalten vermochte, hatte jetzt seinetwegen Fleisch und Blut angenommen und schlang in diesem Augenblick bethörend seine weichen Sirenenarme um ihn. Wie vermochte er wohl länger dagegen anzukämpfen?!

Er küßte sie wieder und wieder, drückte seine Wange gegen die ihre und begrub seine Stirn in ihr wallendes Haar.

„Arme Pasquarella! ... Nein, ich will Dich nicht verlassen ... Geliebte, meine Geliebte ... Ewig wollen wir beisammen bleiben!“

Und der Lenzwind sauste durch die Heliotropen- und Orangenzweige gleich einem seltsamen Zaubergesange, die Töne der Serenade, die vom Golf zu ihnen herüberklangen, priesen jetzt sein eigenes Liebesglück und verliehen demselben schmelzende Worte, während die Heliotropen ihr blühendes Netz um sie schlugen und ihr stummes Fest mit duftenden Strömen gleichsam in Weihrauchwolken hüllten.

Am nächsten Morgen rieb er seine Augen, als er in seinem wohlgeordneten, prosaischen Hotelzimmer erwachte. Er hatte große Lust, gleichsam wie Jeppe in Holbergs Comödie sich in den Arm zu kneifen, um zu fühlen, ob er Henrik Vik sei oder nicht, ob die wunderbare Begebenheit der Nacht ein Traum oder Wirklichkeit gewesen? Erröthend erinnerte er sich derselben bis in die geringsten Details, kleidete sich an und sprang ins Lusthaus hinab. Hier lag das rothe seidene Band, das er ihr geschenkt hatte, auf der Bank. Es war also kein Traum! Er nahm das Band an sich, küßte es und barg es in der Westentasche.

Die Sage erzählt, daß es hier an Sorrentos Felsenküsten war, wo die Sirenen Ulysses verlockten; aber in der That, dachte unser Maler, man braucht gerade kein Held der Sage zu sein, um verlockenden Frauen auf seinem Wege zu begegnen!

„Naturkind, Sirene, Schönheitsbild von Pomeji, auferstanden von den Todten, um mich mit den üppigsten Formen und Farben des Lebens zu versuchen, entweder verursachst Du meinen oder Deinen Untergang! Es war eine unselige Stunde, als wir uns begegneten! Ich hätte niemals Italien besuchen, sondern daheim in meinem sittlichen Norwegen bleiben und als Mitglied des „Mäßigkeitsvereins der Seligkeit“ ruhig bei meiner Verlobten hinter dem Gitter des Pfarrhofs sitzen und ihr beim Einmachen der Früchte helfen sollen, und hätte als höchste Belohnung einen Kuß in einem — Pfänderspiel erhalten. Aber dieses Flammenspiel hier —“ Er schüttelte verwirrt den Kopf. „Aber war es im Grunde meine Schuld — —?“

Während des ganzen Tages saß er am Strande in einem wahrhaften Fieberzustande, mit dem unberührten Malerkasten neben sich. Er versuchte, die Skizze von Ischia zu vollenden; allein vergebens! Aergerlich warf er sowohl Pinsel als Palette fort. Wo mochte Pasquarella wohl heute sein? Nie hatte er sich so nach ihr gesehnt wie jetzt!

Der Abend kam. Noch hatte er keinen Schimmer von der sehnsüchtig Erwarteten gesehen. Er ging nicht zu Bett, sondern saß wieder auf der Veranda, wo er lange lauschend harrte. Nein, kein Laut leiser Schritte, kein Schluchzen wie gestern vernahm er! Wieder athmete er in langen Zügen den Orangenduft vom Garten ein, blickte auf den rauchenden Vesuv und von dort mit einem schwärmerischen Blick zu den Frühlingssternen empor. Wie sie flimmerten in ihrem bläulichen Silberlicht! Das Sternbild des großen Bären flammte über seinem Haupte, das bekannte Erinnerung erweckende Sternbild der Heimat. Es leuchtete vielleicht heute Abend über einen gewissen Pfarrhof daheim, am Fuße des schneebedeckten Folgefonds? Signe? . . .

Er suchte den Gedanken gleichsam als einen unliebsamen Friedenstörer zu verscheuchen und schritt mit heftigen Schritten auf und ab. Jedes Geräusch der Bäume im Garten, jedes Sausen des Windes in den Wimpeln veranlaßte ihn still zu stehen und machte ihn zittern. Sein Blut rollte wie siedende Lava. War sie krank; denn weshalb kam sie nicht? Würde sie nie mehr zurückkehren und sein heißes Blut stillen? Sollte das Paradies seiner Liebe verschlossen sein, gerade jetzt, wo seine Lippen die verbotene Frucht berührt und Geschmack an der verführenden Süße gewonnen hatten?

Er ging in sein Zimmer, ließ aber gegen seine Gewohnheit die Thür der Veranda offen stehen; in das Fenster setzte er ein Licht, das er die ganze Nacht brennen ließ, selbst auf die Gefahr hin, die Gardinen in Brand zu stecken. Vielleicht gewahrte die Irrfahrende die Leuchte und suchte den Hafen: — die Thür der Veranda war ja nicht geschlossen.

Am folgenden Morgen, nach einer unruhigen Nacht, fand er das Licht in den Leuchter hinabgebrannt, die Verandathür offen, wie er sie verlassen hatte, doch trotz seines Suchens auf der Treppe und auf dem Fußboden fand er keine Spur, welche verrieth, daß Pasquarella während der Nacht dort gewesen war. Wo hatte sie sich doch verborgen gehalten?

Er ging hinab, um sein Frühstück einzunehmen. Bei seinem Couvert lag ein kleiner Brief: er war aus Norwegen. Er betrachtete die feine, zierliche Handschrift und erbebte wie vor seinem eigenen bösen Gewissen. Er wog den Brief mehrmals in der Hand, bevor er den Muth faßte, denselben zu öffnen und zu lesen. Ja, der Brief war von Signe; es war der erste, den er hier in Sorrento empfing, und derselbe war in seiner hinreißenden Naivität und Zärtlichkeit ein kleines erotisches Gedicht, ein erfrischender stärkender Hauch von Hardanger und dem Folgefond, einen reinen Duft vom Gebirge, von frisch gemähtem Heu und von Maienblümchen und Kleber mit sich führend . . .

Nein, er wollte heute nicht an den Strand gehen und Pasquarella aufsuchen, dieses Verhältniß mußte nunmehr ein Ende haben.

Die Knospe mußte gewaltsam gesprengt werden, bevor sie eine wohl süße und farbenreiche, aber giftige Blüthe ansetzte! O, Signe sollte nur wissen . . . Sie, die Reine, die Verschämte, die Fromme! — Aber die arme Pasquarella, was würde sie wohl von ihm glauben, wenn er sie niemals mehr anblickte, nach einer Nacht wie jene . . . Das wäre ja die schwärzeste Undankbarkeit! Sie würde verzweifeln und glauben, daß er jetzt, da er das Ziel seiner Wünsche erreicht hatte,

sie verachtete. Sie verachten, die ihn so unendlich glücklich gemacht hatte ... Unvergeßliche, theure Pasquarella!

Trotz aller guten Vorsätze stand er wieder suchend am Strande. In dem fünfundzwanzigsten Lebensjahre haben das Herz und die Sinne noch Erlaubniß, der Vernunft gegenüber die Herrscherrolle zu spielen, die man gleich einem naseweisen tyrannischen Schulmeister betrachtet, der sich in Sachen mischt, die er nicht versteht. In diesem stürmischen, nach Glück jagenden dummdreisten Alter ruft der Naturtrieb gleich Falk in Ibsens Comödie der Liebe:

„Ueber Bord mit dem Ballast der Vernunft!
Vielleicht ich segle mein Boot auf den Grund,
Aber dann war es doch herrlich zu fahren."

Es war keine Pasquarella zu erblicken. War sie denn rein verschwunden von der Oberfläche der Erde? Oder war sie eine wirkliche Sirene, die ihre Zaubergrotte im Felsen verlassen, und, von einer Caprice getrieben, sich ihm offenbart hatte gleich einer neuen Loreley und in seinem Blut die Fackel der Leidenschaft entzündet, um ihn sofort grausam zu verlassen, der jetzt eine ewige Entbehrung tragen und wie Loreley's Geliebter in dem Strom untergehen sollte?

Er nahm aus der Westentasche das rothe Band hervor; es verjagte seine Phantasien und versetzte ihn in die handgreiflichste Wirklichkeit. Später faßte er Muth und umschlich spähend Peppa's Hütte. Diese lag ruhig im Sonnenschein, als ob sie unbewohnt sei. Er sah keinen Rauch vom Schornstein aufsteigen, hörte kein Geräusch aus der Stube! Eben so wenig saß ein pompejanisches Schönheitsbild am Fenster, und von dem alten Drachen, der den Schatz bewachte, sah er keine Spur. Nur ein Hahn, dessen stolze Haltung und feuerrother Kamm an die heftige Besitzerin erinnerte, spazierte majestätisch außerhalb der Thür umher, und eine große Eidechse sonnte sich an der Hauswand. Er rüttelte an der Thür: sie war verschlossen! Er war nahe daran zu verzweifeln, als er eine neue Idee bekam.

Er wanderte in die Berge nach Fontanella, einem Dorfe auf der Bergeshöhe. Vielleicht würde er sie dort finden. Eine volle Stunde hatte er bereits den Berg bestiegen, als er, ermüdet von seiner unnützen Jagd, schweißtriefend und überangestrengt, sich in den Schatten eines Olivenbaumes setzte. Er nahm die Mütze ab und legte sie ins Gras neben sich, trocknete seine feuchte Stirn und da er nichts zu thun hatte, nahm er wieder Signe's Brief hervor und las denselben aufs Neue. Gleich einem Amulet gegen die Gefahr sollte derselbe ihm dienen. Ja, er sollte ihn aus diesem Liebeswahnsinn erretten, welcher ihn ergriffen hatte; das Durchlesen dieser von Milde und Reinheit zeugenden Zeilen sollte ihm ein Bad sein, worin er seine unkeuschen Gedanken versenkte, um aus demselben kindlich rein hervorzugehen; der Brief sollte gleich einem beruhigenden, segnenden „Vater Unser" wirken gegen seine wilde Unruhe, gleich einem stillen, frommen Zeichen des Kreuzes über sein heiß verlangendes Blut.

Er las ihn wieder und wieder, eifrig wie ein Mönch sein Pater noster liest.

Er hielt den Brief noch in der Hand, als es im Laube über seinem Haupte raschelte; ein kleiner Zweig zerbrach und Pasquarella, gleichsam aus der Erde emporgetaucht, oder aus den Wolken herabgefallen — es war schwer zu bestimmen, woher sie kam — stand vor ihm, und durch ihr unerwartetes Auftreten trieb sie eine kleine Eidechse in die Flucht.

Er ließ den Brief fallen. Vergessen war sowohl das „Vater Unser“ als auch das Zeichen des Kreuzes. Er sprang mit einem Schrei empor, um sie in seine Arme zu drücken, indem er mit zitternder Hand ihr Haar und ihre Wange streichelte. Sie barg während einer Minute ihr glühendes Gesicht verschämt an seiner Schulter, dann machte sie sich sanft von ihm los und hob den Brief von der Erde auf.

„Was ist das?“ fragte sie mißtrauisch und mit einer heimlichen Angst in jedem ihrer Züge. „Ich habe oben im Baume über Deinem Kopfe gesessen und Dich genau betrachtet, während Du diesen Brief lasest, und da entdeckte ich, daß Du beim Lesen oft roth und bleich wurdest. Wie vermag dieser Lappen Papier Dich so zu beunruhigen? Was steht in demselben? Von wem ist er?“

Er war verwirrt, denn er war fortwährend ihren dunklen forschenden Blicken ausgesetzt, die ihn immer mehr verwirrten. Sie seufzte, als ob sie etwas Trauriges ahne. Er sah empor und wurde durch die sichtbare Veränderung ihres Aussehens schmerzlich berührt. Während dieser schicksalsschweren zwei Tage war sie bleicher, fast mager im Gesicht geworden; ihre Augen hatten einen Ausdruck gleich denen eines gejagten Rehes; und dann diese abgetragene, ausgewachsene Kindertracht zu diesem herrlich entwickelten, jungfräulichen Körper! Alles dieses berührte die zartesten Seiten seines Herzens. Bewegt ergriff er ihre Hand.

„Sage mir erst, wo Du während dieser Tage, an denen ich Dich nicht gesehen habe, gewesen bist? O, Du hast gehungert, Pasquarella!“

„Nein! Gehungert habe ich nicht, wenn auch die Kost etwas schmal war. Der Brunnen besitzt Wasser, in den Gärten sind Früchte, und etwas Brod habe ich auch gekostet. Es ist leicht, einen Soldo zu bekommen, wenn man nur die Hand zum Betteln ausstrecken will. Am schlimmsten war es mit dem Nachtlager!“

„Warum kamst Du nicht gestern Abend zu mir?“ flüsterte er zärtlich, indem er ihr halb begehrend ins Auge blickte.

„Weil ich nicht hinein konnte. Als ich im Dunklen, nachdem Alles im Hotel ruhig geworden war, über die Gartenmauer zu Dir klettern wollte, stand der Wirth innerhalb derselben auf der Lauer und schlug mit der Hundepeitsche nach mir. O, wie das weh that! Er traf mich über die linke Wade; ich konnte den Fuß nicht schnell genug zurückziehen. Er ist wüthend auf mich; er glaubt wohl, daß ich ihm Früchte, wie in früheren Tagen, stehlen will. Während des Tages darf ich mich nicht mehr in Sorrento zeigen; denn Pater Guiseppe hat Peppa gefragt, wo ich geblieben sei, und jetzt schleicht er dort unten umher, um mich zu fangen und mich „zurechtzusetzen“, wie er es nennt. Und dann sperren sie mich gewiß in ein Kloster ein. Aber das will ich nicht, ich will frei, frei sein!“

„Arme Pasquarella!“

Er umfaßte ihren Kopf mit beiden Händen und küßte zärtlich ihre Stirn. Sie waren ungestört in dieser einsamen Berggegend. Ein Vogel auf dem Olivenzweig war der einzige Zeuge ihrer Begegnung; allein derselbe konnte eben so wenig wie die kleine Eidechse, welche unter dem Stein hervorkroch, aus der Schule plaudern, weder an Pater Guiseppe noch an Andere es erzählen.

„Wo schliefst Du heute Nacht, Pasquarella?“

„Hinter der Kirchentreppe in St. Agnello. Es ist ein guter Platz, aber dort ist es so kalt, huh, huh! Beim Grauen des Tages stand ich auf und ging in die

Berge. Als die Sonne hervorbrach, saß ich auf einer hohen Felsenspitze und weinte — und dann dachte ich an Dich . . ."

„Liebe Pasquarella!"

„Hier an dieser Felsenspalte, die Du siehst und die wie ein Kreuz geformt ist, hier kannst Du mich immer finden. Aber Du darfst keiner menschlichen Seele verrathen, wo ich mich aufhalte. Versprich mir das! Sonst fängt mich Pater Guiseppe, und der ist sehr schlimm!"

Er versprach dies feierlich.

Sie begann murmelnd Signe's Brief zu studiren, den sie noch in der Hand hielt; verdrießlich warf sie ihm plötzlich denselben zu.

„Ich kann weder lesen noch schreiben; ich bin sehr dumm. Aber ich sehe dennoch, daß der Brief von einer Signorina ist und von keinem Mann, denn die Buchstaben sind so klein und fein."

Er wußte nicht, was er antworten sollte; verbarg aber sorgfältig den Brief.

Sie beugte sich zu ihm hinab, legte die Hand auf seine Schulter und blickte ihm scharf und ernst in's Auge.

„Bist Du verheirathet, Enrico?"

„Nein, Pasquarella!"

„Madonna sei gelobt!" Sie athmete leicht und faltete die Hände. „O, das fürchtete ich gar sehr!"

„Aber Du bist so rastlos heute, liebe Pasquarella", sagte er und suchte dadurch dem gefährlichen Gegenstand der Unterredung zu entgehen. „Komm her, setz' Dich ruhig an meine Seite. Ich habe Dich so viel zu befragen, so viel Dir in's Ohr zu flüstern. Erinnerst Du Dich des Heliotropen-Lusthauses? O, wie waren wir doch glücklich!"

„Ist der Brief von Deiner Schwester?" fragte sie, ohne seine Aufforderung zu beachten.

„Ja—a!"

Er ließ den Kopf sinken, um seine Schamröthe zu verbergen. Er hatte ja jetzt seine geliebte Signe verleugnet. Allein Pasquarella nickte mit dem Kopfe, als ob sie jetzt befriedigt wäre.

„Ist sie schön, wie Du, mio caro? Hat sie Dein blondes Haar, Enrico?"

Sie legte ihre Hand schmachtend um seinen Hals.

„Ja Pasquarella, sie sieht mir ähnlich."

„O, wie würde ich sie lieben, wenn ich sie kennen würde!"

Pasquarellas scharfes Auge hatte bereits seit einigen Minuten einen Wanderer auf dem Wege, der zu ihrer Zufluchtsstätte führte, bemerkt.

„Wir müssen uns trennen", sagte sie schnell. „Dort kommt Jemand von Sorrento herauf, und Niemand darf mich sehen."

„Kommst Du heute Nacht auf die Veranda?" flüsterte er und blickte ihr in's Auge, gleichsam eine stumme Bitte an sie richtend.

„Nein. Ich will nicht wieder mit der Hundepeitsche geschlagen sein."

„Aber Theuerste, wo soll ich Dich denn heute Nacht treffen?"

„In der Grotte am Strande! In der großen, dicht bei der Stelle, wo ich Dich zum ersten Male sah. A revederla!"

Es rauschte im Gebüsch; sie verschwand wie der Vogel in sein Nest. Der Wanderer, ein junger Bauer, ging in demselben Augenblick vorüber und rief unserem Maler einen freundlichen „Bon giorno“ zu.

Um zehn Uhr des Abends schlich er durch die Allee; er wollte leise die Gartenpforte öffnen, aber sie war verschlossen. Er sprang nicht ohne große Schwierigkeiten über die gezackte Mauer, eilte an den Strand und erreichte die Grotte, die sie ihm bezeichnet hatte. Es war die geräumigste und dunkelste von allen. Die Natur hatte hier in einer ihrer Launen eine weite phantastische Berghöhle, mit einer Säule in der Mitte, gebildet, und die gewölbte Decke war daher ein passender Ort für kleine märchenhafte Kobolde. Der Boden desselben war von feinem, weichen Sand; der ziemlich enge Eingang war von einem lebenden Blumen- und Pflanzenteppich, wilden hängenden Rosen, grünem Epheu, der sein Netz von Wand zu Wand schwang, und von einigen langen, feinem Seegras ähnlichen Pflanzen, die bei dem geringsten Windhauch in Bewegung gesetzt wurden, verdeckt.

Er zündete ein Streichholz an, um sich zurechtzufinden. Im dunklen Hintergrund der Grotte saß eine lichte Mädchengestalt, stumm und unbeweglich, gleich einem Götterbilde: es war Pasquarella.

„Du bist mir zuvorgekommen! Aber Du frierst, Pasquarella; Deine Hand ist kalt!“

„Nicht bei Dir, Enrico!“

Sie umschlang seinen Hals mit ihren Armen.

„Lösche aber das Streichholz aus! Das Licht könnte uns den Schiffern draußen verrathen.“

Er blickte über das Meer hinaus und entdeckte einige Boote, in denen man bei Fackelschein fischte. Von jedem Kiel ging eine rothe, zitternde Flammensäule über das schwarze, schwach gekräuselte Wasser aus. Wenn die Fischer sich über den Reling beugten, trat das Profil scharf in der Dunkelheit hervor und es erhielt einen Lichtschein, wie das Gesicht eines Schmiedes an seiner Esse. Es war ein interessanter Anblick; aber er hatte in diesem Augenblick wenig Sinn dafür.

Schnell verlöschte er das Licht.

„Aber jetzt kann ich Dich nicht sehen, Pasquarella; hier ist es finster wie in einem Grabe.“

Ein heißer, brennender Mund preßte sich auf den seinen; ein Paar weiche Arme umschlangen seinen Hals. Wieder verbrachte er einige selige Stunden.

Beim Frühstück am nächsten Morgen fand er wiederum einen Brief von Signe vor. Er bedurfte aber auch der Erinnerung mitten in seinem Rausche. Doch dieser Brief war nicht mehr ein duftendes Idyll wie der vorige. Schwere Gewitterwolken zogen auf an dem klaren Sonntagshimmel. Derselbe verfinsterte sich. Er saß lange bestürzt und mürrisch mit dem Papier in der Hand.

Was war es denn, das sie schrieb? — Sein Vater sei erkrankt, daß seine Familie aus Furcht, ihn zu beunruhigen und seine Reisepläne zu stören, ihm nicht die ganze Wahrheit mittheilen wollte, aber daß sie als seine künftige Frau es für ihre Pflicht halte, ihn zu benachrichtigen, daß die Krankheit seines Vaters nach der Ansicht des Arztes so beschaffen sei, daß man das Schlimmste befürchten müsse, und daß er daher ohne Aufenthalt nach Hause kommen müßte. Der

Vater hatte kürzlich einen Schlaganfall gehabt und lag jetzt unbeweglich, ohne sprechen zu können. Er sehne sich auch nach dem Sohn und hatte früher in seinen Fieberphantasien seinen Namen mehrfach genannt.

Was sollte er thun? „O, Schicksal!" rief er mit geballter Faust. Pasquarella jetzt verlassen? Unmöglich! Und noch dazu auf diese schroffe Weise! Daß sein Vater, der gute alte Mann, gerade jetzt auf die Idee kommen mußte, zu sterben! Aber er liebte seinen Vater! Er mußte und wollte reisen, an seinem Krankenlager war sein Platz als guter Sohn.

Er zog die Klingel. Der Camariere erschien, und diesen fragte er, wann das Dampfschiff nach Neapel gehe.

„Morgen um sechs Uhr, Signor."

„Nicht früher?"

„Nein, Signor!"

Er athmete erleichtert auf. Also noch die Frist dieses Tages. Er konnte Pasquarella wiedersehen.

Schnell eilte er den Berg hinan und erreichte das Felsenkreuz, welches sie ihm als die Stelle bezeichnet hatte, wo sie sich treffen würden. Er pfiff ein paar Male, um seine Anwesenheit zu erkennen zu geben, vernahm aber kein Geräusch im Busch, er sah keine Pasquarella! Um die Wartezeit zu verkürzen, durchlas er den Brief wieder, hoffend, daß er auf die eine oder andere Weise die Meinung mißverstanden habe, daß er derselben vielleicht eine Bedeutung beilege, die seine Abreise durchaus nicht bestimmt forderte; doch es war natürlich vergebens!

Seine Züge wurden beim Lesen immer verstimmter, und eine Thräne trat ihm in's Auge bei dem Gedanken an den kranken, leidenden Vater. Als er den Brief zusammenfaltete und emporsah, gewahrte er zu seiner frohen Ueberraschung Pasquarella, die ihr fragendes, räthselhaftes Auge auf ihn richtete. Mit überkreuzten Armen hatte sie, ihn beobachtend, vor ihm gestanden, während er im Lesen des Briefes vertieft gewesen war.

„Ist *dieser* Brief auch von Deiner Schwester? Antworte mir, Enrico!"

„Ja!"

„Du lügst", rief sie erröthend vor Zorn. „Pfui Enrico! Mir ist es wohl erlaubt, eine Unwahrheit zu sagen, aber nicht Dir — Du sollst vor mir gleich einem Gotte stehen."

„Warum glaubst Du nicht, daß er von meiner Schwester ist?" stotterte er.

„Warum? Weil man den Brief einer Schwester, wie sehr man sie auch lieben mag, nicht so oft, wie du vorhin, immer und immer wieder, liest. Man wird auch nicht roth und blaß, wie Du gestern, oder so schwermüthig, wie Du heute geworden bist. Dein Auge ist naß, ich glaube, Du hast sogar geweint? Nein, der Brief ist von einer jungen Dame dort oben im Norden, von einer Signora, die Dich liebt und die Du wieder liebst! O, Du hast die arme Pasquarella schon vergessen!"

Sie schluchzte und rang die Hände mit einer Geberde, so leidenschaftlich und ausdrucksvoll, wie es nur einer Italienerin möglich ist. Er suchte vergebens sich zu vertheidigen. Sie ließ ihm nicht Zeit, zu Worte zu kommen, sondern

entriß ihm den Brief, zerfetzte ihn in viele kleine Stücke und stampfte gleich einer Wahnsinnigen auf die am Boden umherflatternden Stücke.

„O, wie ich sie hasse, wie ich sie verabscheue! Ich könnte sie vernichten, wie diese hier!"

Sie stampfte wieder verächtlich auf die unschuldigen Brieffetzen.

„Sage mir, hat sie blaue Augen wie die englische Dame im Hotel? Du schweigst! Also hat sie solche? O, ich könnte sie ihr aus dem Kopf reißen und sie mit Nadeln stechen, diese blauen Augen — denn mit diesen hat sie Dich behext."

„Du irrst, Pasquarella!" antwortete er mit einer erkünstelten Ruhe, die ihr imponirte, indem sie ihren ärgerlichen Trotz und ihren Kummer entwaffnete, „dieser Brief ist aus meiner Heimat. Ich werde Dir gern den Inhalt mittheilen und Du wirst dann selbst einsehen, wie ungerecht Dein Verdacht ist."

„Ja, sprich! Sofort! Was stand in dem Briefe? Wie vermag er Dich so zu verstimmen? Denn nun sehe ich, daß Du wirklich geweint hast, und daß Dein Wesen heute ganz anders ist als sonst."

„Ja, es ist wahr, ich bin betrübt. Dieser Brief erzählt mir, daß mein Vater todtkrank ist, und daß ich ohne Aufenthalt nach Norwegen zurückkehren muß, wenn ich ihn noch vor seinem Tode wiedersehen will."

„Du willst mich verlassen? Du auch?"

Sie fiel mit einem herzerschütternden Klagegeschrei zur Erde.

„Ich muß, Pasquarella!"

Sie antwortete nicht. Es trat eine lange, schmerzliche Stille ein, während welcher man die Eidechsen mit einem flüsternden Laut durch das Gras schlüpfen hören konnte. Es war gerade heute der erste Juni, und das Wetter war so mild und schön. Das Meer breitete sich zu ihren Füßen mit all den schönen Inseln in der Ferne aus; die Vögel zwitscherten in den blühenden Zweigen, der Epheu rankte sich gleich dem grünen Band der Hoffnung um das Felsenkreuz, wo sie saßen, äußerlich ruhig, wie die Natur um sie, diese Natur, die von Gesundheit in ihrer neuen Sommertracht erröthete, aber Pasquarella's Herz war dem Brechen nahe: es fühlte keine Sommerfreude.

Er wollte tröstend beide Hände um ihr Mieder legen; allein sie wandte sich schnell ab, damit er ihr leichenblasses Gesicht nicht gewahre; sie biß die Lippen zusammen und kratzte mit den Nägeln in die Erde, so daß diese emporspritzte. Das Todesurtheil war ja vor ihrem entsetzten Ohre erklungen — er, dem sie Alles geschenkt, was ein Weib nur zu verschenken vermag, er wollte sie verlassen!

Plötzlich sprang sie empor; mit einem Schimmer von Hoffnung im Auge, warf sie sich in seine Arme, küßte und liebkoste ihn, lächelte und weinte und flüsterte ihm einen Strom von leidenschaftlich bittenden und klagenden Worten zu, die er jedoch nur zur Hälfte verstand.

„Du wirst zu mir zurückkehren, nicht wahr mio caro! Wir trennen uns nicht für immer? Denn Du wirst doch Pasquarella's Tod nicht wollen. O, wie ich Dich liebe, Du blonder Mann, o, wie ich Dich liebe!" Sie ergriff seine Hand und drückte sie an ihren schwellenden Busen. „Fühle, wie es klopft! Jeder Schlag ist für Dich; allein es wird zu schlagen aufhören, wenn Du fort bist. Ja, dann werde ich sterben! O, kann ich Dir nicht folgen, nur als Deine Magd! Ich

verlange nichts anderes, als nur bei Dir zu sein! Behandle mich wie einen Hund, daran bin ich ja gewöhnt, jage mich, schlage mich — und ich will dennoch wie der Hund Deine Hand lecken und Dich segnen! Wenn ich nur bei Dir bleiben darf, Geliebter! Nein, antworte nicht!" — Sie legte die Hand auf seinen Mund. — „Ich sehe, Du willst nein sagen, aber Du sollst Dich bedenken, hörst Du. Heute Abend will ich Deine Antwort hören. In der Grotte! Auf Wiedersehen also, Enrico!"

Seine ausgestreckten Arme sanken schlaff herab. Die herrliche Gestalt war verschwunden. Er hörte, wie sie sich einen Weg durch die Dicke des Waldes brach; kleine Steine rollten und Zweige knickten; er dachte daran, sie zu verfolgen und ihren Versteck zu entdecken; aber er sah sofort das Unnütze dieses Planes ein und schritt langsam mit schwerem, düsterem Gemüth den Weg nach Sorrento hinab.

Kaum war die Dunkelheit eingetreten, als er voll Ungeduld nach der Grotte schlich. Er war der Erste. Pasquarella war noch nicht gekommen. Er ging aus der Grotte hinaus und setzte sich auf einen Stein mit der Aussicht über den Golf. Mechanisch starrte er, vielleicht zum letzten Mal, über die dunkle Meeresfläche, über welche das Feuerdiadem des Vesuv leuchtete, zugleich mit den rothen Laternen der Feuerthürme, welche hin und wieder erglänzten. Die Wogen plätscherten leise gegen den Orangen duftenden Strand Sorrentos; in seinem Ohr ertönte das Rauschen gleich einer schwermüthigen Elegie über die Vergänglichkeit alles menschlichen Glücks; das Laub der Bäume sauste dieselbe Klage und wiegte ihn tiefer in seine finsteren Abschiedsphantasien ein.

Da legten sich zwei weiche Hände auf seine halbgeschlossenen Augen.

„Pasquarella? Endlich!"

„An wen dachtest Du jetzt, Enrico?"

„An Dich! Ich bin so wehmüthig gestimmt, weil wir uns trennen müssen."

„Trennen? Gestattest Du mir denn nicht, Dir zu folgen?"

Sie trat von ihm zurück und verbarg verzweifelnd ihr Gesicht. Er suchte ihr die Unmöglichkeit ihres Verlangens klar zu legen; er besaß ja nicht einmal Reisegeld für Zwei. Er erzählte ihr von den sittlichen Begriffen im Norden, von der strengen Auffassung eines Verhältnisses wie das ihrige, und wurde auf diese Weise fast zum Moralisten, aber ohne Glück. Sie hörte ihn nicht und schluchzte nur um so herzerschütternder.

„Aber ich komme vielleicht zurück", sagte er, um doch etwas zu sagen und sie nicht ganz ohne Trost zu lassen.

„Wann?" fragte sie athemlos; sie schluchzte nicht mehr.

„Vielleicht in einem Monat oder zwei", stotterte er.

„Hast Du Streichhölzer bei Dir? Zünde eins an!"

Er gehorchte verwundert.

„Ich will Dir grade ins Gesicht sehen".

Sie hielt das brennende Streichholz so nahe, daß das Licht scharf auf seine bleichen, rathlosen Züge fiel und seinem Gesicht einen gelblichen Glanz verlieh.

„Schwöre bei dem Gekreuzigten, daß Du Deine Pasquarella nicht verlassen willst, sondern daß Du, so bald Du kannst, zurückkehrst."

Er zögerte.

„Ich schwöre", flüsterte er dann leise, während ihr flammendes Auge auf ihn gerichtet war. Signe's Bild glitt wie ein Schatten aus seiner Seele dahin.

„Nun bist Du mein, Enrico!"

Sie schlang ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn. Da ertönten Schritte auf dem Sande; einige Fischer näherten sich mit der Laterne in der Hand, um ihre Boote ins Meer zu setzen. Schnell schob sie den Blumenteppich bei Seite und zog ihn mit sich in die Grotte hinein, wo sie herzklopfend hörten, wie die Fischer vorüberschritten, ohne sie bemerkt zu haben.

„Jetzt glaube ich an Dich, Enrico, wie an den Himmel selbst. Ach, daß nur diese Nacht, die dem Abschied gewidmet ist, uns gehört, und daß diese Nacht so kurz ist!"

Das Meer plätscherte in denselben Tönen und das Laub sauste; aber jetzt bildeten diese Töne nicht mehr eine Elegie, sondern veränderten sich und stiegen zu einer wogenden Liebeshymne für die zwei Herzen drinnen in der Blumen geschmückten Felsengrotte, die sie durch die Zaubersprache der Liebe zu einer festlichen Brautkammer umgeschaffen hatten. Diese letzten berauschenden, genußreichen Stunden! Er wünschte, daß sie niemals ein Ende nehmen möchten. Wie Tannhäuser in dem Venusberge, hatte er in den Armen der Geliebten die ganze übrige Welt vergessen, und kein errettender Glockenklang, kein mahnender Psalmgesang drang hinein zu ihm und hob die Verzauberung.

Erst in der frühen Morgenstunde riß er sich los. Vor dem Anblick des Tages sinken ja die gefundenen Märchenschätze sofort in die Erde! Sie wollte ihn noch zurückhalten und gleich einer neuen Julia versuchte sie durch Schmeicheleien und Liebeszeichen ihn die Morgenröthe und den Vogelgesang, diese mahnenden Stimmen der Natur, welche von der Nothwendigkeit der Trennung sprachen, vergessen zu machen, allein ihr Romeo hatte dennoch so viel Verstand übrig, daß er ihren lockenden Armen widerstand und sich frei machte.

Er blickte auf seine Uhr; es war fünf. Um sechs Uhr sollte das Dampfschiff nach Neapel gehen, also es blieb ihm noch eine Stunde übrig, um seine Sachen zu ordnen und sich zur Reise fertig zu machen.

Die Morgensonne stand höher am Himmel und spannte ihren goldenen Schleier über das herrliche Sorrento aus. Die Berge erschienen in ebenso schönem blauem Lichte wie der Golf; ein milder Wind wehte und die Fruchtbäume schüttelten ihren Ueberfluß von rothen und weißen Blüthen über die Wege aus. Das Dampfschiff lag rauchend an der Landungsbrücke; die frischen Farben der italienischen Flagge wehten vom Topp.

Dort am Hafen begegnete unser junger Maler noch einmal Pasquarella. Jetzt war es ihr gleichgiltig, ob Pater Guiseppe sie sange oder nicht. Er steckte ihr eine Papierrolle in die Hand; es war ihr eigenes halbfertiges Bild, um das sie ihn gebeten hatte. Sie löste mit einem Lächeln durch die Abschiedsthränen die Korallenbommel aus ihrem Ohr, die Peppa ihr hatte zurücklassen müssen.

„Ich besitze nichts anderes, um es Dir zur Erinnerung zu geben. Es ist mit Recht die Deine, denn hättest Du mich damals nicht aus Peppa's Händen befreit, so würde sie auch diese Bommel genommen haben."

Er barg bewegt die Bommel in seiner Westentasche. Wie viel Schuld trug diese kleine Korallenbommel doch an diesem Abenteuer! — Ohne sie — Aber jetzt war es zu spät, darüber Reflexionen anzustellen!

Das Dampfschiff fuhr hin über den blauen Golf; heute doppelt bezaubernd in seinem wechselvollen, von dem trotzigen, sich kreuzenden Strom hervorgerufenen Farbentönen. Er stand an der Schanze, bis er Pasquarella nicht mehr erblicken konnte, die auf einen Stein gestiegen war, um besser sehen und gesehen werden zu können.

„Kommst Du nicht zurück, mio caro, dann stirbt Pasquarella!"

Das waren ihre letzten Worte, begleitet von einem zärtlich verschleierten Blick, der einen Todten zum Leben erweckt haben könnte.

Wie sein Herz stieg und überschwellen wollte! Gleich tausend anderen jungen Männern war er nach Italien mit einer Seele geeilt, einer dem Aufspringen nahen, schwellenden Frühlingsknospe gleich. Voll von Schönheitsträumen und Drang nach Abenteuern gleich jenen, hatte er sich in das Wunderland verliebt und gewünscht, niemals nach dem regelrechten, kalten Norden zurückzukehren, weil es schien, als würde dort die Seele niemals gesättigt und als eigne sie sich zu wenig von dem verschwenderischen Reichthum der Natur und Kunst an — und dennoch sollte er jetzt so plötzlich dieser sonnigen, schönen Küste Lebewohl sagen und überdies mit Gewissensbissen belastet! Die herrliche, gebrochene Blume, die er am Ufer zurückließ! Ihr „mio caro" klang noch in seiner Seele gleich einem verklingenden Strich der Mandoline. — In Wahrheit, das war ein wunderbar reiches Blatt in dem Roman seiner Jugend. Aber ach, warum mußte dieses Blatt von den Thränen der Scham und der Reue befleckt sein?

Nach der Abreise des Malers wurde Pasquarella gleichsam ein neues Wesen. Es gelang ihr, Peppa zu bewegen, sie wieder in Gnaden aufzunehmen — Enrico hatte sie ja darum gebeten — und sie, die früher so trotzig und unregierbar gewesen war, fand sich jetzt ohne Murren in die schwerste Arbeit und in alle Launen Peppa's und stand jedem Vorwurf wehrlos gegenüber. Ihre alte Kleidung suchte sie sorgfältig zu erhalten und suchte jeden Schaden durch einen neuen Flicken auszubessern, so daß man schließlich nicht mehr die Grundfarbe oder die Bestandtheile des Rockes zu sehen vermochte, doch stets war sie rein und nett mit Rücksicht auf den Körper.

Das war nicht mehr die alte Pasquarella. Sie war kaum wiederzuerkennen. Auch Peppa behandelte sie jetzt besser; sie beugte sich in ihrem wilden Sinn vor dem ernsten Charakter, der so plötzlich dem jungen Mädchen aufgedrückt worden war. Pasquarella ging nun auch stets zur Messe, und eines schönen Tages überraschte sie Pater Guiseppe, den ihre verbesserte Kleidung und ihr Wesen sofort günstig stimmten, mit der Frage, ob er so gütig sein wolle, sie lesen und schreiben zu lehren. Sie brachte diese Bitte stotternd und mit verschämten Augen vor.

Der Pater kniff ihr auf seine väterlich lächelnde Weise das Kinn und versprach, ihr an jedem Sonntagnachmittag eine Stunde lang Unterricht zu ertheilen. Sie versuchte auch, sich den anderen jungen Mädchen zu nähern und in ihren Kreis aufgenommen zu werden. Einzelne von ihnen ließen sich auch durch ihre jetzige Bescheidenheit milder stimmen und kamen ihr freundlich entgegen — aber dennoch

lachten alle, wenn sie auf geheimnißvolle Weise einige Worte darüber fallen ließ, daß ihr Verhältniß sich bald verändern werde, daß ihre Zukunft so glänzend werden würde, daß sie eine vornehme Dame werden und nach Norwegen mit einem wohlhabenden Signor von dort reisen würde, der sie zu seiner Frau machen wolle. Dann schüttelten Alle mitleidig den Kopf, zeigten bedeutungsvoll auf die Stirn und glaubten, sie sei von Sinnen.

Die Akazienbäume waren längst verblüht, die letzten Orangen geerndtet — aber Enrico kam nicht! Pasquarella wurde unruhig, verjagte aber dennoch sofort ihre Zweifel. Um sie jedoch ganz zu vergessen, schloß sie sich während ihrer Freistunden in ihre Kammer ein, wo sie einige geheimnißvolle und beschwerliche Vorbereitungen machte, ein Stück Papier hervornahm, dasselbe glättete, es bald hier, bald dort auf den Tisch legte, bevor sie eine passende Lage für dasselbe fand, Feder und Tinte holte und sich dann übte, nach der Vorschrift des Paters die ersten Buchstaben darauf zu malen. Gelang ihr ein Strich, wurde er zierlicher und der Vorschrift ähnlicher, dann hob sie das Papier stolz in die Höhe und schaute auf dasselbe mit dem glücklichen Lächeln eines Kindes, daß sich selbst ein Spielzeug angefertigt hat. Seinen Namen wollte sie zuerst schreiben lernen und denselben dann, wenn er wiederkam, ihm triumphirend zeigen. — Enrico! Mit richtig großen steifen Buchstaben! Das E war so schwierig, aber nach vieler Mühe überwand sie auch dessen runde Biegung. Mein Gott, welche Freude und welcher Jubel! Da stand ja sein Name, als ob er gedruckt wäre! Aber sie übte sich jeden Tag, um es noch besser zu machen; welche liebe Beschäftigung war es für sie!

Wieder entschwand ein Monat. Wiederum ließ sich kein Enrico sehen! Aber sie hielt dennoch den Muth aufrecht und besuchte jeden Sonntag Pater Guiseppe, der ihren Fleiß und ihre Ausdauer belobte. Jetzt, wo sie seinen Namen so zierlich schreiben konnte, wollte sie, während sie seiner harrte, auch den Satz schreiben lernen: „Ich liebe Dich!“ Dann konnte sie dieses seinem Namen zufügen; das klang dann viel besser. Freilich wurde ihr das sehr schwer, da sie so wenig freie Zeit hatte; allein sie mußte solche gewinnen. Sie schwelgte bereits im Voraus bei dem Gedanken an seine frohe Ueberraschung, wenn sie ihm lächelnd den Zettel reichen würde und er dann vor Freude strahlend las: „Enrico, ich liebe Dich!“

Wenn das Herz ihr zu schwer wurde, dann setzte sie sich nieder an's Ufer und murmelte nach dem Schlage der Wellen einige schwermüthige Melodien, wozu sie selbst die Worte improvisirte, die sie voll Sehnsucht und Zärtlichkeit an den fernen, so unruhig erwarteten Geliebten richtete.

Indessen zehrte sie sich vor Sehnsucht immer mehr auf und lächelte selten. Der gedankenvolle Ausdruck des Auges wurde immer starrender. „Enrico, ich liebe Dich!“ hatte sie bereits eingeübt, jeder Buchstabe war für sie ein Kunstwerk; aber wo war er, dessen Lächeln bei ihrer Gabe ihre theuerste Belohnung sein sollte?

Es verging ihr die Lust oder der Muth, noch mehr Worte ihrem Herzensbekenntniß hinzuzufügen; denn sollte sie jetzt aus ihrem innersten Herzen herausschreiben, dann müßte sie ja hinzufügen: „ich zweifle an Dir!“ aber das wollte sie nicht, das vermochte sie nicht. Es that ihr schon wehe, daß diese finsteren Worte in ihrer Seele brannten und sie verheerten.

Die Zeit verstrich. Der September war bereits gekommen und die Bauern bereiteten sich zur Weinernte vor. Die Trauben hingen reif und schwer an den grünen Ranken; aber wo war er, nach dem sie sich sehnte, um ihm ihren rothen Traubenmund zu bieten?

Trotz ihrer Furcht vor dem Wirth schlich sie in das Hotel und fragte den Camariere nach ihm; oder sie eilte hinab nach der Marevia und fragte die fremden Maler, welche dort arbeiteten, ob sie Signor Enrico nicht kennten, „aus Norvegia", fügte sie erklärend hinzu. Sie fragte mit bebender Stimme, indem sie demüthig, gleich einem Schulmädchen, sich verneigte; allein die lustigen Künstler starrten das junge, schöne Mädchen, dessen kurze, geflickte Kinderkleidung einen so scharfen Kontrast zu ihren entwickelten Körperformen bildete, lächelnd an und fragten sie neckend, ob „Signor Enrico" ihr amante, ihr Liebhaber, sei. Da schlich sie sich weinend fort.

Später versuchte sie das letzte Mittel. Nach einer schlaflosen Nacht wanderte sie auf ihren bloßen Füßen die meilenweite Strecke nach Neapel, um vor der wunderthätigen, berühmten Madonna dell' Arco zu knieen und sie um ihre Fürbitte anzuflehen. Sie sollte früher unglücklichen Liebenden geholfen haben.

Da brach ein Sonntag an, wo der Pater Guiseppe seine neue fleißige Schülerin nicht sah. Als er am nächsten Sonntag Peppa in der Kirche ohne Pasquarella traf, fragte er bekümmert nach ihr und erfuhr dann, daß sie nach einer anstrengenden Wallfahrt nach Neapel, wozu sie ihr durchaus nicht Erlaubniß gegeben hatte, sich jetzt so krank befände, daß sie das Bett hüten müßte, indem sie über Brustschmerzen klagte. Peppa beklagte sich seufzend darüber, daß sie jetzt für Zwei arbeiten müsse; die Kranke sei ihr von keinem Nutzen, sondern nur zur Plage.

* * *

Im nächsten Frühling kam der Maler wieder nach Sorrento, aber diesmal nicht allein. Er führte ein Maiblümchen von Norwegens Bergen mit sich; es war Signe, seine junge, blühende, lebensfrohe Gattin. Die Krankheit des Vaters hatte sich lange hinausgezogen. Die Familien hatten zwischen Furcht und Hoffnung geschwebt; aber jetzt war er, Gott sei Dank, völlig hergestellt; er hatte der Hochzeit seines Sohnes beigewohnt, denn die gegenwärtige Tour nach Italien war die Hochzeitsreise des jungen Paares.

Der Maler wohnte in seinem früheren Hotel. Er schrieb seinen Namen in das Fremdenbuch ein. Der Camariere, als er denselben las, erkannte ihn wieder: es war ja Signor Enrico.

„Im vorigen Jahre, nachdem Sie abgereist waren, fragte ein junges Mädchen täglich nach ihnen. Die Arme war gewiß halb verrückt; vielleicht erinnern Sie sich noch ihrer?"

„Wie hieß das Mädchen?"

„Pasquarella!"

Der Maler wandte sich ab und erbleichte.

„Ist sie noch . . . hier in Sorrento?" stotterte er.

„Ja, das heißt, sie liegt auf dem Kirchhof", lächelte der Diener, als ob er etwas Witziges gesagt hätte, „sie starb im Herbst."

Der Maler stürzte, ohne die verwunderte Miene des Dieners zu beachten, an diesem vorbei und auf die Landstraße hinaus, und bald stand er in dem wohlbekannten Garten mit den vielen Reihen grüner Hügel zwischen Cypressen und Myrthen und Marmortafeln. Auf einem schlecht erhaltenen Grabe in der Ecke des Friedhofes stand ein hölzernes Kreuz und auf demselben in plumpen Zügen gemalt: „Pasquarella Romanelli, 17 Jahre alt." Und am Fuße des Kreuzes stand: „Ruhe sanft! Eine reine Jungfrau ist hier dem Himmel zurückgegeben worden."

Eine reine Jungfrau ja! Ach, wer hatte heimlich, verborgen vor den Augen der Welt, ihre Unschuld geknickt und sie vor der Zeit ins Grab gelegt?!

Während mehrerer Stunden saß er dort unter den Cypressen in finsteres Schweigen versunken, das Gesicht in seinen Händen verborgen. Die rächenden Schicksalsgöttinnen umtanzten ihn geisterhaft, und er vermochte nicht zu entfliehen und das Ohr vor ihren Drohungen und wildem Hohngelächter zu verschließen . . .

Es wurde Abend, man vermißte ihn im Hotel. Seine junge, bekümmerte Gattin setzte alle Diener in Bewegung, um ihn aufzusuchen; aber Niemand fand den Ausgebliebenen, da es Keinem einfallen konnte, ihn auf dem Friedhofe zu suchen. Erst in der Mitternachtsstunde kehrte er zurück, bleich und zitternd vor Kälte. Er küßte seine weinende Frau auf die Stirn und bat sie, seine Abwesenheit und seinen Schwermuth zu entschuldigen, es seien alte Erinnerungen, die auf ihn höchst verwirrend eingedrungen seien. Aber es werde besser werden und einst werde er ihr Alles anvertrauen.

Es wurden keine angenehmen Flitterwochen für die arme Signe; allein sie fand sich in ihr Geschick und trug alle Launen ihres Mannes mit der Geduld eines Engels, einer Predigertochter. Schneller als bestimmt war kehrten sie in die Heimat zurück, wo sie an einem der letzten Herbsttage anlangten.

Eines Abends, es war einer der ersten nach der Heimkehr, als die jungen Eheleute allein in der heimischen Wohnstube sich befanden, über deren bunten Teppich und glänzende Möbel die Ofenflamme, außer der Lampe, ihren wechselnden Schein warf, sprachen sie von Italien und nahmen alte Erinnerungen an dasselbe, die Photographien von Rom, Korallen von Neapel und feine Holzarbeiten aus Sorrento, hervor. Als der Maler sein Packet öffnete, fiel eine einzelne Korallenbommel daraus hervor; er wollte dieselbe wieder aufnehmen und sie den Blicken seiner Frau entziehen, aber es war zu spät: sie hatte sie bereits bemerkt.

„Nur eine Ohrbommel, Henrik? O, jetzt verstehe ich's!" rief sie lächelnd; „es ist ein Geschenk, das Du mir machen wolltest; aber Du hast, unbeholfen und unpraktisch wie alle Männer, die andere zerbrochen, und da das Paar jetzt unbrauchbar ist, hast Du mir diese eine Bommel nicht anbieten wollen, nicht wahr? Gieb sie mir dennoch, mein Theurer. Freilich kann ich sie nicht als Schmuck gebrauchen; aber ich will sie als Erinnerung aufbewahren an Deine Güte, daß Du stets an mich denkst, um mich zu erfreuen."

Er schüttelte schwermüthig das Haupt.

„Nein!" rief er fast erschreckt, „Du sollst sie nicht berühren, Signe! Ich will nicht, daß sie die Deine sei! Denn an diese Bommel knüpft sich eine viel traurigere Geschichte, als Du ahnst."

Sie ließ die Bommel liegen und blickte ihn scheu, mit einem ängstlichen Lächeln, an. Stand dieser Schmuck vielleicht in Verbindung mit seinem finstern Geheimniß?

„Willst Du das Bekenntniß eines Sünders hören, ein Bekenntniß, das Du als meine Frau schon längst zu fordern berechtigt gewesen wärst, Du theure, geduldige Signe?"

Sie nickte schweigend mit dem Kopfe und er schraubte die Flamme der Lampe herab, so daß es fast dunkel im Zimmer wurde, setzte sich an die Seite seiner Frau ins Sopha und mit der Hand in der ihrigen erzählte er ihr flüsternd seine Erlebnisse in Sorrento, ohne alle Ausschmückung.

„Ach, es ist das alte traurige Märchen von dem Weibe, das liebt, Alles opfert und — vergessen wird! Aber ich weiß, wie sehr Du das bereut hast, Henrik, und wie sehr diese Begebenheit Schatten über Dein Leben geworfen hat und es noch verfinstert."

Sie legte den Arm um seinen Hals und küßte ihn herzlich.

„Vermagst Du selbst Dir Dein großes Vergehen zu verzeihen, so werde ich es wohl auch können, ich, Deine glückliche Frau. — Aber, arme Pasquarella!"

Goethe's Naturliebe.

Von

J. B. Meyer.

Bonn.

Alexander von Humboldt, der Naturforscher, hat dem Dichter Goethe den zuerst erschienenen Theil seines amerikanischen Reisewerkes: „die Ideen zu einer Geographie der Pflanzen nebst einem Naturgemälde der Tropenländer" zugeeignet und Thorwaldsen hat dasselbe mit einem sinnvollen Widmungsblatte geschmückt. Der Genius der Poesie, ein lorbeerbekränzter Apoll, lüftet den Schleier der Isis, zu deren Füßen ein Buch liegt mit der Aufschrift: „Metamorphose der Pflanzen", um anzudeuten, daß es auch dem Dichter gelungen sei, den Schleier der Natur zu heben. — Und in Humboldt's Kosmos (II. 75) lesen wir die auf Goethe bezüglichen begeisterten Worte: „Wo ist das südlichere Volk, welches uns nicht den großen Meister der Dichtung beneiden sollte, dessen Werke alle ein tiefes Gefühl der Natur durchdringt: in den „Leiden des jungen Werther" wie in den Erinnerungen aus Italien, in der „Metamorphose der Gewächse" wie in seinen vermischten Gedichten. Wer hat beredter seine Zeitgenossen angeregt, „des Weltalls heilige Räthsel zu lösen", das Bündniß zu erneuern, welches im Jugendalter der Menschheit Philosophie, Physik und Dichtung mit einem Bande umschlang? Wer hat mächtiger hingezogen in das ihm geistig heimische Land, wo

Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht?"

Diese Worte Alexander von Humboldt's mag die folgende Betrachtung aus Goethe's Leben, Dichten und Denken zu erläutern suchen. Goethe steht mit seiner Naturliebe und seiner Naturansicht im Wendepunkt der Weltanschauung zweier Jahrhunderte und hat zur Wende selbst unzweifelhaft durch sein Wirken

und Dichten im weitesten Kreise der mitfühlenden und mitdenkenden Menschenwelt eine gewiß nicht geringe Beisteuer geliefert.

Im Allgemeinen sahen die Menschen des vorigen Jahrhunderts, insbesondere unsere Landsleute, die Natur nicht mit denselben Augen, oder richtiger gesagt wohl mit denselben Augen, aber nicht mit derselben Seele an, wie wir.

Was Schiller in seiner Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung von den modernen Dichtern sagt, daß sie die verlorene Natur suchen, das kann man auch im Allgemeinen von den Menschen des vorigen Jahrhunderts sagen. Sie trugen wohl ein sehnsüchtiges Verlangen nach der Natur in ihrer Brust, sie suchten nach der verlorenen, aber sie suchten sie nicht eigentlich auf. Wer reich genug war, holte sich wohl ein Stück Natur herein und heran an's Haus, hielt sich im Hause einen holländischen Blumenflor von Tulpen oder Hyacinthen oder legte sich am Hause einen Park mit verschnörkelten Baumhecken an, in deren Schatten man vornehm oder liebreich tändelnd lustwandeln konnte; — aber man spürte nicht den Drang hinaus in's freie Feld, in den dunkeln Wald, auf hohe Bergesspitze; oder wo dies doch geschah, trat das Verlangen in der Form unbefriedigter Sehnsucht auf, in der Form des Beneidens der Menschen, die in solcher Natur leben dürften und in der Form der Klage, daß uns dies Glück entzogen sei. Mit feinem, aber doch kleinlichem Natursinn pries Brockes die Herrlichkeiten der Pflanzenzeichnung, mit geselligem Wohlbehagen erging sich Hagedorn in Hamburg an den Ufern des schönen Alsterflusses, als des Beförderers vieler Lustbarkeiten; tiefere Töne der Naturempfindung schlugen Haller, Kleist und vor Allem Klopstock an. Aber Schiller hat Recht, „auch der Charakter ihrer Dichtung ist sentimentalisch; durch Ideen rühren sie uns, nicht durch sinnliche Wahrheit, nicht sowohl, weil sie selbst Natur sind, als, weil sie uns für Natur zu begeistern wissen." — Es fehle ihnen, meint Schiller, der einfältige, leichte Sinn, zu empfangen und das Empfangene ebenso wieder darzustellen. — „Wir erhalten auf diese Art nie den Gegenstand, nur, was der reflectirende Verstand des Dichters aus dem Gegenstande machte, und selbst dann, wenn der Dichter selbst dieser Gegenstand ist, wenn er uns seine Empfindungen darstellen will, erfahren wir nicht seinen Zustand unmittelbar und aus der ersten Hand, sondern, wie sich derselbe in seinem Gemüth reflectirt, was er als Zuschauer seiner selbst darüber gedacht hat." — So betrauere Haller den Tod seiner Gattin als Zuschauer seiner Rührung, wenn er sein Lied fragend beginne:

Soll ich von Deinem Tode singen,
O Marianne, welch' ein Lied!

So suche Haller's glühendes Gefühl für Wahrheit in den stillen Alpenthälern die aus der Welt verschwundene Unschuld. Kleist's gefühlvolle Seele schwelge am liebsten im Anblick ländlicher Scenen und Sitten. Er fliehe gern das leere Geräusch der Gesellschaft und finde im Schooß der leblosen Natur die Harmonie und den Frieden, den er in der moralischen Welt vermißte. — Die Sehnsucht nach Ruhe führt seine Gedanken in die Natur, aber in der Natur gedenkt er der Menschen mit dem Seufzer:

„Ein wahrer Mensch muß fern vom Menschen sein."

Es fehlte eben die volle Hingabe an den ruhigen und beruhigenden Genuß der Natur.

Unstreitig innigere Naturempfindung athmen K l o p s t o c k ' s Oden, aber nicht mit Unrecht nennt S c h i l l e r sie musikalisch, nicht in dem Sinne, daß sie gut in Musik zu setzen sind, sondern vielmehr in dem Sinne, daß sie mehr Stimmung enthalten und erwecken als Anschauungen. Darauf Bezug nehmend nennt auch B i e d e r m a n n, der übrigens hervorhebt, daß kein deutscher Dichter der Neuzeit vor K l o p s t o c k eine so tiefe und innige Naturempfindung besessen und in seinen Dichtungen ausgeprägt habe, K l o p s t o c k ' s Poesie doch eine Poesie der bloßen Stimmungen, ein Meer ohne Wellen, eine Nebelwelt, ähnlich der Ossianschen, worin unser Auge mit Mühe hier und da eine einzelne Gestalt unterscheide, die aber auch bald wieder im Nebel verschwinde oder sich selbst in Nebel aufzulösen scheine. Auch G e r v i n u s hat in den Klopstock'schen Oden eine unverkennbare Geistesverwandtschaft zu der nebelhaften Dichtweise der angeblich Ossianschen Gesänge gefunden.

Zu Alle dem kam nun gegen Ende des Jahrhunderts noch der Einfluß R o u s s e a u ' s mit seiner Schwärmerei für den verlorenen Naturzustand der Menschheit. Alle Welt sehnte sich nun noch mehr zurück nach der verlassenen Natur; kräftigere Seelen trafen auch wohl Anstalten zu dieser Rückkehr durch gewagtes Abstreifen der Alles beleckenden Cultur und verfielen dabei vielfach in abgeschmackte Einfalt oder natürliche Rohheit.

Kurz man sehnte sich nach Natur und suchte sie, aber man wußte sie nicht recht zu finden und kaum, wenn man sie hatte, recht zu genießen. Viele konnten sich kaum denken, daß man an der Natur als solcher ohne Beziehung zur Menschenwelt Genuß und Freude haben könne. Selbst S c h i l l e r bemerkt in der genannten Abhandlung:

„Was hätte auch eine unscheinbare Blume, eine Quelle, ein bemooster Stein, das Gezwitscher der Vögel, das Summen der Bienen u. s. w. für sich selbst so Gefälliges für uns? Was könnte ihm gar einen Anspruch auf unsere Liebe geben? Es sind nicht diese Gegenstände, es ist eine durch sie dargestellte Idee, was wir in ihnen lieben. Wir lieben in ihnen das stille, schaffende Leben, das ruhige Wirken aus sich selbst, das Dasein nach eigenen Gesetzen, die innere Nothwendigkeit, die ewige Einheit mit sich selbst. Sie sind, was wir waren; sie sind, was wir werden sollen. Wir waren Natur, wie sie, und unsere Cultur soll uns auf dem Wege der Vernunft und der Freiheit zur Natur zurückführen. Sie sind also zugleich Darstellung unserer verlorenen Kindheit, die uns ewig das Theuerste bleibt; daher sie uns mit einer gewissen Wehmuth erfüllen. Zugleich sind sie Darstellungen unserer höchsten Vollendung im Ideale; daher sie uns in eine erhabene Rührung versetzen."

Solche Art Naturfreude finden wir auch bei H e r d e r, als er als Geistlicher nach Bückeburg berufen unbefriedigt mit seiner Stellung Ersatz in der schönen, ihn anmuthenden Natur der Umgegend sucht. „Er durchstreift — sagt sein neuester Biograph H a y m — ohne Steg und Zweck die waldigen Höhen, seinen Klopstock oder Geßner oder Ossian oder die Percy'schen Lieder, oder einen Brief von der Geliebten in der Tasche. In den Spitzen der Wälder säuseln ihm die Töne Ossian's lieblicher; unter Buchen und Eichen, an einem Wasserfall gelagert, erinnern ihn die Feldblumen an die Kränze windende Ophelia, die ganze Gegend an die Romantik des Ardennenwaldes in „Wie es Euch gefällt." So schaut er,

„Nachtstille und Nachtfreude in der Seele", Sonnenuntergang und Mondaufgang, so genießt er — mit volleren Zügen als je — Frühling, Sommer und Herbst, immer begleitet von dem Bilde der Geliebten und immer poetische Träume, süße Hoffnungen, wehmüthige Erinnerungen und Betrachtungen in der auf- und abwogenden Seele bewegend." Herder besucht das nahe gelegene Pyrmont, da „erinnern ihn die vom Mond beschienenen „Hermannswälder", — der Schauplatz der Varusschlacht — diese „kühnen Forsten, Eichen und Buchen und Würfe des Erdballs", an das Klopstock'sche Ideal altdeutscher Größe und Tapferkeit — nicht ohne den Seufzer freilich, daß die Menschen, die jetzt hier wohnen, der schönen deutschen Natur so unähnlich seien." — So also genießt auch Herder die Natur, in welcher er Ruhe sucht, in stetem Hinausschauen über sie.

Doch Nichts zeigt uns besser die veränderte Stimmung der Zeiten im Verhalten zur Natur, als ein Vergleich der Art, wie man noch im vorigen Jahrhundert die Großheit der Schweizer Natur ansah mit der Art, wie ihr Anblick jetzt gesucht wird.

Es hat dies unlängst Jacob Frey in einer Abhandlung: „Die Alpen im Lichte verschiedener Zeitalter" (in der Sammlung gemeinverständlicher Vorträge, herausgegeben von Virchow und Holtzendorff, XII. S. Hft. 274) treffend dargestellt. Aus derselben ersehen wir, wie eine Rostocker Dissertation vom Jahre 1705, die von gesunder Luft handelte, bewies, daß die Schweizerluft wegen ihrer Ungesundheit und Grobheit die Gemüther der Bewohner ganz dumm mache und daß das Heimweh der Schweizer nur daraus entstehe, daß sie an die schlechte Luft ihrer Berge gewöhnt, die reinere Luft der Ebene nicht vertragen könnten. Städte wie Mannheim, Leipzig und Berlin lagen nach dem Naturgeschmacke dieser Zeit in einer gar feinen und lustigen Gegend, und Berggegenden erschienen den Gemüthern leicht bedrückend, beengend, einförmig, düster und öde.

Noch gegen Ende des 16. Jahrhunderts konnte der Zürcher Füßli, der Verfasser einer Staats- und Erdbeschreibung der schweizerischen Eidgenossenschaft, nicht begreifen, wie einer seiner Freunde das Engelberger Thal schön finden mochte. „Was findet man da?" ruft er aus; „nichts als scheußliche Berge, zwischen denselbigen ein schönes Kloster, aber ein schlechtes Dorf, hin und wieder zerstreute Häuser und eine kahle Almend. Keine Gärten, keine Fruchtbäume, keine das Auge belustigenden Felder sind da!"

Die naturwissenschaftlichen Streifereien von Geßner, Scheuchzer und Haller, die poetische Verherrlichung des Gesehenen durch Geßner und Haller und die bildnerische durch Kaspar Wolf brachten allmählich einen anderen Naturgeschmack auf, eröffneten den Sinn für die Hoheit der Schweizer Natur, aber Vielen ging dies Verständniß doch nur sehr langsam auf, und manchen garnicht. Ein in Genf lebender Engländer Windham und ein waghalsiger Schotte, Richard Pococke der schon Egypten und Vorderasien bereist hatte, faßten 1741 zuerst den Entschluß, eine Besteigung des Montblanc zu unternehmen, sechs andere Engländer schlossen sich an. Mit Dienern, Zelten, Kochgeräthen und Provisionen brach man auf, über eine Woche brauchte der Zug von Genf bis Chamouni und schließlich kam man nicht weiter als bis zum Montanvert, den jetzt jeder Tourist in bequemen Spaziergang von Chamouni aus erreicht. — Und solche Unternehmungen galten

damals für waghalsige Einbrüche in die Natur der schreckhaften Eiswelt; wer dem Reiz, Etwas von ihr zu sehen, nicht widerstehen konnte, begnügte sich noch lange Zeit mit dem Anblick des bequem zu erreichenden Grindelwaldgletschers. — Noch der rüstige Berggänger Joh. Rudolf Meyer von Aarau, der Herausgeber des füher viel gebrauchten Schweizerischen Atlasses, wußte von der Verwunderung zu erzählen, mit der ihn die Berghirten betrachteten, die nicht begreifen konnten, was er in ihren Einöden suche, wenn er nicht etwa ein Metzger oder Strahlenhändler wäre. Denn die Schweizerreisen, fügte er hinzu, waren zu jener Zeit noch sehr unüblich.

So war die Stellung der Menschen vorigen Jahrhunderts zur Natur offenbar ganz anderer Art als heut zu Tage. Goethe bildete eine der ersten Ausnahmen unter ihnen, trug auch durch sein Eintreten für wahren, frischen Naturgenuß zum Umschwung des Natursinnes Wesentliches bei. „In einer Zeit" — sagt sein Biograph Lewes treffend — „wo ein großer Theil des deutschen Bürgerstandes, besonders der Gelehrten, gegen alle Bewegung im Freien einen förmlichen Widerwillen zu haben schien, waren freie Luft und kaltes Wasser für Goethe unentbehrlich."

Unter der Naturstimmung seiner Zeit wuchs der Knabe auf. In der „Geschichte seines botanischen Studiums" sagt Goethe selbst: „Von dem, was eigentlich äußere Natur heißt, hatte ich keinen Begriff, und von ihren sogenannten drei Reichen nicht die geringste Kenntniß. Von Kindheit auf war ich gewohnt in wohleingerichteten Ziergärten den Flor der Tulpen, Ranunkeln und Nelken bewundert zu sehen; und wenn außer den gewöhnlichen Obstsorten auch Aprikosen, Pfirschen und Trauben wohlgeriethen, so waren dies genügende Feste den Jungen und den Alten. An exotische Pflanzen wurde nicht gedacht, noch viel weniger daran, Naturgeschichte in der Schule zu lehren."

Aber früh schon suchte Goethe aus eigenem Naturtrieb die Natur auf, besonders wenn er Beruhigung brauchte nach ausgestandenem Herzeleid. So erzählt uns Goethe selbst in Wahrheit und Dichtung, wie er nach der Gretchenaffaire in Frankfurt einsame Ruhe in der Natur der Umgegend suchte. „Die Jahreszeit war schön geworden, wir (er und sein Freund) gingen oft zusammen in's Freie und besuchten die Lustörter, die in großer Anzahl um die Stadt umherliegen. Aber gerade hier konnte es mir am wenigsten wohl sein. — Ich zog daher meinen Freund in die Wälder und indem ich die einförmigen Fichten floh, suchte ich jene schönen belaubten Haine, die sich zwar nicht weit und breit in der Gegend erstrecken, aber doch immer von solchem Umfange sind, daß ein armes verwundetes Herz sich darin verbergen kann. In der größten Tiefe des Waldes hatte ich mir einen ernsten Platz ausgesucht, wo die ältesten Eichen und Buchen einen herrlich großen beschatteten Raum bilden. Etwas abhängig war der Boden und machte das Verdienst der alten Stämme nur desto bemerkbarer. Rings an diesen freien Kreis schlossen sich die dichtesten Gebüsche, aus denen bemooste Felsen mächtig und würdig hervorblickten und einem wasserreichen Bach einen raschen Fall verschafften.

Kaum hatte ich meinen Freund, der sich lieber in freier Landschaft am Strom unter Menschen befand, hierher genöthigt, als er mich scherzend versicherte, ich erweise mich wie ein wahrer Deutscher. Umständlich erzählte er mir aus dem

Tacitus, wie sich unsere Urväter an den Gefühlen begnügt, welche uns die Natur in solchen Einsamkeiten mit ungekünstelter Bauart so herrlich vorbereitet. Er hatte mir nicht lange davon erzählt, als ich ausrief: O! warum liegt dieser köstliche Platz nicht in tiefer Wildniß! warum dürfen wir nicht einen Zaun umherführen, ihn uns zu heiligen und von der Welt abzusondern! Gewiß, es ist keine schönere Gottesverehrung als die, zu der man kein Bild bedarf, die blos aus dem Wechselgespräch mit der Natur in unserem Busen entspringt!"

Als dann Goethe's Seele nach dem Abbruch der Sesenheimer Liebe wieder ruhebedürftig war, schweifte er wieder umher in der Umgegend Frankfurts. Man pflegte ihn damals — berichtet Goethe — den Wanderer zu nennen. „Dieser Beruhigung für mein Gemüth, die mir nur unter seinem Himmel in Thälern, auf Höhen, in Gefilden und Wäldern zu Theil ward, kam die Lage von Frankfurt zu statten. — Ich gewöhnte mich auf der Straße zu leben und wie ein Bote zwischen dem Gebirge und dem flachen Lande hin und her zu wandern. — Mehr als jemals war ich gegen offene Welt und freie Natur gerichtet. Unterwegs sang ich mir seltsame Hymnen und Dithyramben, wovon noch eine unter dem Titel „Wanderers Sturmlied" übrig ist. Ich sang diesen Halbunsinn leidenschaftlich vor mich hin, da mich ein schreckliches Wetter unterwegs traf, dem ich entgehen mußte."

In Wetzlar mußte Goethe die Liebe zu Lotte überwinden. Als er den Entschluß gefaßt, geht er zu Fuß an den Ufern der Lahn entlang und fährt von Ems auf einem Kahn den Fluß herab. Oberlahnstein und Ehrenbreitstein entzücken ihn. Nach einem Besuch bei der Familie von Laroche in Koblenz zieht er mit dem Freunde Merck und seiner Familie rheinaufwärts bis Biberich und „genießt mit Muße der unendlich mannigfaltigen Gegenstände, die bei dem herrlichsten Wetter jede Stunde an Schönheit zuzunehmen und sowohl an Größe als an Gefälligkeit immer neu zu wechseln schienen".

In Frankfurt neue Liebe und neues Entsagen. Um Lilli zu vergessen, geht er mit den Brüdern Stolberg in die Schweiz. „Wenn einer zu Fuße, ohne recht zu wissen, warum oder wohin? in die Welt lief, so hieß dies eine Geniereise" — sagt Goethe. Solche Geniereise machten nun die jungen Leute über den Rheinfall bei Schaffhausen nach Zürich, von wo nach kurzem gemeinsamem Verweilen Goethe und die Grafen ihre eigenen Wege gingen. „In getrennter Wohnung von meinen Gesellen lebend, ward ich täglich, ohne daß wir im geringsten Arges davon gehabt hätten, denselben immer fremder, unsere Landpartien paßten nicht mehr zusammen." Ihre damals echt Rousseau'sche Ueberschwänglichkeit scheint zu seinem Bedürfniß nach ruhigem Genuß der großen Natur nicht recht gestimmt zu haben. Mit Lavater besucht Goethe nun den alten Bodmer in seiner hoch am Züricher See gelegenen, wahrhaft idyllischen Wohnung und ist entzückt über den weiten, freien Ausblick auf See und Land und die blaue Reihe der höheren Bergrücken in der Ferne, die seine Sehnsucht wecken. Leicht wird es da dem Freunde Passavant, den er zufällig trifft, ihn in die Gebirge zu locken. Nach einer Fahrt über den See wandern sie die rauhen Wege hinauf nach Maria-Einsiedeln, dann zurück an den Schwyzer Haken vorbei über Schnee und zackige Klippen den wilden Weg hinab nach Schwyz, andern Tages über den Loverzer-

See hinauf nach dem umwölkten Rigi, der oben herrliche Durchblicke gönnte, dann über Amsteg die immer düsterer werdende Gotthardstraße hinan und dann doch an der Grenzscheide des Ueberstiegs nach Italien nach dem Anblicke des Bildnisses seiner verlassenen Geliebten aus Sehnsucht wieder zurück in die Heimat. Damals dichtete Goethe in Erinnerung an die Fahrt über den Züricher See das naturselige Lied:

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!

Die Wellen wieget unser Kahn
Im Rudertact hinauf,
Und Berge, wolkig, himmelan,
Begegnen unserm Lauf.

Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg der Traum! so gold du bist,
Hier auch Lieb' und Leben ist.

Ueberhaupt nirgend tritt uns Goethe's ganze unbefangene Hingabe an die Natur, sein Leben in und mit der Natur lebendiger entgegen als auf seinen wiederholten Schweizerreisen. Genußreich sind daher für Jeden, der die Gegenden kennt, selbst die kurzen Aufzeichnungen Goethe's von diesen Reisen. Wie charakteristisch sind in dieser Rücksicht gleich die Aufzeichnungen der Reise, die Goethe mit seinem Herzog im Spätherbst 1779 durch's Münster-Thal über Lauterbrunn, auf den Steinberg, um den Tschingel-Gletscher zu sehen, und dann nach Grindelwald, über Genf nach Chamouni und dann durch's Rhonethal über die Furka, den Gotthard und hinunter das Reußthal unternimmt.

Ganz entzückt schreibt Goethe am 9. October an Frau von Stein über den Staubbach: „Wir haben den Staubbach bei gutem Wetter zum ersten Mal gesehen. Die Wolken der oberen Luft waren gebrochen und der blaue Himmel scheint durch. An den Felswänden hielten Wolken, selbst das Haupt, wo der Staubbach herunter kommt, war leicht bedeckt. Es ist ein sehr erhabener Gegenstand. Und es ist vor ihm, wie bei allem Großen, so lang es Bild ist, so weiß man doch nicht recht, was man will. Es läßt sich von ihm kein Bild machen, aber wenn man drunter ist, wo man weder mehr bilden noch beschreiben kann, dann ist man erst auf dem rechten Fleck. Jetzo sind die Wolken herein ins Thal gezogen und decken alle die heiteren Gründe. Auf der rechten Seite steht die hohe Wand noch hervor, über die der Staubbach herabkommt. Es wird Nacht." — Strophen zum Gesange der Geister bilden sich in seiner Seele und umsummen ihn auf der Weiterreise nach Bern in Erinnerung an den Staubbach.

„Hier und da auf der ganzen Reise — berichtet Goethe weiter — ward so viel von der Merkwürdigkeit der Savoyer Eisgebirge gesprochen, und wie wir nach Genf kamen, hörten wir, es werde immer mehr Mode, dieselben zu sehen, daß der Graf eine sonderliche Lust kriegte, unseren Weg dahin zu leiten."

Von Genf schreibt Goethe am 2. November: „Morgen soll's nach den Savoyer Eisgebirgen und von da durch ins Wallis. Wenn es dort schon so aussähe, wie man es hier malt, so wär's ein Stieg in die Hölle, man kennt aber

schon die Poesie der Leute auf den Sophas und in den Cabriolets. Etwas zu leiden sind wir bereit." Ernstlich bemühen sich nun sogenannte vernünftige Leute, den Herzog von der Reise in die Savoyischen Eisgebirge abzuhalten, sie machten eine Staats= und Gewissenssache daraus. Rasch fährt da Goethe zum naturkundigen Professor de Saussure, um seinen Rath zu erbitten.

„Der entschied — schreibt Goethe — zu unserem großen Vergnügen, daß wir ohne die geringste Fahr noch Sorge den Weg in dieser so gut als in einer früheren Jahreszeit machen könnten." — Auch am Rhonegletscher müssen die Wanderer erst die Bedenken der Führer mit frischer Wanderlust beschwichtigen, um sie zur Führung über die in tiefem Schnee liegende Furka zu vermögen. Goethe hat diese Wanderung beschrieben, Niemand sollte diese Schilderung ungelesen lassen, der kennen lernen will, wie man eine großartige Natur wahrhaft genießen kann. Selbst Nebensächliches, wie z. B. die Beschreibung des Wolkenspiels, ist großartig schön. „Ich bin in die Thüre getreten, ich habe dem Wesen der Wolken eine Weile zugesehen, das über alle Beschreibung schön ist. Eigentlich ist es noch nicht Nacht, aber sie verhüllen abwechselnd den Himmel und machen dunkel. Aus den tiefen Felsschluchten steigen sie herauf, bis sie an die höchsten Gipfel der Berge reichen; von diesen angezogen, scheinen sie sich zu verdicken und, von der Kälte gezackt, in Gestalt des Schnees niederzufallen. Es ist eine unaussprechliche Einsamkeit hier oben, in so großer Höhe doch noch wie in einem Brunnen zu sein, wo man nur vorwärts durch die Abgründe einen Fußpfad hinaus vermuthet. Die Wolken, die sich hier in diesem Sacke stoßen, die ungeheure Felsen bald zudecken und in eine undurchdringliche, öde Dämmerung verschlingen, bald Theile davon wieder als Gespenster sehen lassen, geben dem Zustand ein trauriges Leben. Man ist voller Ahnung bei diesen Wirkungen der Natur. Die Wolken, eine dem Menschen von Jugend auf so merkwürdige Lufterscheinung, ist man in dem platten Lande doch nur als etwas Fremdes, Ueberirdisches anzusehen gewohnt. Man betrachtet sie nur als Gäste, als Streichvögel, die, unter einem anderen Himmel geboren, von dieser oder jener Gegend bei uns augenblicklich vorbeigezogen kommen, als prächtige Teppiche, womit die Götter ihre Herrlichkeit vor unseren Augen verschließen. Hier aber ist man von ihnen selbst, wie sie sich erzeugen, eingehüllt, und die ewige innerliche Kraft der Natur fühlt man sich ahnungsvoll durch jede Nerve bewegen."

Ein neuerer Goethe=Schriftsteller Vrabranek, der die naturwissenschaftliche Correspondenz Goethe's mit einer Einleitung versehen 1874 herausgab, hat die Nebelpoesie Goethe's an einem Vergleich seiner Dichtungen mit der Homerischen und Shakespearischen einer sinnigen Betrachtung unterzogen, um zu zeigen, wie sehr dieselbe aus der Beobachtung der Natur selbst geschöpft ist.

Wie großartig beschreibt Goethe den Rheinfall bei Schaffhausen, als er im Jahre 1797 zum dritten Male bei ihm verweilt:

„Bisher war Nebel, zu besonderem Glück und Bemerkung des Details; die Sonne trat hervor und beleuchtete auf das schönste schief von der Hinterseite das Ganze. Das Sonnenlicht theilte nun die Massen ab, bezeichnete alles Vor= und Zurückstehende, und verkörperte die ungeheure Bewegung. Das Streben der Ströme gegen einander schien gewaltsam zu werden, weil man ihre Richtungen und Ab=

theilungen deutlicher sah. Stark spritzende Massen aus der Tiefe zeichneten sich nun beleuchtet vor dem feinern Dunste aus, ein halber Regenbogen erschien im Dunste.

Bei längerer Betrachtung scheint die Bewegung zuzunehmen. Das dauernd Ungeheure muß uns immer wachsend erscheinen; das Vollkommene muß uns erst stimmen und uns nach und nach zu sich hinaufheben. Das Meer gebiert das Meer. Wenn man sich die Quellen des Oceans dichten wollte, so müßte man sie so darstellen." —

Und Goethe wußte wohl, daß man solche Naturpracht nicht flüchtig, sondern wiederholt betrachten muß, daß man warm werden muß, um zu genießen. Er fuhr hinüber und herüber, trat bei dem Laufenschen Felsen dicht an den Sturz hinan. „Der Regenbogen erschien in seiner größten Schönheit; er stand mit seinem ruhigen Fuß in dem ungeheuren Gischt und Schaum, der, indem er ihn gewaltsam zu zerstören droht, ihn jeden Augenblick neu hervorbringen muß." — Betrachtungen über die Sicherheit neben der entsetzlichen Gewalt drängten sich ihm auf.

Unterm Thore des Wirthshauses fand Goethe ein paar Franzosen wieder, die er auch am Rheinfall gesehen hatte. Der Eine schien wohl damit zufrieden, der Andere aber sagte: C'est assez joli, mais pas si joli que l'on me l'avait dit. „Ich möchte die Ideen des Mannes und seinen Maßstab kennen" — bemerkt Goethe dazu. Mit Goethe's Augen sahen diese Franzosen die Natur sicherlich nicht an.

Doch genug der herrlichen Naturbeschreibungen aus Goethe's Reisen, das Thema wäre unerschöpflich, ich hoffe, das Wenige genügt Anderes in Erinnerung zu bringen oder reizt dazu durch neue Lectüre früheren Genuß aufzufrischen. Nur zwei allgemeinere Bemerkungen zur Charakteristik der verständnißvollen Art, mit der Goethe die Natur genoß, mögen noch heraus gehoben sein.

Bei St. Maurice im Wallis bewundern auf der Schweizerreise mit dem Herzog 1779 die Wanderer den berühmten Wasserfall der Pissevache im herrlichsten Sonnenspiel. „Wir kletterten dran herum, setzten uns dabei nieder und wünschten ganze Tage und gute Stunden des Lebens dabei zubringen zu können. Auch hier wieder, wie so oft auf dieser Reise, fühlten wir, daß große Gegenstände im Vorübergehen garnicht empfunden und genossen werden können."

Das ist gewiß eine tief empfundene Wahrheit, welche die raschlebigen Menschen unserer Zeit bei ihrem Naturgenuß schon fast wieder vergessen haben. Um das Schöne zu genießen, muß man verweilen bei seinem Anblick, muß warm werden in seiner Nähe.

Und wie wahr ist auch die andere kleine Bemerkung, die Göthe beim Hinabsteigen im Reußthal macht: „Es ist ein Fehler bei Fußreisen, daß man nicht oft genug rückwärts sieht, wodurch man die schönsten Aussichten verliert." Goethe ging zu Fuß oder ritt durch die herrlichen Thäler, da war das Umschauen leicht. Heute pflegen die Reisenden, wo es geht, zu fahren, da erfordert das Umschauen immer ein Aufstehen, ist unbequem und wird nur von leidenschaftlicheren Naturfreunden nicht unterlassen. Wie oft habe ich selbst die Wahrheit dieses kleinen Goethe'schen Satzes empfunden, wenn ich auf dem Schiff den Rheinstrom abwärts fuhr. Da schieben sich die Berge immer neu zu einander, bald schließt ein Fels hier das Thal ab, bald tritt dort ein Fels zurück und ein neuer Blick auf Fels und Ruine öffnet sich. Man möchte Augen vorn und hinten haben, und wer sich nicht beständig wendet und kehrt, auf dem Schiff bald hinten, bald vorn ist, der

hat von seiner Rheinfahrt sicher nur den halben Genuß. Daß Goethe die Natur auch in dieser Rücksicht recht zu genießen wußte, zeigen seine Worte.

Das Alles zeigt eine andere Art als die war, mit der man bis dahin die Natur zu genießen pflegte. Der Naturgenuß, der bis dahin auf künstlicher Pflege beruhte, war in Goethe selbst Natur geworden.

Gewiß auch Goethe war ein Kind seiner Zeit und zahlte ihr noch mitunter den Tribut, den sie forderte. Bisweilen fällt auch Goethe einmal in Rousseauische Sentimentalität, oder was noch häufiger vorkommt — in Rousseauische Naturwüchsigkeit. Sentimental schreibt Goethe einmal an Frau von Stein: „Wir fuhren nach Vevey, ich konnte mich der Thränen nicht enthalten, wenn ich nach Meillerie hinübersah und den dent de Chamont (Jaman) und die ganzen Plätze vor mir hatte, die der ewig einsame Rousseau mit empfindendem Wesen bevölkerte". Doch solche Stellen finden sich selten. Häufiger aber begegnen wir in seinen Beschreibungen einem äußerst naturwüchsigen Baden unter freiem Himmel.

Goethe erzählt höchst anmuthig in Wahrheit und Dichtung, wie den Brüdern Stolberg im Sihlthal solch herrliches Naturbad in den schäumenden Stromwellen Steinwurf auf Steinwurf aus dem oberen stummen Gebüsch eintrug, so daß die Jünglinge schleunigst das erquickende Element verlassen und ihre Kleider suchen mußten. Freunde hatten, wie Goethe berichtet — die guten harmlosen Jünglinge, welche garnichts Anstößiges fanden, halb nackt wie ein poetischer Schäfer, oder ganz nackt wie eine heidnische Gottheit sich zu sehen, schon erinnert, dergleichen zu lassen. „Man machte ihnen begreiflich, sie wohnten nicht in der uranfänglichen Natur, sondern in einem Lande, das für gut und nützlich erachtet habe, an älteren, aus der Mittelzeit sich herschreibenden Einrichtungen und Sitten festzuhalten." — Goethe gesteht, daß auch er in der Schweiz beim Anblick und Feuchtgefühl des rinnenden, laufenden, stürzenden, in der Fläche sich sammelnden, nach und nach zum See sich ausbreitenden Gewässers, der Versuchung unter freiem Himmel zu baden nicht habe widerstehen können und sich im klaren See zu baden mit seinen Gesellen vereint habe zum Anstoß Derer, die es doch sahen, während sie glaubten weit genug von menschlichen Blicken zu sein. Goethe selbst erinnert dabei an Rousseauischen Einfluß. —

„Vergegenwärtige man sich zunächst jene unbedingte Richtung nach einer verwirklichten Naturfreiheit, so wird man den jungen Gemüthern verzeihen, welche die Schweiz gerade als das rechte Local ansahen, ihre frische Jünglingsnatur zu idyllisiren. Hatten doch Geßner's zarte Gedichte sowie seine allerliebsten Radirungen hierzu am entschiedensten berechtigt."

Und trotz der Züricher Erfahrung hat Goethe auch später dieser Naturneigung nicht widerstehen können. Er badet gleich wieder in der Reuß, er badet später, als er mit dem Herzoge reist, sogar am 10. November im kalten Rhonefluß, ja er setzt die Gewohnheit endlich auch zu Weimar an seinem Gartenhaus in der Ilm fort. Sein 1774 gedichteter Vers:

„Und ich geh' meinen alten Gang
Meine liebe Wiese lang.
Tauche mich in die Sonne früh,
Bad' ab im Monde des Tages Müh"

enthält buchstäbliche Wahrheit. Oft badete er dort im Mondschein der Nacht. Einmal stieg gerade ein Bauer über das Gatter der Floßbrücke, als er im Wasser schwamm. Goethe gab wilde und wunderbare Töne von sich, tauchte unter und wieder auf mit seinem langen, schwarzen Haar, so daß der Bauer entsetzt davonlief, als sei ihm der Teufel selbst erschienen. — Echt Rousseauisch verschmäht Goethe mitunter selbst in seinem Gartenhause das Bett und schläft auf dem Altan des Hauses unter freiem Himmel. So schreibt er am 3. Mai 1777 an Frau von Stein: „Mir hat Philipp noch einen Eierkuchen gebacken und darauf habe ich mich, im blauen Mantel gehüllt, auf dem Altan an den Boden in ein trocken Winkelchen gelegt und im Blitz, Donner und Regen herrlich geschlummert, daß mir sogar mein Bett nachher fatal war," — und wieder am 19. Mai: „heute Nacht habe ich auf meinem Altan unterm blauen Mantel geschlafen, bin dreimal aufgewacht, um 12, 2 und 4, war jedesmal neue Herrlichkeit des Himmels um mich."

Das sind offenbar jugendlich übermüthige Naturgenüsse à la Rousseau, aber auch sie sind doch, da sie in stiller Einsamkeit genossen werden, fern von der durch Rousseau aufgekommenen naturwüchsigen Renommisterei der bloßen Beine und strumpflosen Beschuhung, in der man eine Zeit lang die Kinder laufen ließ. Auch dies sind nur Ergüsse der neuen etwas extravagirenden, aber doch wahren Liebe zur Natur, die jeder noch empfinden kann, der als junger Mensch einmal ähnliche Genüsse gesucht hat. Und ohne dichterischen Ertrag waren auch sie bei Goethe nicht. Gewiß mit Recht hat man die Erfahrung seiner nächtlichen Badelust wieder herausklingen hören aus der Ballade vom Fischer, die den zauberischen Reiz der verlockenden Fluth so lebendig schildert, als müßte man selbst mit hinabsinken in die Tiefe.

Doch so sind wir von seinen Reisen wie von selbst eingezogen in sein Gartenhaus an der Ilm. Nun wohl, dies Leben im Gartenhaus ist selbst das beste Zeugniß seiner andauernden Liebe zur Natur. Erst als der Herzog ihm dies Haus schenkt in dem Park, dessen Schmuck man zum großen Theil mit als Goethe's Werk ansehen kann, wird ihm wohl in Weimar. Nun pflanzt und schafft er selbst im Garten, hier genießt er den stillen Frieden der Natur, den der Laut der singenden Vögel nicht stört, hier tröstet ihn, wie er einmal an Knebel schreibt, die Konsequenz der Natur über die Inkonsequenz der Menschen; in diese Stille flüchtet er, wenn er ungestört dichten und arbeiten will.

„Hab' ein liebes Gärtchen vor dem Thore an der Ilm — schreibt er einmal 1776 — schöne Wiesen in einem Thal, ist ein altes Häuschen drin, das ich mir repariren lasse; Alles blüht, alle Vögel singen." — Und ein ander Mal: „Ein schöner, heiterer Tag! Da laß ich mir von den Vögeln was vorsingen und zeichne Rasenbänke, die ich will anlegen lassen, damit Ruhe über meine Seele komme und ich wieder von vorne möge anfangen zu tragen und zu leiden." — Und einige Jahre später 1778: „In meinem Thale wird es immer schöner, d. h. es wird mir näher und Anderen und mir genießbarer, da ich die vernächlässigten Plätzchen alle mit Händen der Liebe polstere und putze, und jederzeit mit größter Sorgfalt die Fugen der Kunst der lieben immer bindenden Natur zu befestigen und zu decken übergebe."

Wie anders war diese Pflege von Garten und Park, als die bis dahin übliche der Gärten mit labyrinthischen Vexirgängen, aus denen man nicht sollte herausfinden können, und mit Tempelchen und Lusthäusern, oft gestellt wie heut zu Tage noch vielfach unsere Rastbänke im Freien, mit dem Rücken gegen die schöne Aussicht gekehrt. Die Natur, die Goethe hier pflegte, das war die Natur, von der mir einmal am Comersee der alte Graf Serbelloni ein wahres Wort gesagt hat, das war die Natur, die Gott selbst geschaffen und in welcher der Mensch nur Wege bahnte und Ruheplätze anlegte, um die herrlichen Werke Gottes besser bewundern und sich ihrer ungestört erfreuen zu können. Diese Stille der Natur erhielt in Goethe die unversiegliche dichterische Schöpferkraft. — „Dabei bleibt es nun einmal — schreibt er 1779 — daß ich ohne absolute Einsamkeit nicht das Mindeste hervorbringen kann. Die Stille des Gartens ist mir daher auch vorzüglicher schätzbar."

Wenn ihm dann aber auch hier einmal die Menschenwelt und besonders die Menschenwelt des Hofes noch zu nahe war, dann ging er mit seinem Herzog jagen in den immer grünen Forsten des Thüringer Waldes oder bei noch größerem Verlangen nach Natureinsamkeit stieg er, sich entfernend vom Jagdzuge, auf kaum gangbaren Wegen mitten im December im Harz auf den Brocken. „Heiterer, herrlicher Tag, rings die ganze Welt in Wolken und Nebel, oben Alles heiter. Was ist der Mensch, daß du sein gedenkst" — schreibt er dort kurz auf sein Tageblatt. Verherrlicht hat er den Schneegang in seinem Gedicht „Harzreise im Winter." — Kam er auch so noch nicht weit genug fort von dem Menschenkreis, in dem er lebte, so flüchtete er in das Land des Südens, nach dem längst seine dichterische Sehnsucht stand, und in dem er nur Natur und Kunst mit gleich offenem Auge sah.

Und so frisch bleibt Goethe's Freude an der Natur bis an sein Lebensende. Noch das letzte Geburtstagsfest feiert er mit den Seinigen in der ihm stets lieben Natur Ilmenaus. Noch einmal betrat er dort die Bretterhütte auf dem Gickelhahn mit der schönen Aussicht auf das liebliche Thal. Dort standen noch die Verse, die er 1783 an die Wand geschrieben hatte:

> Ueber allen Gipfeln ist Ruh';
> In allen Wipfeln spürest Du
> Kaum einen Hauch;
> Die Vögelein schweigen im Walde;
> Warte nur! balde,
> Ruhest Du auch.

Goethe las die Verse mit Thränen und wiederholte laut die letzten Worte. Im folgenden Jahre trat das Bald an ihn heran, das ihn von dieser schönen Welt zu scheiden zwang.

Derart war der Naturgrund, auf dem Goethe's Dichten erwuchs. Es ist nicht nöthig, an die herrlichen Früchte seiner Dichtung zu erinnern, welche die Spuren dieses Naturbodens so deutlich zeichnet. An manche schöne Frucht ist ja überdies schon gleich unmittelbar bei Erwähnung des Naturgenusses, der sie zeitigte, erinnert worden. Anderes ist ohne Zweifel in Aller lebendigem Gedächtniß oder es braucht nur flüchtig daran erinnert zu werden. So sei denn erinnert an die herrlichen Naturschilderungen im Werther, wie Werther im sonnigen Grase liegt und die lebendige Welt der Insekten ihn umsummt, wie herrlich das heraufziehende Ge=

witter beschrieben ist, das Lotte an Klopstock's Gedicht „das Gewitter" erinnert, — erinnert sei an die köstliche Naturschilderung auf dem Ritt Goethe's nach Sesenheim, erinnert auch an Faust's Spaziergang mit dem Bücherwurm Wagner, der in Wald und Flur nichts lernen kann, erinnert an Faust's großartigen Naturmonolog in der Bergeinsamkeit — doch wozu noch an Mehreres erinnern, ein jeder Kenner Goethe's ergänzt das ja leicht.

In diesen Naturdichtungen ist noch etwas mehr als nur musikalische Stimmung, in ihnen ist zugleich lebendige Anschauung der Natur, Plastik; die Natur lebt vor unseren Augen, wir athmen auf in ihr und leben mit ihr. Und eben deshalb nannte Schiller gewiß mit Recht Goethe den Dichter, „in welchem die Natur getreuer und reiner, als in irgend einem andern wirkt und der sich unter den modernen Dichtern vielleicht am wenigsten von der sinnlichen Wahrheit der Dinge entfernt." — Goethe ist der Dichter, der nicht mehr die Natur nur sucht, er ist der Dichter, der sie hat und der selbst Natur ist.

Unterirdische Bergpredigt.

Von

Richard Weltrich.

Ich war gegen Abend von Tegernsee herüber gegangen nach Bad Kreuth, und auf der letzten Strecke, als Wald und Weg schon in Dämmerung sanken, kam mir ein Herr zur Seite, der in Begleitung eines Knaben war und das gleiche Nachtquartier suchte. Ein Gespräch ergab sich; der Fremde erzählte, daß er Candidat der Theologie sei, an der Universität Erlangen seine Studien beendet habe und nun in der Eigenschaft eines Hofmeisters den Sohn des hannövrischen Freiherrn v. G. auf einer Ferienreise begleite. Ich fand es nicht nothwendig, dem Fremden sogleich mit Personalien zu entgegnen; aber ich konnte ihn vertrösten, daß wir leicht Unterkunft finden würden; denn damals waren die Tage, in denen der Sommer zu Rüste geht und aus den Alpenbädern die Kurgäste sich längst verzogen haben. So traf man auch am Tisch des Passantenzimmers nur kleine Gesellschaft: ein paar herrschaftliche Jäger, Haus- und Oeconomiebeamte und einen jungen Arzt; es war am Qualm der Pfeifen zu merken, daß hier kein Brustkranker mehr der Erholung sich hingab. Meine Gefährten konnte ich jetzt erst besser ins Auge fassen. Der Candidat war von magerer Figur, und die schwarze Kleidung, das seminaristisch-langschößige, mit Bedacht zugeknöpft gehaltene Röcklein, das er selbst in die freien Berge trug, verrieth seinen Stand, auch wenn er sich Niemandem genannt hätte; dazu brachte er ein paar Mal ein Etui aus der Tasche, auf welchem mit mehr Sichtlichkeit als Geschmack die christlichen Symbolzeichen von Glaube, Liebe, Hoffnung eingestickt waren. Der Knabe, der etwa 13 Jahre zählen mochte, schien voll inneren Lebens zu sein; was in der Ausstattung des Zimmers an Natur und Bergwelt erinnerte, Raubvögel, Schnitzereien, Gemshörner und Hirschgeweihe, erweckte sein Staunen und Fragen; und wie hing er an den Lippen der Graubärte, der Jäger, als sie, des Tarokspiels endlich satt, sich an Weidmannsgeschichten was zu Gute thaten! Sein Mentor wollte andern Tags mit ihm an den Achensee gehen

und nachher über das Plumserjoch in die Hinterriß; und da diese Route bereits in einsamere Regionen führt, so rückte der eine und andere mit Rathschlägen und Notizen heraus, und meine Specialkarten schienen hier ebenfalls der Orientirung dienen zu können. Indem ich sie aber aus der Reisetasche zog, kamen zugleich ein paar Mineralien zum Vorschein, welche ich kurz zuvor gekauft hatte: Proben aus dem Kreuther Marmorbruch, von der hellgrauen, mit spärlichen dunkleren Adern durchzogenen Sorte und der mattröthlichen, weißlich gefleckten; dazu zwei Stücke versteinerten Holzes, welche an einer Seite so hübsch angeschliffen waren, daß man die alte Holzstruktur auf das deutlichste erkannte. Der Knabe hatte das kaum bemerkt, als seine Aufmerksamkeit sich mir zuwandte; er legte die Gegenstände, welche von Hand zu Hand gegangen waren, äußerst zögernd vor mich hin; und dabei sah er mir so treuherzig in die Augen, daß ich dem jungen Blut, an dessen Frische und Gesundheit man seine Freude haben mußte, das eine Stück versteinerten Holzes wieder hinübergab mit dem Bemerken: „Wenn du es gut aufheben willst, soll dir's gehören!" Ueber das Gesicht des Knaben flog eine feine Röthe, fast noch schöner wie sein verlegenes Dankwort; wogegen der Candidat ergänzte: „Er hat eine Sammlung und trägt uns allerlei Kram heim."

„Im Sommer", knüpfte zu mir gewendet der Arzt an, „war ein Händler hier, von dem ich wirklich hübsche und seltenere Sachen gekauft habe; zum Beispiel eine polirte Marmorplatte, auf deren Fläche zwischen dem bräunlichen mineralischen Gefüge weiße Ammonshörner erscheinen; eine Sorte von Marmor, Muschelmarmor, welche im Oberpfälzischen in besonders schönen Stücken zu bekommen ist."

„Ammonshörner", warf ein alter Jäger ein, „das Zeug liegt, wo ich zu Haus bin, bei Heidenheim, auf allen Steinhaufen. Ich hab' als Bub eine ganze Schublade voll gehabt, in allen Größen. Aber mein Vormund, der Schullehrer, nahm's übel auf, wenn ich mit dem Heimschleppen der Steine mir das dünne Taschenfutter zerriß; und einmal gab's einen Prügeltanz, und die schöne Sammlung flog Stück für Stück zum Fenster hinaus. Mir scheint, jetzt weiß man so etwas besser zu schätzen."

„Da sind Sie freilich auf reichem Boden zu Haus", versetzte ich, „am Hahnenkamm, im fränkischen Jura. Ich kenne die Gegend. Die Plattenkalke aus Solenhofen mit ihren vorzüglich erhaltenen Einschlüssen von Fischen und Krebsen wandern jetzt durch die ganze Welt. Erst nordwärts vom fränkischen Jura und der rauhen Alp, auf den welligen Hochebenen von Franken und Schwaben, im Keuperboden, werden die Reste der Vorwelt spärlicher und formenarmer".

Der Jäger erhob sein Glas und stieß mit mir an; das Gespräch aber warf nun weitere Wellen. Man schien vom Arzte zu wissen, daß er in paläontologischen Dingen Kennerschaft habe; einer der Beamten richtete an ihn die Frage, ob in den jetzigen Meeren das ganze Geschlecht der Ammonshörner ausgestorben sei.

„Vollkommen. Die ächten Ammoniten erscheinen in Arten- und Individuenmenge zuerst im Lias, also im schwarzen oder unteren Jura. Sie sind Zeitgenossen der großen Meersaurier. Gegen den Schluß der Kreideperiode entarten sie, strecken sich, verlieren, wie in den Gattungen Ancyloceras und Toxoceras, ihre kreisförmig gewundene Gestalt und erlöschen. Dabei möchte ich den Herren noch die Belemniten anführen, ein anderes Mollusken- und Cephalopodengeschlecht, das in enormer

Anzahl der Individuen die Ammoniten begleitet; es sind die Teufelsfinger, wie das Volk ihre fossilen Reste zu nennen pflegt. Will man aber in der Meeresfauna der Gegenwart nach annähernd verwandten Geschlechtern suchen, so wird man an die Ammoniten erinnert durch die schönen Nautilusschnecken, an die Belemniten durch die Sepien".

„Mein Gedächtniß ist schlecht", begann der Beamte wieder, „und mit den Formationen passiren mir Dinge, wie den jungen Lateinern mit den Genusregeln. Peschel's Atlas des deutschen Reiches besitze ich selbst und die geologische Karte nebst ihrem Schema der Farbenabstufungen hab' ich noch neulich betrachtet. Und nun im Augenblick, da die Herren von diesen Dingen reden, verwirrt sich mir wieder Lias und Trias und überhaupt die gesammte Reihenfolge der Schichten, und was für Gestein man unter Keuper versteht, ist mir entfallen. Möchten Sie nicht in Kürze nachhelfen, Herr Doktor?"

„Mit vielem Vergnügen; wir werden die Ordnung sogleich hergestellt haben. Sie wissen, daß die archäische Zeit vorausgegangen ist, mit der Bildung von Gneiß, Glimmerschiefer und mit Gneiß wechsellagerndem Granit, sowie die paläozoische Zeit mit Silur und Devon, also den beiden Grauwackenformationen, mit der Steinkohlenformation und hierauf der Dyas, nämlich dem Rothliegenden und dem Zechstein. Die mesozoische Formationsgruppe, das mittlere oder secundäre Schöpfungsalter, beginnt mit der Trias, einem dreigliedrigen Schichtensystem von Buntsandstein, Muschelkalk und Keuper; setzt sich im Jura fort, endet mit der Kreide. Die geologische Neuzeit endlich, die känozoische Formationsgruppe, hebt an mit dem Tertiär, also Molasse, Nagelfluhe, Sanden, Braunkohlen und anderen Bildungen, und reicht im Quartär über das Diluvium zum Alluvium, der Gegenwart. Diese Formationen sind sämmtlich sedimentär, sind aus Meeres- und Wasserabsätzen entstanden, geschichtetes Gestein; wogegen Granit zum Theile, Grünstein, Porphyr, Trachyt, Basalt, als eruptive Masse gluthflüssig aus dem Erdinnern emporgedrungen, wenn auch unter Mitwirkung von Wasserdämpfen gebildet, in Gängen und Stöcken die Sedimente durchsetzt."

Und nun verbreitete der Doctor sich mit wachsender Ausführlichkeit über die Gesteinsarten und explicirte, daß der Keuper vorwiegend aus bunten Mergeln, feinkörnigen Sandsteinen und Schieferletten bestehe, der Jura hingegen aus Kalksteinen, Thonen und Dolomiten. Er hätte das gelehrte Detail vielleicht etwas sparen können; aber er gab die Hauptpunkte klar, und niemals verließ ihn das Bestreben, eine wohlgeordnete Vorstellung zu vermitteln. Auch versäumte er nicht, zu erwähnen, daß weit weniger die Gesteinsarten den Unterschied zwischen den einzelnen Formationen abzugeben vermöchten, als vielmehr die in den Sedimenten eingeschlossenen, in Versteinerung, in Abdrücken erhaltenen organischen Reste, und daß aus der Gleichartigkeit ihrer Formen auf gleiches Alter der einschließenden Schichten gefolgert werde.

Der Beamte war mehr als zufriedengestellt, und die Unterhaltung wäre vielleicht unmerklich in andere Geleise gelangt, wenn nicht der Jäger noch ein paar Laienfragen auf dem Herzen gehabt hätte. Er wollte zunächst wissen, ob in den Zeiten, von denen zuletzt die Rede war, bereits Menschen auf der Welt gewesen seien; und sehr bestimmt inquirirte er den Doktor:

„Wie lang ist's her, daß ein Meer geflossen ist, wo jetzt im Fränkischen Städte und Dörfer stehen? Mehr als 10 000 Jahre?"

„Mehr als 100 000! Ihr müßt Euch die Dinge nicht von so kurzer Hand vorstellen. Die Erde ist alt, guter Freund, und ist langsam zu dem geworden, was wir jetzt sehen. Die sedimentären Schichten sind oft tausende von Metern mächtig und setzen ganze Gebirge zusammen; und so etwas braucht Zeit, um aus dem Wasser sich anzusammeln, um Gestein zu werden." Und damit wendete der Arzt sich wieder zu mir und nannte Lyell's „antiquity of man".

Der Knabe, dem bei diesen Gesprächen Vieles unverständlich sein mußte und der doch hier ein Wissen ahnte, von welchem zu ihm noch kein Buchstabe gelangt war,, hatte während dessen die Augen voll Verwunderung auf uns gerichtet; der Candidat rückte ein paar Mal mit dem Stuhle.

„Ist mein Stein auch so alt?" fragte jetzt an mich gewendet der Knabe „älter als Adam und Eva?"

„Das läßt sich schwer bestimmen, mein liebes Kind", entgegnete ich, „aber es wird wohl so sein."

„Daß die Welt ein wenig älter ist, als man früher gehört hat", interpellirte nun wieder der Jäger, „hab' ich mir schon selber gedacht. Aber was zu stark ist, ist zu stark. Wenn man das Alles so genau weiß, wie die Herren sagen, dann hole der Henker die Kalender und auch das Lehrbuch der Weltgeschichte, das theure, das ich meinem Bub für die lateinische Schule hab' kaufen müssen! Ueberall drucken sie hinein: 5 800, 6 000 Jahre seit Erschaffung der Welt, und rechnen so weiter".

„Kalenderlügen! Man druckt aus Gewohnheit den Nonsens ein Jahr wie das andere! Es gibt aber auch Leute und Classen von Leuten, die bei dieser Rechnung ihr Interesse finden, und besonders die "— Geistlichen, wollte der Doktor sagen, aber in dem Moment war sein Blick auf den Candidaten gefallen, und er corrigirte, rücksichtsvoll, doch nicht ganz glücklich: die „Kalenderschreiber".

Aber am Horizont des Candidaten war das Gewölk bereits aufgezogen. Er mochte den Blick, der ihn gestreift hatte, gesehen oder gefühlt haben; jedenfalls schien es ihm an der Zeit, nun auch seinerseits sich zu äußern. „Meine Herren", begann er, „wir sind in Gefahr, eine junge Seele, die an den Lehren der heiligen Schrift heranwächst, zu ängstigen und zu verwirren; die geologische Wissenschaft ist vielfach in der Irre, und ihre verwegenen Meinungen gerathen in Widerspruch mit der Bibel, welche die geoffenbarte ewige und Allen verständliche Quelle der Wahrheit ist."

Der Doktor sah sein ganzes Wissen in Frage gestellt. Er replicirte jetzt mit geschärfterem Accent:

„Sie werden doch nicht behaupten wollen, Herr Pfarrer, daß die Entstehung der Welt in der Zeit und in der Weise vor sich gegangen ist, wie sie nach hebräischer Localsage der alttestamentliche Fabulist erzählt? Oder sind bei Ihnen diese Dinge noch immer Glaubensartikel?"

Der Candidat aber nahm sachte den Stein aus der Hand des Knaben, legte ihn vor mich hin, citirte den Spruch: „Was hälfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele?" verbeugte sich und wollte gehen.

Aber im nämlichen Augenblicke war auch ich vom Stuhle aufgefahren, und, empört über die thörichte Anwendung des herrlichen Bibelwortes, gab ich in seiner Sprache ihm zurück und rief ihm zu: „Du sollst den Namen des Herrn, Deines Gottes, nicht mißbrauchen!“

Die Thüre war zugefallen. Einen Moment war Alles stille; dann fluchten die Jäger, begann der Doktor sich zu moquiren, beklagte Jeder den Knaben, der verblüfft und traurig sich mit entfernt hatte. Sonderlich überrascht war ich allerdings nicht von der geistlichen Produktion; denn ich kannte das Terrain, auf welchem, mit der Prätension, Schatten zu geben, so verkrüppeltes Baumvolk heranwächst. Indessen erhob sich Lärm auf dem Hausgang, von Bergschuhen und Alpenstöcken; Touristen waren zurückgekommen von einer Ersteigung des Risserkogls, wie man vernahm; und damit hatte der Abend in Schilderung der Wege, die sie gemacht, der Aussicht, die sie genossen hatten, sein breit sich abspinnendes Thema.

Am andern Morgen, als auf den Gräsern noch der Frühtau lag, fand ich mich wieder auf dem Wege. Das kleine Ereigniß vom Abend zuvor war vergessen. Nur als ich in flüchtigem Vorübergehen den ebenen Plan des Bades Kreuth passirt, die langen Gebäude der Kuranstalt hinter mir hatte und wieder in den Fichtenwald eingetreten war, hemmte ein inneres Bild mir die naturfrohe Bewegung. Aus dem Schachte der Seele stieg frühe Jugendzeit herauf, Heimat, Elternhaus; Erinnerungen rannen zusammen. Das ist ja Kreuth, rief es in mir, wo die liebe Mutter, die nun lange schläft, einen Sommermonat zugebracht hat, und diese Wege wird sie oftmals langsam gegangen sein, deiner gedenkend! Wie klar aber wird nun mit einem Male das Gedächtniß, und eine ganze Seite des inneren Buches, das der Mensch mit sich trägt, erscheint vollbeschrieben, und die alte Schrift, wie wird sie mit jedem Augenblick deutlicher und heller! Hast sie doch abgeholt damals am Postwagen voll Jubel, und zu Hause im Stübchen hat sie dir Bilder gegeben und erzählt vom See, von den himmelhohen Bergen und den kleinen Alpenhütten! Und wie? Das war ja doch Bad Kreuth, wo ihr damals die unfreundliche Geschichte begegnet war, welche den Zorn des heranwachsenden Knaben entflammte? Das war aber folgende Geschichte.

Es befindet sich in Kreuth, dem Gebäude des Kursaals gegenüber ein Wirthshaus mit kleiner Kapelle, und damals wurde, ich meine an einem Marientag, ein kirchliches Fest gefeiert. Der Kaplan hatte den Schmuck der Kapelle angeordnet, und da es an Händen fehlte für das Winden und Binden so vieler Kränze, so griffen selbst Badegäste mit ein, und freundlichem Beispiel und Bitten folgend auch meine Mutter. Zwar Protestantin, mochte sie ihrerseits ein solches Opfer für nichts weiter als gute Toleranz erachten, und dazu hatte sie ihre Lust an den frischen Feldblumen und Alpenkräutern, die ihr nun durch die Hand gingen. Sie band eine große, prächtige Guirlande und legte sie um den Altar der Kapelle. In diesem Augenblicke trat der Kaplan in das Heiligthum und prüfte die Anstalten. Als meine Mutter nach einer Stunde noch einmal in die Kapelle blickte, war die Guirlande verschwunden; der Geistliche hatte sie eilends entfernen lassen mit der Weisung: „In meine Kirche kommen mir keine protestantischen Blumen!“

Das zog mir nun wieder durch die Vorstellung und rückte zusammen mit meinem eigenen neuesten Erlebniß. Aber mich labte die Bergluft, und die hellglänzende Sonne kam über den Wäldern herauf und schien mir in die Seele, und vor ihrem Taglicht verschwanden die priesterlichen Gestalten wie Nebelrauch. Ja, als ich bedachte, daß der genius loci Kreuth uns beiden einen kleinen Aerger gespielt hatte, vielleicht in Erkenntniß unserer Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit, ward mir fast fröhlich zu Muth, und ich hatte wieder meinen besten Wanderschritt. Ich will den Weg, der von Kreuth zum Achensee führt, hier nicht schildern; er ist etwas einförmig, weil man zu lange die nämlichen und zumeist ruhiger geformten Bergmassen und die gleichartigen Holzbestände vor Augen hat; erst wenn die Straße dem tirolischen See sich nähert, gewinnt man zur Seite eine tiefe Waldschlucht, in welcher die Wallach braust; dann kommen Kohlenmeiler, die Häuser von Achenkirchen und endlich die Seefluth, deren Farbenpracht, das tiefste Dunkelblau, an den Rändern in das Blaugrün des Pfauenspiegels übergehend, von keinem andern See der deutschen Alpen erreicht wird. Es war nahezu Abend geworden, als ich am Südende des Achensees aus dem Kahn stieg, an den Wirthschafts- und Klostergebäuden der Pertisau. Am andern Tag ging ich die steile, von der vorderen Spitze des Sonnwendjochs überragte Straße hinab nach Jenbach und nahm Mittags mein Quartier im Gasthof zum Stern, in dem alterthümlich interessanten Städtchen Hall nahe bei Innsbruck.

Mein Plan war diesmal, von Süden her in das Karwendelgebirge einzudringen; insbesondere wollte ich die Quellen der Isar, deren raschem Wellenzug ich von den Münchener Brücken so oft zugesehen hatte, einmal besuchen. Ich verstehe hier unter Karwendelgebirge die ganze Kalkalpenmasse, welche zwischen der Isarlinie, Scharnitz-Fall und der Einsenkung und Straße zwischen dem Achenpaß und Jenbach gelagert ist; während sie im Osten sich in undeutlicher gesonderte Berggruppen auseinanderbreitet, gliedert sie sich im westlicheren Theil zu vier mächtigen Parallelketten, deren südlichste als lange, steile Mauer zum Innthal abfällt; jenseits derselben aber entspringt auf der obersten Stufe des Hinterauthals am Lavatscherjoch der Quellbach der bergkräftigen, graugrünen Isar.

Ich wußte wohl, daß mich diese Wanderung in die ödesten Theile des Hochgebirges führen würde. Denn das ist echtes Bild der Kalkalpen: zersägte Kämme, verworrene, in unzählbare Spitzen und Thürme aufgelöste Grate, Steingeröll, graue, von Erosion zernagte Steilwände, Mangel an Schnee- und Eisbedeckung selbst bei hochalpiner Erhebung in Folge der jähen Neigung der Hänge, spärlichere Vegetation, Schwerzugänglichkeit und Stille. Für diese Form der Alpen sind die Karwendelketten, die wilden Kaiser von typischer Ausgeprägtheit. Südlich vom Innthal giebt das Hochberge ganz andere Bilder: von den sanften, waldreichen Matten der Schiefervorgebirge steigen die Centralalpen allmälig an, bauen sich auf in breiter, ruhiger Masse, senken langgestreckte Gletscher in die Hochmulden herab, bis die letzte, höchste, weiße Mauer sich über ihnen gürtet und aus dem Firnschnee da und dort ein Horn, ein Steildach zum Himmel sich aufstreckt. Das ist nun weit reichere, farbenreichere, in den unteren Regionen auch freundlichere und menschenbelebtere Welt. Aber ich meinte nun einmal, mir würde am wohlsten inmitten der grauen Felsenwände, wo die einsame Natur von nichts redet als von sich selbst und aus

den mächtigen Formen der nackten Steinsäulen und Geröllbetten den stillen Wanderer etwas anrührt vom Geiste ihrer wilden und rücksichtslosen Kraft.

Also ging ich von Hall die schmale Straße nordwärts, welche am freundlichen Dorfe Absam vorbeiführt und den Gnadenwald zur Seite läßt. Dabei hebt sie sich, zuerst nur allmälig, dann merklicher, und bald sieht man sich vor den Thoren der Bergwelt. Eine Windung des Weges entrückt das Innthal; Felswand ist zur Linken, zur Rechten der Straße senken die Schuttfelder des Bettelwurfkars sich herab und die weißgrauen Steinmassen des mehr als 8000 Fuß hohen Speckkarstockes. Ein Bergbach rauscht neben dem Weg, und in den überall zu Tage liegenden Röhren der Salzleitung gluckst das Wasser. Sonst wird's schon stiller; die Zerstörungen der Frühjahrslawinen sind in Schutttrümmern und verstreuten Blöcken erkennbar; an der Höhe einer Wand ist ein überdachtes Christusbild befestigt. Wegwindungen führen weiter aufwärts, in Waldbestände von Ahorn- und Lärchenstämmen und kriechenden Latschen; dann, im Rücken einer kleinen Kapelle, erweitert sich die Gebirgsschlucht zum Kessel, und wie verloren in vereinsamter Welt kommen die grauen, bescheidenen, aber aus massivem Material erbauten Häuser des Hallerbergwerks zum Vorschein. Im Hintergrund steigen die nackten Felswände circusartig steil an: dort wird das Lavatscherjoch sein, dort hinüber wird mein Weg gehen.

Das Bergwerkshaus pflegt Passanten, falls nicht Nothfälle eintreten, keine Unterkunft zu geben; man erhält nur spärliche Erfrischungen, Tiroler Wein, Eierspeisen; ein Nachtquartier, eine Almenhütte, konnte ich erst jenseits des Lavatscher-Jochs erwarten. Die Mittagssonne hatte aus blauem Himmel heiße Strahlen geworfen und nur ein paar Wolkenballen schoben sich langsam von Kamm zu Kamm; jetzt, während meiner Rast, merkte ich, daß es ringsum trüber werden wollte. Ich ging mit einem Bergknappen hinaus, um mir den Steig über das Joch weisen zu lassen; er machte eine Strecke mit, aber dichter Nebel zog uns entgegen, senkte sich herab in Kessel und Schluchten. „Heut' kommen Sie nicht hinüber", berichtete mich mein Begleiter; die Steine würden im Nebel schlüpfrig, und wenn rings Alles verdüstert sei, kenne in den öden Felshängen Keiner sich aus. Ich sah wohl, daß hier jeder weitere Schritt thöricht und vergeblich sein würde. Die Bergleute, bei denen ich sondirte, ob man nicht etwa hier oben eine Nacht zubringen könne, stellten das kurzweg in Abrede, und ich machte mich verdrießlich bereit, den dreistündigen Weg nach Hall rückwärts zu wandern. Da fiel mir ein, mich beim Oberbeamten melden zu lassen; ich zog die Saiten naturwissenschaftlichen Interesses auf, kam mit ihm ins Gespräch, trug mein Anliegen vor und der gefällige Herr, der den jetzt trostlos niederströmenden Regen mit in Betracht ziehen mochte, sagte mir sein schützendes Dach zu. Es wurde verabredet, daß ich den Anstieg zum Lavatscherjoch am anderen Morgen versuchen, diesen Abend aber das Bergwerk kennen lernen solle; der Oberhutmann, ein Aufseher, wurde herbeigerufen und in Kenntniß gesetzt. Zunächst aber führte mich der Beamte in die Plan- und Modellkammer, zeigte mir eine Menge Karten sowie unter Glas eine plastische Nachbildung sämmtlicher Werke, ein erstaunlich verzweigtes Netz sich in allen Richtungen durchkreuzender Fäden; denn im eilften Jahrhundert bereits begann hier der Stollenbau, und jede Generation hat die Werke erweitert; wie denn noch jetzt die Saline zu Hall jährlich an 300 000 Centner des reinsten Salzes producirt. Nun setzten wir uns zusammen, und während

der Rothwein im Glase strahlte, nahm das Gespräch gar freundlich seinen Fortgang. Der Beamte erzählte, daß seine Familie in der Saline zu Hall wohne, er selbst, abwechselnd mit dem zweiten Verwalter, die Hälfte jeder Woche im Berghaus zubringen müsse; da sei ihm, wenn es zuweilen anginge, etwas Gesellschaft willkommen. Man lebe hier oben so still und frugal wie in einem armen Kloster; der Transport von der Stadt her sei zu schwierig, da das Berghaus bereits in einer Höhe von 4600 Fuß liege; Wild, Gemsen gäb' es genug in den Bergen, aber das sei Jagdgebiet des Fürsten von Hohenlohe, des Grafen von Thurn. Und wie verwünscht sitze man hier oben zur Winterszeit! Dann sei der Dienst auch nicht ungefährlich; im Schluchtweg am Bettelwurfkar, dort, wo an der Wand das Christusbild hänge, gingen oft Schneelawinen nieder, den Weg versperrend oder plötzlich bedrohend.

Das zu hören, zu sehen, gab nun Alles Anregung, hatte sein eigenthümliches Gefüge, seine Stimmung und ich empfand mit Lust die gastfreundliche, in Offenheit, in feiner Beobachtung guter Lebensformen auf das Liebenswürdigste sich offenbarende Art meines Wirthes. So war ich auch bestens vorbereitet, als gegen acht Uhr Abends der Aufseher sich wieder meldete, um mich in die Tiefen zu führen.

Ich schlüpfte in den üblichen Anzug, langen, grauen Mantel, stülpte eine Mütze aus Filz auf den Kopf, der Bergmann zündete sein Lämpchen an, und öffnete, wenige Schritte vom Hause, eine Thüre, wie man sie vor Felsenkellern sieht. Der erste Stollen mochte etwa 1000 Klafter Länge haben; ein ebener, bequemer, zumeist mit Holzdeckung ausgeschlagener Gang. An seinem Ende bogen wir in einen Flügel ein, stiegen in senkrechtem Schacht auf langer Leiter abwärts und, nachdem ein zweiter, gegen eine Viertelstunde sich erstreckender Stollen passirt war, abermals in die Tiefe. 160 Stufen ging es hinab; ich aber wußte nicht, wie lange diese Passage dauern werde, und das Lämpchen verbreitete nur matten Schein über die allernächste Umgebung. Dazu wurde mir auf den untersten Stufen der Schritt etwas unsicher, so daß ich den Führer verlor und mich einen Augenblick in völliger Dunkelheit befand; als sich plötzlich ein großer, gewölbter Saal vor mir öffnete und ein See ausgebreitet lag, dessen Rand von langen Flammenreihen erhellt war. „Das ist Märchenwelt", rief ich laut, als ich zu Wort gekommen war, „ist Macht und Geheimniß des Märchens" und sprach dem Führer stürmisch meine Freude aus; der aber weidete sich schweigend an meinem Erstaunen und lächelte mitunter; denn, wie ich später erfuhr, hatte er mit Absicht mich ohne jede Vorahnung gelassen und seine Instruktionen aufs Wirksamste ausgeführt; wie auch die volle Beleuchtung des Raumes, das Anzünden von 300 Kerzen, in aller Stille vorbereitet war. Kaum aber hatte das Auge mit Helle wieder, mit unterirdischem Glanz sich vertraut gemacht, als auf entgegengesetzter Seite des Wassers ein Fahrzeug, eine rudernde Gestalt erkennbar ward; langsam lenkte der kleine Kahn zu mir her, landete, ein Bergknappe erhob sich, winkte mir einzusteigen und fuhr zur Mitte des Salzsees. Und hier zeigte sich eine neue Ueberraschung; denn aus Felsstücken gebildet, erhob sich eine kleine Insel, und zwischen Stein und Moos sah man Gnomengestalten und graubärtige Zwerge, Kerzen haltend und mit allerlei Hantirung beschäftigt; eine Ausarbeitung der Bergleute und eine plastische Gruppe und Scenerie, welche im stillen Schoße der Erde so natürlich und rechtmäßig zu sein schien und zu den Eindrücken, unter denen ich befangen war, so gut stimmte, daß ich glaube,

wenn damals ein Berggeist aus Felsenspalten getreten wäre und hätte sich mir als Beherrscher der untern Regionen vorgestellt, ich hätte ihn gelten lassen ohne alle Anwandlung von Thomasgemüth. Nachdem aber die Phantasie ihre Stunde genossen hatte, setzte mir mein Oberhutmann auseinander, daß der Salzsee, das Erzherzog-Johann-Werk, eine künstliche Bildung sei, und daß solche Höhlungen sich noch anderwärts im Berge befänden, die älteren aber wasserlos und halb zusammengestürzt. Da nämlich der Hallerberg das reine Steinsalz nicht in compakten Massen enthält, vielmehr das Gestein, Kalk, Gyps u. A. nur mehr oder minder reichlich von Salzgehalt und produktiven Bändern durchzogen ist, so legt man, wenn in günstigem Bezirk eine neue Salzquelle eröffnet werden soll, Gänge zusammenlaufender Richtung an und erfüllt sie mit Wasser. Das Wasser laugt das Gestein aus, erweicht es, bildet große Höhlungen, sammelt sich mit Salz gesättigt als Soole auf ihrem Grunde zu einem See; und von ihm ab wird es in Röhren zur Saline nach Hall geleitet, woselbst mittelst Erhitzung die flüssigen Bestandtheile verdampft werden und mächtige Schaufeln die weißen, feinkörnigen Salzmassen aus den Pfannen ziehen.

Wir stiegen die Stufen wieder hinan und tappten weiter. Um die Verschiedenartigkeit des Gesteins kennen zu lernen, wurden Verzweigungen eines Stollens verfolgt, in denen zuweilen das Geröll am Boden gehäufter und die Decke so niedrig wurde, daß man kriechen mußte. „Vorige Woche ist mir hier ein Engländer umgekehrt", bemerkte mein Geleitsmann; „er hat der Decke nicht getraut. Es hält aber." Und dabei klopfte er noch an das bröckelige Gestein und versicherte mir, da er sein halbes Leben im Bergwerk zugebracht habe, kenne er sich hier unten aus, wie ein Herr in seiner Burg und er wüßte den Rückweg zu finden, selbst wenn ihm das Licht verlösche. Einmal stiegen wir auch einen Schacht hinab, in welchem das Athmen beschwerlicher wurde und das Lämpchen nicht mehr brennen wollte, bis nach oberen Stollen führende Luftklappen aufgestoßen wurden. Ich wünschte Bergleute in Arbeit zu sehen, und das führte nach weit entlegenen Regionen. Endlich aber vernahm ich doch dumpfes Schlagen und Klopfen; Bergknappen, in den Eingeweiden der Erde grabend, rückten die Mütze, und Einer wie der Andere sprach mit höflichem Ernste den schönen Gruß: Glückauf!

Wir waren wieder allein. Ich spürte einige Müdigkeit in den Füßen, bot meinem Begleiter eine neue Cigarre und ersuchte um kurze Rast. „Wie tief sind wir jetzt unter der Bergoberfläche?" fragte ich. „2000 Fuß tief. — Hier umher liegen hübsche Mineralien, ich will etwas für Sie suchen." Dabei entfernte er sich ein wenig und ließ mich im Halbdunkel auf einem Steinblock sitzen.

Mir wurde doch seltsam zu Muthe; die Schauer der Einsamkeit rührten mich an. Monotone Oede weit umher, absolute Lautlosigkeit der Natur; auch nicht ein Lufthauch redete von Leben. Ich erwog die ungeheure Erdmasse, die über mir lag; es ist ein Grab, sagte ich mir, der Frieden des Grabes; vom Sternenlichte so fern träumte ich, es wäre mit denen da droben keine Verbindung mehr, führe kein Weg mehr hinauf zu den lichten Höhen. Und doch flog die Sehnsucht aufwärts, Sehnen nach Leben und Unruhe, Freiheit und Sonnenwelt. Deine Seele ist ein Stäubchen im All, als Individualität gefestigt, vom Willen rastlos bewegt, ein glühender Punkt und ein verglühender. Wie lange hält er noch zusammen? Wann werden

von seinem Centralfeuer die Kräfte verzehrt sein, die freien Theilchen wieder hinausstäuben ins unendliche All? Ueber kurz oder lang! Spät oder frühe! Noch ringen die Zwecke, noch gilt dir für jeden Tag: rege und hebe dich, lerne und lehre, stirb und werde!

Indem mir so die Gedanken gingen, war mein Geleitsmann wieder zurück gekommen. Er hatte Krystalle gefunden und gab mir ein Stück, das auf dünner grauer Bodenfläche in großer Menge feine, glitzernde Säulchen gerade aufgeschossen oder gegen einander geneigt sehen ließ. „Es werden Gypskrystalle sein," sagte ich, brach ein einzelnes Säulchen los und betrachtete es auf die Regelmäßigkeit seiner Form. Der Bergmann bestätigte meine Bezeichnung; und indem er an den Felsen hinleuchtete, bemerkte er, daß hier von Salz kaum eine Spur vorhanden sei.

„Dann befinden wir uns vielleicht an der Grenze der alten Meeresbucht oder des Binnenmeeres, in dessen Grundschichten wir umhergewandert sind," erwiderte ich und erhob mich zum Aufbruch.

„So meinen Sie auch, daß hier einmal Meeresboden war? Aber" — setzte er rasch hinzu, als ob er die zweifelnde Form seiner Frage verbessern wollte — „der Herr kennt sich in den Sachen aus."

„Ich kenne wenig davon, guter Freund, aber was die Steinsalzlager betrifft, so ist das freilich ausgemacht, daß sie Absatz aus alten Meeren sind oder doch aus Wasserbecken, welche wie das Meer in sehr reichlicher Menge aufgelöste Bestandtheile von Chlornatrium enthalten haben. Vom todten Meer in Palästina habt Ihr gewiß gehört, in der biblischen Geschichte, und von seinem Zufluß, dem Jordan. Dort bildet vor unseren Augen, in gegenwärtiger Zeit, sich langsam ein Steinsalzlager; denn der Jordan ist erfüllt mit aufgelösten Bestandtheilen von Chlornatrium und Chlormagnesium, und da das todte Meer keine Abflüsse hat, so vermag das ihm zugeführte Wasser nur durch Verdunstung zu entweichen, während Salzgehalt am Rande und auf dem Boden zurückbleibt".

„Aber daß man das Salz jetzt in der Tiefe findet und im Innern unserer Berge, wo doch kein Mensch eines Meerwassers gedenken kann, das wenn Einer erklären könnte!"

„Das ist längst erklärt", versetzte ich, „und die Naturforscher finden dabei nichts Verwunderliches. Mit den Kalksteinschichten, die ihr in deutlichen Bändern und Streifen gelagert seht, und mit dem Gyps, der Eure Steinsalzlager so oft begleitet, ist es nicht anders. Der Gyps ist entstanden durch Absatz von schwefelsaurem Kalk; es sind lauter Bildungen aus Niederschlägen in Wasserbecken, wobei chemische Veränderungen der Stoffe stattgefunden haben. Langsames, durch Kräfte vulkanischer Art bedingtes Aufsteigen von Küsten im Wechsel mit Sinken findet heute statt wie ehemals. Festland und Gebirge, soweit wir sie kennen, sind zumeist alter Meeresgrund, gehoben zur Höhe, und manches Land, das einst von Wäldern grünte und von Thieren bewohnt war, wird jetzt ruhen als Meeresgrund."

Die Augen des Mannes leuchteten. „Herr", begann er, „wollen Sie mir nicht ein wenig mehr von diesen Dingen sagen? Unsereins kommt selten dahinter! Ein gutes Theil von meinem Leben hab' ich hier unten zugebracht in Stein und Erde; da kommen Einem wohl manchmal Gedanken. Als die Herren bei uns im Berghaus waren, die Naturforscher aus der Schweiz und aus Deutschland — Sie

werden die Namen im Fremdenbuch gefunden haben, eine große Versammlung — ist von solchen Sachen verhandelt worden. Und ich hab' selbst einmal ein gutes Buch gehabt und zu Feiertagszeiten darin gelesen; aber es ist verloren worden, und Niemand redet mit Einem davon; es ist ein Elend!"

Er lehnte sich an den Felsen und schaute mir ins Gesicht, wie ein Mensch, der auf Erhörung hofft.

Da flammte es durch mein Gehirn und mir war, als riefen Stimmen aus Gestein und Fels: Sprich mit ihm! Zeuge von uns! Wer zu reden die Kraft hat, soll reden, und wen nach Wissen verlangt, der ist werth zu wissen! Und Bilder uralter Zeiten zogen zu mir heran, Welle auf Welle; und ich begann:

„Im Anfang war das Feuer und flammender Dampf schlug in Wolken empor über den Erdball. Denn gluthflüssig war seine Masse und geschmolzen alles Element. Und die Rothgluth wälzte sich und zischte auf, und in Feuertosen jagte der junge Planet seine Bahn.

„Aber die Wärme strahlte aus in den kalten Weltraum, und träger, blasig und schlackig floß endlich die kühler gewordene Masse. Da begann ihre Oberfläche zu erstarren und wurde zur Kruste. Und Hohlräume entstanden zwischen ihr und den ungleich sich zusammenziehenden tieferen Schichten, und Stücke der Schale stürzten auf den Erdkern herab; da ward zum ersten Male der Unterschied von Hochland und Thal. Und in den Niederungen sammelten sich die Dünste des Luftkreises und rannen zusammen zu Gewässern; da ward zum ersten Male der Unterschied von trockenem Lande und Meer. Und die Meere dampften und spieen Blasen, und im Kampfe von Hitze und Wasser bildete sich aus den Elementen das Urgestein.

Und dunkel fluthet das Weltmeer, und kälter werden die Gewässer. Starr sind die Inseln, die über ihrem Spiegel ragen, öde Felsriffe. Noch grünt keine Pflanze auf ihnen, noch schreit kein Thier; nur in den Meeren schlingt sich Tang in Gewirr und beginnen Würmer zu kriechen. Und das Wasser leckt an der Erdveste und mischt die Stoffe von Neuem und lagert sie ab auf seinem Grunde. Neue Inseln tauchen empor, versinken und heben sich wieder; da beginnt sich das Land mit Pflanzen zu bedecken. Aber im Meere wiegen Haarsterne auf Stielen die Kronen, rudern langarmige Weichthiere, gleiten seltsame Krebse und Fische, wachsen Korallen. Und das Land wird an Umfang größer, und zu Sümpfen sammelt sich auf ihm das Wasser des Himmels, der Regen. Mit Kohlensäure ist die Luft gesättigt, und durch dichtes Gewölk, feuchte Wärme erzeugend, dringen die Strahlen der Sonne. Da wuchert's in den Niederungen auf, an den Küsten und in den Sümpfen; baumhohe Farne schießen empor, Bärlappe und schachtelhalmartige Pflanzen; an Anzahl überreichlich, doch von einförmiger Gestalt; ohne Blüthenschmuck, dürftiges Blattwerk und steifes Gehälme. Im Röhricht werden die ersten Thiergeschlechter lebendig, die auf dem Lande wohnen und Luft athmen, Spinnen, Scorpione, Käfer und vereinzelt Reptilien. Aber kein hemmender Wille beschränkt und ordnet den Pflanzenwuchs; zahllose Jahre gehen dahin, und zahllose Stämme und Strünke sinken übereinander, Moor bildend und schwarzen Moder. Und wieder schwanken die Grenzen von Festland und Meer, Geröll und Gestein bettet sich über den Moderlagern, preßt sie zusammen. Da beginnen die Pflanzen-

reste sich langsam in Steinkohle zu verwandeln. Und als die Erdoberfläche solche Gestalt und Bildung erreicht hatte, waren Millionen von Jahren vorüber; da ging das erste Zeitalter der Schöpfung zu Ende.

Aber die lockende Sonne ging wieder und wieder über dem Meeresspiegel auf, und der Himmel ward heller. Und in den Gewässern wuchsen und mehrten sich lebendige Wesen neuer Form und Gestalt. Schon erscheint das erste Säugethier, noch unbeholfener Bildung, und neben wuchernden Farnen, Schachtelhalmen und Zapfenpalmen entfalten Nadelholzwälder den festeren Baumwuchs. Und des mittleren Schöpfungsalters zweiter Zeitraum folgt. Da fängt es an, in den Meeren zu wimmeln wie nie zuvor, von Muschelthieren und Schnecken, von Fischen, Seeigeln und Seeschwämmen. Und die Ichthyosauren peitschen die Fluth, krokodilartige Thiere mit tellergroßen Augen, mit langgestrecktem, nacktem Körper und Ruderfüßen, und die Plesiosauren heben den schlangenartigen Hals über die Wellen; beide die Räuber und Herrscher des Meeres, gefräßig schlingende Ungeheuer. Aber auch aus den Sümpfen des Landes winden sich riesige Eidechsen, und Schildkröten schleppen sich trägen Ganges. Niemals wieder sind Reptilien in solcher Menge und in solcher Größe über die Erde gekrochen als damals. Und schon versucht die Natur sich in einer neuen, kühneren Form: Eidechsen, mit Flughäuten ausgestattet, schwingen sich von Baum zu Baum, und ein wirklicher Vogel flattert über die Erde, auch er noch nur Abartung schon vorhandener Thiergestalt, in Körpertheilen den Reptiliengeschlechtern noch ähnlich. Denn nur allmälig, in langsamem Ringen, verändert die Natur ihr Gewand und formt das höher entwickelte Leben, die mit bestimmteren Merkmalen gezeichnete Gestalt. So ziehen abermals ungezählte Jahrtausende dahin. Und es ist, als ob die Erde einmal müde würde des Schaffens; indem in den Meeren die Mischung der Gesteinsabsätze sich verändert, die Bildung der Kreidelager ihren Anfang nimmt, schwindet und stirbt bisheriger Zeit vieltausendfach regsame Thierwelt. Und Meeresboden wird wieder Landfläche, Küstenstriche sinken unter den Meeresspiegel. Vernichtet für immer, in Gestein eingebettet, begraben, aufbewahrt liegen Schalen und Knochen zahlloser Geschlechter. Und als die Erdoberfläche solche Gestalt und Bildung erreicht hatte, da ging das zweite Zeitalter der Schöpfung zu Ende.

Aber die Erde zuckte wieder auf in Wehen neuer Geburten. Grenzen der Oceane und Continente ordnen sich zu vielzackigen Linien, und die Umrisse werden ähnlich den heutigen. Neues Gestein schwemmt und ballt sich zusammen. Höher als jemals zuvor heben sich die Gebirge, und die Landschaft der Erde wird großartiger, wird wechselvoller und schöner. Aber die Erdrinde selbst ist doch kühler geworden, und ungleich wird die Erwärmung ihrer Oberfläche. Denn nicht überall hin wirkt die Bestrahlung der Sonne mit gleicher Dauer und mit gleicher Kraft. Da erstarrte an den Polen und auf den Hochgebirgen zum ersten Male das Wasser zu Eis, und um die Mitte der Erdoberfläche sammelte sich die Luftwärme. Das ist des neuen Schöpfungsalters erster Zeitraum. In den Gewässern aber, in Wald und Feld sproßt junges Leben. Laubholzwald wölbt überall die Baumkronen, und hochragende Palmen neigen im Linienschwung ihre Blätter. Kriechgewürm aller Art schleicht wieder am Boden, Riesenvögel schreiten über das Flachland, und in Busch und Dickicht ist ruheloses Getriebe, lautstimmiger Lärm. Denn nun schreien

und brüllen, malmen und schlingen, graben und klettern in Menge Geschlechter der Warmblüter, der Säugethiere.

Aber ihre Formen alle bedroht noch einmal Vernichtung. Berghöhen sinken, Gletscher schmelzen, Wasserfluthen wälzen sich über das ebene Land, bedecken mächtige Flächen mit losem Geröll. Und wieder Jahrtausende währt diese letzte Umwandlung; zusammenhängender wird alles Festland und mit Wohnraum und Klima wechseln die Thiergeschlechter ihre Gestalt. Mammuthheerden zertreten das Gras, und Urstiere stampfen den Boden; im Laubwald weidet der Riesenhirsch; Bär und Hyäne schleppt blutende Beute in Höhlen. Und dort schweifen Geschöpfe von anderer Art, jagen die Thiere; ihnen selbst in Lebensweise noch ähnlich, doch unterschieden durch aufrechten Gang, durch beweglicher blitzendes Auge, zur Wölbung strebende Stirne. Das sind die ersten Menschen, ein wildes Geschlecht, das um Thierfelle, um Ruhelager, um Weiber sich todtschlägt.

Und ruhiger wird endlich die Welt, und der Gewässer Lauf ist geordnet. In Schlamm und Sand begraben liegen die Mammuthleichen. Aber die Menschen haben sich gemehrt, und sie herrschen über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über alles Thier, das auf Erden kriecht. Denn sie haben das Feuer selber zu erzeugen gelernt, bauen sich Hütten, schmieden Geräthe und Waffen. Und sie haben den Dingen, welche ihr kluges Auge erfaßt, Bezeichnung geschaffen, Namen und Sprache. Sie achten auf alle Erscheinung am Himmel und auf Erden, und wenn der Sturm in den Wolken braust und das Gewitter in Blitzen zuckt, glauben sie fürchtend höhere Mächte und nennen sie Götter. Da wächst aus Furcht Verehrung und aus Vereinigung Sitte und Gesetz. Das ist der Gegenwart Morgendämmerung, des Völkerlebens Anfang. Und nun ist es dahin gekommen, daß der Mensch den Zustand von Zeiten erkennt, in denen noch kein Auge das Licht sah, und er schreibt ihre Geschichte, aber auch die Geschichte seines Denkens und seiner Schöpfungen; denn die Herrschaft des Geistes ist angebrochen auf Erden."

Durch Wesen und Gestaltung von Aeonen hatte ich meinen Zuhörer geführt. Ihm mochte sein wie dem Kinde, das durch Kraft einer Zauberlaterne Scenenzug um Scenenzug gewahrt. Mit keiner Bewegung hatte er mich unterbrochen. Indem er jetzt Einzelnes sich wiederholen ließ, sah ich, wie treu er das Ganze zu erfassen strebte, wie empfangener Erkenntnißstoff in ihm lebendig und gährend ward, gleich Blasen neue Fragen aufwerfend. Ich aber stand ihm willig Rede und brachte nach und nach die hauptsächlichsten Begriffe der geologischen Lehre zur Sprache mit mancher Zugabe aus sonstiger Naturwissenschaft; wobei Beobachtungen, auf welche der praktische Beruf den Bergmann schon früher geführt hatte, mir trefflich zu Statten kamen. Auch nannte ich ihm jetzt die Bezeichnungen, welche die Geologie für die Schichtensysteme festgestellt hat, und deren Reihenfolge; und kein Professor in seinem Hörsaal, wenn er die Federn der Studenten fliegen sieht, kann mit mehr Genugthuung ihr Bemühen verfolgen, als ich empfand, da der schlichte Bergmann nun ein Bleistiftlein hervorzog und, zur Laterne niedergebückt, in seinen Grubenkalender, oder was es sonst sein mochte, ein paar Notizen zu machen versuchte. Aber ich litt es nicht; ich versprach ihm, die Namen selber auf-

zuschreiben nebst den bedeutsamsten Merkmalen der Zeitalter und ihrer Epochen. Morgen früh solle er's haben.

„Und von all dem haben wir nichts gelernt in den Schulen und nichts erfahren", fiel der Bergmann nun ein, und in seine Stimme kam ein bitterer Ton, „und der geistliche Herr hat mir noch neulich gesagt, um das, was Naturforschung heiße, solle man sich nichts kümmern, ich wüßte genug für mein Bergwesen und das Andere sei wider den Glauben!"

„Mag wohl sein," versetzte ich, „diese Herren werden die Wissenschaft leugnen und die Unwissenheit pflegen, bis ihnen der letzte Mann aus dem Volke den Rücken kehrt."

Wir schickten uns zum Gehen an, aber die Schritte kamen bald wieder ins Stocken. Denn der Durst des Mannes war entzündet, nicht gestillt; er kam auf den Anfang der irdischen Dinge zurück und vom Erdball auf die Welt; er meinte, man werde jetzt auch vom Zustande der Sonne mehr wissen, als sich die Kinder erzählen, wollte erfahren, ob auch die Sterne belebt, bewohnt seien; und indem ich seiner Wißbegierde folgte, rollte uns beiden im dunklen Bergschoß der Sternenhimmel sich auf, glänzte der Mond, zogen die Planeten ihre alte, leuchtende Bahn.

Ich setzte ihm auseinander, daß im gesammten Weltall, soweit unser Auge, unser Forschen reiche, die gleichen Kräfte, die gleichen Gesetze zur Erscheinung kämen; daß man nicht nur die stetige Bewegung der Himmelskörper zu erklären und zu berechnen vermöge, sondern auch Mittel habe, auf die Stoffe, aus welchen sie bestehen, sichere Schlüsse zu ziehen; daß im unendlichen Raume die Bedingungen zur Bildung von Welt- und Sonnensystemen überall da gegeben seien, wo in Folge von Anziehung der Theilchen sich die feine kosmische Urmaterie sammle, verdichte, erhitze; daß das bewaffnete Auge der Astronomen und Naturkundigen für alle Stadien dieses Weltbildungsprocesses deutliche Beispiele beobachten könne. „In den Lichtnebeln und Nebelflecken des Sternenhimmels", fuhr ich fort, „erkennt man die erste Ballung des Urstoffs, leuchtende Gasmassen mit beginnender Verdichtung. Einst war auch unser ganzes Planetensystem ein solcher Lichtdunst. Aus dem glühend-gasförmigen Zustande ging er über in glühend-flüssigen, und sein centraler Kern war die nachmalige Sonne. Bei Wärmeausstrahlung in den kalten Weltraum begann er sich abzukühlen, zog sich zusammen, beschleunigte seine Bewegung. Von der noch einheitlich rotirenden Masse lösten zuerst sich Ringe ab, zerrissen, ballten sich wieder zu selbständigen, um den großen Centralkörper rotirenden Körpern, wurden Planeten. Und bei ihnen selbst wiederholte die Ringbildung sich; so entstanden ihre Begleitsterne oder Trabanten, die Monde. Aus dem glühend-flüssigen Zustande, dem weißglühender Kugeln, als welche wir die meisten Fixsterne zu betrachten haben, erfolgt nun bei fortdauernder Abkühlung der Uebergang in ein drittes Stadium, das der allmäligen Entstehung einer kalten, nicht leuchtenden Oberfläche, der Beginn der Schlackenbildung. In diesem Uebergang scheinen diejenigen Fixsterne begriffen zu sein, deren Färbung wir röthlich sehen. Wo die Erkaltung, die Erstarrung der Oberfläche weiter fortgeschritten ist, da haben wir eine feste Kruste des Körpers, wie auf unserer Erde.

Nichts als Bewegung ist das All, nichts als Leben. Auch die Fixsterne stehen nicht still; wir beobachten viele in langsamer Strömung begriffen. Was wir

als physikalische Kräfte bezeichnen, sind nur wechselnde Formen einer einzigen Kraft. Auch im scheinbar Starren und Todten ist Leben; die mineralischen Gebilde selbst sind lebendig, streben beständig dahin, die kleinsten Theile der Materie zu gesetzmäßigen Formen zu ordnen, zu Krystallen. Aber aus der Natur, aus dem, was uns als Materie erscheint, den Geist zu gebären, ist wol ewiges Streben und That des lebendigen Alls, und wer weiß, wie oft, in welchen Formen, wo überall sich dies wiederholt hat. Nur das läßt sich nicht bestimmen, ob zur Zeit auf einem Körper unseres Sonnensystems organisches Leben, also Pflanzen=, Thier= und Menschenwelt, vorhanden ist außer auf der Erde. Es scheint wol, daß unser Planet dafür mit günstigeren Bedingungen ausgestattet ist als irgend ein anderes der uns nahen Gestirne. Der Mond ist ohne Atmosphäre, ohne Lufthülle und somit ohne Wasser. Ob Atmosphäre und Sonnennähe auf dem Planeten Merkur organisches Leben zulassen, bleibt zweifelhaft. Unser lieber Abendstern, die Venus, könnte vielleicht bewohnt sein; aber wahrscheinlich bedingt die Stellung seiner Achse Temperaturverhältnisse, welche für Geschöpfe von unserer Art unerträglich sein müßten. Unser äußerer Nachbar, der Mars, hat allerdings nach Oberflächenbeschaffenheit und Wärmeverhältnissen mit der Erde große Aehnlichkeit; und so wäre denkbar, daß dort ein Schauplatz organischen Lebens ist. Dagegen hat man am Jupiter Erscheinungen beobachtet, aus welchen der Schluß folgt, daß dieser größte Planet zur Zeit noch gluthflüssig ist, und daß er beständig Dämpfe ausstößt, welche in Folge der Drehung an seiner Scheibe als Bänder gesehen werden. Den Körper des Saturn wird man sich ebenfalls als stark erhitzt und flüssig oder elastisch denken müssen. Uebrigens hat der Saturn die Ringe noch, von denen ich vorhin gesprochen habe. Auch die Oberfläche des Uranus scheint noch nicht erstarrt zu sein. Uebrigens beträgt seine Entfernung von der Sonne schon nahezu 400 Millionen Meilen, so daß Licht und Wärme von dorther für Belebung allzudürftig ihm zukommt. Und Aehnliches gilt vom Planeten Neptun. Die Sonne selbst aber, der unser System regierende Fixstern, ist gluthflüssig und umwogt von glühenden Gasmassen und metallischen Dämpfen. Freilich bemerkt man an ihrer Scheibe in regelmäßiger Folge wiederkehrende Flecken; und Einige meinen, das werde nichts Anderes zu bedeuten haben, als den Beginn einer Schlackenbildung, den Beginn eines Erstarrungsgürtels. Und wir wollen nur wünschen, mein lieber Freund, daß ein solcher Proceß dort oben recht langsam vor sich gehe; denn das zeigt uns an, daß das Leben auf der Erde einmal ein Ende nehmen und unser Planet ein schweigendes Grab unzähliger Geschlechter sein wird, wenn nämlich in fernen Jahrtausenden die Sonne einmal aufgehört haben wird uns zu leuchten. Auch wäre es möglich, daß die Erdkugel selbst bei allmäliger Verminderung ihrer eigenen Flugkraft endlich in die Feuermasse der Sonne stürzen würde, um dort aufgezehrt zu werden.

Wie das aber auch kommen mag, so viel ist gewiß, das Leben des Alls erstirbt nicht; und wenn hier eine Welt in Trümmer sinkt und ein Sonnensystem in Nacht, so sind dort neue Welten, neue Sonnensysteme im Werden; aus einerlei Kraft, aus einerlei Willen, jedes für sich nothwendig und nothwendig dem Ganzen."

An meinem Zuhörer, am athemlosen Schweigen, mit dem er mir folgte, merkte ich, wie mich selber die Größe des Gegenstandes ergriffen hatte. In mir

stürmte die Rede, und die Stimme war mir gewachsen. Und auf dem bleichen Gesichte des Bergmanns lag etwas vom Frieden und von seliger Lust der Erkenntniß. Nur als ich vom Ende des Erdlebens sprach, sah ich, daß auch den einfachen Menschen ein Gefühl der Trauer erfaßte. Und indem er bemerkte, das klinge wie alte Sagen, aber sei doch nicht Aberglauben, sondern nun habe Alles Zusammenhang und sei begreiflich, setzte er, wie um sich selber zu trösten, hinzu, der liebe Herrgott werde, wenn die Erde denn untergehen müsse, doch ein schöneres Gestirn sich vorbehalten haben zum Aufenthalt und Fortleben für die Seelen der Menschen.

Ich schwieg. Den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele in ihm zu erschüttern, hielt ich mich nicht für berechtigt. Denn diesen Rest menschlich-egoistischer Vorstellung aufzulösen, hätte es mehr bedurft als des eindringlichsten Gespräches; und den Ersatz für das, was ich ihm vielleicht genommen hätte, den Ersatz durch Leben in geistiger Arbeit, bei unermüdlichem Ringen in einem Kampfe, der furchtlos nichts will als die Wahrheit und die ganze Wahrheit, der entsagend das Gute sucht um dessen selbst willen — wie hätte ich seinem Tagwerk, seiner Einsicht ihn bieten können! Fortwirkungslos war darum doch nicht, was ich in ihm bewegt hatte; und er wußte bereits mehr, als er ahnte.

Indessen auch eine Geberde der Zustimmung machte ich nicht. Vielleicht aber hatte er eine solche erwartet. Denn auf seine Lippen drängte sich näher und näher ein Zweifel aus dem Grunde der Seele hervorquellend, eine Bitte wie um Rettung unentbehrlicher Fundamente ihres Glaubens. Und von einer Last sich befreiend brachte er zögernd die Frage hervor: „Aber etwas halten Sie gewiß auch auf Religion?"

„Religion ist das Höchste", antwortete ich, „und ich ehre sie überall, wo sie aus dem Herzen kommt und den Menschen befreit von Hochmuth und Selbstsucht. Aber ihrer Formen sind viele, und nicht jede eignet sich für alle Stufen der Erkenntniß. Ich will Euch sagen: die Religion, die Ihr habt, ist nicht die meine; und die Religion, zu der ich mich bekenne, bedarf keines Priesterstandes. Aber Lehrer und Seher haben wir auch; und damit Ihr eine Vorstellung bekommt, welcher Art ist, was wir bekennen, will ich Euch einen schönen Spruch sagen. Den könnt Ihr Euch merken. Er heißt: „Wo das Menschliche waltet gegen das Rohe, Wilde, Böse, da ist Gott. Insbesondere auch da, wo geforscht wird." Und ein anderer: „Sei gut! Lebe nicht dir, sondern dem herrlichen Ganzen! Diene ihm! fördere! wirke treu und wäre es im kleinsten Kreise!" Denn ein herrliches Ganze ist doch diese Menschenerde, in ihrer reichen Schönheit und stillen Ordnung, in den Kräften der Liebe, die aus ihr quellen. Und wenn nach den Sprüchen, die ich Euch gesagt habe, ein Jeder thut, so versiegt viel Elend und beginnt besseres Leben für Alle. Dann vermögen auch Alle sich zu freuen an Mittheilung der Wahrheit, wie wir Beide jetzt unter einander uns gefreut und ein Mittel gefunden haben, wobei man vergißt, daß das Leben vergänglich ist, daß Zeit und Stunde verrinnt."

Der Bergmann athmete tief auf. Dann nahm er meine Hand: „An den Abend will ich denken und an Sie, lieber Herr! Heut ist's hell geworden in mir; und ich hab' eine Freude als hätt' ich einen Schatz gefunden im Bergwerk."

Die Stunden waren verflogen. Denn als wir, auf direkteren Steigen zurückkehrend, die Pforte des Eingangsstollens wieder erreichten, war es eilf Uhr

geworden, und der Oberbeamte stand draußen mit der Laterne und rief mir zu: „Sie haben mir Sorge gemacht! So lange auszubleiben! Wo seid Ihr denn hingerathen?"

„In den Tiefen der Erde sind wir gewesen und in den Fernen der Zeit! Kommen Sie, von dem Mann, den Sie mir mitgegeben haben, muß ich Ihnen erzählen!"

Und wir saßen zusammen bis spät in die Nacht, und wieder klangen die Gläser gar freundlich. Des andern Morgens aber nahm ich einen Bogen Papier und schrieb die versprochene Tabelle; und an den Rand setzte ich die beiden Sprüche nebst dem Namen des Schriftstellers, von dem sie herrühren. Dann schnürte ich das Ränzchen und nahm von meinem Wirthe herzlichen Abschied. Die Luft war kühl und der Himmel helle; ich stieg aufwärts zum Joche. Aber noch öfter wendete ich mich um und schaute zurück nach den schlichten Häusern und gedachte des Bergmanns, mit dem ich gesprochen hatte.

Wodan, der Wilde Jäger und der Wandernde Ahasver.

Von

Karl Blind.

I.

Hätte die Wissenschaft der vergleichenden Sagenkunde auch keinen anderen Zweck, sie wäre immerhin werthvoll als ein Mittel, die trüben Wolken des Glaubenshasses zu zerstreuen. In diesem Sinne mag es selbst in unserem sog. aufgeklärten Zeitalter wohl am Platze sein, für weitere Kreise darzuthun, wie die Sage von dem Ewigen Juden, an dessen Schatten sich immer noch traurige religiöse Vorurtheile heften, wesentlich aus der allmäligen Umbildung einer durch Großartigkeit sich auszeichnenden heidnischen Göttergestalt hervorgegangen ist, die ursprünglich dem Glauben unserer germanischen Vorfahren angehörte.

Aehnlicher Umbeutungen zum Schlimmen giebt es leider genug. Man braucht nur an den, in einigen Theilen Deutschlands und des skandinavischen Nordens um die Osterzeit noch vorkommenden Gebrauch des Judas-Brennens zu erinnern. Es ist lehrreich, die Entstehung dieser beliebten Ceremonie, die so ganz naturgemäß dem Christenthum entsprossen zu sein scheint, in's graue Alterthum zurück zu verfolgen. In Wahrheit erklärt sich nämlich jener Gebrauch des „Judas"-Brennens aus der Verkehrung und Verderbung eines alt-heidnischen Gedankens, in welchem unzweifelhaft eine gewisse philosophische, wenn auch in der Form noch so rohe, Auffassung der Schöpfungs- oder Weltentstehungs-Geschichte verkörpert war. Ein paar Andeutungen werden dies klarstellen.

Unter den Germanen — wie unter vielen alten Völkern — nahm man, zufolge der Edda, an: es habe sich das Weltall aus einem ursprünglichen Chaos gebildet, dem zuerst ein Riesengeschlecht entstammte, im Norden Jötun genannt; und erst nachträglich ein Geschlecht von Göttern. Die Götter hatten wider die Riesen Krieg zu führen und überwanden sie schließlich. Höchst wahrscheinlich bedeuten die Titanen die noch ungestalte, öd' und wüste daliegende Stoffmasse in der Natur;

die Götter aber sind die Mächte des Lebens, die sich in ebenmäßige, schöne Formen durchringen. Es liegt in dieser Darstellung eine Entwickelungslehre, nur in sinnbildlicher und sozusagen vermenschlichender Weise, wie sie von jedem Volke im Jugendalter seines Bildungsstrebens stets angewandt worden ist, um das große Welträthsel zu erklären.

Nun gab es ohne Zweifel ehemals einen, der dramatischen Richtung aller alten Religionen entsprechenden Gebrauch, den Göttersieg über die ungeschlachten Jötun durch ein Jahresfest zu feiern, wobei man eine Riesenpuppe, so ungefähr nach der englischen Guy-Fawkes-Manier, umhertrug, die dann schließlich dem Feuertod übergeben ward. Von dieser heidnischen Ceremonie haben sich bis auf unsere Tage die Spuren erhalten, nur leider mit viel religiöser Bitterkeit vermischt, und zwar in Folge jenes Mißverstehens veralteter Worte, das in der Umbildung der Sagen eine so große, oft schlimme Rolle spielt. Das Fest wird wohl noch ähnlich gefeiert, wie in der Vorzeit, nämlich im Frühjahr, um Ostern, das seinen Namen von der deutschen Frühlingsgöttin Eostre oder Ostara trägt — also um die Jahreszeit, wo die verödete Natur wieder zur feineren Gestaltung erwacht. Auch wird die Puppe noch verbrannt; nur heißt sie jetzt Judas. Die Judas-Feuer haben also ihren Ursprung augenscheinlich im Verbrennen der Jötun. Der Uebergang vom einen Wort zum anderen war leicht. An manchen Orten läuft das Volk, durch eine weitere Wortverwechselung mißleitet, bei dieser alljährlichen Feierlichkeit in heftiger Aufregung mit dem Rufe umher: „Brennt den alten Juden! Brennt den alten Juden!"

Der Jötun ist so zum Judas und dann zum Juden geworden. Da dient denn ein heidnischer Aberglaube, im Zeitalter der bekannten Religion der Liebe, zur Aufrechthaltung eines ungerechten Vorurtheils gegen eine schuldlose, achtungswerthe Klasse von Mitbürgern!

Aehnliche Streiche der religiösen Gehässigkeit sind aus der Namensverkehrung eines deutschen Elben-Geistes entstanden, der eine verkleinerte Gestalt Wodans, des mächtigen Gottes mit dem Breithut, zu sein scheint. Sein breiter Hut versinnbildlicht das Himmelsgewölbe. Das genannte elbische Wesen heißt wohl daher Hütchen. Ein allgemeiner Name für solche dienstbare Hausgeister ist auch Gütchen — was vielleicht nicht von „gut" abzuleiten ist, sondern ebenfalls von Wodan, der in langobardischer Mundart Gwodan, in fränkischer Godan hieß: woher der Godesberg bei Bonn.

Die Gütchen oder Gütel spielen nach der Volkssage gern mit den Kindern. Spielzeug wird daher im Hause herum liegen gelassen, damit die elbischen Besucher sich unter einander vergnügen und weniger oft bei den Kleinen sich aufhalten, denn zu häufigen Verkehr mit diesen sehen die Eltern nicht gern. Das scheint nun Alles ganz harmlos, obwohl nicht im Einklang mit dem gesunden Menschenverstand.

Als nun aber Mütter und Ammen fanden, daß der Schlaf der Kinder oft auf eine ihnen unbegreifliche Weise gestört war, fingen sie an, die Geistchen im Verdacht zu haben; und nun entstand eine leichte Veränderung in dem Namen der letzteren. Aus Hütchen, Gütchen oder Gütel wurden sie zu Jüdchen und Jüdel gemacht! Dann kamen Geschichten von Jüdchen auf, die den hülflosen Kleinen Uebles thun, ihnen rothe Bläschen ins Gesicht schaffen, oder sie gar brennen.

Fröhliche Hauskoboldchen des Germanen-Glaubens wurden so zu dämonischen Geistern eines „verfluchten Stammes"; und der Funke des Fanatismus lohte zur höchsten Gluth auf.

Wir Alle wissen leider, welcher Thaten die Religionswuth fähig ist. Die Geschichte des Mittelalters gibt furchtbares Zeugniß dafür. Eine einzige Mittheilung möge genügen. Ich enthebe sie der „Historia Major" des Matthäus Parisiensis, eines Schriftstellers, der auch zum ersten Male der Sage von dem Ewigen Juden gedenkt.

Viele Leute in England — schreibt er —, die unter der Regierung Richard's I. im Jahre 1190 die Fahrt nach Jerusalem antreten wollten, beschlossen zuerst, einen Aufstand gegen die Juden zu machen.*) Alle Juden, die man in ihren Häusern zu Norwich fand, wurden durch die Kreuzfahrer niedergemetzelt. So auch diejenigen in Stamford und St. Edmunds. In York schlossen sich fünfhundert Juden — die kleinen Kinder und Frauen ungerechnet — mit Zustimmung des Stadthauptmanns und des Burgvogts in den Thurm ein, aus Furcht vor einem beabsichtigten mörderischen Pöbelaufruhr. Als die Juden Lösegeld für ihre Sicherheit anboten, verwarf das fanatisirte Volk den Vorschlag. Da erhob sich ein jüdischer Lehrer des Gesetzes unter seinen Glaubensgenossen und rieth ihnen: lieber für ihr Gesetz zu sterben, als in die Hände der Feinde zu fallen. Jeder Jude in der Burg versah sich darauf mit einem scharfen Messer, um seines Weibes, seiner Söhne und seiner Töchter Hälse abzuschneiden. . . . Die bluttriefenden Köpfe auf die Christen herabwerfend, steckten die Ueberlebenden das Schloß in Flammen und verbrannten sich und den Rest der Leichname, zusammen mit des Königs Palast. Ihrerseits brannten die Einwohner und die Soldaten alle Judenhäuser nieder, und vertheilten die daraus geraubten Schätze unter sich.

So erzählt Matthäus Parisiensis, der der Geschichte des Ewigen Juden gedenkt. Diese ist in unseren Tagen von Gustav Doré bildlich derart behandelt worden, daß dem Beschauer kein Zweifel darüber aufkommen kann, wie schrecklich Ahasver für die Grausamkeit büßt, die er gegen Jesus begangen haben soll, als dieser sein Kreuz nach Golgatha schleppte.

Und doch ist — gleich den „Judas-Feuern" und der „Jüdel"-Sage — auch die Erzählung von dem ruhelosen Wanderer Ahasver nach einer Gestalt des germanischen Heidenthums gemodelt!

II.

Bekannte hervorragende Schriftsteller in deutscher Sagenkunde — am eingehendsten u. a. Rochholz — haben diesen Punkt festgestellt. Im Nachfolgenden sollen die zerstreuten Beweisstücke gesammelt, aber auch ergänzt, und da und dort neue Zusätze eingeflochten werden.

Ueber die ewig-lebenden Persönlichkeiten der morgenländischen Mythen gehe ich hier hinweg. Nicht zu läugnen ist, daß orientalische Dichtung mehrfach die europäische Volksmär beeinflußt hat. Die Kreuzzüge führten eine große Ideenvermischung zwischen Osten und Westen herbei. Indessen tauchen auf europäischem

*) Eodem anno, multi per Angliam Hierosolymam properantes, prius in Judaeos insurgere decreverunt. (Londoner Ausgabe der „Historia Major" von 1571; S. 211.)

Boden so stark markirte Gestalten germanischer Einbildungskraft auf, die in ihren Merkmalen so auffällige Aehnlichkeit mit denen des gesunkenen Glaubens unserer heidnischen Vorältern aufweisen, daß man sie unbedingt für einheimisches Erzeugniß halten muß und in ihnen die Gußformen zu sehen hat, in denen manche scheinbar christliche Legende ihre Ausbildung erhielt.

So ist denn auch der ewig wandernde Jude, nach den wesentlichen Kennzeichen seiner Erscheinung, in Deutschland augenscheinlich aus der Gestalt des Wilden Jägers erwachsen, der seinerseits nachweisbar eine spätere Maske Wodan's ist, nachdem dieser von seiner gebietenden Stellung durch das Eindringen des Christenthums abgesetzt worden war. Als Beweis dafür läßt sich anführen:

1. daß es deutsche Sagen vom Wilden Jäger gibt, die seine ruhelosen Wanderungen erklären, worin von keinem Juden die Rede ist, obwohl eine Jesus zugefügte Beleidigung einen Theil der Sage bildet;
2. daß diese Sagen auf wesentlich heidnischer Grundlage ruhen — so sehr, daß der Wilde Jäger, der zur Strafe für die gegen Jesus verübte Beleidigung rastlos umherzieht, zu einem Roßfleisch essenden Volke gehört, wie unsere Vorfahren und die Skandinaven es waren;
3. daß in verschiedenen deutschen Sagen der „Ewig-Jäger" und der „Ewige Jude" für dieselbe Person erklärt werden;
4. daß mehrere Hauptmerkmale des Wilden Jägers und des Ewigen Juden dieselben sind, und daß, allem Anschein nach, sogar eine ähnliche Wortverwechselung stattfand, wie in dem Falle der Umbildung des „Jötun" zum Judas, des „Gütchens" zum Jüdchen.

III.

Vor allem ist hier das wohlbezeugte Grundwesen des großen Germanen-Gottes in's Auge zu fassen.

Wodan oder Odin, der Geist des Weltalls, galt unseren Vorfahren als der große Wanderer. Sein Name beschreibt ihn als den Allburchdringenden. Watan im Alt-Hochdeutschen; wadan im Alt-Sächsischen; wadha im Alt-Nordischen gehören derselben Wurzel an, wie das lateinische vadere, und (mit Einlegung des Nasenlautes) unser Zeitwort wandern. Wodan ist der überall hin dringende Welt-Odem. Seine Stimme tönt im Rauschen des Windes. Ruhelos durchwandert er die Länder und zieht er am Himmel dahin. Das Sanskrit-Wort wâta, das aus derselben Wurzel hervorging, wie die vorgenannten Wörter, bedeutet den Wind; und der Wind heißt in jener alt-arischen Sprache auch „der ewig Wandernde".

Mancherlei Namen, unter denen Odin bekannt war, bezeichnen ihn daher als beständig auf der Fahrt begriffen. In den Götterliedern der Edda heißt er Gangradr, Gangleri (noch in dem schottischen „gangrel" — ein Umherläufer, Strolch oder Vagabund — erhalten); und Wegtam; lauter Ausdrücke, die den Gänger, den Reisenden, den Wanderer bedeuten.*) In einem der eddischen Lieder, wo er kraft einer seiner Fleischwerdungen als Grimnir erscheint, trägt er einen blauen

*) Vgl. Wafthrudnismal; Grimnismal; Wegtamskwidha; und Gylfaginning.

Mantel — ein Sinnbild des Himmels, dessen Herrscher er ist, und an dem er beständig dahinfährt. In der Jüngeren Edda, wo sein Bild in „Gylfi's Verblendung" unter der Gestalt eines Mannes widergespiegelt ist, der in der himmlischen Halle zu Asgard nach allen Dingen forscht, nimmt er auch einen Namen an, der den „Wanderer" bedeutet. Dort sagt er: „er komme aus unwegsamer Ferne und bitte um Nachtherberge" — genau wie wir später den Ewigen Juden das Gleiche sagen und um das Gleiche bitten hören.

In der isländischen Heimskringla (dem „Weltkreis") erscheint der halb geschichtliche, halb göttliche Odin, dessen Reich am Schwarzen Meer lag, und der im Verein mit zwölf Tempelpriestern — genannt „Diar" (d. h. Götter oder Gottesgelehrte) — herrschte, wiederum als ein großer Wanderer im kriegerischen Sinn. Oft „war Odin Jahre lang fort, indem er viele Länder durchzog". Die Geschichte dieses mächtigen Heerführers, der die germanischen Schaaren aus Asien, oder Asa-Land, durch Garda-riki (Rußland) und Sachsen-Land (Deutschland) nach dem skandinavischen Norden leitete, ist unentwirrbar mit der Sage von dem Odin der Mythologie vermischt. Aber bemerkenswerth bleibt es, daß ein ruheloser Wandergeist — jener Geist, der die Völker aus teutischem Stamm später durch ganz Europa und einen Theil von Afrika trieb — auch das Merkmal des großen Krieger-Häuptlings der isländischen Heldensage ist.

Saxo nennt Odin den unermüdlichen Wanderer (viator indefessus). Die Nordlands-Sagen sind voll von seinen mannigfachen Fahrten. In der Ragnar Lodbrog-Saga*) erscheint er schon zu einem ergrauten, langbärtigen Waller mit breitem Hut und schwer beschlagenen Schuhen umgewandelt, der die Wege nach Rom weist. Der breite Hut kennzeichnet den großen Gott in allen germanischen Landen. Es ist gewissermaßen die himmlische Kopfbedeckung der Erde. In vielen Mären trägt der einst mächtige Gebieter des Weltalls einen aus allerlei buntscheckigen Stücken und Flicken zusammengesetzten Mantel. Das anscheinend seiner unwürdige Gewand ist doch auch nur eine Darstellung des wolkengefleckten Himmels.

Nun finden sich das aus allerhand bunten Flicken zusammengesetzte Gewand, der ungeheure Hut und die schweren Schuhe einerseits in dem sonderbaren Hemde des heiligen Christophorus, andrerseits bei dem Ewigen Juden wieder. Das Zusammentreffen ist schon Gotthard Heidegger zu einer Zeit aufgefallen, wo die vergleichende Religions- und Sagen-Wissenschaft kaum vorhanden war. Heidegger schreibt: „Der heilige Christophel und der Ewige Jude gehören zusammen". Gegenwärtig zweifelt man nicht, daß, so weit die Kirchen-Legende in germanischen Landen in's Spiel kömmt, der den Heiland über's Wasser tragende Christophorus eine ältere heidnische Sage von dem Riesen Wate ersetzt hat, der Wieland über's Wasser trägt. Eine ganz ähnliche Krischna-Sage findet sich in Indien. Wate — schon sein Name deutet darauf — ist ein titanisches Seitenstück zu Wodan, der in der Asen-Religion auch als Wassergott oder Neptun erscheint und Nixen-Vater gewesen sein muß; heißt er doch nordisch Nikudr, das an unseren „Neck" und unsere Nixen anklingt.

Doch ehe ein näherer Vergleich zwischen den Merkmalen des ruhelos umherziehenden Ahasverus und denen der germanischen Gottheiten angestellt wird, ist

*) 14. Abschnitt.

der Wilde Jäger genauer zu betrachten, denn er bildet das Mittelglied zwischen Wodan und dem Ewigen Juden.

IV.

In Deutschland, und wohin immer der germanische Stamm auf seinen Wanderungen gedrungen ist, findet sich die Sage vom Wilden Jäger in endloser Verschiedenheit der Form. Wodan-Odin war, griechisch zu reden, einst der Psychopompos, der Geleiter der Hingeschiedenen nach Walhalla gewesen. Der wilde Jäger, der seine Stelle einnahm, zieht am Himmel entlang mit seinem Geister-Heer. So wird auch Freia, die einst eine Anzahl Todte in ihrer Himmelswohnung aufnahm*), in eine Wilde Jägerin verwandelt, die nächtlicher Weile mit den unglücklichen Seelen dahinfährt.

Die in Deutschland den Führern dieses Geisterspuks gegebenen Namen lassen sich in ihrer Bedeutung nicht verkennen. In Oesterreich heißt der Wilde Jäger noch Wotn, Wut oder Wode; in Holstein, Mecklenburg und Pommern Wod. Der Name entspricht dem des Wilden Jägers in Schweden: Oden. So auch begegnen wir einer Führerin der Wilden Jagd unter dem Namen: Frau Wode, Gode oder Gauden; ferner: Frick, Berchtha, Holla, Hera, Herke — oder biblisch (anscheinend) umgeändert: Herodias. All' die vorerwähnten Namen, mit anscheinender Ausnahme des letzten, sind nur verschiedene Ausdrücke für dieselbe Göttin.

Uebrigens bin ich der Ansicht, daß eine Hera, Oden's Gemahlin, ohne Schwierigkeit in eine Her-Odias, oder Herodias, umgebildet werden konnte. Und ein Heer-Vater Oden, der später zum Führer des Wildes Heeres wurde, ließ sich eben so leicht in einen Her-Odis oder Herodis umsetzen; was in der That geschah.

In einigen westfälischen Sagen erscheint der große Wanderer, Weltläufer und wilde Jäger als Rodes. Man hat dies gewiß mit vollem Recht von Rodso oder Hruodso abgeleitet, das den Ruhmreichen bedeutet — augenscheinlich ein Beiname des großen Gottes, der bei Weihnachts-Vermummungen noch als Knecht Ruprecht, d. i. Hruodperaht, der Ruhmglänzende, umhergeht. Von Rodes ging der Name in anderen westfälischen Sagen auch leicht in Herodes über.

Beda erzählt: der März sei unter den Angel-Sachsen „Rhedmonath" geheißen worden, weil sie in diesem Monat ihrer Göttin Rheda opferten. In einer Reim-Chronik von Appenzell (haben doch die Schweizer die alten deutschen Monatsnamen überhaupt am Zähesten bewahrt!) wird der März noch Redimonat genannt. Desgleichen findet sich „Retmonat" in Chorion's „Ehrenkranz der teutschen Sprach", herausgegeben zu Straßburg 1644. Rheda wäre, nach Grimm, alt-hochdeutsch Hruoda; ein solcher Frauen-Name ist uns in der That erhalten. Er entspricht vollkommen dem Beinamen Wodan's: „Hruodso". Von Hruoda aber war der Uebergang zu Herodias wiederum leicht. Bemerkt doch Max Müller in mancher Beziehung nicht mit Unrecht: die Mythologie sei eine Krankheit der Sprache.

Daß aber Oden in Deutschland, wie im skandinavischen Norden, eine gang und gäbe Namensform des Asen-Gebieters, neben der Bezeichnung „Wodan" war,

---

*) „Freyja ist die herrlichste der Asinnen. Sie hat die Wohnung im Himmel, die Folkwang heißt; und wenn sie zum Kampfe zieht, gehört die Hälfte der Gefallenen ihr und die Hälfte Odin". („Gylfi's Verblendung"; 24.)

ist ja durch den Odenwald bezeugt. Wiederum treffen wir im Süden auf den Rodensteiner, der uns an den westfälischen Rodes erinnert. Die Kette des mythologischen Beweises ist somit vollständig.

Hakelbernd, einen weiteren Namen des Wilden Jägers in Nordwest-Deutschland, hat bekanntlich Grimm als „Hakolberand", den Mantelträger, d. h. Wodan, erklärt. Von „Hakelbernd" wurde der Name da und dort zu einem Junker Hackelberg oder Hackelbock. In der Gegend von Hildesheim macht der Wilde Jäger seine große Weltfahrt „alle sieben Jahre". Sieben ist in der germanischen Sage, wie in den Religionen vieler Völker, eine heilige Zahl. Die Edda ist voll davon; die Zahl findet sich wieder in deutschen Märchen. Wenn Hackelberg jagt, hört man ihn mit seinen Schuhen rasseln. Dieser umherziehende Spuk- und Wandergeist hat einen nach ihm benannten Eichenwald und Berg*) — ein merkwürdiges Zusammentreffen mit der süddeutschen Sage von einem bergentrückten, im Walde spukenden Ewigen Juden; wovon später mehr. Auch in der Ahasver-Sage spielen die Schuhe eine große Rolle.

V.

Um die Winter-Sonnenwende hielten die deutschen Gottheiten, nach dem Volksglauben, ihren feierlichen Umzug. Darum fährt der Wilde Jäger namentlich um die Zeit der Advents-Nächte um.

Außer den schon erwähnten Benennungen heißt er in Süd-Deutschland auch der Riesenjäger — der große Gott ist zum Titanen geworden; der Jäger Ruprecht — d. h. Wodan-Hruodperaht; der Jäger Hans — was, wie mir dünkt, vielleicht nicht von der deutschen Form des Namens Johannes, sondern von Ans, As, Gott, abzuleiten ist; ferner der Feurige Jäger — ganz in Uebereinstimmung mit dem ursprünglichen Wesen des Asen-Glaubens als einer Feuer-Religion, die sich von dem Wanen-Dienst, einer Wasser-Religion, unterschied.

Gleichwohl heißt der Wilde Jäger in einigen Theilen Schwabens der Neck. Das leitet uns, wie mir scheint, geradezu auf jene noch viel zu wenig ergründete, von Grimm und Simrock kaum, erst von Quitzmann genauer behandelte Wanen-Religion zurück, der einst wesentlich der suevische Stamm anhing, als er noch an den Ufern der Ostsee und des Deutschen Meeres wohnte. Hieß ja die Ostsee selbst einst das schwäbische Meer (Mare Suevicum; s. Tacitus „Germania" 45. Abschnitt). Ein Neck ist ein Wassergeist. Das Wort geht als Nöcken, Nix, Nisse ꝛc. durch alle germanischen Sprachen; und Odin, wie schon bemerkt, war als Nikudr oder Nikur ein Herrscher der See — also gleich Poseidaon ein Meer-Zeus.

Ein anderer schwäbischer Name des Wilden Jägers ist Welts-Jägerle, was durch verpanschte Aussprache manchmal zum Weltsch- oder gar Welsch-Jägerle wird! Bemerkenswerth ist, daß dieser Jäger in den meisten Sagen einen Schimmel oder Grauschimmel reitet. Es ist die Farbe des Odin'schen Rosses — wiederum ein Sinnbild des lichten Wolkenhimmels.

Merkwürdiger Weise heißt es in einer schwäbischen Sage vom „Ranzenpuffer", der auch ein Wilder Jäger ist und dessen Name beinahe an die magenstoßende See erinnert: der Schimmel, den er reite, sei ein hochvortreffliches Pferd,

*) Müller-Schambach's „Niedersächsische Sagen".

das er sich aus dem Meere geholt habe. Ein auffallender Gedanke bei einem binnenländischen deutschen Volksstamm, dessen größtes Wasser jetzt der Bodensee ist! Unzweifelhaft ist das meergeborene Roß dieses Wilden Jägers eine Erinnerung an die Zeit, wo die Schwaben am Meere wohnten und an ein Wasser-Roß glaubten, das auch Neck oder ähnlich hieß, und auf das wir selbst jetzt noch im Volksglauben der südlichen Bevölkerung unseres Vaterlandes (nämlich in einigen Theilen Oesterreichs) treffen.

Ueber dies Wasser-Roß ist es mir, beiläufig bemerkt, unlängst gelungen, auf hoch-nordischem Gebiet, in einer bis jetzt ungeschriebenen Volksmär der Shetlands-Eilande, eine Entdeckung zu machen, die wunderbar mit den übrigen germanischen Sagen zusammenklingt und eine bisher vorhandene Lücke schön ausfüllt. Darüber das Nähere an andrer Stelle.

In der schwäbischen Sage wird erzählt: „Ein Schimmel überhaupt ist ein edles Thier, denn er hat Himmelsfarb'; in der Hölle gibt es deshalb blos schwarze Rappen." Also ist der Wilde Jäger, der ihn reitet, eigentlich gar nicht höllischen Wesens, obwol er „wunderliche Teufelsstreiche macht"! In Wahrheit ist er ein vermummter Gott.

Urvölker betrachteten den Himmel oft als ein Wolkenmeer, als einen himmlischen Ozean — Samudra im Sanskrit. Daher ist der anscheinende Widerspruch zwischen dem See-Ursprung und der Himmelsfarbe des Rosses des Wilden Jägers kein wirklicher Widerspruch. In der schwäbischen Sage kann er „mit seinem Schimmel in der Luft, wie auf der Erde und auf dem Wasser reiten"; eine Auffassung von ganz eddischem Tone. Er heißt daher auch oft einfach der Reiter, oder der Brüller — eine gute Bezeichnung für einen ursprünglichen Sturmgott. Und er hat ferner, der Wilde Jäger nämlich, einen breitrandigen Hut, gleichwie Wodan — einen Hut, den er manchmal an der Erde liegen läßt, und der dann so schwer wird, wie ein Stein; Niemand kann ihn aufheben. Die sich senkende Himmelswolke läßt sich eben von Menschenhand nicht lüften.

Weiter hören wir in Süd-Deutschland von dem Wilden Jäger geradezu als dem Schimmel-Reiter. Hier und da geht er jedoch zu Fuß einher; ein Hammer hängt ihm dann zur Seite an ledernem Riemen. Mit dem Hammer klopft er im Wald. Der Donnergott, dessen Sinnbild der Hammer war, scheint mir hier mit Wodans Gestalt vermischt. Wodans Spur aber trägt die Wilde Jagd auch in der Bezeichnung Wute's-Heer, oder „s Wuota's", weicher gesprochen „s Muota's" — des Wodan's Seine. Der Uebergang von Wute's Heer zum „Wüthenden Heer" erklärt sich sprachlich leicht. Wuth — alldurchdringende, Alles durchfahrende Leidenschaft — kömmt von derselben Wortwurzel wie Wodan.

Die Wilde Jagd des wüthenden Heeres zieht der Milchstraße entlang. Es ist Wodan's und Freia's wohlbekannter Götterpfad. Germanische Krieger, die sich göttlicher Abkunft rühmten, sagten daher: sie seien von der Milchstraße hergekommen. Dies wird u. A. in England von dem Nordlands-Kämpen Orry berichtet, der die Insel Man eroberte und auf die an ihn gerichtete Frage über seine Abstammung jene Antwort gab.

Ein großer Fisch soll der wilden Jagd voranfliegen. Er scheint mir auf Wodan als Wassergott oder auf den alten Wanen-Dienst zu deuten, der nach einem

Kampfe, über den die Edda berichtet, mit der Asen-Religion verschmolz — wobei die Wasser-, Sonnen- und Liebesgöttin Freia, nebst ihren nächsten Anverwandten, als Geisel nach Asgard herübergenommen ward. Auch die Germanen haben daher ihre wellenentstiegene Aphrodite.

Saxo beschreibt Odin als auf weißem Rosse reitend, mit weißem Schild gedeckt. In deutschen Sagen des sechzehnten Jahrhunderts erscheint ein Berchthold — die männliche Form der Berchta, d. h. der Freia — an der Spitze der Wilden Jagd, ganz in Weiß gekleidet, auf weißem Pferd; auch seine Meute ist von weißer Farbe. Immer wieder die Versinnbildlichung des Himmels, mit dem die Götter ursprünglich gleichbedeutend sind, wie sich an eddischen, griechischen und germanischen Götternamen leicht nachweisen läßt.

Der Schimmel oder Grauschimmel findet sich wieder in einer meißnischen Sage, wo Hans Jagenteufel — der Ans, As oder Gott, der zum geisterhaften Jäger umgetauft oder umgeteufelt wurde — in langem grauem Rock umfährt. So tobt und tollt er bis zum jüngsten Tag umher. Der Neue Glaube konnte in der That dieser herabgewürdigten Gestalt des Alten Glaubens nicht entbehren. Er brauchte sie als Folie und Stützbalken — als etwas, was im Hintergrund zu halten, ja beständig mit einem Gefühl des Schauders abzuschwören, aber gleichwohl zu glauben ist, damit nicht etwa der Eifer der Frommen nachlasse, wenn alle Gefahr eines Wiedereinbruchs der alten „Teufelei" für verschwunden gelte. Zugleich wurde jedoch der Wilde Jäger mit seiner Gespensterschaar oft als kopflos dargestellt. Ihre Köpfe tragen die vom Wüthenden Heer unter dem Arm. Mit anderen Worten: der neue Glaube enthauptete den alten, wies ihn nur noch zum schrecklichen Beispiel vor.

V.

Doch es ist Zeit, daß wir zu dem ruhelosen Sohne Israels zurückkehren, der zu diesen schrecklichen Beispielen gezählt wird.

Wohl einer der klarsten Beweise, daß die Spukgestalt des Ewigen Juden auf die des großen Wanderers und Weltjägers Wodan gepfropft wurde, liegt in einer Harz-Sage. Dort erzählt man: der Wilde Jäger fahre alle sieben Jahre über die sieben Bergstädte. Als Grund für sein ruheloses Wandern gibt man an: er habe Jesus aus einem Flusse, wo dieser seinen Durst stillen wollte, nicht trinken lassen; auch von einer Viehtränke habe er ihn fortgejagt; aus einer Pferdetrappe, wo sich Wasser gesammelt, habe er gemeint, könne Jesus trinken. Dafür muß der Wilde Jäger nun ewig wandern und sich von Pferdefleisch nähren. Und wer ihm nachruft, dem bringt er Pferdefleisch, und er muß auch davon essen.

In dieser Sage wird keines Juden gedacht, obwohl der Name Jesus in einer der Ahasverus-Legende ähnlichen Weise hereingezogen ist. Mir scheint hier eine mythische Darstellung des Kampfes zwischen dem alten Glauben der Deutschen und der neuen Religion vorzuliegen. Die Pferdetrappe und das Pferdefleisch sehen wie figürliche Hinweise auf unsere Roß-anbetenden,*) Rosse opfernden, Roßfleisch essenden

*) Tacitus' „Germania", X.: — „Auch der Vögel Stimmen und Flug sind sie zu befragen gewöhnt. Eigenthümlich aber ist diesem Volke die Weissagung und die Berathschlagung mittelst der durch die Rosse ertheilten Wahrzeichen. In ihren Wäldern und Hainen werden weiße, durch keinen Arbeitsdienst für den Menschen entweihte Pferde gehalten.

Vorfahren aus, die auch nach Britannien unter Hengist und Horsa (Hengst und Roß) zogen. Dem Wilden Jäger in freventlichem Uebermuth nachzurufen, setzt Einen der Gefahr aus, Roßfleisch essen, d. h. zum alten Glauben zurückkehren zu müssen.

Das heilige Abendmahl der Germanen bestand in der That aus Roßfleisch und Meth. Als das Christenthum obsiegte, wurde der Genuß von Pferdefleisch als heidnischer Gebrauch verboten. Bei deutschen Hexen-Mahlzeiten — also bei Festlichkeiten, wo heidnische Ueberlieferungen noch gepflegt wurden — trank man indessen noch lange aus Roßhufen. Um dies ganz zu verstehen, muß man sich erinnern, daß Odin selbst sowohl, als auch das Roß, das er Sigurd schenkte, Grani hieß, was sicherlich so viel bedeutet, wie „Mähnig". (Die Gothen nannten ihre langen Haare „Grannen". Im „Reineke Vos" heißen die Barthaare der Thiere „Granen". Der Bart der Kornähren wird noch so genannt.) Kein Zweifel scheint mir obzuwalten, daß auch germanische Gottheiten zu einer Zeit in Thiergestalt verehrt wurden, gleichwie dies bei so vorgeschrittenen alten Völkern, wie die Inder und Egypter, der Fall war. Wohl mag daher Wodan-Odin einst auch als bemähntes Roß, als Grani, angebetet worden sein, und dies würde um so mehr das hohe Ansehen der Weissagung durch das Roß bei den Germanen erklären.

Offenbar ist somit die Harz-Mär von dem Pferdefleisch essenden Wilden Jäger und seinen alle sieben Jahre erfolgenden Umfahrten ein Mittelglied zwischen der alten Göttersage und der verchristlichten Ahasver-Legende. Ein weiteres Mittelglied findet sich in einer süddeutschen Sage.

In Röthenberg und anderwärts, auch im badischen Schwarzwald, heißt es: der Ewige Jäger sei dieselbe Person wie der Ewige Jude; und man gebraucht beide Bezeichnungen als gleichbedeutend. Von dem Ewigen Juden wird gefabelt: er habe stets einen Groschen in der Tasche, der ihm nicht ausgehe, wie oft er ihn auch ausgebe. Dies erinnert an die Wunschdinge Wodan's, der ja auch nordisch Oski hieß und bei uns noch lange als „Wunsch" fortlebte.

Bei Bretten wird erzählt: Der Ewige Jude spuke im Wald.*) Dies ist ein sonderbarer Aufenthalt für einen wandernden Sohn Israels. Der Vertreter eines Volksstammes, dem man nirgendswo eine romantische Hinneigung zum Forst zuschreibt, wie sie den germanischen Völkern als eigenthümlich gilt, ist hier in eine Oertlichkeit der Natur versetzt, die dem noch umgehenden Gespenst des zum Heerführer der Wilden Jagd gewordenen Sturmgottes vollkommen entspricht.

Außer Wodan scheinen noch sonstige im Volksgemüth haften gebliebene Er-

---

Diese werden an den heiligen Wagen geschirrt, und indem der Priester und der Fürst, oder sonst ein Stammeshäuptling, neben hergehen, beobachten sie das Wiehern und Schnauben der Thiere. Auf keine Art von Weissagung setzt man höheres Vertrauen als auf diese — nicht blos unter der Volksmenge, sondern auch unter den Führern und Priestern. Sie selbst halten die beiden Letzteren für Vermittler mit den Göttern; die Rosse aber gelten ihnen als deren Eingeweihte." — So findet sich auch im zweiten Gudrunen-Lied (15) der Edda eine Befragung des Pferdes. Sie bezieht sich auf Sigurd's Tod:

Gramvoll ging ich mit Grani zu reden,
Befragte das Pferd mit der feuchten Wange.
Da senkte Grani in's Gras das Haupt;
Wohl wußte der Hengst, sein Herr sei todt.

*) Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben. Von Prof. Ernst Meier.

innerungen an eine heidnische Gottheit zur Bildung der Gestalt des Ewigen Juden beigetragen zu haben. Die schweren „ungemein großen" Schuhe des Letzteren werden dargestellt als „von 100 Bletzen zusammengesetzt, ein Meisterstück von einem Schuhmacher, weil sie mit viel Mühe, Fleiß und Geschicklichkeit aus gar viel ledernen Theilen zusammengeflickt wurden." Diese Fußbekleidung des ewigen Ahasver erinnert stark an den ungeheuer großen Schuh des nord-germanischen Gottes, der die Ewigkeit und Unvergänglichkeit darstellt — nämlich des eddischen Widar.

Es galt als religiöse Pflicht für Jeden im Norden, während des Lebens die Lederstreifen hinzugeben, gewissermaßen zu opfern, die man an den Schuhen von dem Theil abschnitt, der jetzt Fersen und Zehen deckt. (Solche alt-germanische Schuhe müssen an jenen Theilen, sandalenartig, offen gewesen sein, was gewiß, vom Standpunkt der Gesundheitslehre, das Richtige war.) Mit all den abgeschnittenen Lederstreifen sollte der große Schuh Widar's gebildet werden, mit dem er bei der Götterdämmerung dem Feeris-Wolfe, den er zu bekämpfen hat, den Rachen aufsperrt. Der Schuh war bestimmt, den Fuß des ewigen Asen Widar zu schützen.

Widar stellt eine unvergängliche Kraft vor. Nach dem großen Götter- und Weltsturz, wo das All erneuert wird, ist er noch am Leben. Widar's Name bedeutet wohl den Erneuerer; vom Gothischen vithra; Deutsch: wieder. Ahasver, mit seinen viel gestückelten, ungemein großen Schuhen, ist jedenfalls ein merkwürdiges Seitenbild zu Widar.

Warum der Name Ahasver, welcher derjenige persischer und medischer Könige war, für den Ewigen Juden gewählt wurde — der, auffällig genug, ein Schuhmacher gewesen sein soll — hat den Auslegern der Mythe viel Kopfzerbrechens verursacht; man ist aber zu keinem Schluß gekommen. Das Wort mag gelehrter Laune entsprossen sein; in der Volkssage findet es sich jedenfalls nicht. Da heißt die Gestalt nur der Ewige Jude, und dieser wird da und dort für gleichbedeutend mit dem Ewig-Jäger gehalten.

Nun ist uns von Widar „mit dem Schuh" allerdings in Deutschland keine Nachricht erhalten. Dies beweist noch nicht, daß an eine ähnliche Gottheit nicht auch einst bei uns geglaubt wurde. Viel ist von unserer Götterlehre durch die Ungunst der Zeiten, durch die zerstörende Hand religiöser Feindschaft, zu Grunde gegangen. Unerwartete Funde haben gleichwohl öfters dargethan, wie groß die Aehnlichkeit zwischen dem Glauben der Nord- und Süd-Germanen war. Ich erinnere nur an die sehr neue Entdeckung des Merseburger Zauberspruches und an die Auffindung des Namens „Friga-Holda" in einer lateinischen Urkunde aus der Gothenzeit in Spanien, durch die mit einem Male die Gleichheit Holda's, oder der Frau Holle, mit Frick, oder Frigg, bewiesen war.

Wenn aber ein As-Widar (Gott Widar) einst auch in Deutschland verehrt wurde, so bedürfte es keines zu hohen Fluges der Einbildungskraft, um anzunehmen, daß durch Verlängerung des Wortes „As",*) und durch Verkürzung Widar's, der Name wol in Ahasver hätte umgewandelt werden können. Mundartlich erscheint

*) Das Osning-Gebirge, Osnabrück, die „Answald"-Figur, die von bayerischen Schnittern aus den letzten Garben zum Dankopfer gebildet wird, und viele Namen, wie Oswald, Osbrecht u. s. w., bezeugen den Asen-Namen auch für die deutschen Götter.

unser „wieder" manchmal in „wie'r" oder „we'r" zusammengezogen. Ein Wort wie As=Wer, oder Ahasver, konnte also leicht entstehen. Ich gebe dies lediglich als eine Möglichkeit. Die Ansicht von einer allmäligen Aufpfropfung der Gestalt des Ewigen Juden auf diejenige des Germanen=Gottes bedarf solcher Stütze im Grunde nicht.

VI.

Einen anderen Namen des Ewigen Juden hat man auch aus dem germanischen Götterkreise erklären wollen. In lateinischer Form kommt er in Boulanger's „Historia Sui Temporis" als Buttadeus vor.

Butta wird von einigen Schriftstellern über deutsche Mythologie durch Lautverschiebung als Wodan erklärt. In Volksmären giebt es in der That eine Pudel=Mutter, die man für gleichbedeutend mit Perchtha oder Bertha, oder Freia-Holda, hält. Dorfgespenster heißen Dorf=Pudel. Dies hat ohne Zweifel ursprünglich nichts mit dem gespenstischen Thiere zu thun, das im „Faust" erscheint. Das Wort „Pudel=Mutter" sieht wie ein ungeheurer und lächerlicher Sturz aus dem hohen Götterrange aus; solcher Fälle gibt es jedoch genug. Auch ist die Wortverdrehung nicht sonderbarer, als — um nur ein Beispiel unter tausenden zu geben — die Veränderung des normannisch=französischen Namens Coeur-du-Roi (Königsherz) in den heutigen englischen Familiennamen Cowderoy, wo die Kuh den Vortritt vor dem König hat.

Wir sahen Odin, in der nordischen Sage, in einen Pilgrim verwandelt, der die Wege nach Rom weist. Kein Wunder, daß wir in Schweizer Sagen auf eine Gestalt treffen, die der Pilger von Rom heißt und entsprechend gekleidet ist. Er hat den großen Hut, den langen Mantel, die stark beschlagenen Schuhe, die den genannten Heidengottheiten, wie auch dem Ewigen Juden, zugeschrieben werden; aber der Jude wird in der Sage nicht erwähnt.

Gleichwohl finden wir dicht bei dem Orte, wo diese Mär vom Pilger umgeht, wiederum den Ewigen Juden genannt — nämlich in Dörfern, wo Juden-Gemeinden sind, wie auch im katholischen Frick=Thale. Religiöse Abneigung hat da offenbar die Mythe beeinflußt. Der Wanderer oder ergraute Pilger mit dem Breithut wurde in einen Juden verwandelt und für den Glaubenshaß verwerthet.

Der allmälige Uebergang aus dem heidnischen Gedankenkreise in die christliche Legende läßt sich vielfach nachweisen. Auf schweizerischem und deutschem Boden erscheint dieselbe Spukgestalt abwechselnd als Ewiger Jäger und als Ewiger Jude, als Pilger von Rom und als Pilatus der Wanderer. In der letzteren Form bewohnt er den Pilatusberg. Es ist ein bekanntes Verfahren der deutschen Sage, die abgesetzten Götter in den Berg zu entrücken, zu verzauberten Höhlenbewohnern zu machen, wo sie als Könige und Kaiser fortleben, mit einem Gefolge von zwölf Mannen, das der Zwölfzahl der alten Götter entspricht.

Ein bergentrückter, im Walde spukender „Jude" — das hat offenbar keinen Sinn. War aber der Jude ursprünglich ein Wodan, Godan oder Gudan, so ist das Räthsel leicht gelöst. Es wäre also wieder eine Umwandlung, wie bei den Gütchen in die Jüdchen.

Wo der ruhelose Wanderer im Aargau als Ewiger Jude umgeht, da heißt es von ihm: wenn er in einer Herberge übernachte, lege er sich nicht zu Bett,

sondern laufe immerwährend in seiner Stube umher bis zum Weitergehen am Morgen. Einst erzählte er: als er das erste Mal an den Rheinwinkel gekommen, wo Basel nun steht, sei da nur ein schwarzer Tannenwald gewesen. Das zweite Mal fand er ein breites Dorngestrüpp; das dritte Mal eine von einem Erdbeben zerrissene Stadt. Wenn er zum letzten Male dieses Weges komme, werde man Stunden weit gehen müssen, um Reiser zu einem Besen zusammen zu finden.

Das ungeheure Alter und die Unvergänglichkeit des Wanderers sind in dieser Beschreibung ausgedrückt.

In Bern soll er einmal seinen Stab und seine Schuhe hinterlassen haben. In einer „Geschichte der Juden in der Schweiz" (Basel, 1768) berichtet der Züricher Pfarrer Ulrich: auf der obrigkeitlichen Bibliothek zu Bern werde ein kostbares Stück aufbewahrt, ein Stecken und ein paar Schuhe von dem ewigen, unsterblichen Juden. Die ungemein großen Schuhe werden in der schon oben angedeuteten Weise geschildert. Offenbar ließ irgend ein Betrüger, der sich jedoch an die noch im Volksgeist fortwirkende, zur christlichen Legende umgedichtete, germanische Sage hielt, der besseren Durchführung seiner Rolle halber in der Stadt Bern sozusagen ein verkleinertes Abbild von Widar's Schuh zurück.

Auch in Ulm hinterließ der Ewige Jude ein paar Schuhe. Diese beharrliche Verknüpfung einer gesunkenen Göttergestalt mit Schuhen und dem Schuhmacher-Handwerk tritt auch in der Sage vom Wilden Jäger auf. Eine der norddeutschen Formen desselben heißt Schlorf-Hacker,*) ein Hackelbernd oder Hackelberg in Schlappschuhen, der den Menschen auf den Rücken springt. In Glarus heißen die abgeschiedenen Geister geradezu Schuhmacher — gleich als hülfen sie Widar's Schuh bilden. Eine befriedigende Erklärung dieser sinnbildlichen Darstellung — denn etwas anderes kann der Ausdruck „Schuhmacher" nicht sein — fehlt noch. Aber die Bedeutung des Schuhes im Asen-Glauben einer- und in der Ahasver-Sage andererseits ist unläugbar und bildet unzweifelhaft einen Verbindungsfaden zwischen den beiden Mythen-Kreisen.

VII.

Wenn die wirkliche Bedeutung einer Mythe verloren gegangen ist, sucht der Volksgeist stets nach einer neuen Erklärung. Selbst an einem Sitze englischer Gelehrsamkeit wird heute das alt-germanische, um die Jul-Zeit übliche Eber-Mahl, das ursprünglich ein heiliges Abendmahl germanischer Heiden war und sich an der Hochschule zu Oxford in christlicher Hülle erhalten hat, als festliche Erinnerung an die wunderbare Errettung eines Studenten vor den Hauern eines Borstenthieres ausgelegt!

Nichts läßt sich klarer nachweisen, als daß das genannte, jetzt am Weihnachtstag abgehaltene Mahl der Nachklang einer Opferfeierlichkeit ist, die einst zu Ehren des Lichtgottes Fro oder Freyr stattfand, dessen heiliges Thier der Sonnen-Eber war, und dem vorzugsweise um die Winter-Sonnenwende festlich gehuldigt ward. Aber wie Wenige kennen selbst unter den englischen Gelehrten diese einfache Thatsache, oder haben sich auch nur an der handgreiflichen Unmöglichkeit der modernen Erklärung des Eber-Mahles gestoßen. Selbst der greise Rector von Queens' College,

*) Kuhn's Norddeutsche Sagen.

an dessen Seite ich vor ein paar Jahren beim Eber-Mahl zu Oxford als Gast saß, hatte nie von dem wahren Zusammenhang gehört!

Wundern darf es uns daher keineswegs, daß das ruhelose Umherziehen des Wilden Jägers jetzt als Strafe für das sonntägliche Jagdvergnügen irgend eines Junkers ausgegeben wird, obwohl der Jäger noch an manchem Ort den Namen Wote oder Wodan trägt und an anderen Orten von einer Wilden Jägerin ersetzt wird, die einen der Beinamen von Wodan's Gemahlin führt. In jeder Gegend wechseln die Einzelheiten dieser sein-sollenden Erklärung der wilden Jagd. Ueberall bleiben sich aber die Hauptzüge der Sage gleich.

So gab es auch bis vor Kurzem in England an mehr als einem Orte ein Eber-Mahl um die Jul- oder Weihnachtszeit. Am Hofe der Königin hat sich der Gebrauch in gekürzter Form bis zu dieser Stunde erhalten. Allein nur in Oxford erzählt man die unmögliche Geschichte von dem Studenten, der dem drohenden Wildschwein einen Aristoteles, mit dem Ausruf: „Graecum est!“ („'s ist Griechisch!“) in den Rachen warf und das Thier durch diese ihm unverdauliche Kost tödtete.

In gleicher Weise giebt es verschiedene Erklärungen für die Wanderungen jener Sagengestalt, die bald als Pferdefleisch essender ewiger Jäger, der Jesus eine Unbill anthat, bald als Pilger von Rom, als Pilatus der Wanderer, als bergentrückter, im Walde spukender Jude, als Ahasver, Buttadeus ꝛc. umgeht. Wiederum aber bleiben sich die Hauptzüge des ruhelosen Wanderers überall gleich; und an einigen Orten ist seine Gestalt mit der des Wilden Jägers vermischt, der auch in den Berg entrückt ist und in den Wald auszieht, und dessen Wodan's- oder Godan's-Name in Deutschland zur Umbildung in einen „Juden“ geführt haben mag.

Halten wir diese Dinge fest, so ist der Nutzen eines tieferen Studiums der Religion unserer Vorfahren, als eines Mittels, manchen leider noch landläufigen Irrthümern entgegen zu wirken, klar ersichtlich. Solch genaueres Eindringen in einen gesunkenen Ideenkreis, der oft auffällig mit der vedischen Religion Indiens zusammentrifft, befähigt uns auch, das als dichterisches Erzeugniß zu verstehen, was uns sonst nur als Aberglaube und gehässiger Fanatismus anwidern müßte.

Auf alle Zeiten hinaus wird ein gewaltiger Welt-Odem, ein „Mahan Atma“, durch Feld und Wald, über Berg und Thal rauschen und Strom und See mit Macht bewegen. Insofern wird es an einem Ewigen Wanderer nimmermehr fehlen. Verstehen wir die Sage in diesem natürlichen Sinn, so wird ein Fluch hinweggenommen, es wird ein Gefühl der Erleichterung in mancher noch von trübem Vorurtheil belasteten Brust erzeugt, und es wird der Beweis geliefert worden sein, daß ein Körnlein guten Sinnes, wie sehr es auch vom Unsinn überwuchert sein mag, selbst in jenen grausen Mären vorhanden ist, in welchen der Menschengeist ganz irre gegangen zu sein schien.

Zwei ungedruckte Briefe Goethe's.

Mitgetheilt von
Prof. Dr. Fritz Schultze in Dresden.

Zu Jena in einem Garten am „Paradiese“, einer anmuthigen Promenade am wiesenreichen Saalufer, liegt ein bescheidenes Haus, das häufig genug von

Goethe's Fuß betreten ist. Es ist das Haus, welches der langjährige Freund des Dichters, Major von Knebel, bewohnte. Der jetzige Eigenthümer, Commerzienrath Gerstung, kaufte es nach dem Tode der Wittwe Knebel's. Mir war es vergönnt, drei Jahre lang (von 1873—1876) in den Räumen zu wohnen, die mir durch seine früheren Insassen wie geweiht erschienen. Als der Ruf in meine jetzige Stellung mich von Jena wegführte, konnte mein Hauswirth mir kein besseres Zeichen seiner freundschaftlichen Gesinnung geben, als dadurch, daß er mir erlaubte, aus einem Stoß vergilbter Papiere, die er bei der Uebernahme des Hauses überkommen hatte, mir zum Andenken auszuwählen, was mir beliebte. Wie groß war mein Erstaunen, als ich beim Durchlesen in demselben eine Fülle von Zeugen unser classischen Dichter- und Denkerzeit entdeckte. Was ich davontragen durfte, waren u. a. zwei Briefe von Goethe, ein Brief von Knebel, ein Brief von der Frau von Stein an Knebel, ein Gedicht der Töchter Herder's an Knebel, zwei Briefe von Schelling, ein Brief von Fries u. s. w., die zusammen eine nicht unstattliche Sammlung von Autographen ausmachten. Die zwei bisher noch nicht gedruckten Briefe Goethe's veröffentliche ich hier auf Veranlassung des Herausgebers der „Deutschen Revue".

Das Original (in Quartform) des unten als I. gedruckten Briefes trägt auf der Außenseite die Adresse: „Des Herrn Dr. Friedrich Vogt (sic!) Wohlgeboren nach Jena". Die Unterschrift des Briefes „Goethe" ist von Goethe's bekannter Hand, der Brief selbst, wie mir Herr Wirkl. Geh. Rath Dr. Seebeck, Excellenz, Curator a. D. der Universität Jena, versicherte, von der Hand Riemers. In „C. A. Diezel, Ungedruckte Briefe Goethe's nach der Zeitfolge geordnet. Leipzig, 1873" ist der Brief ganz richtig nach Goethe's Briefjournal angeführt unter „Nr. 177. Adressat Voigt. 1806. Weimar, December 20." Da Diezel den Brief nicht vor Augen hatte, so ist auch die Rubrik, in welcher sonst bei ihm die Anfangsworte der ungedruckten Briefe gegeben sind, in unserem Fall leer geblieben. Diese Lücke läßt sich nunmehr ausfüllen. Fälschlich ist aber bei Diezel als Besitzer des Briefes „Dr. Keil" genannt. Der Inhalt des Briefes bezieht sich der Hauptsache nach auf vergleichende anatomische Studien, und sind hinsichtlich der Einzelheiten Goethe's Schriften zur Osteologie zu vergleichen. Die Veranlassung des Briefes findet in folgenden Angaben der „Annalen oder Tag- und Jahreshefte" ihre Erläuterung. In den Annalen von 1806 meldet Goethe: „Sömmering's Abbildungen der menschlichen Hörorgane" führten uns zur Anatomie zurück". (W.W., herausgegeben von Karl Goedeke. Stuttgart, 1872. Bd. XI. S. 363.) Dann heißt es in den Annalen von 1807 (ib. S. 374): „Die ältern osteologischen Ansichten, vorzüglich die im Jahre 1790 in Venedig von mir gemachte Entdeckung, daß der Schädel aus Rückenwirbeln gebildet sei, ward näher beleuchtet und mit zwei theilnehmenden Freunden, Voigt, dem jüngeren, und Riemer verhandelt u. s. w."

Der unten als II. gegebene Brief in Großquart trägt von Goethe's Hand die Unterschrift: „Ew. Magnifizenz gehorsamsten Diener J. W. Goethe", und das Datum „Weimar, den 6. December 1825". Das Uebrige ist von Schreiberhand sächsischen Canzleistils. Am 7. November 1825 waren fünfzig Jahre seit Goethe's Eintreffen in Weimar verflossen. Karl August feierte diesen Tag als Jubiläums-

tag. Auch die Jenaer Universität hatte ihre Glückwünsche dargebracht. Goettling drückte dieselben in einem lateinischen Gedicht aus. Vier Wochen später stattete Goethe der Universität seinen Dank ab und richtete an den Rector derselben den unten folgenden Brief. Bei Diezel ist der Brief gar nicht erwähnt; ebensowenig aber gedruckt bei Vogel, „Goethe im amtlichen Verkehr“ noch bei Riemer, „Mittheilungen“, wo man ihn wol zu suchen hätte, wenn er überhaupt schon gedruckt wäre.

I.

Adresse auf der Außenseite des Briefes: Des Herrn Doctor Friedrich Vogt, Wohlgeboren nach Jena.

Weimar, den 20. December 1806.

Es wird Fürstlicher Commission ganz angenehm seyn, wenn Sie Herrn Munier antworten, wie Sie in Ihrem Briefe vorgeschlagen haben und es vorerst als eine Privatsache behandeln, ihm Nachricht von der Flora jenensis überhaupt geben und sich das Uebrige vorbehalten.

Wenn Sie bey Entfaltung des Typus alle Bücher bey Seite legen und sich blos an die Natur halten, so werden Sie gewiß alles durchdringen. Zu dem Gedanken das os temporum mit der scapula zu vergleichen gratulir ich. Die basis cranii werden Sie gewiß auch bald entwickelt haben, wie ich denn auch besonders das os ethmoideum, das Siebchen selbst, die conchas und den vomer empfehle, an welchen die Grundgestalt sich am wunderbarsten aufschließt, dem Auge ganz verschwindet und nur vom Geiste verfolgt werden kann.

Der ich recht wohl zu leben wünsche, Herr und Frau Major von Knebel viel Empfehlung auszurichten bitte und bald wieder etwas von Ihnen zu hören hoffe.

Goethe.

II.

Magnifice,

Wohlgeborener, insonders hochzuehrender Herr!

Ew. Wohlgeboren danke zuvörderst für den mir neuerlich erzeigten persönlichen Antheil an dem ehrenvollen Feste, welches mir durch den gnädigsten Willen unseres verehrten Fürsten überraschend zu Theil geworden ist, und füge die Bitte hinzu, mich bey der Gesammtheit der hochlöblichen Universität Jena dergestalt zu vertreten, daß dieselbe versichert werde, wie ich alles das mir gegönnte Gute dankbarlichst anerkenne.

Wie sehr das, in jedem Sinne beifallswürdige Gedicht, mich erfreut habe, würde ich lebhafter aussprechen, wenn es mich nicht, wie alles was mir an diesem Tage wiederfahren, zu stiller und demüthiger Beherzigung ermahnte.

Die beyliegenden Schreiben bitte den hochlöblichen Facultäten gefällig vorzulegen. Auch darin habe ich nur versuchen können, dasjenige theilweise auszudrücken, was mich in jenen Stunden, tausend Erinnerungen hervorrufend, ungetheilt beschäftigte. Und so nehmen denn dieselben auch die Versicherung, daß ich sowohl der ganzen hohen Anstalt, als den einzelnen hochachtbaren Gliedern derselben, wie bisher so auch künftighin, mich theilnehmend verpflichtet und verbunden halte. Hochachtungsvoll mich unterzeichnend

Ew. Magnifizenz gehorsamsten Diener

Weimar, d. 6. Dezbr. 1825. J. W. Goethe.

Rundschau über das nationale Leben.

Eine kirchenpolitische Gesetzesvorlage am Badischen Landtage.

Von
R. v. Freydorf,
Ministerialpräsident a. D.

II.

Die Parteien waren bei dem Landtage von 1879/80 in folgender Weise vertreten: Die Clericalen zählten unter den 63 Abgeordneten 14, die Demokraten 3 Mitglieder (die drei Mannheimer Abgeordneten). Eine sog. konservative Partei hat sich in der zweiten Kammer seit 1866 jeweils nur beim Eintritt eines der positiven Richtung angehörigen evangelischen Geistlichen gebildet, bestand jetzt aus zwei Mitgliedern und lehnte sich meist an die stärkere ultramontane Partei an, deren Mitwirkung sie auch bei den Wahlen bedarf. Die zwischen den durch Aufzählung dieser Parteien gezogenen Grenzen in Mitte liegenden Ansichten sind in der nationalliberalen Partei vereinigt, welche allein das vorige Ministerium in der von 1866 bis 1876 in den inneren und auswärtigen Angelegenheiten befolgten Politik unterstützt hatte. Aus dieser Partei war seither ein Mitglied, Präsident Stoeßer, einige Zeit vor seiner Berufung ins Ministerium ausgetreten. Minister Turban und Präsident Grimm, welche gleichfalls Abgeordnete sind, werden der Partei noch zugezählt, halten sich aber, wie auch ihrer Zeit die früheren Minister, von deren Versammlungen und Vorbesprechungen fern. Innerhalb der Partei herrschte volle Freiheit der Meinungen; in den Versammlungen gelangte jede Schattirung zum Wort. Während der zwei letzten Landtage kam es, auch bei den Conflicten über das Einführungsgesetz zu den Reichsjustizgesetzen, über die hier besprochene Vorlage und bei den damit zusammenhängenden Zwischenfällen, niemals zu einem das einzelne Mitglied in seiner Meinungsäußerung und Abstimmung in einer einzelnen Frage bindenden Beschlusse. Genug, daß sich jedes Mitglied im Ganzen und Großen zu den bisherigen Grundsätzen der Partei hält.

Es mißfiel an der Vorlage, daß sie nicht sagte, was sie wollte, daß sie das Gesetz vom 19. Februar 1874 und das von demselben vorgeschriebene Staats-Examen scheinbar bestehen ließ, nur eine Befreiung von letzterem unter der Voraussetzung

der Ablegung einer theologischen Fachprüfung gestattete, welche doch fortan so sehr die Regel bilden sollte und mußte, daß es Mühe kostete, einen Ausnahmsfall zu construiren, in welchem möglicherweise auf das Examen des Gesetzes von 1874 zurückgegriffen worden wäre. Es mißfiel, daß der staatliche Commissär, welchen der Bischof im Jahre 1853 durch die eine Thüre entfernt hatte, nun ohne sichtbare Genugthuung mit weit weniger Befugnissen und Autorität durch eine andere Thüre in die rein theologische Fachprüfung wieder eingeführt werden sollte. Ueber die Befähigung der Candidaten in den Fächern, auf welche die Prüfung sich erstreckte, hatte der Commissär keinerlei Entscheidung oder Meinungsäußerung abzugeben, in den Fächern, durch welche nach den früheren Verordnungen und Gesetzen der Grad der allgemein wissenschaftlichen Bildung des Candidaten nachgewiesen werden sollte, wurde nicht geprüft. Der Candidat hätte z. B. die merkwürdigsten, vom constitutionellen Staatsrechte geradezu verpönten Ansichten über das Verhältniß der Kirche im (oder wie jenseits gesagt wird, zum) Staate entwickeln können, ohne daß dem staatlichen Commissär irgend eine Bemerkung gestattet gewesen wäre; je nach dem Benehmen der Examinatoren und Candidaten konnte die Stellung des zu passiver Haltung verurtheilten Commissärs in der Prüfung eine sehr peinliche und unwürdige werden.

Ferner ging der Entwurf auf den früheren Standpunkt der Gesetzgebung zurück, welche zu einer Zeit, da die katholische Hierarchie das Gesetzgebungsrecht des Staates auf den heute streitigen Gebieten noch anerkannte, wenigstens nicht thatsächlich anfocht, und die betreffenden Gesetze und Verordnungen befolgte, ein freundliches Zusammenwirken der beiderseitigen Organe, eventuell die Macht und den Willen der Regierung unterstellte, einen etwaigen Widerstand zu brechen und daher keinen Anstand nahm, ohne genaue Regelung der beiderseitigen Befugnisse, staatliche und kirchliche Organe zu gemeinsamer Thätigkeit zu berufen. Im Jahr 1853 und seither hatte sich aber gezeigt, daß der Bischof dem staatlichen Commissär die Thüre weisen, die Candidaten der Theologie ausschließlich durch seine Commissäre prüfen lassen, zu Priestern weihen und die Regierung vor die Wahl stellen konnte, entweder diese Priester zur Seelsorge zuzulassen, oder einen Theil der Katholiken durch drohende und wirkliche Verwaisung der Seelsorge beunruhigen und in feindselige Stimmung gegen Staat und Regierung versetzen zu lassen. Wer bürgte dafür, daß der Bischof oder ein Nachfolger desselben nicht aus irgend einem Anlaß zu der durch 26 Jahre befolgten Praxis zurückkehren werde? Die Regierung selbst dachte an diese Möglichkeit, und ließ inhaltlich der Begründung zu dem neuen Gesetze hauptsächlich für diesen Fall hinter der neuen Ordnung der Prüfuug die Staatsprüfung nach dem Gesetze vom 19. Februar 1874 bestehen, auf welche zurückgegriffen werden sollte, sobald die katholische Hierarchie ihre Mitwirkung zu der Prüfung neuer Ordnung versagte. Und was dann? Der ganze Vortheil, welchen der angetretene Rückzug dem Staate zu bieten scheinen konnte, war verloren und man stand wieder auf dem Punkte von 1853 und 1867 und stand den neuen Conflicten in schwächerer Stellung gegenüber, als in der man vor dem Rückzuge war. Die Gesetzgebung seit 1860 hatte, ohne zu verkennen, daß für Erfüllung mancher Aufgaben des Staates die Mitwirkung der kirchlichen Organe erwünscht und nothwendig sei, die beiderseitigen Gebiete möglichst scharf abzugrenzen und Ein-

richtungen zu vermeiden gesucht, welche ein Zusammenwirken beiderseitiger Organe erforderten, in welchen Collisionen leicht entstehen können und deren Wirksamkeit von dem guten Willen und der Duldung der Curie abhängt. Ferner hat die Großh. Regierung seit 1860 den Weg der Vereinbarungen mit der Curie möglichst gemieden, und das Verhältniß der Kirchen im Staat durch Gesetze geregelt, deren Schaffung und Abänderung (auch wenn man sich zu aller Sicherheit über jenseitige Ansichten verlässigte) von der Zustimmung der Curie unabhängig ist. Es schien daß ein von dem Bischof unter Voraussetzungen und Beschränkungen zugelassener, zudem mit dürftigen Befugnissen ausgestatteter staatlicher Commissär in einem von Mitgliedern des erzbischöflichen Ordinariats vorgenommenen theologischen Examen mehr der Keim zu neuen Collisionen und Conflicten, als der zuverlässige Abschluß des seitherigen Streites sei.

Endlich war weder in dem Gesetzentwurf und seinen Motiven, noch bei dessen Vorlage davon die Rede, daß der Bisthumsverweser den bei der Adreßdebatte von den Bänken der Abgeordneten und der Regierung energisch betonten Voraussetzungen eines Entgegenkommens in irgend einer Weise entsprochen habe. In einer in den nächsten Tagen nach Vorlage des Gesetzes abgehaltenen Parteiversammlung wurden diese und andere Gründe gegen den Gesetzentwurf geltend gemacht. Angesichts des in weiten Kreisen und auch unter den Abgeordneten bestehenden Wunsches nach thunlichster Beendigung des Conflictes mit der Curie und hauptsächlich im Hinblick darauf, daß auf allen andern seit Beginn des Conflicts streitig gewordenen Gebieten Ruhe herrschte und die seither erlassenen Gesetze in regelmäßiger Anwendung waren, wollte man sich aber nicht auf die reine Negation beschränken, sondern zur Aenderung des Gesetzes vom 19. Februar 1874 in der Richtung die Hand bieten, daß von der besonderen staatlichen Prüfung über die allgemein wissenschaftliche Vorbildung der Geistlichen Umgang genommen, nur die Nachweisung der bestandenen Maturitätsprüfung und des Besuchs dreier Vorlesungen der philosophischen Facultät verlangt, im Uebrigen aber die Prüfung der kirchlichen Behörde überlassen werde. Als Voraussetzung jedes Eingehens auf eine Aenderung des Gesetzes vom 19. Februar 1874 sollte aber immerhin eine nicht in irgend demüthigender Form, jedoch öffentlich, klar und deutlich erklärte Zurückziehung der jenem Gesetze gegenübergestellten bischöflichen Verbote betrachtet werden.

Die Mitglieder der Partei schlossen sich einstimmig im Wesentlichen dieser Auffassung an, und billigten diese Art des Vorgehens. Ein sich zunächst gegen ähnliche Ausführungen der „Badischen Landeszeitung" wendender offizieller Artikel der „Karlsruher Zeitung" vom 25. Januar d. J. nahm auch von dem Ergebniß jener Besprechung Notiz, konnte „im Vertrauen auf die Selbständigkeit, Gewissenhaftigkeit, Einsicht und Vaterlandsliebe der Mitglieder der Partei nicht glauben, daß dieselben ohne eingehendes Studium der Begründung des Gesetzes und der öffentlichen Meinung des Landes eine solche Entschließung gefaßt hätten." Die Großherzogliche Regierung, so fuhr der Artikel fort, habe diese öffentliche Meinung studirt, wisse, daß der Gesetzentwurf dem lebhaften Verlangen in den weitesten Kreisen des Volkes entspreche; eine Abstimmung durch das Volk würde dem Gesetzentwurfe die Mehrheit sichern.

Da wohl in der benachbarten Schweiz, nicht aber in Baden die Einrichtung des Referendum besteht, und eine allgemeine Volksabstimmung oder etwas dem Aehnliches nur im Wege der Anordnung allgemeiner Wahlen zu Stande zu bringen war, wurde die in dem Schlusse des offiziellen Artikels enthaltene eventuelle Berufung an das Volk allgemein als eine Drohung mit Auflösung der Kammer — für den Fall der Verwerfung des Gesetzes und Durchführung der in der Parteiversammlung kundgegebenen Ansichten — aufgefaßt. Hatte ja doch eine schon damals über den Inhalt der erst am selben Tage in Karlsruhe erfolgten Gesetzesvorlage und über den ganzen Sachverhalt unterrichtete Correspondenz aus Freiburg, 17. Januar d. J., welche dem Artikel der „Cölnischen Zeitung" vom 19. Januar d. J., „der Kulturkampf in Baden" zu Grunde lag, und die fast einstimmige Annahme des Gesetzes Seitens beider Kammern hoffte, mit den Worten geschlossen: „Die Folge einer etwanigen Zurückweisung der Gesetzesvorlage dürfte, wie man glaubt, eher eine Auflösung der Kammer, als der Rücktritt des Ministeriums oder die Fortdauer des status quo sein."

Der officielle Artikel hatte den bezüglichen Kundgebungen und den Aeußerungen der Presse zugestanden, daß auch der Großherzoglichen Regierung eine vorherige Zurücknahme des bischöflichen Dispensverbotes erwünscht gewesen wäre; sie habe solche Zurücknahme auch warm empfohlen. „Nachdem aber der Herr Bisthumsverweser unter Anrufung der Großmuth der Regierung gebeten habe, im Interesse seiner amtlichen Autorität nicht auf Erfüllung dieses Wunsches zu bestehen, so glaubte die Großherzogliche Regierung, dieser Bitte stattgeben zu dürfen, da sie selbst die Erfüllung dieses Wunsches im Interesse der Staatsautorität nicht für unerläßlich hielt. Nachdem die Kirche sachlich jeder staatlichen Forderung nachgegeben hat und ihr nur die von ihr erbetene Nachsicht persönlicher Demüthigung gewährt wurde, wie kann man nach dem Allem von einem einseitigen Nachgeben des Staates sprechen?"

Dasselbe Blatt der „Karlsruher Zeitung" vom 25. Januar d. J. brachte eine Zusammenstellung durchweg günstiger Aeußerungen der Presse aus allen Theilen des Landes über den Gesetzentwurf aus den nächsten Tagen nach Vorlage desselben und aus einer Zeit, zu welcher die betreffenden Correspondenten den Entwurf und seine Begründung, sammt der öffentlichen Meinung des Landes keinenfalls genauer studirt haben konnten, als nach der Meinung des officiellen Artikels von demselben Tage die Abgeordneten zur zweiten Kammer. In einer dieser Correspondenzen war darauf hingewiesen, daß die Sache jetzt anders stehe, als im Jahre 1860 bei Verwerfung des Konkordats. Damals sei das Land mit der Kammer gleichen Sinnes gewesen, während jetzt eine starke Strömung für den Friedensschluß zwischen Staat und Kirche vorhanden sei. Ueberall wurde auf nicht näher definirte unausbleibliche und unabsehbare Folgen einer etwaigen Verwerfung der Regierungsvorlage hingewiesen.

Die Zusammenstellung war zu vier Fünftheilen sog. Amtsverkündigern, d. h. Zeitungen entnommen, welche durch die Zuwendung der amtlichen Inserate wenigstens in so weit von der Regierung abhängig sind, als ihnen aus irgend einem Grunde, insbesondere wegen beharrlicher oder im einzelnen Falle störender Opposition jene Vergünstigung und die daraus erwachsenden unmittelbaren und

mittelbaren Vortheile entzogen werden können. Die „Badische Correspondenz", Organ der nationalliberalen Partei, rügte scharf diese Art der Veranstaltung einer öffentlichen Meinung, den Versuch, in dieser Weise auf die Haltung der Mehrheit der zweiten Kammer einzuwirken, und dieser Tadel wurde in einer damit zusammenhängenden Kammerverhandlung wiederholt.

In einem Erlasse des Ministeriums des Innern vom 8. Januar d. J. war nämlich den sog. Amtsverkündigern neuerdings sorgfältige Redaction und taktvolle Haltung, Unterlassung von Angriffen auf die Regierung, auf einzelne Stände und Religionsgemeinschaften besonders empfohlen worden. In Freiburg hatte sich die „Breisgauer Zeitung" von Anfang an günstig über die Gesetzesvorlage der Regierung geäußert, während die „Freiburger Zeitung" mit einem autographirten Berichte über die betreffende Kammersitzung auch einige ungeeignete Bemerkungen des Verfassers abgedruckt hatte, worin die Vorlage als ein „Konkordätchen" bezeichnet war. Nachdem sofort, durch Ministerialerlaß vom 20. Januar d. J., die amtlichen Veröffentlichungen von der „Freiburger Zeitung" auf die „Breisgauer Zeitung" übertragen waren, wurde die Sache zum Gegenstand einer Interpellation in der zweiten Kammer gemacht, bei deren am 6. Februar d. J. stattgehabten Verhandlung sich nur die der nationalen und liberalen Richtung gegnerischen Parteien auf Seite der Regierung stellten. Die Behauptung, daß zur Zeit des Erlasses vom 8. Januar d. J. die Antwort des Bisthumsverwesers vom 5. Januar noch nicht bekannt gewesen sei, ersterer also mit letzterer in keinem Zusammenhange stehe, stimmte mit den Akten nicht überein (die Antwort war am 6. Januar eingekommen) und wurde am folgenden Tage dahin modificirt, daß jener Erlaß schon vor Einkunft dieser Antwort koncipirt gewesen sei.

War schon der erste Eindruck des Gesetzentwurfs kein günstiger, und hatten die geschilderten und anderen Versuche der Einwirkung auf die öffentliche Meinung und durch diese auf die Kammer die Gemüther dem Entwurfe mehr ab- als zugewendet, so wurde die gegnerische Haltung noch fester, nachdem die erwählte Kommission und die deren Sitzungen anwohnenden anderen Abgeordneten aus den Vorträgen des Berichterstatters Abgeordneten Lamey (1860 bis 1866 Präsident des Ministeriums des Innern) den Inhalt der zwischen dem Ministerium und erzbischöflichen Capitelsvicariate gepflogenen Verhandlungen, wie er oben dargestellt ist, und die Erklärungen der Regierungskommission vernommen hatten.

Die Zusammenkunft mit diesen Commissären fand am 3. Februar d. J. statt, nachdem am Vorabende die „Karlsruher Zeitung" erklärt hatte, das Staatsministerium habe nach reiflicher Prüfung und Berathung die Vorlage des Entwurfs an die Kammern beschlossen, und angesichts der schweren Vorwürfe, welche jetzt um dieser Vorlage willen gegen den Ressortminister erhoben würden, für angemessen erachtet, daß an den bevorstehenden Verhandlungen der Commission und des Plenums der zweiten Kammer außer Präsidenten Stoesser auch Staatsminister Turban theilnehme. Der Berichterstatter wies vor Allem darauf hin, daß man schon bei Erlassung des Gesetzes vom 19. Februar 1874, dem ja alle Mitglieder des jetzigen Ministeriums, theils als Mitglieder des früheren Ministeriums, theils als Abgeordnete unbedingt zugestimmt hätten, auf den möglichen Widerstand der Curie und auf eine allmälige Verwaisung der katholischen Seelsorge gefaßt sein mußte, und daß so eben

erst der Moment eingetreten sei, in welchem sich zeigen sollte, welcher Theil, Staat oder Kirche, den ersten Schritt zur Verständigung oder zum Rückzuge zu thun genöthigt sei. Es muß dem beigefügt werden, daß in weiten Kreisen, auch innerhalb der katholischen Bevölkerung, die beginnende Verwaisung der Pfarreien nicht dem Staate und dem ganz innerhalb der staatlichen Befugnisse erlassenen Gesetze vom 19. Februar 1874, sondern mit vollem Rechte der Kirchengewalt und dem die Candidaten der Theologie an Ablegung des Examens, sogar an Nachsuchung des Dispenses hindernden Verbote des Bisthumsverwesers zur Last gelegt wurde, und daß schon bis in die Reihen der katholischen Geistlichkeit und entschiedener Anhänger der klerikalen Sache die Meinung sich gebildet hatte und in der Presse laut wurde, daß es weder gegen menschliche oder göttliche Gebote noch gegen das eigene Interesse der Kirche an der Heranbildung eines tüchtigen Clerus verstoßen würde, wenn der Bischof sein Verbot zurückzöge. Es muß ferner erwähnt werden, daß manche Abgeordnete aus katholischen Bezirken einen schon bestehenden oder nahe drohenden Nothstand der Seelsorge in Abrede stellten; es seien namentlich in Städten nicht ausreichend beschäftigte Priester vorhanden, welche man auf das Land versenden könne; manche Priester freuten sich, in Folge der Verminderung der Zahl eine größere, befriedigendere Thätigkeit entfalten zu können. Nach der von dem erzbischöflichen Ordinariate selbst gelieferten Statistik waren, bei einer Zahl von nahezu 960 000 katholischer Einwohner (einschließlich der 30 000 Altkatholiken), noch 882 anerkannte Priester vorhanden, also einer auf je 1100 Einwohner. Der Bedarf der evangelischen Kirche für etwa 518 000 Seelen besteht in 425 Geistlichen, woran zur Zeit 58 fehlten. Diese Kirche klagte nicht über Nothstand bei dem Stande von einem Geistlichen auf 1400 Seelen. Von einem schon bestehenden oder nahe drohenden Nothstande konnte also nicht wohl die Rede sein, und es schien, daß die Großherzogliche Regierung immer noch hätte zuwarten können, ob nicht jenseits die zum Nachgeben drängenden Stimmen sich mehren und eigene Einsicht oder die geschaffene äußere Lage ein nicht nur in Worten, sondern auch in Handlungen sich kundgebendes ernstes Friedensbedürfniß erzeugen würden.

In den Verhandlungen mit den Regierungscommissären bestätigte sich ferner die Unterstellung der Regierungsmotive nicht, daß das Capitelsvicariat die künftige Prüfung der Candidaten des geistlichen Standes durch die theologische Facultät der Universität Freiburg zugestanden habe, ebensowenig die Meinung der Commissäre, daß diese Prüfung schon gegenwärtig von Professoren der Universität vorgenommen werde. Ein der Commission angehöriger katholischer Geistlicher mußte vielmehr bestätigen, daß die Prüfung lediglich durch Mitglieder des erzbischöflichen Ordinariats abgehalten werde. Im Falle der Annahme des Gesetzes würde also der Streit sehr wahrscheinlich schon aus dem Anlaß wieder begonnen haben, daß der staatliche Commissär bei seiner Ankunft in Freiburg ein ganz anders eingerichtetes Examen vorgefunden hätte, als Gesetz und Ministerium voraussetzte. Das Examen, in welches der Commissär gesetzlich berufen und vom Ministerium gesandt war, bestand einfach nicht.

Ebensowenig hatte das Capitelsvicariat dem staatlichen Commissär oder dem Ministerium eine Befugniß der Ablehnung eines Candidaten wegen Mangels der nöthigen allgemein wissenschaftlichen Bildung zugestanden. Die einzige, endlich

am 5. Januar d. J. abgegebene, sachliche Vernehmlassung des Bisthumsverwesers beschränkt sich auf die Erklärung, er werde zulassen, daß die Theologen in Gegenwart des staatlichen Commissärs geprüft werden; diese Zuschrift hatte die Frage der eventuellen Beanstandung eines Candidaten umgangen und die Frage der Regierung, ob kirchlicherseits die Beanstandung unmittelbar durch den Commissär oder auf dessen Vortrag durch das Ministerium vorgezogen werde, nicht beantwortet.

Wenn man einwendete, daß es der Commission freistehe, den Entwurf zu verbessern und neben dem schon darin enthaltenen Rechte der Beanstandung auch die Bestimmung aufzunehmen, daß die Prüfung von der theologischen Facultät der Universitat Freiburg abzuhalten sei, und daß diese Vorschriften zu ihrer Giltigkeit der Zustimmung der Curie nicht bedürften, so mag das richtig sein, aber noch sicherer ist, daß dann die ganze Verhandlung mit dem Capitelsvicariat und das ganze unvollständige Abkommen ohne Werth und Vortheil war und daß der Conflict bei dem ersten Versuche, beide gesetzliche Bestimmungen ins Leben treten zu lassen, von Neuem ausgebrochen wäre. Welche Mittel hatte die Regierung, den Bisthumsverweser oder künftigen Erzbischof zu zwingen, die bisherigen aus dem Ordinariat berufenen Examinatoren durch Professoren der Universität zu ersetzen? Und doch war dieser Punkt nicht nur für die ganze Gestaltung des Examens, sondern auch für die Stellung des staatlichen Commissärs in demselben sehr wichtig. Denn die Professoren der Universität werden von der Regierung berufen, die Mitglieder des Ordinariats aber vom Bischof bestellt, und beide können je nach der herrschenden Richtung eine sehr verschiedene Haltung zur Wissenschaft, zum kirchlichen und staatlichen Leben einnehmen.

Im Uebrigen wurde von Seiten des Präsidenten des Ministeriums des Innern der Werth der Wieder-Einführung des staatlichen Commissärs in die theologische Prüfung hauptsächlich darin gefunden, daß damit eine Sühne für dessen im Jahre 1853 erfolgte Entfernung gegeben sei, daß durch dessen Anwesenheit die bis dahin geheime Prüfung den Charakter der Oeffentlichkeit wenigstens der Regierung gegenüber erhalte, zugleich die Staatssouveränetät der Kirche gegenüber sichtbar dokumentirt werde, und daß die Kenntnißnahme von den Leistungen der einzelnen Candidaten eine Grundlage für spätere Vorschläge zu Besetzung von Patronatspfarreien gewähre.

Ein anderer Vertreter der Regierung suchte den Einwendungen gegen den staatlichen Commissär mit der Ausführung zu begegnen, daß der Gesetzentwurf die Regierung nur ermächtige, nicht verpflichte, einen Commissär zur Prüfung zu entsenden, daß also, wenn man dessen Anwesenheit nicht nützlich oder passend finde, die Bestellung des Commissärs ebensowohl unterlassen werden könne. Diese Auslegung war unrichtig, da das Staatsexamen des Gesetzes von 1874 nach dem neuen Entwurfe dem Candidaten nur unter der Voraussetzung des Erstehens der theologischen Fachprüfung in Anwesenheit des staatlichen Commissärs erlassen werden sollte. Und wenn man nun nach allen Verhandlungen mit der Curie und mit den Ständen den wiedereroberten Commissär doch nicht gebrauchen wollte, wozu die ganze Verhandlung?

Hatten schon diese Erläuterungen weder die Mitglieder der Commission noch die zuhörenden anderen Abgeordneten für die Regierungsvorlage gewonnen, so war für die Haltung der Commission und Kammer entscheidend, daß sich weder in den Verhandlungen des Ministeriums mit dem Capitelsvicariate, noch in irgend einer anderen Kundgebung die Voraussetzung erfüllt fand, unter welcher nach den oben erwähnten Erklärungen der Großh. Regierung und der zweiten Kammer eine Aenderung des Gesetzes und der Verordnung vom Jahre 1874 sollte stattfinden können. Eine Sühne für die bischöfliche Aufforderung zum Ungehorsam gegen jenes Gesetz war nirgends gegeben; das Verbot stand noch unverändert in dem amtlichen bischöflichen Blatte und sollte bis nach vollendetem Rückzuge des Staates und bis zu dem Zeitpunkte stehen bleiben, da der Zweck des geleisteten Widerstandes erfüllt, das Gesetz vom 19. Februar 1874 abgeändert war.

Auch davon, daß der Bisthumsverweser unter Anrufung der Großmuth der Großh. Regierung um Abstehen von dem dringenden Wunsche gebeten habe, in welchen sich allmählich die gestellte Bedingung und unumgängliche Voraussetzung verwandelt hatte, war bei wohlwollendster Auslegung in den Verhandlungen nichts zu finden. Das oben abgedruckte bischöfliche Schreiben vom 5. Januar d. J. hatte im Gegentheil die bisherige Stellung, welche die Curie der staatlichen Gesetzgebung gegenüber eingenommen hatte, neuerdings nach allen Seiten bestimmt und ausdrücklich gewahrt, und die kleine Concession der Zulassung eines staatlichen Commissärs zur theologischen Fachprüfung an Hoffnungen auf Abänderung der ganzen nach der jenseitigen Meinung die freie Wirksamkeit und die Rechte der Kirche beeinträchtigenden Gesetzgebung geknüpft, an welche nach der ganzen Fassung des Schreibens als Voraussetzungen und nach einiger Zeit als Bedingungen erinnert werden konnte. Ein Abschluß des Conflictes über die Prüfungsfrage auf Grund der in diesem Schreiben erklärten beschränkten und verklausulirten Zustimmung würde, wollte man sich nicht zu einer allmählichen Rückbildung der ganzen unter schweren Kämpfen in den letzten Jahrzehnten errungenen, endlich in ruhiger und regelmäßiger Anwendung befindlichen Gesetzgebung entschließen, den Anfang neuer endloser Conflicte auf allen anderen seither streitig gewesenen Gebieten bilden.

Der Regierungsvorlage schienen von den damals 62 Abgeordneten von Anfang an die Stimmen der 14 Klerikalen, 2 sog. Deutsch-Conservativen und 3 Demokraten, ferner der drei Ministerialpräsidenten, also 22 Stimmen sicher. Von den liberalen Stimmen ging diejenige des Präsidenten und eines schwer erkrankten, bald verstorbenen Mitgliedes ab, so daß bei sonstigen Abwesenheiten die Stimmen von 6—8 für die Vorlage gewonnener Nationalliberaler leicht den Ausschlag zu Gunsten des Regierungs-Entwurfs hätten geben können. Man dachte kurze Zeit an die Möglichkeit eines solchen Uebertrittes, mindestens der Annahme irgend eines die Regierungsvorlage im Wesentlichen rettenden Vermittelungsvorschlages.

Nach den beschriebenen Commissionsberathungen und nach Kenntniß der Correspondenz des Ministeriums mit dem Capitelsvicariate herrschte innerhalb letzterer Partei volle Einstimmigkeit und die gewählte Commission beschloß mit zehn gegen zwei klerikale und eine conservative Stimme:

Ablehnung des Eintretens in die Berathung des Gesetzentwurfs zu beantragen, da in den Erklärungen des erzbischöflichen Capitelsvicariats die Voraussetzungen nicht enthalten seien, unter denen eine Abänderung des Gesetzes vom 19. Februar 1874 als thunlich und erfolgreich erscheine und da eine beabsichtigte Amendirung des Gesetzentwurfs in der oben erörterten Richtung, daß das Maß des Nachweises der allgemein wissenschaftlichen Vorbildung der Candidaten der Theologie auf das für Candidaten anderer auf den Universitäten erlernter Fächer des öffentlichen Dienstes vorgeschriebene Maß zu beschränken sei, nach der dermaligen Sachlage unmöglich erscheinen müsse.

Für den Fall, daß eine Abstimmung über Annahme oder Ablehnung des Gesetzentwurfs verlangt würde, war Ablehnung ohne Eingehung auf Detailberathung beantragt. Der vom Abgeordneten Lamey erstattete Bericht hatte für den Fall der Erfüllung der mehrerwähnten Voraussetzung durch die Curie eine Aenderung des Gesetzes vom 19. Februar 1874 und eine Amendirung des Regierungsentwurfs dahin in Aussicht gestellt hatte, daß von den Candidaten der Theologie als Nachweis der allgemein wissenschaftlichen Vorbildung nicht mehr verlangt werden solle, als von Candidaten eines anderen wissenschaftlichen Berufs, d. h. der Nachweis einer Maturitätsprüfung, des Besuches einer deutschen Universität während $2^1/_2$ bis 3 Jahren und des fleißigen Besuches je einer Vorlesung der philosophischen Facultät von wöchentlich mindestens vier Stunden in den ersten drei Semestern.

Nach der Stimmung, welche sich in Folge des allmäligen Bekanntwerdens der Einzelheiten der Verhandlungen des Ministeriums mit der Kurie und der Veröffentlichung des Schreibens des Capitelsvicariats vom 5. Januar d. J. im Lande verbreitet hatte, zweifelte man auf Seite der Gegner des Regierungsentwurfs nicht, daß im Falle der Auflösung der Kammer wieder eine vielleicht noch stärkere gegnerische Mehrheit aus den Neuwahlen hervorgehen würde, und man glaubte auch aus anderen Gründen nicht, daß das Ministerium aus Anlaß der bevorstehenden Verwerfung des Examengesetzentwurfs eine Auflösung der Kammer höchsten Ortes in Antrag bringen werde. Und doch schien nur die Wahl zwischen der Kammerauflösung und dem Rücktritt des Ministeriums zu sein. Man wußte, daß gemäßigte Mitglieder der klerikalen Partei sich um ein Entgegenkommen des Bisthumsverwesers in der Richtung bemühten, daß dieser von dem Anerbieten der Commission der zweiten Kammer Besitz ergreife und aus Anlaß der eventuell beantragten Aenderung des Gesetzes vom 19. Februar 1874 seine Verbote zurückziehe. Einzelne hielten in Erinnerung an den Ausgang der in früheren Heften dieser Zeitschrift geschilderten Kämpfe bei Berathung des badischen Einführungsgesetzes zu den Reichsjustizgesetzen, in welchen den Gegenvorschlägen der Kommission ein ebenso entschiedener Widerspruch entgegengesetzt worden war, wie nun dem Antrage auf Verwerfung des Prüfungsgesetzes und den gestellten Gegenanträgen, und bei welchen das Ministerium doch schließlich die grundsätzlichen Aenderungen seiner Vorlage annahm, für möglich, daß nach einer entsprechenden Erklärung des Bisthumsverwesers das Ministerium unter Zurückziehung seines Entwurfs einen anderen, den Wünschen der zweiten Kammer angepaßten Gesetzentwurf vorlege.

Am 13. Februar d. J. erfolgte diese Vorlage unter Verlesung eines ehrerbietigen Schreibens des Erzbisthumverwesers vom 10. Februar d. J., worin derselbe S. K. H. dem Großherzog, unter Bezugnahme auf die betreffende Stelle der Thronrede um Vermittelung zur Ausgleichung der herrschenden Gegensätze und um Abhilfe der Nothstände bittend, den Entwurf einer entsprechenden Erklärung an das Ministerium des Innern unterbreitete. Auf willfährige höchste Entschließung ging diese Erklärung, worin dem Ministerium für das seitherige Entgegenkommen gedankt und im Hinblick auf die kundgegebene landesväterliche Theilnahme für die Seelsorge der katholischen Bevölkerung und auf den eine entsprechende Aenderung des Gesetzes vom 19. Februar 1874 in sichere Aussicht stellenden bisherigen Gang der landständischen Verhandlungen, die Verbote vom 14. September 1867, 7. November 1872 und 24. Januar 1874 wegen Dispenseinholung vom Staatsexamen einfach zurückgezogen wurden, am 12. Februar d. J. an das Ministerium ab.

Die unter Zurücknahme des früheren Entwurfs diesmal vom Staatsminister Turban gemachte Vorlage war von allen Mitgliedern des Staatsministeriums gegengezeichnet, und es war außer dem Präsidenten des Ministeriums des Innern auch Staatsminister Turban zum Regierungscommissär ernannt.

Der Entwurf änderte klar und einfach den dritten Absatz des Art. 1 des Gesetzes vom 19. Februar 1874, welcher neben den Zeugnissen über Maturitätsprüfung und Universitätsbesuch von den Candidaten der Theologie noch, behufs des Nachweises allgemein wissenschaftlicher Bildung, die Ablegung eines Staatsexamens in alten Sprachen, Philosophie, Geschichte und deutscher Literatur verlangt, dahin ab, daß zu jenem Nachweise fernerhin die Vorlage von Zeugnissen über bestandene Abiturienten- oder Maturitätsprüfung und den dreijährigen Besuch einer deutschen Universität sowie über den fleißigen Besuch von Vorlesungen aus dem Lehrkreise der philosophischen Facultät in demselben Umfange, wie sie für Studirende der Rechtswissenschaft u. s. w. vorgeschrieben ist, genügen.

Mit dem Wegfall des Staatsexamens fiel das eventuelle Erforderniß des Dispenses von demselben, und so wurde auch die von dem Dispense handelnde Uebergangsbestimmung des Art. 4 des Gesetzes von 1874 aufgehoben. Auch diejenigen Candidaten und Priester, welche vor Einführung des neuen Gesetzes die theologische Fachprüfung erstanden hatten und mit Umgehung der früheren Gesetze und Verordnungen zu Priestern geweiht waren, konnten nun auf Grund der Vorlage der erwähnten Zeugnisse zu einem Kirchenamte und zu öffentlicher Ausübung kirchlicher Functionen zugelassen werden. Die Befugniß zum Dispens von der Vorlage eines oder des andern Zeugnisses, welches ältere Candidaten und Priester vielleicht nicht beibringen könnten, leitet die Regierung aus dem Wortlaute des Gesetzes ab, wonach jene Nachweise nur für regelmäßige Erfordernisse erklärt sind, welcher Wortlaut Ausnahmen aus offenbaren Billigkeitsgründen gestattete. Nur die Beschränkung (Art. 1 Abs. 4) bleibt bestehen, daß vom dreijährigen Besuche einer Deutschen Universität derjenige nicht dispensirt werden darf, welcher seine Studien an einer Anstalt gemacht hat, an der Jesuiten oder Mitglieder verwandter Orden (Reichsgesetz vom 4. Juli 1872) lehren.

Der Entwurf entsprach vollkommen dem eventuellen Vorschlage des Commissionsberichtes der zweiten Kammer; ein nachträglicher Bericht ließ sich auf die in den Re-

gierungsmotiven enthaltene nochmalige Hervorhebung der Vorzüge des ersten Entwurfs nicht ein, begründete mit wenigen Worten den Antrag auf Zustimmung mit einem von der Regierung gebilligten, die gelegentliche nachbarliche Aushilfe auswärtiger Geistlichen begünstigenden Zusage zu Abs. 5 des Art. 1:

> Das Nähere (über Zeit und Art der Beibringung der Nachweise) wird durch Regierungsverordnung bestimmt. In gleicher Weise wird festgestellt, in wie weit und unter welchen Voraussetzungen auswärtigen Geistlichen die öffentliche Ausübung kirchlicher Functionen aushilfsweise und vorübergehend gestattet ist.

Die fast ausschließlich zwischen der Regierungsbank und Abgeordneten der liberalen Seite des Hauses geführten Verhandlungen vom 25. Februar d. J., an deren Schluß der Gesetzentwurf einstimmig angenommen wurde, drehte sich um Rückblicke auf den Gang der Prüfungsfrage seit den fünfziger Jahren, Beurtheilung der bisherigen Gesetzgebung, der Haltung der Curie dieser gegenüber, der Haltung der Regierung in den jüngsten Verhandlungen mit der Curie, um Hervorhebung des Widerstreits des Ergebnisses dieser Verhandlungen mit den Erklärungen in der Adreßdebatte, um eine Kritik des zurückgezogenen ersten Gesetzentwurfs, um Abschätzung des Werthes und der Bedeutung des staatlichen Commissärs, welchen die Redner der Kammer stets wieder „von dem Schemel herabzogen, auf den ihn die Regierungscommissäre stellten". Etwas freundlicher zur früheren Haltung der Regierung stellte sich nur der conservative Abgeordnete Oberkirchenrath Mühlhäußer, welcher aber seinerseits auch dem neuen Entwurfe den Vorzug gab. Der Sprecher der klerikalen Partei, Decan Lender, erklärte einfach die Zustimmung mit Dank gegen die Regierung, welche gesucht habe, den noch bestehenden Conflict zu lösen und mit besonderer Anerkennung des Verdienstes des Berichterstatters, dessen staatsmännischer Auffassung und Autorität es gelungen sei, die dissentirenden Anschauungen auf den gegenwärtigen Entwurf zu einigen. „Selbstverständlich aber verzichte die Partei nicht auf die Ueberzeugungen, welche sie seit Jahren in diesem Hause vertreten habe."

Der erste Entwurf war nicht bis zur ersten Kammer gelangt, und wäre auch, falls er nicht zurückgezogen wurde, in Folge der Verwerfung durch die zweite Kammer der dortigen Berathung entzogen worden. Die erste Kammer hatte sich schon in der Adreßberathung und Adresse mit weniger Vorbehalt, als die zweite Kammer, für eine Verständigung der Großh. Regierung mit der katholischen Kirche über einzelne noch der Lösung bedürfende Fragen ausgesprochen. Ob die bis zum 5. Jannar d. J. mit dem Capitels-Vicariate geführten Verhandlungen und deren Ergebnisse der ersten Kammer genügt haben würden, um dem ersten Gesetzentwurfe ohne Weiteres ihre Zustimmung zu geben, läßt sich nicht entscheiden. Der von Geheimrath Professor Bluntschli über den von der zweiten Kammer angenommenen zweiten Entwurf erstattete Bericht sagt, daß in der Commission die Meinungen über den Werth beider Entwürfe getheilt gewesen seien. Mit Rücksicht auf die in den Berichten des Abgeordneten Lamey enthaltene Zusammenstellung der Gründe für die zweite, beschränkt sich der Bericht des Geh. Rath Bluntschli auf die Geltendmachung der für die erste Vorlage, insbesondere die Anwohnung eines staatlichen Commissärs bei der theologischen Schlußprüfung, sprechenden Gründe. Diese lauteten etwa dahin:

Eine vollständige Trennung von Staat und Kirche bestehe weder nach Badischer Gesetzgebung, noch sei sie wünschenswerth und anzustreben. Bei der noch bestehenden Verbindung sei der Staat sehr betheiligt an der Besetzung der mit großer Autorität ausgestatteten und auf das Volksleben mächtigen Einfluß ausübenden kirchlichen Aemter, folgeweise auch an der Bildung und Prüfung der katholischen Geistlichkeit. Die Art der Prüfung übe großen Einfluß auf das Universitätsstudium. Der Staat dürfe den Prüfungsact nicht unbeachtet lassen und der in dem ersten Entwurf wieder eingeführte staatliche Commissär sichere einen Einblick in die Prüfung. Die Anwesenheit des Commissärs werde von Einfluß sein auf die Haltung der Examinatoren und Candidaten; sie gewähre dem Staate die Möglichkeit eines Einblicks in die Wirksamkeit der theologischen Facultät der Universität Freiburg, deren Mitglieder von der Regierung berufen werden, und in etwa bei der Prüfung hervortretende Mißstände, einen Anhaltpunkt für Beanstandung solcher Candidaten, welchen eine allgemein wissenschaftliche Bildung abgehe.

Auch die Verhandlung der ersten Kammer vom 3. März d. J. drehte sich um eine Beurtheilung der Gesetzgebung über die Prüfung der Theologen seit 1860, des Verhaltens der Curie zu derselben, der Verhandlungen der Großh. Regierung mit dem Capitels-Vicariat, der beiden Gesetzentwürfe und der von der zweiten Kammer eingenommenen Stellung. Prälat Doll setzte sehr gut die tiefer liegenden Gründe der verschiedenen Haltung der katholischen und der evangelischen Kirche zu der im Gesetze geordneten Frage auseinander. Der Gesetzentwurf wurde mit allen gegen eine Stimme angenommen, hat seither die landesherrliche Sanction erhalten und ist mit dem Datum vom 5. März d. J. verkündet. Nachdem unterm 11. April d. J. auch die landesherrliche Vollzugsverordnung erschienen war, erklärte in einer im erzbischöflichen Anzeigeblatt veröffentlichten Verordnung des Capitels-Vicariats vom 22. April d. J. der Erzbisthumsverweser, daß er im Hinblick auf seine Pflicht, dem Nothstande der Seelsorge abzuhelfen, und da die Pflege der sittlich-religiösen Interessen am besten durch das harmonische Zusammenwirken zwischen der Staats- und Kirchengewalt gedeihe, dem Gesetze vom 5. März d. J. sich unterzogen habe, und dieses Gesetz als einen bedeutsamen Schritt zur Anbahnung des Friedens zwischen Staat und Kirche begrüße. Diese Verordnung enthält sodann Anordnungen wegen Vorlage der Zeugnisse über Erfüllung der gesetzlichen Vorschriften oder der zu Erwirkung eines Dispenses nöthigen Nachweise, welche sämmtlich durch Vermittelung des Vicariats an Großherzogliches Ministerium des Innern gehen werden.

Die zweite Kammer, obgleich sie selbstverständlich dem nach den Vorschlägen ihrer Commission redigirten zweiten Gesetz-Entwurfe zugestimmt, konnte die Art und Weise nicht verwinden, in welcher die Verhandlungen mit der Curie geführt waren, und in welcher versucht worden war, dem ungenügenden Ergebnisse derselben in der öffentlichen Meinung und durch diese beim Landtage Eingang und Annahme zu verschaffen. Sie wollte, so viel an ihr lag, der Wiederkehr solcher Vorgänge vorbeugen. Außer der Examenfrage gab es aus dem langjährigen Streite der katholischen Kirchengewalt mit dem Staate nur noch eine offene Frage, diejenige der Besetzung des erzbischöflichen Stuhles in Freiburg, welcher durch den

am 14. April 1868 erfolgten Tod des Erzbischofs Hermann von Vicari erledigt war. Die Neuwahl hatte nach den im Jahre 1827 zwischen den Regierungen der oberrheinischen Kirchenprovinz und dem päpstlichen Stuhle getroffenen Vereinbarungen (Bulle Ad dominici gregis custodiam vom 11. April 1827) in der Weise vor sich zu gehen, daß das Domcapitel binnen Monatsfrist eine Liste von Candidaten aus dem Diöcesanklerus dem Landesherrn vorlegte, aus welcher dann, nachdem der Landesherr die weniger Genehmen bezeichnet hatte, das Domcapitel unter den Uebrigen den Erzbischof wählen sollte. Die Regierungen hatten während jener Verhandlungen die Möglichkeit vorhergesehen, daß der klar liegende Zweck dieser Bestimmung dadurch vereitelt werden könne, daß auf die Liste von vornherein sämmtlich dem Landesherrn voraussichtlich nicht genehme Candidaten gesetzt wurden. Die Regierungen hatten daher das Uebereinkommen nicht abgeschlossen, bevor der Papst zugesagt hatte, den Capiteln zu bedeuten, sie hätten sich vor der Wahl Gewißheit zu verschaffen, daß der zu Wählende der Regierung nicht unangenehm sei. Dies wurde dann, wie zuvor für Preußen durch das Breve vom 16. Juli 1821 „Quod de fidelium“, an die Domcapitel der oberrheinischen Kirchenprovinz durch das Breve vom 28. Mai 1827 „Re sacra“ angeordnet. Im Widerspruch mit diesem auf Uebereinkommen beruhenden, mit der Bulle „Ad dominici gregis custodiam“ in Verbindung stehenden Breve, hatte, wie man später durch das Ordinariat erfuhr, der Papst Pius IX. durch ein neues Breve vom 4. Mai 1868 verfügt, daß die Wahl des Erzbischofs nur dann stattfinden solle, wenn die Regierung auf der ersten Liste mindestens drei Namen stehen lasse, ohne daß der vorherigen Verlässigung über die Personen der Vorgeschlagenen gedacht war. Am 6. Mai 1868 legte das Domcapitel zu Freiburg eine Liste von 8 Candidaten vor, von welchen vier kurz zuvor bei der Ernennung des Domdecans schon als minder genehm bezeichnet worden waren, von welchen ferner vier (darunter drei von den letzteren) als nicht der Freiburger Diöcese angehörig, schon nach dem Wortlaute der Bulle wegfielen, und von den übrigen vier nur Einer als genehm bezeichnet werden konnte. Das Domcapitel, zu Ergänzung der Liste aufgefordert, verweigerte mit beharrlicher Nichtbeachtung des Breve „Re sacra“ und mit Berufung auf das neue, bisher der Regierung unbekannte, dem Wortlaute nach nicht mitgetheilte Breve die Aufstellung einer anderen Liste. Nachdem auf diese Weise die ordnungsmäßige Wahl eines Erzbischofs nicht zu Stande kommen konnte, verlieh im Januar 1869 eine päpstliche Vollmacht dem damaligen und noch jetzigen Capitels-Vicar diejenigen Befugnisse, welche ihm selbst die kirchliche Regierung der Diöcese möglich machten.

Die Regierung erklärte, die Ausübung dieser Befugniß, obgleich dieselbe im gemeinen Recht nicht begründet sei, vorläufig gestatten zu wollen, bis sie sich etwa überzeugen müßte, daß durch dieselbe die rechtmäßige Wiederbesetzung des erzbischöflichen Stuhles umgangen werden sollte.

Regierung und Stände beobachteten trotz alledem auch fortan die auf den Uebereinkünften von 1821 bis 1827 beruhenden Verpflichtungen der Kirchengewalt gegenüber, und zahlten auch nach dem Tode des Erzbischofs die Dotation des Erzbisthums, einschließlich der für den erzbischöflichen Tisch bestimmten 11 400 fl. jährlich aus, welche vom Todestage an in den sog. Interkalarfond flossen.

Im Verlage von **Georg Böhme** in Leipzig erschien:

Psychologische Pädagogik

von

Ludwig Strümpell,

Prof. an der Univ. Leipzig.

23 1/2 Bogen gr. 8°. Preis Mark 5,40.

Für den hohen Werth der vorliegenden bedeutenden Arbeit, die von keinem denkenden Pädagogen und strebsamen Lehrer übergangen werden kann, da sie eine Lücke in der pädagogischen Literatur ausfüllt, sprechen wohl außer der Thatsache, daß der Leipziger Lehrer-Verein, in dem der Herr Verfasser unter großem Beifall Vorträge über einzelne Capitel qu. Werkes gehalten, sofort nach Erscheinen gegen 70 Exemplare bezog, am besten die bisher eingegangenen Recensionen, die sich sämmtlich aufs anerkennendste äußern.

Die nachfolgende Auswahl empfehle gefälliger Beachtung.

Urtheile über Strümpell, psychol. Pädagogik:

Die Augsburger Allgemeine Zeitung widmet dem Buch einen fast 2 Spalten langen Artikel und sagt darin unter anderm:

Der Verfasser hat dies alles (Definition der willkürlichen und unwillkürlichen Vorstellungen, des successiven und gleichzeitigen Vorstellens 2c.) so klar und durchsichtig auf Grund feinster Beobachtungen beleuchtet, daß ihm die Wissenschaft dafür dankbar sein wird. Der Hinblick auf die Erziehungs- und Unterrichtspraxis zeigt überall, von welcher Bedeutung die gewonnenen Resultate für den denkenden Pädagogen sind. — Wenn in irgend einem Capitel, so zeigt sich in diesem die meisterhafte Beobachtungsgabe des Verfassers und die Besonnenheit in seinen Schlußfolgerungen. — Im Folgenden zeigt er, wie man sich die Entwicklung der Seele zu denken habe, ein für den Pädagogen besonders wichtiges (9.) Capitel. — Von höchstem Interesse ist die weitere Untersuchung über die Bildsamkeit der Natur. (S. 128 2c.) — Die tiefsten psychologischen Beobachtungen,

verwerthet nach ihrer Bedeutung für die Erziehung, treten uns hier entgegen. Einige pädagogische Folgerungen aus dem Unterschiede zwischen Empfindung und Vorstellung schließen sich daran an, unter welchen die pädagogische Bedeutung des Anschauungsunterrichtes hervorzuheben sein dürfte. — In den folgenden Capiteln (21 ꝛc.) wird die Fortbildung der Wahrnehmungen und Vorstellungen des Kindes zur Verstandesthätigkeit erörtert und nachgewiesen, wie der Verstand und das Verstehen mit dem Wollen und Handeln, dem Sprechen und Denken zusammenhängen; das Zustandekommen des Sprechens und der Sprache erfährt dabei eine *eben so feinsinnige wie anschauliche Untersuchung*; in der ganzen Erörterung aber über das Verstehen der Sprache von Seiten des Kindes wird dem Pädagogen eine Menge der beachtenswerthesten psychologischen Thatsachen zur Berücksichtigung nahe gelegt, während andere als ungelöste Probleme der weiteren psychologischen Erforschung noch vorbehalten bleiben. — Eine Beilage am Schlusse des Werkes gibt in einem Tagebuch ähnliche Notizen über die mit psychologischem Forscherauge angestellte und sorgfältigst fortgesetzte Beobachtung der geistigen Entwicklung der eigenen Tochter des Verfassers während der ersten zwei Lebensjahre — zugleich ein Beweis wie lange schon der Verfasser das Thema des vorliegenden Werkes mit sich herumgetragen hat, um uns jetzt seine Resultate als ausgetragene Frucht *in klarster, fast populärer Form und doch in strengster wissenschaftlicher Gedankendarlegung* darzubieten. Dieß gibt der Schrift eine Eigenschaft die jedenfalls kein geringes Lob ist, daß sie jeder Gebildete, zumal jeder Pädagoge von Fach, lesen und verstehen kann, daß sie aber die Forderung an ihn stellt, mit dem Verfasser eine streng zusammenhängende Denkarbeit von Anfang bis zu Ende durchzumachen. *Die Schrift, welche einen wesentlichen Fortschritt auf dem Gebiete der psychologischen Pädagogik eröffnet, darf die höchste Beachtung und nunmehr die eingehendste Verwerthung von Seiten der pädagogischen Praxis beanspruchen.*

Vorliegendes Werk kann allen denjenigen Lesern unsers Blattes, die sich mit der Psychologie an der Hand eines guten Lehrbuches bereits einigermaßen vertraut gemacht haben, *nicht angelegentlich genug empfohlen werden.*

(Sem.-Direktor *Reinecke* im Pädagog. Literaturbl.)

Der Verfasser steht im Gegensatz zu der materialistischen Auffassung des Geisteslebens, aber was die reine physikalische Behandlung des Geistigen in Thatsächlichkeiten enthält, läßt er vollständig nach seinem Werthe bestehen. Auf diese Seite seiner Schrift legt der Verfasser besonderen Werth, namentlich auf die Darstellung der verschiedenen psychischen Kausalitäten und des Verhältnisses, welches zwischen dem psychischen Mechanismus und den nicht mechanisch wirkenden Kausalitäten im Geistesleben stattfindet. Wir bezeugen, daß gerade in diesem Theile manche neue, anregende Anschauung gegeben ist und zweifeln nicht, daß *das Studium des trefflich ausgeführten Werkes, das trotz seiner tief wissenschaftlichen Auffassung in klarer Sprache geschrieben ist, dem Lehrer Genuß* bereiten und *reichen Gewinn für seine Berufsthätigkeit* bringen wird.

(Preuß. Schulzeitung von *Seyffarth*.)

Professor Strümpell ist Schüler Herbarts, ohne sich jedoch sklavisch an das überlieferte System seines Meisters anzuschließen. Diese letztere Eigenschaft unterscheidet seine Schriften aufs vortheilhafte von denjenigen der ortodoxen Herbartianer. Das vorliegende Buch erscheint dem Referenten *als die bedeutsamste Erscheinung auf dem Gebiete der gegenwärtigen pädagogischen Literatur.* — Er (Referent) erlaubt sich vielmehr, alle Amtsgenossen auf dasselbe aufmerksam zu machen und es *allen denen zu empfehlen, die mehr sein wollen als bloße Schulhandwerker*, die sich nicht mit einigen aus

Kehr's Praxis oder Bock's Volksschulkunde gezogenen Rezepten begnügen, sondern mit Ueberzeugung und Bewußtsein an dem Werke der Menschenerziehung theilnehmen wollen. Wohl weiß der Referent, daß jetzt auf allen Seminarlehrplänen der stolze Titel „Psychologie" prangt; aber es ist ihm ebenfalls bekannt, daß nur wenige der Seminarabiturienten eine Ahnung davon haben, wozu sie all das Zeug gelernt haben. An wem die Schuld liegt, soll hier nicht entschieden werden. Wünschenswerth aber ist es, daß allen Lehrern endlich klar werde, was der allbekannte und doch nur wenig verstandene Satz besagen will, daß die Pädagogik auf die Psychologie sich gründen müsse. Das vorliegende Werk giebt die beste Gelegenheit hierzu, und darum sei es allen strebsamen Collegen bestens empfohlen. (Schles. Schulzeitung.)

Die Resultate der Psychologie sind auch in den Dienst der Pädagogik genommen worden. Prof. Ludwig Strümpell's „Psychologische Pädagogik" (Leipzig, Böhme,) darf als eine geradezu auf dem Gebiete der Pädagogik Epoche machende Arbeit begrüßt werden und sollte von keinem wissenschaftlich gebildeten Pädagogen unbeachtet gelassen werden. Das Zurückgehen auf die gesicherten Resultate der Psychologie ist ja in der Pädagogik stets als nothwendig gefühlt und auch oft genug versucht worden; es ist aber bei unbefriedigenden Versuchen geblieben. Sicherlich trägt der Umstand, daß die Psychologie selbst noch gar sehr der tieferen Erforschung ermangelt, hieran einen wesentlichen Theil der Schuld. Unter allen Umständen aber gehört für eine solche Arbeit ein so philosophisch durchgebildeter und tiefer Denker, wie der Verfasser sich hier in hohem Grade kundgibt. Sein Thema faßt er in dem Satze zusammen: Psychologische Pädagogik ist die Wissenschaft von der geistigen Entwickelung des Kindes, bezogen auf die Zwecke, welche die Erziehung des Kindes durch den Erwachsenen im Anschluß an die Individualität desselben zu erreichen strebt. Dabei bleibt er sich stets dessen bewußt, daß die Distanz zwischen Wissenschaft und Praxis auch auf diesem Gebiete nie ausgelöscht, sondern nur verringert werden kann. Die vorliegende Arbeit bewegt sich zunächst nur auf dem Gebiete der Verstandsbildung; es wird eine Aufgabe der Zukunft sein, auch auf den Gebieten der ästhetischen, sittlichen und religiösen Bildung den Gegenstand weiter zu verfolgen. In dieser Beschränkung aber bietet das Buch eine reiche Fundgrube von werthvollen Aufschlüssen für diejenigen Pädagogen dar, welchen es um ein ernstes, in die Tiefe gehendes Studium ihres Berufes zu thun ist.

(Augsburger Postzeitung.)

Das Werk bietet eine Menge neuer Gesichtspunkte, die von denen, welche Pädagogik studiren, gar nicht unberücksichtigt bleiben können.

(Deutsche Schulztg. red. v. Fr. E. Keller.)

Als der Verfasser in einer Reihe von Vorträgen die Hauptpunkte seines nun vorliegenden Werkes im Leipziger Lehrervereine vor einer zahlreichen Zuhörerschaft entwickelte, fand er den lebhaftesten Beifall, und es wurde in den Lehrerkreisen das Erscheinen des Werkes mit Spannung erwartet. Dasselbe kommt in der That einem Bedürfniß entgegen, denn die Beziehungen der Psychologie zur Pädagogik sind bis jetzt noch keineswegs in wirklich fruchtbringender Weise bearbeitet worden. Der Lehrer findet hier feste Anhaltspunkte zur Behandlung der ihm inmitten seiner praktischen Thätigkeit so zahlreich entgegentretenden speciellen pädagogischen Fragen, deren Lösung man mit Recht nur vom praktischen Schulleben erwartet, die aber bis jetzt überaus erschwert war, da es gewissermaßen an Normen für die Untersuchung fehlte. Wir zweifeln daher nicht, daß Strümpell's Werk der Ausgangspunkt fruchtbarer pädagogischer Beobachtungen und Untersuchungen werden wird. (Allg. d. Lehrerzeitg.)

Ein wissenschaftliches Werk von hoher Bedeutung von einem selbstständigen Forscher auf dem pädagogischen Gebiete. In 26 Kapiteln Hauptfragen und deren psychologische Entwicklung und Begründung eingehend darlegend. Allen Lehrerbibliotheken zu empfehlen. (Bayr. Lehrerzeitg.)

Das Werk ist durch und durch wissenschaftlich und verlangt eine gute logische und genügende psychologische Vorbildung. Allen strebsamen Collegen, welche sich mit der Oberfläche der Pädagogik nicht begnügen, sondern in ihre Tiefen hinabsteigen wollen, sei das Werk bestens empfohlen. (Preuß. Lehrerzeitg.)

Diese Schrift bedarf keiner besonderen Empfehlung, da der Herr Verfasser durch seine Verdienste um die Pädagogik als Wissenschaft sich schon längst einen Namen erworben und in maßgebenden pädagogischen Kreisen als Autorität gilt. Recensent hörte im Winter- und Sommersemester 1876/77 Strümpell's Vorlesungen über „psychologische Pädagogik" und „pädagogische Psychologie", welche von den Zuhörern mit großem Beifall aufgenommen wurden. (Heindl, Repertor. d. Pädag.)

Ferner erschien in demselben Verlage:

Handbuch der Kirchengeschichte

für

protestantische höhere Lehranstalten, Lehrer- und Lehrerinnen-Seminare, Realschulen, Gymnasien, sowie zum Selbststudium

in gedrungener, übersichtlicher, leichtfaßlicher Darstellung

von

Dr. Paul Victor Schmidt,

Oberlehrer am Kgl. Seminar in Pirna.

1879. 19 Bogen gr. 8°. Preis broch. M. 2,50.

Zunächst kann ich gern gestehen, daß das Buch auf mich einen sehr guten Eindruck gemacht hat, den günstigsten geradezu unter allen den Büchern, die unter gleicher Beschränkung im Stoffe für den gleichen Zweck verfaßt wurden. (Sem.-Director Dr. Boodstein in Hilchenbach.)

Das Handbuch der Kirchengeschichte von Dr. P. V. Schmidt gehört zu den trefflichsten Compendien, welche uns die neuere Pädagogik gebracht hat.
Eckernförde, am 18. März 1879. Flügge, Königl. Seminardirector.

Auf Ihr Handbuch der Kirchengeschichte war ich bereits durch eine günstige Recension hingewiesen worden; ich habe aber nun genauere Einsicht genommen und ich darf Ihnen versichern, daß es auch mir außerordentlich gefällt. (Gymnasial-Professor Dr. H. Kluge in Altenburg.)

Unter den vielen neueren Büchern über Kirchengeschichte hat keines unseren Beifall in größerem Grade gefunden als vorliegendes. (Deutsch. Schulmuseum.)

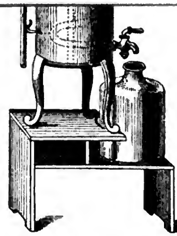
Wir nehmen keinen Anstand, vorliegendes Handbuch als ein vortreffliches zu bezeichnen. (Schles. Schulzeitung.)

Druck von Brückner & Niemann in Leipzig.

Analtionen, Apotheken & Fabriken

Alle v

mpfheizung.
mit 1 Trockenraum.



ständige Ausrüstung besteht in Zinn-
Dischliessen an Dampf- bezhtl. Abzugs-
platte, 1 Messinghahn, 2 Einsatzblechen, 1 Por-
Glasplatte, 1 grossen Einsatzrahmen
Nur mit

raum 26 cm hoch 18 cm breit 18 cm tief.
Fig **Preis ℳ 63.00.**



satzblechen und den Anschlussröhren
kostet der Apparat **ℳ 45.00.**
itungswasser in Dampfapparaten kann
betreffenden Hahn zu beliebiger Ver-
on gewisser Höhe an in sich selbst regelnder Weise ab. Die
en Apparaten ist eine gut dichtende metallische, welche leichten
lurch einfache Handgriffe aufgehoben bezhtl. wieder hergestellt
meabgabe können Dampfapparate durch einen mit Filz oder
ickirtem Eisenblech geschützt werden.

eine Firma.

Kühlapparat

rrohr für zufliessendes. dto. für abfliessendes Wasser, Gestell,
Nur mit

cm . . . . **Preis ℳ 57.00.**
errohr für zufliessendes Wasser und eisernem Gestell
parat . . . . **„ 43.00.**

ln unter billigster Berechnung abgegeben.
itte ich in der Bestellung zu vermerken.
nt der Auftraggeber.

ng der kleinen und mittelgrossen Luft- und Wasser-
Appara Wasserapparaten und in Dampfapparaten unterbringen.
Auch n, pharmaceutische und technische Laboratorien, wo
es sich hnitzeln, Papiermasse, Rohseide etc.) handelt, geeignet.

lie obere Oeffnung für Thermoregulatoren in der Be-
stellung

Eduard Seelig, Heilbronn

Tech. Werkstatt und chemisches Laboratorium.

un

Erstmals im Jahre 1874 brachte die zweite Kammer, auf Grund der jenseitigen Nichtbeachtung jener Uebereinkünfte und der daraus sich ergebenden Vacanz des erzbischöflichen Stuhles, die Sistirung jenes Tischtitels in Anregung; auf Wunsch der Regierung wurde die Summe noch für 1874 bewilligt, die Zahlung sollte jedoch bei fortdauernder Weigerung der Aufstellung einer vorschriftsmäßigen Vorschlagsliste eingestellt werden. Diese Sistirung mußte dann angeordnet werden, und auch bei Berathung des Budgets für 1880—81 wurde die Dotation des erzbischöflichen Tisches mit 32 618 Mark jährlich nur insoweit bewilligt, daß die Großherzogl. Regierung zur Auszahlung für den Fall einer vorschriftsmäßigen Besetzung des erzbischöflichen Stuhles, vom Amtsantritt an, ermächtigt wurde.

Bei der am 10. März d. J. stattgehabten Berathung des Cultusbudgets wurde aber von Abgeordneten aller Schattirungen der national-liberalen Partei der fernere Antrag gestellt und mit 28 gegen 19 Stimmen (sieben Abgeordnete enthielten sich der Abstimmung) angenommen:

> Die zweite Kammer — im Hinblick auf die bei der Behandlung des Gesetzentwurfs über die wissenschaftliche Vorbildung der Geistlichen gemachten Wahrnehmungen — erklärt als ihre Erwartung zu Protokoll, daß etwa stattfindende Verhandlungen über die Wiederbesetzung des erzbischöflichen Stuhles vom Großherzogl. Staatsministerium geführt werden.

Als Gründe, aus denen man kein Vertrauen auf die ersprießliche Führung solcher Verhandlungen durch das Ministerium des Innern habe, wurden geltend gemacht: die Art des Verkehrs in der Prüfungsfrage mit dem Capitelsvicariat, die nicht genügende Wahrung der Autorität des Gesetzes und der Regierung in diesen Verhandlungen, die Verwandlung der ursprünglichen Bedingung in einen Wunsch, dessen Nichterfüllung einfach hingenommen wurde, die Einschüchterung der abhängigen Presse und der Versuch, durch diese Presse eine öffentliche Meinung zu Gunsten des den eigenen früheren Voraussetzungen und Bedingungen nicht entsprechenden Abkommens und des daraus hervorgegangenen Gesetzentwurfs zu machen, endlich die Haltung des Regierungscommissärs in den folgenden Verhandlungen mit dem Landtage.

Der Präsident des Ministeriums des Innern suchte sein Verfahren nochmals zu rechtfertigen, hob hervor, daß die Verhandlung mit dem Capitelsvicariat im Einverständniß und in steter Fühlung mit dem Staatsministerium geführt, jeder einigermaßen wichtige Erlaß von dem Staatsminister geprüft und gebilligt worden, und daß, wie mit dem zweiten, so auch mit dem ersten Gesetzentwurf das ganze Staatsministerium in voller Kenntniß der vorhergegangenen Verhandlungen einverstanden gewesen sei. Dies bestätigte, wie schon bei den früheren Verhandlungen, Staatsminister Turban; gab übrigens, indem er die im Laufe des Landtags eingetretene Spannung und das kundgegebene Mißtrauen bedauerte, zu, daß auch von Seiten der Regierung Fehler begangen worden, die er aufs Tiefste beklage, die aber aus einer guten Absicht hervorgegangen und für die man Idemnität gewähren möge. Sein College sei ein durchaus constitutioneller Minister und man möge nicht aus vergleichsweise unbedeutenden Vorgängen (bei denen das

Staatsministerium nicht mitgewirkt) schwere Anschuldigungen und ein Mißtrauensvotum ableiten.

Auch bei dieser Verhandlung standen nur Redner der klerikalen, deutsch-conservativen und demokratischen Partei auf Seite der Regierung und stimmten nur, außer zwei Ministerialpräsidenten, Mitglieder dieser Parteien gegen den gestellten Antrag.

Eine am Vorabende der Verhandlung erschienene officiöse Notiz der „Karlsruher Zeitung“ vom 9. März hatte gegenüber den wiederholt aufgetretenen Gerüchten von beabsichtigten Aenderungen des Ministeriums und des Regierungssystems (in mehr conservativer Richtung, mit Beibehaltung nur eines Theiles der jetzigen Minister) versichert, daß solche Absichten nicht bestünden.

In der Sitzung der zweiten Kammer vom 12. März d. J. theilte Minister Turban mit, daß Präsident Stoeßer aus Anlaß der Protocollerklärung vom 10. März um Enthebung von seinem Amte gebeten habe, diesem Gesuche aber nach genauer Erwägung der Sachlage höchsten Ortes nicht entsprochen worden sei.

Nachdem der Landtag am 18. März im höchsten Auftrage durch Staatsminister Turban geschlossen und von demselben der Dank für die Mitwirkung des Landtags auch bei der Schaffung neuer Grundlagen für die Pflege materieller, geistiger und religiöser Interessen des Volkes ausgesprochen war, kam ein Artikel des amtlichen Blattes vom 20. März auf jene Verhandlung vom 10. März mit der Ausführung zurück, daß die Kammer durch den damaligen Beschluß ein Bestimmungsrecht der Stände darüber in Anspruch genommen habe, wer mit der Führung einzelner Staatsgeschäfte zu beauftragen sei, eine Befugniß, welche nicht eingeräumt werden könne, ohne dem in dieser Beziehung verfassungsmäßig nicht beschränkten Rechte der Krone zu nahe zu treten. Außerdem habe eine streng sachliche Prüfung des vom Präsidenten des Ministeriums des Innern beobachteten Verfahrens nicht zu der Annahme geführt, daß Letzterem die fernere Leitung etwaiger Verhandlungen mit der katholischen Kirchenbehörde nicht anvertraut werden könne. Aus dieser Betrachtung habe sich einerseits die Unzulässigkeit ergeben, dem Entlassungsgesuche des Ministerialpräsidenten stattzugeben, andererseits die Verpflichtung des Letzteren, auf seinem Gesuche nicht zu beharren.

Was die Begründung des der zweiten Kammer nachträglich gemachten Vorwurfs betrifft, so ließe sich nach der Organisation der Ministerien noch darüber streiten, ob zu Verhandlungen mit der katholischen Kirche, welche ja doch mittelbar oder unmittelbar mit dem päpstlichen Stuhle geführt werden, das Ministerium des Innern oder das Staatsministerium zuständig ist, welchem seit 1876 die Geschäfte des Ministeriums des Auswärtigen übertragen sind. Das Organisations-Rescript von 1809 weist dem Ministerium des Innern solche Verhandlungen nur über rein geistliche Angelegenheiten zu, unter welche die Wahl und Einsetzung des Erzbischofs, und insbesondere die Vorfrage nicht gehört, ob die Wahl entsprechend den Uebereinkommen von 1821 bis 1827 vollzogen sei und welchen Eid, welche Bürgschaften für die Befolgung der Staatsgesetze der Bischof zu leisten habe. Allerdings wurden thatsächlich, so lange ein Streit nicht bestand und die Wahl und Eidesleistung in hergebrachter Weise verlief, oder so lange keine Neuerung nahe bevorstand, auch solche Verhandlungen vom Ministerium des Innern unmittelbar mit

dem Ordinariat oder Vikariat geführt. Schwerlich aber wird man über die Alternative hinauskommen, daß die Behauptung eines Eingriffs in die Kronrechte entweder unbegründet ist, oder dieser Eingriff von der Ministerbank aus in der Verhandlung vom 10. März d. J. und nicht erst zehn Tage nachdem der Beschluß gefaßt war, in dem offiziellen Zeitungsartikel hätte nachdrücklich betont und bekämpft werden müssen.

Wenn damals, in fünfstündiger Verhandlung, dieser Gesichtspunkt von keiner Seite, insbesondere nicht von der Regierungsbank, auch nur mit einem Worte angedeutet wurde, so beweist das wenigstens, daß die von der Karlsruher Zeitung angestellte Betrachtung keine naheliegende war.

Einen andern Gegenstand seitheriger Erörterungen in der Presse bildet das Zugeständniß eines der klerikalen Partei — allerdings der gemäßigteren Seite derselben — angehörigen Abgeordneten, daß der Präsident des Ministeriums des Innern ihm sein Einverständniß mit seiner Candidatur für den Bezirk Baden erklärt habe, in welchem er dann mit 32 gegen 20 dem nationalliberalen Candidaten zugefallenen Stimmen gewählt wurde. Die Thatsache selbst ist nicht bestritten; der Streit darüber, ob jenes Einverständniß erklärt wurde, schon bevor oder erst nachdem ein liberaler Gegencandidat aufgestellt war, ist müßig, da der Bezirk früher durch liberale Abgeordnete vertreten war und von vornherein Niemand im Zweifel sein konnte, daß auch diesmal wieder ein liberaler Candidat aufgestellt werden würde.

Die bisherige Darstellung des Ganges der Verhandlungen über die Prüfung der Candidaten der Theologie und des Verhältnisses des Ministeriums zu den Parteien im Landtage und im Lande schweigt über eine, sich wahrscheinlich jedem Leser aufdrängende Frage: in welchem Verhältnisse standen die Verhandlungen und Uebereinkünfte der Großherzoglich Badischen Regierung mit dem Capitelsvicariate zu Freiburg zu den gleichzeitig zwischen der Königlich Preußischen Regierung und dem päpstlichen Stuhle, zum Theil über dieselben Fragen, schwebenden Verhandlungen?

Es ist unbestreitbar und unbestritten, daß die Regelung des Verhältnisses der Kirchen im Staate, insoweit dadurch keiner der durch Art. 4 der Reichsverfassung der Reichsgesetzgebung vorbehaltenen Gegenstände und kein bereits erlassenes Reichsgesetz berührt wird, Sache der einzelnen Bundesstaaten ist, und daß diese über solche nicht zur Reichsgesetzgebung gehörige Gegenstände auch mit auswärtigen Mächten verhandeln und sich vertragen können. Dagegen liegt es nahe, daß zwei deutsche Bundesstaaten, welche mit derselben Macht gleichzeitig gleichartige Gegenstände zu regeln und zu erledigen haben, die Verhandlungen im Einverständniß, mindestens mit wechselseitiger Fühlung pflegen werden. Wenn die Regierungskommissäre von einem solchen Zusammenhang nicht sprachen, so erklärte man sich dies aus der Rücksicht, daß die Verhandlungen zwischen Preußen und dem Vatikan noch *schwebten*. Eine in der Verhandlung vom 10. März d. J. von dem Präsidenten des Ministeriums des Innern gegebene Andeutung, man werde wahrscheinlich erleben, daß die nationalliberale Partei des größten deutschen Staates jene Lösung annehme, welche unsere Kammermehrheit verwarf, ließ vermuthen, daß nach dem Stande der von Preußen geführten Verhandlungen dort die Annahme einer

Lösung, wie sie der erste Regierungsentwurf enthielt (Prüfung durch bischöfliche Commissäre in Anwesenheit eines staatlichen Commissärs) bevorstehe. Inzwischen und vorerst hat sich diese Voraussetzung nicht erfüllt.

Aber abgesehen davon, daß man von dem Stande derselben Frage in den preußischen Verhandlungen keine nähere Kenntniß hatte, war diese Frage nun einmal in Baden im Fluß, war die bisherige abwartende Stellung der Curie gegenüber verlassen, war zugegeben worden, daß der damalige Zustand, gleichviel, wer ihn verschuldet, Kirche und Staat gleichmäßig schädige, daß das Gesetz von 1874 einer Milderung fähig sei und bedürfe; es waren Verhandlungen eingeleitet und gestützt auf die Kundgebungen in den Adreßdebatten in gutem Glauben weiter geführt worden; jedes Zuwarten hätte die nun geschaffene, einerseits Hoffnungen, andererseits Befürchtungen erregende Lage auf mindestens zwei Jahre, bis zum nächsten Landtage, verlängert, und hauptsächlich war in Baden die Frage der Prüfung der Geistlichen (neben derjenigen der Besetzung des erzbischöflichen Stuhles) die einzige damals noch offene des ganzen staatlich-kirchlichen Conflictes, während in Preußen noch andere Fragen auszutragen und zum Gegenstand von vorläufigen Besprechungen gemacht waren.

In dieser noch nicht geklärten Lage trug man der schlimmen Stellung, in welche die Candidaten der Theologie durch das Verbot des Bischofs versetzt waren, der Besorgniß vor einer wenn auch nur von ferne drohenden Verwaisung der Seelsorge, den religiösen Bedürfnissen des katholischen Theiles des Volkes und dem allgemeinen Wunsche nach Frieden durch Hinwegräumung des letzten Steines des Anstoßes Rechnung.

Es ist möglich, daß durch dieses Vorgehen eine dauernde Verschiedenheit der badischen Gesetzgebung in jener Frage von derjenigen anderer deutscher Staaten, insbesondere Preußens, geschaffen wurde; daß z. B. ein künftiges Gesetz oder vorläufig eine der Regierung eingeräumte discretionaire Befugniß den staatlichen Commissär in das theologische Examen in Preußen einführt. Dann aber wird es wohl ein Commissär mit größeren, wirksameren Befugnissen sein, als derjenige, welchen das Freiburger Capitelsvicariat zulassen wollte, wird vielleicht die Prüfung bezüglich der Person der Examinatoren und der Gegenstände eine andere sein, als die in Baden stattfindende und die Verschiedenheit bestände somit auch, falls der erste Entwurf angenommen wurde.

Es muß aber zugegeben werden, daß wir in Baden durch das Gesetz vom 5. März 1880 eine Schutzwaffe nicht nur „auf dem Fechtboden niedergelegt, sondern weggegeben haben.“ Das Gesetz wahrt zwar noch den Grundsatz, daß sich der Staat im Interesse einer tüchtigen Erziehung der Jugend und des Volkes, soweit diese durch die Geistlichkeit vermittelt wird, um die Heranbildung einer in deutschem Geiste erzogenen, allgemein wissenschaftlicher Bildung theilhaftigen Geistlichkeit zu bekümmern hat; das Maturitätszeugniß bietet hiefür eine Gewähr bis zur Zeit der Entlassung zur Hochschule; die Unterdrückung der Knaben-Seminare und Convicte verhindert, daß schon vor und bis zu dieser Zeit die Vorbildung in anderer, einseitiger Richtung bewirkt werden könne; aber es muß den Gegnern zugestanden werden, daß die Vorschrift des Besuches einer deutschen Universität und philosophischer Vorlesungen bei derselben, auf deren Auswahl Bischof und Ordinariat

wohl einigen Einfluß üben werden, und deren Besuch zudem schlecht controlirt ist, nicht diejenige Bürgschaft für die wirkliche Aneignung einer allgemein wissenschaftlichen Bildung gewährt, wie die von den früheren Gesetzen und Verordnungen vorgeschriebene Prüfung.

Die Replik, daß ja auch von Juristen, Kameralisten, Medizinern, Philologen nicht mehr verlangt werde, trifft nicht zu, weil in diesen Fächern die Schlußprüfungen von staatlich aufgestellten Commissären vorgenommen werden, und der Staat die Möglichkeit hat, sich durch Prüfungsordnung und Auswahl der Commissäre vom Vorhandensein auch der allgemein wissenschaftlichen Bildung zu überzeugen. Wendet man ein, daß, wie der Staat, so auch die Kirche an dem wirklichen Vorhandensein der humanistischen Bildung ihrer Diener interessirt sei, so wird man wieder auf die Möglichkeit verwiesen, daß in einer kirchlichen Hierarchie schon zeitweise Richtungen zur Herrschaft gekommen sind und wieder kommen können, welche nach humanistischer Bildung nicht viel fragen und bei welchen sich ein mit solcher Bildung ausgestatteter Candidat wenig empfehlen würde. Hauptsächlich aber beweist jene Argumentation zu viel; denn wenn man das eigene, dem staatlichen ganz gleiche Interesse der Kirchengewalt an der humanistischen Bildung des Clerus unterstellt, bedarf es auch keiner staatlichen Vorschriften über Universitätsbesuch, keines Verbotes der Convicte und Internate.

Die zutreffendste Rechtfertigung des Vorgehens Badens in der bisher erörterten Frage, und des Aufgebens des bisherigen Standpunktes liegt wohl darin, daß diese Frage die einzige noch brennende des ganzen kirchlichen Conflictes war. Die Frage der ordentlichen Besetzung des bischöflichen Stuhles ist zwar gleichfalls noch offen, aber keineswegs brennend; der Regierung erwuchsen aus der fürsorglichen Verwesung des hohen Amtes keine sonderlichen Nachtheile; es ist ungewiß, ob bei einem Wechsel die kirchlichen und staatlichen Interessen (diese als getrennt oder vereint gedacht) gewinnen oder verlieren. Auch die Laien sind vergleichsweise unbetheiligt, die Frage ließ und läßt sich nicht agitatorisch verwenden, wie etwa eine förmliche Verwaisung des erzbischöflichen Stuhles. Die Erledigung der Frage scheint in keiner Weise dringend. Der Präsident des Ministeriums des Innern hat in der Sitzung der ersten Kammer vom 17. März d. J. zugegeben, daß die großherzogl. Regierung diese Frage nicht allein entscheiden könne, sondern im Einverständniß mit den Regierungen der anderen zur oberrheinischen Kirchenprovinz gehörigen Länder zu handeln habe. Zu diesen Ländern gehört Preußen, wo dieselbe Frage für andere Provinzen schwebt. Mit dieser Frage hängt diejenige des Inhalts des dem Landesherrn auf die Gesetze des Staates zu leistenden Eides zusammen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß für die preußischen Theile der oberrheinischen Kirchenprovinz minder genehme Bewerber oder ein anderer Eid zugelassen werde, als für andere Provinzen des Königreiches; dies weist auf die Nothwendigkeit einer Verständigung des badischen Ministeriums nicht nur mit der Curie, sondern auch mit dem preußischen Ministerium hin und man kann das Ergebniß abwarten.

Die Folge wird zeigen, ob das Zurückweichen der Regierung und Kammern in der Prüfungsfrage die erhofften guten Wirkungen haben wird. Einerseits ist ein Streitpunkt erledigt, sind eine große Anzahl katholischer Priester aus einer peinlichen in eine ihren berechtigten Wünschen und Erwartungen entsprechende Lage

versetzt, ist einer befürchteten Verwaisung der Seelsorge vorgebeugt, ist der katholischen Bevölkerung die Sorge der Regierung und Stände für ihre religiösen Bedürfnisse und deren aufrichtiger Wunsch nach Herstellung eines friedlichen Verhältnisses zur Kirchengewalt thatsächlich und unwiderleglich von Neuem bewiesen, und läßt sich vielleicht erwarten, daß die große Mehrzahl der nun endgiltig angestellten Priester ihres Amtes in christlichem Sinne walten, und sich nicht zu religiös-politischen Hetzereien in Predigten, Volksreden und Presse gebrauchen lassen wird, daß also mit dem Nachgeben Seitens der gesetzgebenden Gewalten der Friede nicht nur angebahnt, sondern hergestellt ist.

Andrerseits ist möglich, daß die mit dem schließlichen Erfolge des fortgesetzten Widerstands gegen die zur Regelung der Prüfung der Theologen erlassenen Gesetze und Verordnungen gemachte Erfahrung zu Versuchen anreizt, durch erneuerten Widerstand auf anderen Gebieten die Regierung zu Aufhebung oder Aenderung auch anderer Theile der das Verhältniß der Kirchen im Staate regelnden Gesetzgebung zu nöthigen, und daß nach regelmäßiger Besetzung der Pfründen und des erzbischöflichen Stuhles der Kampf aus festeren Stellungen von Neuem beginne. Als ein bedenkliches Anzeichen in dieser Richtung wurde eine etwa gleichzeitig mit dem ersten Prüfungs-Gesetzentwurf erschienene Schrift des Dr. H. Maas, erzbischöflichen Officialatsrathes zu Freiburg betrachtet, welche unter dem Titel „zum Frieden zwischen Staat und Kirche" alle zu irgend einer Zeit, und namentlich in Baden seit dem Jahre 1852, auf irgend einem Gebiete aufgestellten Forderungen der katholischen Hierarchie sammt Gründen von Neuem vorbringt, und den lieben Frieden nur für den Fall der Abänderung der ganzen seitherigen Gesetzgebung und der Umkehr zur Ordnung des streitigen Gebiets auf dem Wege des Concordats in Aussicht stellt. Nachdem im Sinne dieser Ausführungen mit der entgegenstehenden Gesetzgebung tabula rasa gemacht wäre, würde die Kirchengewalt erwägen, ob, wie viel und unter welchen Bedingungen sie von ihren unveräußerlichen Rechten auf Heranbildung der Geistlichkeit, auf Schule und Stiftungen, auf Gerichtsbarkeit, insbesondere in Ehesachen, auf Armenpflege und Gründung und Einführung aller Arten von Orden und Congregationen, vorübergehend aufgeben, in wie weit sie der Geistlichkeit und dem katholischen Volke gestatten wird, die Staatsgesetze zu beachten und zu befolgen. Diese Schrift ist von einer Menge gleichzeitiger, theils gegen das System des vorigen Ministeriums, theils gegen die nationale und liberale Partei des Landes und einzelne Mitglieder derselben, gerichteter Brochüren und Zeitungsartikel flankirt, welche ihren Ursprung nicht ausschließlich im ultramontanen und deutsch-konservativen Lager haben, welche selbstverständlich zum größten Theil in keinem verabredeten oder auch nur bewußten Zusammenhange mit der am Weitesten gehenden Maas'schen Schrift stehen, aber in dem einen Zwecke des Versuchs der Discreditirung des von 1860 bis 1876 befolgten Regierungssystems, der Partei, welche dieses System stützte, und der Einwirkung auf die Landtags- und Reichstagswahlen behufs der Schaffung einer klerikal-konservativen Mehrheit übereinstimmen.

Als ein Anzeichen dafür, daß mit der Erledigung der Prüfungsfrage der Streit nicht zu Ende sein würde, ward auch die wiederholte Erklärung des Präsidenten des Ministeriums des Innern betrachtet, er nehme den Ausgleich mit

der Curie „von Fall zu Fall“ in Aussicht, welche Aeußerung man nicht wohl auf die zwei einzigen noch offenen Fragen beziehen konnte, bei denen sich, da die eine (Prüfung der Geistlichen) zur Gesetzgebung gehörte, die andere (Besetzung des erzbischöflichen Stuhles) von der Regierung im Verkehr mit dem Ordinariate zu regeln war, die getrennte und successive Behandlung von selbst verstand. Uebrigens hat sich während der ganzen Dauer des Landtags und bis heute kein weiteres Anzeichen dafür ergeben, daß irgend eine der erledigten und ruhenden Fragen jetzt oder künftig wieder aufgegriffen und zum Gegenstande von Verhandlungen mit der Curie gemacht werden sollte. Nebenbei bemerkt ist die scherzhafte Uebersetzung „de chute en chute“ eine Reminiscenz an den Prinzen Louis Napoleon, welcher nach den verunglückten Versuchen von Straßburg und Boulogne seine fortdauernde Zuversicht in den Worten aussprach: „J'arriverai de chute en chute.“

Wie bereits erwähnt, herrschte seit Jahren und herrscht noch heute auf allen andern zwischen Staat und Kirche früher streitigen Gebieten Ruhe, waren und sind alle auf diesen Gebieten erlassenen Gesetze und Verordnungen in sicherer, ungestörter Anwendung; auch heute hat von Kanzeln, von clerikalen Vereinen und Versammlungen aus kein Kampf, keine Aufreizung gegen eines dieser Gesetze wieder begonnen; weder von Seiten der großh. Regierung, noch von den Kammern ist ein Bedürfniß der Abänderung irgend eines dieser Gesetze empfunden und kundgegeben worden. Man darf demnach hoffen, daß von keiner Seite ein neuer Fall, eine neue Frage angeregt, gar zum Gegenstand einer Verhandlung gemacht werde, daß vielmehr mit dem den Wünschen der katholischen Hierarchie sehr entgegenkommenden Schritte, welchen Regierung und Kammern zum Abschluß der letzten, bis dahin noch offenen und brennenden Frage gethan haben, der Friede zwischen Staat und katholischer Kirchengewalt in Baden, wenn auch nicht durch gegenseitige Anerkennung von Grundsätzen, so doch thatsächlich hergestellt ist.

Die bei Abschluß und Abgang dieses Aufsatzes eintreffende Nachricht des vorläufigen Scheiterns der von dem größten und leitenden deutschen Staate gemachten aufrichtigen und beharrlichen Versuche einer Verständigung mit dem päpstlichen Stuhle über die Ausführung der dortigen, das Verhältniß der Kirchen im Staate regelnden Gesetzgebung, dürfte für das Großherzogthum Baden eine neue und dringende Aufforderung sein, auf dem mühsam befestigten, beharrlich und mit Erfolg vertheidigten Boden seiner Gesetzgebung stehen zu bleiben und nach wie vor etwa sich wiederholende Angriffe entschieden abzuwehren.

Die elektrische Eisenbahn.

Von
Prof. Dr. Zech.
Stuttgart.

Es sind jetzt hundert Jahre, daß die Dampfmaschine, wie sie Watt construirt hat und wie sie im Wesentlichen heute noch gebaut wird, zunächst in England mehr und mehr in Aufnahme kam, und ungefähr fünfzig, daß die Locomotive von Stephenson allgemein beim Betrieb von Eisenbahnen eingeführt wurde. Man könnte das vergangene Jahrhundert vom Standpunkt des Technologen das Zeitalter

der Nutzbarmachung der Wärme nennen, um so mehr, da auch die Entdeckung Mayer's von der Umwandlung der Wärme in Arbeit in dasselbe fällt und, nachdem stehende Dampfmaschinen und Locomotiven allenthalben in Thätigkeit waren, theoretischen Aufschluß über ihre Wirksamkeit gab. Man ist in Beziehung auf Praxis und Theorie dieser Maschinen zu einem bestimmten Abschluß gelangt, man weiß, daß besonders bei den Locomotiven ein großer Theil der Wärme, die erzeugt wird, um sie in Gang zu setzen, nutzlos verloren geht, daß von der Wärme, welche das verwendete Brennmaterial im Ganzen geben könnte, nicht einmal der fünfte Theil wirklich nutzbringende Arbeit leistet. Das Uebrige geht Alles durch Reibung, Ausstrahlung und Leitung verloren, erwärmt die Maschinentheile und die Umgebung, ohne daß Arbeit geleistet würde. Insofern sind die Wärmemaschinen der Jetztzeit — und es scheint, daß vorerst an eine wesentliche Aenderung der Construction zur Erzielung einer besseren Wirkung nicht zu denken ist — gegenüber den vom fließenden Wasser in Bewegung gesetzten Rädern schlechte Maschinen, aber sie haben den Vorzug, daß ihre Arbeit von den Vorgängen in der Atmosphäre unabhängig und nicht an eine bestimmte Localität, wo nämlich fließendes Wasser sich findet, gebunden ist.

Das Zeitalter, in dessen Anfang wir jetzt leben, wird man künftighin in der Geschichte der Technologie das der Elektricität nennen können. Im Laufe von 30 Jahren haben die Telegraphendrähte ein Netz über die ganze Erde gesponnen, der galvanische Strom sorgt für die Sicherheit der Eisenbahnfahrenden, er leistet im Kriege seine Dienste, zeigt drohende Gefahren an entfernten Orten an, hilft dem Arzte bei seiner Arbeit und leistet dem Bergmann, dem Chemiker und Physiker die wichtigsten Dienste aller Art. Selbst die directe Uebertragung der menschlichen Stimme an nicht zu entfernte Punkte hat er möglich gemacht und es scheint, daß das Telephon in der Correspondenz der Bewohner großer Städte noch zu bedeutender Geltung gelangen wird. Insbesondere aber scheint es unserem Zeitalter vorbehalten zu sein, das schon vor 50 Jahren aufgetauchte, vielfach damals in Angriff genommene Problem, die Elektricität als bewegende Kraft zu benutzen, seiner Verwirklichung entgegenzuführen.

Die ersten Versuche, die Elektricität als bewegende Kraft zu benutzen, stammen von den dreißiger Jahren. Man kann drei Männer anführen, welche, ohne gegenseitig Kenntniß von einander zu haben, die Lösung dieser Aufgabe versuchten und bei der Einfachheit der Sache im Allgemeinen die gleichen Vorrichtungen in Anwendung brachten. Der erste, welcher durch den Tod an der weiteren Verfolgung seines Unternehmens gehindert wurde, war Schultheß in Zürich, der zweite Jacobi in Petersburg, welcher ein Boot auf der Newa durch Elektricität in Bewegung setzte, der dritte ist Botto in Turin, der einen horizontalen Balancier durch abwechselnde Anziehung und Abstoßung bewegte. Das sind die ersten Versuche, die zu theilweise brauchbaren Resultaten führten. Sie stammen aus einem und demselben Jahrzehnt, das folgende brachte die Erkenntniß von der Erhaltung der Kraft und damit die Einsicht, daß auf dem eingeschlagenen Wege ein günstiges Resultat nicht zu erzielen sei. Wendet man nämlich eine galvanische Batterie an, so braucht man, um eine bestimmte Arbeit zu leisten, eine bestimmte Menge Zink, welche in der Batterie aufgelöst wird. Sehen wir ganz ab von dem, was sonst bei

der Batterie verwendet wird, so bleibt uns die Frage, welche Arbeit mit einem Kilogramm Zink erzielt werden kann. Nach dem Satz von der Erhaltung der Kraft muß diese Arbeit der Wärmemenge entsprechen, welche aus einem Kilogramm Zink gewonnen werden kann, z. B. durch Auflösen in Säure oder durch Verbrennen in Sauerstoff. Nun ist Thatsache, daß ein Kilogramm Zink bei seiner Lösung viel weniger Wärme giebt als ein Kilogramm Kohle beim Verbrennen, sowie daß die Kohle viel billiger ist als Zink, da es viel seltener in der Erde vorkommt und nicht als Metall, sondern erst aus dem Erz ausgeschieden werden muß. Es wird also billiger sein, Kohle zu verbrennen, um Arbeit zu erhalten, d. h. eine Dampfmaschine zu verwenden, als Zink auflösen zu lassen, d. h. eine galvanische Batterie als Kraftquelle zu benutzen.

Diese Regel gilt, so oft es sich darum handelt, große Arbeitsmengen zu liefern. Bei geringfügiger Arbeitsleistung hätte man sehr kleine Dampfmaschinen zu verwenden, die nach einem allgemeinen Gesetze, das auf alle Wärmeapparate anwendbar ist, unvortheilhaft sind. Bei jedem kleinen Körper ist die Oberfläche im Verhältniß zum Inhalt groß, eine Kugel von doppeltem Halbmesser hat die vierfache Oberfläche und den achtfachen Inhalt, wird also bei gleicher Temperatur die achtfache Wärmemenge, aber nur die vierfache Ausstrahlungsfläche besitzen; oder anders gesagt, wenn bei gleicher Gestalt ein Körper größer wird, so verliert er seine Wärme weniger leicht. Bei einer kleinen Dampfmaschine geht also im Verhältniß mehr Wärme verloren als bei einer großen, so daß es von Vortheil sein kann, auch eine theurere Arbeitsquelle anzuwenden, insbesondere wenn die Art der Leistung eine ganz eigenthümliche ist, wie die Uebertragung einer Arbeit in die Ferne bei unseren Telegraphen oder die chemische Wirkung bei den galvanoplastischen Arbeiten. Aber auch hier wird es angezeigt sein, die theure Elektricität, welche die galvanischen Batterien geben, wohlfeiler zu gewinnen, und wenn das gelingt, so kann man wieder der Frage nahe treten, ob die Elektricität nicht auch zur Arbeitsleistung im Großen tauglich ist.

Es ist uns eine andere Methode noch bekannt, große Mengen Elektricität zu erzeugen, sie beruht auf der Entdeckung Faraday's, daß in einem geschlossenen Leiter, d. h. in einem Draht, dessen Anfang und Ende verbunden sind, ein galvanischer Strom entsteht, so oft er einem Magnetpol genähert wird, der entgegengesetzte, wenn er entfernt wird, ein Strom, der um so stärker ist, je rascher die Bewegung zu oder von dem Pol ist. Maschinen, die nach diesem Grundsatze gebaut sind — magnetoelektrische genannt, weil mit Hülfe von Magneten Elektricität erzeugt wird — bei denen durch eine Dampfmaschine starke Magnete an feststehenden Drahtrollen oder bewegliche Drahtrollen an festen Magneten rasch vorübergeführt werden, geben z. B. hinreichend Elektricität für ein elektrisches Licht und werden vielfach in Leuchtthürmen benutzt. Um jedoch größere Mengen Arbeit zu leisten, dazu sind diese Maschinen nicht geeignet. Einmal kann der Magnetismus eines gegebenen Stückes Stahl nicht über eine bestimmte Grenze gebracht werden, der Stahl ist dann, wie man sagt, mit Magnetismus gesättigt; will man also starke Magnete, so muß man große Massen nehmen, um so mehr, da die Menge des aufnehmbaren Magnetismus viel langsamer steigt, als das Gewicht der Stahlmasse. Nimmt man eine große Zahl Magnete, so wirken die gleichnamigen Pole schwächend

auf einander ein und überdies geht der Magnetismus mit der Zeit durch Temperaturänderungen und die nicht zu vermeidenden Stöße verloren. Bedenkt man noch, daß bei Anwendung vieler großer Magnete auch viele Drahtrollen mit vielen Windungen zur Aufnahme der Ströme zu verwenden sind und daß auf langem Wege und je dünner der Leitungsdraht ist, mehr und mehr Elektricität in Wärme sich verwandelt, also als Elektricität, um Arbeit zu leisten, verloren geht, so ist begreiflich, daß die magnetelektrische Maschine zur Leistung von größerer Arbeit nicht geeignet ist.

Dem Uebelstande mit den Stahlmagneten wich Dr. Siemens (Firma Siemens u. Halske in Berlin) dadurch aus, daß er sie durch Elektromagnete ersetzte, d. h. durch Eisen, welche vom galvanischen Strom umströmt zu Magneten werden. Wenn ein solches Eisen eine Spur von Magnetismus zurückhält, was immer der Fall ist (nur sehr sorgfältiges Glühen und langsames Abkühlen kann einem magnetischen Eisen allen Magnetismus nehmen), so erzeugt es zunächst einen schwachen Strom, den man um das Eisen gehen läßt, so daß er dessen Magnetismus verstärkt. Der stärkere Magnetismus giebt stärkere Ströme und umgekehrt, und in kurzer Zeit erreicht man einen hohen Grad von Magnetismus und starke Ströme; der erzeugte Magnetismus ist dabei nur Zwischenproduct. Siemens nannte eine solche Maschine eine dynamoelektrische.

Diese Maschine hatte noch einen großen Nachtheil, und das war die Erhitzung des Eisens, die bei schnellem Stromwechsel auftritt; beständiger Stromwechsel war aber bei der bisherigen Einrichtung der Maschinen unvermeidlich. Je mehr das Eisen erhitzt wurde, desto mehr ging an Elektricität und Arbeit verloren. Diesem Uebelstande wurde durch den Pacinotti'schen Ring abgeholfen. Ein italienischer Gelehrter, Pacinotti, zeigte, daß ein mit isolirten Drähten umwickelter Eisenring, der sich zwischen den Polen eines Hufeisenmagnets in der Ebene des Hufeisens dreht, eine Reihe gleich gerichteter Ströme giebt, so daß der Stromwechsel vermieden ist. Gramme in Paris baute nun zuerst dynamoelektrische Maschinen mit dem Pacinotti'schen Ring und stellte damit einen praktisch brauchbaren Stromerzeuger für starke Ströme her. Seine Maschinen sind schon weit verbreitet und vielfach nachgeahmt. Eine wesentliche Verbesserung an denselben brachte der Oberingenieur der Firma Siemens an, v. Hefner-Alteneck, indem er den Ring durch einen vollen Cylinder ersetzte, wobei es gelang, alle Leitungsdrähte der Umwickelung dicht an die Magnete zu bringen, während bei dem Ring die inneren Theile der Drähte beinahe nutzlos sind, weil zu entfernt vom Magnet, und daher schädlich, weil sie die Länge der Leitung vergrößern, was, wie wir wissen, einen Verlust an Elektricität bedingt.

Was eine dynamoelektrische Maschine zur Arbeitsleistung befähigt, das ist die ihr zukommende Eigenschaft der Umkehrbarkeit. Wird sie gedreht, so giebt der Ring oder Cylinder einen bestimmten Strom ab. Wird aber dieser Strom zugeleitet, so dreht sich Ring oder Cylinder im entgegengesetzten Sinn von vorher. Darauf beruht die Kraftübertragung durch diese Maschinen. Wo ein passender Platz ist, etwa eine zur Verfügung stehende Wasserkraft oder eine Dampfmaschine, die nicht voll ausgenutzt wird, da wird eine erste Maschine als Stromerzeuger aufgestellt; der entstehende Strom wird dann durch eine Drahtleitung dahin geführt, wo die Arbeit geleistet werden soll, hier einer zweiten Maschine zugeführt und der

Ring oder Cylinder dieser in Umdrehung versetzt. Durch eine je nach dem besonderen Zweck eingerichtete Uebertragung wird diese Drehung zur Arbeitsleistung benutzt.

Daß diese Uebertragung praktisch ausführbar ist, das haben eine Reihe der verschiedensten Experimente im Kleinen gezeigt, Hauptsache aber ist, auch die Möglichkeit der Uebertragung im Großen nachzuweisen. Es sind in den zwei letzten Jahren Beweise hierfür geliefert worden, welche uns einen Anhaltspunkt geben für die Beurtheilung der Zweckmäßigkeit einer solchen Anlage.

Ingenieur Cabiat in Paris machte im Jahre 1878 in einem Etablissement in Paris die erste größere industrielle Anwendung im eigentlichen Sinne des Wortes. An einem Ende der ausgedehnten Fabrikeinrichtung befand sich eine mechanische Werkstätte, die vermittelst einer achtpferdigen Dampfmaschine betrieben wurde; an einem anderen eine Werkstätte für galvanische Verkupferung, welche durch eine von einer Locomobile getriebenen Gramme'schen Maschine ausgeführt wurde. Um die Locomobile und deren Wärter zu ersparen, setzte Cabiat die 150 m auseinander liegenden Werkstätten durch Kupferdrähte in Verbindung, ließ von der achtpferdigen Dampfmaschine, die an Ort und Stelle nicht vollständig ausgenutzt wurde, eine Gramme'sche Maschine drehen und ihren Strom durch die Kupferdrähte einer zweiten solchen Maschine in dem Verkupferungsraum zuführen. Diese, in Bewegung gerathen, setzte endlich die früher von der Locomobile getriebene Gramme'sche Maschine in Bewegung, deren Strom die galvanoplastischen Arbeiten lieferte. Diese Einrichtung ist seit März 1878 im Gange, die Heizkosten der Locomobile und deren Wärter werden erspart.

Weitere Anwendungen im Großen wurden in der Zuckerfabrik zu Sermaize im Departement der Marne von den Herren Chrétin u. Felix gemacht. Die Runkelrüben werden der Fabrik auf einem Canal zugeführt und im Hafen von Sermaize, der etwa 100 m von der Fabrik entfernt ist, ausgeladen. Während der Zuckerfabrikation werden diese Ausladungen Tag und Nacht, bei Nacht mit Hülfe elektrischer Beleuchtung, fortgesetzt. Jetzt wird die Maschine, die zur elektrischen Beleuchtung diente, zum Ausladen der Schiffe verwendet, sie setzt eine Art Baggermaschine in Bewegung, welche die Rüben aus den Schiffen holt und beim Abwärtsgehen der Schaufeln über eine Rinne in die Transportwagen fallen läßt. Dieselben Herren haben aber auch Felder auf elektrischem Wege gepflügt. Zur Rechten und Linken eines Feldes sind auf vierräderigen Wagen Gramme'sche Maschinen aufgestellt, welche auf Trommeln ein Kabel aufrollen, das den Pflug zieht. Es wirkt abwechselnd die Maschine rechts und die links, um den Pflug eine Reihe von Furchen ziehen zu lassen. Die Zuleitung war 400 m lang, die Furchen 18 cm tief und 220 m lang, die entsprechende Arbeit drei Pferdekräfte. Zugleich wurde derselbe Strom verwendet, um die Wagen mit den Dynamomaschinen zu verschieben, wenn die folgende Furche gezogen werden sollte. Als Vorzüge gegenüber dem Dampfpfluge werden die geringeren Anschaffungskosten und die größere Leichtigkeit der Wagen angegeben: es lassen sich diese überall hin ohne große Schwierigkeit transportiren. Ferner braucht man an Ort und Stelle weder Kohlen noch Wasser.

Die neueste Anwendung der Kraftübertragung durch Dynamomaschinen ist der Betrieb einer elektrischen Eisenbahn, wie er auf der vorjährigen Gewerbeausstellung in Berlin zu sehen war.

Dr. W. Siemens hatte eine 300 Meter lange schmalspurige Schienenbahn erbaut, auf der im Laufe des Sommers über 100 000 Personen befördert wurden. Die Laufschienen der Bahn bildeten die eine Leitung zu der im Maschinenraum der Ausstellung befindlichen Dynamomaschine; eine weitere möglichst von der ersten isolirte Mittelschiene leitete den Strom zurück. Die Locomotive hatte eine Zugkraft von etwa 200 Kilogramm beim Abfahren, von etwa 70 Kilogramm während der Fahrt bei drei Meter Geschwindigkeit. Diese Leistung entspricht drei Pferdestärken.

Es kann somit keinem Zweifel unterliegen, daß das Problem der elektrischen Eisenbahn gelöst ist. Es fragt sich nur, inwieweit ihre Anwendung eine praktische wird, in welchen Fällen sie den gewöhnlichen Locomotivbahnen vorzuziehen ist; denn von einer Verdrängung dieser kann keine Rede sein. „Die Elektricität", sagt Siemens, „ist ganz bescheiden, sie will nicht verdrängen und absetzen, sondern sie will nur diejenigen Gebiete an sich nehmen, die von anderen Einrichtungen schlechter bedient werden." Siemens macht darauf aufmerksam, daß die Kraftübertragung durch Elektricität längs der Schienen größere Steigungen werde überwinden lassen, da es mit ihrer Hülfe thunlich ist, die Zugkraft auf beliebig viele Axen des Zuges selbst zu vertheilen. Die Hauptanwendung aber scheint Siemens im Betrieb elektrischer Hochbahnen zu liegen. In Amerika sind Bahnen auf eisernen Säulen mit Locomotivbetrieb vielfach gebaut, um den Verkehr in großen Städten zu erleichtern. Da in Berlin gegen Ende des Jahrhunderts die Straßenfläche dem Verkehr nicht mehr genügen wird, so könnte man durch elektrische Hochbahnen helfen, welche von allen Stationen der Stadtbahn, die quer durch Berlin geht, abzweigen. Das Geleise könnte ein Meter breit genommen werden. Auf ihm würden sich Personenwagen für 15 Personen bewegen, die Dynamomaschine würde unter dem Boden des Wagens angebracht, der Strom durch die Räder beider Seiten von den Schienen aus zugeleitet. Man würde eine Geschwindigkeit von 30 bis 40 Kilometern in der Stunde erzielen und ein Verkehr von 5 Personen im Wagen bei 12 Wagen in der Stunde soll die Anlage schon rentabel machen. „Berlin ist die Geburtsstätte der dynamoelektrischen Maschine und der elektrischen Eisenbahn," sagt Siemens, „es sollte daher auch der Welt mit der Anlage eines Systems elektrischer Hochbahnen vorangehen, dem es sich auf die Dauer doch nicht wird entziehen können." Die Berliner jedoch sind nicht dieser Ansicht, die Genehmigung zur Errichtung einer solchen Hochbahn ist in Folge des Widerspruchs der Bewohner der Straße, durch die sie ziehen sollte, verweigert worden. Trotzdem daß die elektrische Bahn jedenfalls durch weniger Geräusch sich auszeichnen würde, glauben sie in ihren Häusern durch die vorübereilenden Wagen belästigt zu werden.

Eine Hauptfrage bei Errichtung elektrischer Bahnen wird immer sein, wie weit die Uebertragung von Kraft möglich sein wird, ohne daß gar zu viel verloren geht. Was die bisherigen Erfahrungen geben, geht noch nicht bis zu einem Kilometer; mit den gegenwärtigen Maschinen und Einrichtungen lassen sich bei mäßiger Umdrehungsgeschwindigkeit von der durch die Betriebsmaschine geleisteten Arbeit auf diese Entfernung wenigstens 50 pCt. wieder verwenden. Doch zeigen Versuche von Siemens, daß bei zweckmäßiger Construction der elektrischen Maschinen und bei großer Umdrehungsgeschwindigkeit eine Kraftübertragung von 70 pCt. und mehr erzielt werden kann.

Theoretisch ist die Frage aus anderem Anlaß schon einmal behandelt worden. Dr. C. Siemens in London berechnete bei einem Besuche des Niagarafalls die in ihm liegende Energie auf etwa 17 Millionen Pferdekräfte. Bis jetzt wird diese disponible Arbeit nur auf Erhöhung der Temperatur des Wassers um einen Bruchtheil eines Grads und auf Zerstörung der Ufer verwendet. Würde ein Theil dieser Arbeit durch ein kupfernes Kabel von 8 Centimeter Dicke fortgeführt, so könnte man in einer Entfernung von 50 Kilometern noch 1000 Pferdekräfte verwenden. Später erklärte er, daß mit jenem Kabel das Drei- oder Vierfache fortgeführt werden könnte. Zu viel günstigeren Resultaten sind zwei Engländer, Thomson und Houston, gekommen. Sie behaupten, daß die genannte Energie der Niagarafälle sich auf eine Entfernung von 800 Kilometer durch ein Kabel übertragen lasse, dessen Durchmesser etwa 12 Millimeter beträgt, und der Kraftverlust werde nur 50 Procent betragen. Freilich müsse das Kabel wegen des Durchgangs der großen Menge Elektricität sehr gut isolirt sein, um Verlust an Elektricität möglichst zu verhüten.

Wären die letzten rein theoretischen Betrachtungen richtig, so würde es auch möglich sein, mit einer stehenden Dampfmaschine eine Dynamomaschine in Gang zu setzen, welche einen Eisenbahnwagen mit einer zweiten Dynamomaschine gegen 1000 Kilometer weit transportiren könnte. Denn wenn auch Eisen dem Durchgang der Elektricität einen sechsmal so großen Widerstand darbietet als Kupfer, so ist der Querschnitt einer Eisenbahnschiene andererseits mehr als sechsmal so groß, als der des letztgenannten Kabels. Bei der großen Differenz der theoretischen Berechnungen wird noch starker Zweifel erlaubt sein, ob auf solche Entfernung der Transport möglich sei. Dinge, die nicht in der Rechnung vorkommen, mangelhafte Isolation der Schienen insbesondere, werden jene Entfernung sehr beträchtlich reduciren. Daß aber auf kleinere Entfernungen von einigen Kilometern der Transport möglich, vielleicht billiger als Locomotivbetrieb und daher rentabel ist, das scheint aus Siemens' Probeleistung unzweifelhaft sich zu ergeben, so daß wir sagen können, es wird für Unterhaltung des Verkehrs auf kleinen Seitenstrecken in großen Städten oder auf Secundärbahnen die elektrische Eisenbahn ihre Zukunft haben.

Eine geschichtsphilosophische Mahnung.

Von

M. Carriere.

München.

Die Philosophie der Geschichte gehört zu den jüngsten Zweigen unserer Wissenschaft, aber sie hat sich in dem Jahrhundert seit Herder nicht blos in Deutschland, sondern auch in Frankreich und England so reich entfaltet, daß die Göttinger Universität vor 6 Jahren einen Preis aussetzte für die Darstellung der Versuche, welche die Menschheit gemacht, ihren eigenen Entwickelungsgang denkend zu erfassen, seinen Ausgangspunkt, sein Ziel, seine Gesetze zu erkennen. R. Rocholl hat die Aufgabe gelöst; gleichzeitig hatten sich Marselli in Italien, Rougemont in Frankreich, Flint in England mit demselben Stoffe beschäftigt. Es liegt auf der Hand, daß man ein größeres Stück Geschichte, daß man Auf- und Niedergang

von Reichen und Nationen mußte übersehen können, ja daß der Gedanke der Menschheit als ein einheitlicher Organismus dem Geiste aufgegangen sein mußte, ehe man an eine Philosophie der Geschichte denken konnte. Sie ist in Deutschland der gründlichen und kritischen Detailforschung in den Büchern der Geschichte selbst auf ähnliche Weise vorangegangen, wie die Naturphilosophie dem Aufschwung der besondern Naturwissenschaften; genialer Blick und Phantasie haben vielfach die Beobachtung, die Erfassung des Besonderen zu ersetzen vermeint, und die Empirie hat begründeten Einspruch gegen die Constructionen der Speculation erhoben; allein der große Gedanke der aufsteigenden gesetzlichen Entwickelung und des inneren Zusammenhanges aller Lebensgebiete hat auf die Geschichtschreibung wie auf die Naturkunde befruchtend gewirkt und es ist zum Gemeingute des Bewußtseins der Gebildeten geworden, daß Recht und Staat, Religion und Kunst innerlich zusammenhängen und ihre Formen auf verwandte Weise eine gemeinsame Idee ausprägen, daß in der Literatur wir nicht vereinzelte Dichterwerke, sondern den Spiegel des Zeitgeistes haben, daß ein Raphael so wenig im alten Athen malen, als ein Sophokles im heutigen England dichten könnte. Und aus der Vertiefung, ja dem sich Verlieren in das Detail der Natur und Geschichte ringt ja die Gegenwart wieder nach allgemeinen Gesichtspunkten, und will das klar gestellt wissen, was der Bildung und Gesittung des Volkes zum Heile gereicht.

Rocholl motivirt seine Gliederung des Stoffes in drei Abtheilungen, indem er schreibt: „Es geht der Wissenschaft wie der Menschheit überhaupt. Sie taucht in jedem ihrer bedeutenden Völker aus der Gebundenheit ans Gottesbewußtsein immer erst allmählich auf, um dann durch Zeitalter hindurch, in denen die Ideen des Menschlichen vorwiegen, bei solchen anzukommen, wo die Wissenschaften des Natürlichen im Vordergrunde stehen. So begegnet es uns auch in der Reihe der Auffassungen und Standpunkte, von denen aus wir die allgemeine Geschichte behandelt sehen. Immer zuerst wird die Geschichte unter theologische Gesichtspunkte gebracht: sie ist Erzeugniß der Gottheit; so in der antiken, so in dem Beginn der christlichen Welt. Dann kommt mit der Renaissance zuerst der humanistische Gedanke. Er schließt wissenschaftlich mit dem philosophischen Idealismus ab und schafft praktisch „die Gesellschaft"; die Geschichte ist Erzeugniß des Menschen. Endlich erscheint die natürliche Anschauung. Die Naturwissenschaften führen die materialistischen Gedanken ein, sie beherrschen nicht ohne Widerspruch, aber sie beherrschen eine Zeitlang wenigstens das öffentliche Leben; sie sagen: Die Geschichte ist Erzeugniß der Natur. So bewegt die Philosophie der Geschichte sich vom theistischen durch den humanistischen nach dem materialistischen Standpunkt herab, — d. h. so lösen die drei Gesichtspunkte einander ab, von denen aus man die Geschichte zu verstehen sucht." Rocholl bemerkt dabei, daß von diesen drei Perioden die eine schon angehoben hat, ehe die andere abgelaufen ist, daß sie sich in einander schieben, einander befehden; er meint auch, der Ablauf könne wieder von vorne anfangen und sich noch oft wiederholen. Aber sollte nicht, nachdem sie einzeln ihre Rolle gespielt, gerade das Ineinanderwirken der drei Factoren, des göttlichen, menschlichen und natürlichen, das Wahre sein, und demnach auch in der Philosophie der Geschichte dargestellt werden? Alle drei Gesichtspunkte scheinen mir berechtigt. Wenn wir die inneren Ursachen der äußeren Erscheinungen suchen,

wenn wir den Zusammenhang der Geschichte betrachten, und nach Grund und Zweck derselben fragen, wird der eine den Einfluß der Natur, der andere die Bedeutung der menschlichen Persönlichkeiten, der dritte eine leitende Vorsehung, eine göttliche Weltregierung betonen, und ganze Zeitalter werden bald für das eine, bald für das andere den Sinn offen haben. Der Mensch steht auf dem Boden der Natur, lebt ein natürliches Leben unter dem Einfluß der Gestirne, des Bodens und Klimas, des Meeres oder der Gebirge und dies wird von der Philosophie der Geschichte hervorgehoben; aber diese äußeren Bedingungen sind nicht das Alleinige; wie wäre sonst eine Cultur wie die altegyptische, althellenische untergegangen und warum erzeugten der Nil und die attische Landschaft keine Tempel und Götterbilder, kein Priesterthum und keine dramatische Poesie, wie in den Tagen von Ramses und Perikles? Die menschliche Freiheit, die Bedeutung großer Persönlichkeiten ist hier der mitbedingende Factor. Der Mensch ist mehr als Naturwesen, er erfaßt sich selbst, ist bewußter Wille und erbaut in seinem Innern eine ideale sittliche Welt über die materielle, denn auf der Grundlage der Natur ist er zur Freiheit berufen und in dem Gebiet derselben herrscht die sittliche Weltordnung. Nur in der Gemeinsamkeit kann der Mensch seine Bestimmung erreichen, seine ursprüngliche Anlage durch eigene That verwirklichen. Dies letztere ist auch Bestimmung des Ganzen und wir gewahren, wie dies über das Wollen und Verstehen des Einzelnen hinaus emporschreitet, wir gewahren, wie die großen Männer, die als leitende Genien, als Heroen die Sache des Menschengeschlechts zur ihrigen machen, ebenso nothwendig sind, wie die Instincte der Massen und daß eben in dem Zusammenwirken beider Factoren das Rechte geschieht. Die einzelne Persönlichkeit vermag wenig ohne das Verständniß und die Mitwirkung des Volkes, und das Volk bedarf der erleuchtenden Gedanken, der befreienden Thaten, die stets dem Geist und Willen des Einzelnen entspringen. So gewahren wir die Macht des ganzen, des allgemeinen Geistes, der alles Besondere durchwaltet, als der Eine, der alles aus sich entfaltet und als Geist sich völlig nur in geistigen, in selbstbewußt wollenden, sich selbst bestimmenden Wesen offenbaren kann.

Von den großen Denkern in der ersten Hälfte des Jahrhunderts haben sich vornehmlich zwei mit Philosophie der Geschichte beschäftigt, Hegel und Krause. Hegel trat mit der Voraussetzung seines Systems an die Geschichte heran, daß die Vernunft die Welt beherrsche, daß es also auch in der Weltgeschichte vernünftig zugegangen sei; die Geschichte ist ihm der nothwendige Gang des Weltgeistes, sie wird ihm zu sehr zu einem bloßen Entwickelungsproceß der logischen Idee, der unlogische Factor, der Wille, die Leidenschaft, die Individualität tritt hinter die Idee zurück, wie er bei Schopenhauer als blinder Wille zu einseitig im Vordergrund steht. Da hat dann nur der Lebenslauf des Einzelnen Bedeutung, nicht der des ganzen Geschlechts, und die Einheit in dessen Lebenslauf wird zur bloßen Fiction. Schopenhauer sieht keine Vernunft in der Geschichte, sein Pessimismus steht auch hier in vollem Gegensatz zu Hegel's Optimismus. Für Hegel ist die Geschichte die Selbstbefreiung des Geistes; im Orient wußte man nur, daß Einer frei ist, der Herrscher; im classischen Alterthum waren einige frei, die Vollbürger Spartas, Athens, Roms; die germanische, christliche Welt erst erkennt die Freiheit aller an. Im Morgenland haben wir das Kindesalter der Menschheit; das Griechen-

thum ist ihre Jünglingsthat, Rom die saure Arbeit ihrer Männlichkeit; wir stehen im Greisenalter. Der Aufbau des protestantischen Staats in Preußen erscheint so wie der Schlußstein der Weltgeschichte. Das große Verdienst aber sind die Lebensbilder der besonderen Völker. Von einer Idee aus, in welcher er die Seele ihres Organismus erblickt, entwickelt er, wie sich dieselbe in der Sitte, in der Verfassung des Staats, der Religion, der Kunst, der Wissenschaft ausgeprägt hat, und die Schilderungen des griechischen, des römischen Geistes, die er auf solche Weise giebt, sind Meisterstücke. Hier hatte die Philologie vorgearbeitet; weniger vorbereitetes Material bot ihm seine Zeit für die Erkenntniß und Darstellung des Orients, des Mittelalters, der Neuzeit. In dieser Anschaulichkeit und Fülle des Besonderen, die der ordnende Gedanke zu seinem Ausdrucke gestaltet, ist Krause weit hinter Hegel zurückgeblieben; aber er steckte der Geschichte ein höheres Ziel und legte ihr einen tieferen Grund. Ihm gab es drei große Perioden des Lebens. In der ersten ruhen die endlichen Wesen noch in ihrem gemeinsamen Quell, in Gott; in der zweiten treten sie aus ihm hervor, unterscheiden sich von ihm und von einander und ringen sich im Kampf zu der dritten empor, in welcher das Endliche sich im Unendlichen erkennt und in seinem Willen eins mit demselben ist. Die zweite Periode ist unsere irdische Geschichte und sie ist in verschiedene Epochen zergliedert: in ein Keimleben, in welchem wie bei den Culturvölkern die Selbständigkeit der Individualitäten und die Cultur der Nationen noch unentfaltet ist, in ein Wachsleben, in welchem Staaten und Kasten sich von einander abscheiden, große Gesetzgeber die Verhältnisse ordnen, der Mensch sich mit Cultus und Opfer auf das ihm jenseitig gewordene Göttliche bezieht und die Hierarchie dasselbe durch Satzungen herrschen läßt; das Alterthum wie das Mittelalter gehören dieser Epoche an; seit der Renaissance schreitet die Menschheit der dritten entgegen, in die wir nun eingetreten sind, in das Reiflebenalter, die Zeit der Harmonie. Die Menschheit erfaßt sich als Ganzes, die Wissenschaft erleuchtet den Geist und bewältigt die Natur und ein allgemeiner Menschheitsbund für Recht und Wahrheit, für die Wohlfahrt Aller ist das Ziel.

Die Analogie des Kindes-, Jünglings-, Mannes- und Greisenalters könnte man bis jetzt eher auf einzelne Völker als auf die Menschheit übertragen, denn noch stehen wilde und gesittete Naturvölker neben den Trägern der Civilisation, während Reiche untergegangen und Völker abgestorben sind. Auf andere Weise ziehe ich darum lieber die drei Potenzen heran, die begriffsnothwendig bei jedem Geisteswesen als ineinanderwirkende Lebensstufen vorhanden sind: es muß da sein, objectiv vorhanden sein, es muß seiner selbst inne sein, wenn es selbst- und weltbewußt den Begriff des Geistes erfüllen soll. Reale Wirklichkeit oder Natur, Selbstinnigkeit oder Gefühl und Gemüth, und Geistigkeit als Selbst- und Weltbewußtsein ergeben sich darnach als drei Momente unseres Lebens; der Mensch beginnt als Naturwesen unter der Herrschaft der Natur und arbeitet sich empor, bis er das Naturideal verwirklicht und im äußern Leben sich bewährt hat; dann folgt eine Periode der Selbstinnigkeit des Gemüths, bis der Mensch vom Glauben sich zum Wissen erhebt, bis der Gedanke an die Spitze tritt, die Welt von sich aus begreift und gestaltet. So haben wir das Weltalter der Natur im Alterthum und das Naturideal in der griechischen Kunst, vornehmlich der Plastik; mit Jesus und

Muhamed beginnt das Weltalter des Gemüths, das im Mittelalter und in der Reformation und Renaissance waltet; seit Spinoza, Newton, Kant wachsen wir in das Weltalter des Geistes, in welchem die Wissenschaft zur tonangebenden Macht wird. Von diesem Gesichtspunkte aus habe ich die Ideale der Menschheit in meinem Buch über die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung geschildert und wiewohl die Darstellung die Betrachtung überwiegt, so glaube ich es doch auch eine Philosophie der Geschichte vom Standpunkte der Aesthetik nennen zu dürfen.

Auch durch die Geschichte der bildenden Künste von Schnaase haben wir vortreffliche Beiträge zur Philosophie der Geschichte erhalten. Schnaase stellt die Ideen dar, welche ein Volk, ein Zeitalter bewegen und zeigt, wie sie in Bauten und Bildwerken Gestalt gewinnen; er erkennt, daß es sittliche Mächte sind, nicht blos Naturverhältnisse, die den Auf- und Niedergang der Nationen bedingen. Die nothwendigen Bedingungen des geschichtlichen Lebens kann nur die Philosophie entwickeln; aber da unter dieser der Factor der Freiheit ist, so bleibt es immer Sache der Erfahrung, zu erkennen, wie unter jenen Bedingungen die individuellen Kräfte der Einzelnen wie der Nationen sich entfalten.

Auch Karl Hillebrand liefert uns in einer Stelle seiner Geschichte Frankreichs seit der Julirevolution einen dankenswerthen Beitrag und gerade dieser ist die geschichtsphilosophische Mahnung, auf die ich hinweisen möchte. Er gedenkt der vielen Talente in Kunst, Wissenschaft und Beredsamkeit, die sich unter der Restauration emporarbeiteten und fügt hinzu: „Ein begabteres und hochstrebenderes Geschlecht, als das, welches um's Jahr 1830 in's Mannesalter trat, hat wohl selten ein Land hervorgebracht, und die Frage drängt sich auf, unabweisbar, warum sind diese hunderte lebens- und schaffensfroher Talente, deren Frühlingspracht Europa staunend und bewundernd sich entfalten sah, vorübergegangen wie blendende Meteore, ohne etwas Bleibendes zu schaffen im Staate, in der Kunst, in der Literatur?" Er nennt von den vielen vielfach verschlungenen Ursachen vornehmlich zwei: die entfesselte Selbstsucht und den Parteigeist. Die kirchliche, staatliche, gesellschaftliche, künstlerische Autorität war durch die Julirevolution gebrochen; damit war aber aller Halt für alle Diejenigen dahin, welche nicht den kategorischen Imperativ des sittlichen oder künstlerischen Gewissens in ihrer Brust trugen; das subjektive Begehren ward für die Meisten die Richtschnur des Handelns und Schaffens. Sieht man nur auf die vorübergehenden persönlichen Zwecke, dann wird jeder sich selbst sein Gott, seine Launen und Begierden werden ihm zum einzigen Gesetz, das Allgemeine und Ewige aber, das der Inhalt aller Kunst und auch des idealen Staates ist, verschwindet in's Wesenlose. „Fast Niemand mehr wußte sein Ich zu vergessen im Dienste eines Außerpersönlichen, sich in die Dinge zu versenken, um sie künstlerisch frei wieder gebären zu können, man dachte aber an sich, an den Erfolg, welcher Reichthum, Genuß, vor allem aber die Befriedigung der Eitelkeit verhieß, wenig oder gar nicht an die das künstlerische Gewissen befriedigende Leistung; man schrieb um zu schreiben, nicht um zu sagen, was man wirklich erlebt. Der Nachruhm ward dem Beifall und Genuß des Augenblicks geopfert. Man begnügte sich zu scheinen, was man nicht sein konnte. Daher die Affectation und Unwahrheit dieser Literatur, welche sie uns heute schon

so todt und gespensterhaft erscheinen läßt, als uns die des 17. und 18. Jahrhunderts jung und lebendig anmuthet. „Es zeigte sich wieder einmal, daß das Talent das schlimmste aller Geschenke ist, wenn's nicht mit Ernst und Uneigennützigkeit gepaart ist, denn es verführt zum Thun und Schaffen und begnügt sich damit, die Oberfläche der Dinge ungefähr nachzuahmen, wo es die Pflicht wäre, das Wesen derselben bestimmt wiederzuerzeugen. Die ihre eigene Rache in sich tragende Schuld jener Generation war eben die Abwesenheit alles Pflichtgefühls, des künstlerischen wie des sittlichen, wissenschaftlichen und staatlichen bei den scheinbar idealsten Strebungen der flammenden Begeisterung für diese ihre unbestimmt allgemeinen Ideale von Freiheit, Volkswohl, Vaterland, hinter denen kein klarer Begriff von der Aufgabe stand, die man so keck zuversichtlich übernahm. Ernst Renan durfte jenes Geschlecht anklagen: „Es trug sich mit fast unbegrenzten Hoffnungen, aber nie trat eines in die Geschichte ein mit einem ungenaueren Gefühl seiner Pflichten, mit so wenig Gedanken an den zu verfolgenden Zweck. Nie besaß ein Menschenschlag in höherem Grade jene Gier nach den Dingen, womit man sich auf das Leben wie auf eine Beute stürzt."

Das Zweite aber war der Parteigeist. Fast alle Talente hatten sich in den Dienst einer politischen, religiösen, wissenschaftlichen oder künstlerischen Partei begeben, gegnerische Lager hatten sich gebildet, wo doch nur die reine allgemein gültige Wahrheit gesucht werden sollte, wer der Partei dient, der sieht im besten Fall einen Theil der Wahrheit, während der Mann der Kunst und Wissenschaft die ganze Wahrheit im Herzen trägt und sich zum Ziele setzt. „Ein großes Dichtertalent, Victor Hugo, hinterließ kaum zweihundert Seiten, an denen die Nachwelt eine ungemischte Freude haben kann. Die Wenigen, welche nicht in der Knechtschaft der Partei standen, wie Augustin Thierry und Toqueville, der sich zur unbefangenen objectiven Weltanschauung durchgerungen, wie Merimée und Sainte-Beuve, der doch wenigstens zeitweise sich mit dem Rausche zu ernüchtern und zu künstlerischer Freiheit aufzuschwingen wußte, wie George Sand zuweilen, Musset oft, haben doch auch in der Staats- und Literaturgeschichte, in der Erzählung und dem Gedichte „Unvergängliches geleistet".

Zudem traten viele Schriftsteller nach der Julirevolution zur Politik über, und behandelten dann den Staat nicht als Staatsmänner, sondern als Dichter, Historiker, Philosophen, während sie auf ihrem eigenen Gebiet zu schaffen aufhörten. Nur auf dem Felde, wo die Parteileidenschaft ein Recht hat und die literarische Bildung und Begabung von Bedeutung bleibt, auf der Rednertribüne leisteten sie Vorzügliches, und Frankreichs Redner reichten an das Höchste heran. Dieser Ruhm bleibt der Generation von 1830 neben dem Verdienste, daß sie überhaupt den Gesichtskreis der Nation erweitert, daß sie befreiend auf den europäischen Geist gewirkt hat.

Ziehen wir die Summe, so lautet die geschichtsphilosophische Mahnung:

Kein dauerndes Heil im menschlichen Leben, des Einzelnen wie der Völker, ohne den Glauben an die sittliche Weltordnung und die sich ihr anschließende Gesinnung im Wirken, in Staat und Religion, in Wissenschaft und Kunst.

Ueber den Pessimismus der Gegenwart.

Von
Heinrich Viehoff.
Trier.

In dem vorigjährigen Märzheft der Deutschen Revue habe ich darzuthun versucht, daß das Hauptheilmittel für die innern Schäden der Gegenwart in einer gemeinfaßlichen, auf die Natur des Menschen und zwar auf seinen Glückseligkeitstrieb gebauten Sittenlehre zu finden sei. Es wurde hierbei auf den Pessimismus und die socialdemokratischen Bewegungen als zwei der bedeutsamsten Symptome der herrschenden Zeitkrankheit hingewiesen. Bei diesen Hindeutungen, wie überhaupt bei der ganzen Behandlung des Themas, mußte ich des beschränkten Raumes wegen mich so kurz fassen, daß ich kaum hoffen darf, eine beträchtliche Zahl von Lesern für meine Ansicht gewonnen zu haben. Dreierlei hätte besonders einer eingehendern Besprechung bedurft: erstens der Begriff Glückseligkeitstrieb, der, unrichtig aufgefaßt und mit egoistischer Genußsucht verwechselt, gegen eine auf solcher Grundlage errichtete Ethik gerechtes Widerstreben hervorrufen muß; zweitens der Nachweis, daß weder eine auf metaphysischer Grundlage, noch eine auf Lehrsätzen einer positiven Religion aufgebaute Ethik den nächsten und dringendsten Erfordernissen der Jetztzeit entspricht; drittens die Darlegung des Zusammenhangs der socialdemokratischen Verirrungen und der überhandnehmenden pessimistischen Lebensanschauung mit dem Mangel an einer gesunden Ethik. Alles das läßt sich in genügender Weise nur in einer Reihe von Artikeln erörtern; im vorliegenden beschränke ich mich auf eine nähere Betrachtung des Pessimismus.

Die pessimistische Welt- und Lebensauffassung ist uralt, man könnte sagen so alt, wie das Menschengeschlecht, wenn nicht anzunehmen wäre, daß die noch der Thierheit ganz nahestehenden ersten Menschen, von den Bedürfnissen und Bedrängnissen des Augenblicks, von dem täglichen und stündlichen Kampf um's Dasein ganz hingenommen, zum Reflectiren über das Menschenloos weder Zeit noch Neigung besaßen. Von ihnen gilt, was Goethe in der Ode Meine Göttin von „den andern armen Geschlechtern der kinderreichen Erde" sagt:

Sie wandeln und weiden
Im dunkeln Genuß
Und trüben Schmerzen
Des augenblicklichen
Beschränkten Lebens,
Gebeugt vom Joche der Nothdurft.

Je mehr aber der Mensch sich aus diesem Urzustande emporarbeitete und Muße gewann, über sein Geschick nachzudenken, desto mehr mußten sich seinem Geiste die Noth und Trübsal und alle die Gefahren aufdrängen, mit denen er von der Wiege bis zur Bahre zu kämpfen hatte, so daß man sich nicht wundern darf, wenn ihm Menschenleben und Menschenelend beinahe als zwei sich deckende Begriffe erschienen. Falsch war freilich diese Lebensauffassung; denn auch im Kampf und Ringen gegen Noth und Leid und drohende Gefahr liegt Genuß; aber nur allzu natürlich war solcher Pessimismns, da es leider dem Menschen auf allen Bildungsstufen eigen ist, daß sich erfahrenes Unheil und Leid seinem Bewußtsein und Ge-

dächtniß tiefer einprägen, als erlebtes Glück und Wohlbefinden. Das Gute nimmt er als das Selbstverständliche und ihm naturgemäß Zukommende hin, das Schlimme betrachtet er als etwas Abnormes; und so kommt er nicht leicht dazu, die Wahrheit jenes Dichterwortes zu erkennen:

Wenn Du Gott wolltest Dank für jede Lust erst sagen,
Du fändest nicht die Zeit, Dein Leid ihm je zu klagen.

Jene ursprüngliche pessimistische Lebensansicht sprach sich denn auch von jeher in den Volksreligionen aus. Des Petronius Behauptung, die Religionen seien Kinder der Furcht (Primus in orbe deos fecit timor), der Angst vor verderbenbringenden Naturgewalten, ist nur theilweise berechtigt; sicher ist die Furcht nicht die einzige Quelle der Volksreligionen. Eher kann man mit Hegel die Religion als eine populäre allegorische Metaphysik, und vielleicht noch richtiger als Ausfluß eines der Menschheit eingepflanzten ethischen Bedürfnisses bezeichnen. Schwester der Metaphysik ist sie insofern, als sie gleich dieser aus der tiefen Sehnsucht entspringt, die Räthsel des Menschenlebens zu lösen. Versucht die Metaphysik, eine Lösung auf dem Wege verständiger Forschung zu finden, womit sie immer aber nur einer beschränkten Anzahl im Denken fortgeschrittener Menschen nothdürftig zu genügen vermag: so wenden sich die Religionsstifter vorherrschend an die Phantasie, und führen dieser zur vorläufigen Beschwichtigung des Wissensdurstes eine Lösung in Mythen, Allegorien, Symbolen und Bildern vor. Immer aber blickt aus solchen Bildern und Mythen der aus jenem ethischen Bedürfniß entspringende Weltschmerz hervor. Wenn unverkennbar alles Werden und Geschehen nach unverbrüchlichen Gesetzen erfolgt, die auf eine unendliche Macht und Weisheit deuten, so fühlt das liebebedürftige Menschengemüth sich gedrungen, der leitenden Weltintelligenz auch Gerechtigkeit und Güte zuzuschreiben. Woher denn aber, fragt sich der Mensch, alle die grellen Dissonanzen im Weltganzen, dies stete Zerstören neben dem Schaffen, diese zahllosen Leiden der empfindenden Wesen, der so häufige Triumph des Bösen über das Gute? Kein Wunder, wenn die Religionsstifter, dem Brahma einen Siwa, dem Ormuzd einen Ahriman, dem Wodan einen Loke entgegenstellend, dem nach Gerechtigkeit und Glück dürstenden Menschenherzen einen Trost durch die Aussicht auf einen endlichen Sieg des guten Princips über das böse zu geben suchten Hiernach ist Religion nicht lediglich als ein Kind der Furcht, auch nicht ausschließlich als allegorische Metaphysik, sondern zugleich als ein vom Menschenherzen aufgestelltes Postulat einer ethischen Weltordnung zu betrachten.

Konnten die Religionsstifter nicht umhin, der trüben Lebensansicht des Volks Rechnung zu tragen, und suchte selbst die edelste Religion, die je gegründet worden, die christliche, ihren Anhängern die unleugbaren Mißklänge des diesseitigen Daseins durch Hinweisung auf ein alles Disharmonische in Harmonie auflösendes Jenseits erträglich zu machen: so hat die Wissenschaft der Wissenschaften, die Philosophie, besonders die unsers Jahrhunderts, der pessimistischen Welt- und Lebensanschauung überreiche Nahrung geboten. Hören wir nur einen ihrer Hauptwortführer. „Das Leben des Menschen“, sagt Schopenhauer, „stellt sich dar als ein fortgesetzter Betrug, im Kleinen wie im Großen. Hat es versprochen, so hält es nicht; es sei denn um zu zeigen, wie wenig wünschenswerth das Gewünschte war. Hat es gegeben, so war es um es zu nehmen. Das Leben mit seinen stündlichen, täglichen,

wöchentlichen und jährlichen kleinen und großen Widerwärtigkeiten, mit seinen getäuschten Hoffnungen, seinen aller Berechnung spottenden Unfällen, trägt so deutlich das Gepräge von etwas, das uns verleidet werden soll, daß es schwer zu begreifen ist, wie man sich hat überreden lassen, es sei da, um dankbar genossen zu werden, und der Mensch da, um glücklich zu sein. Stellt doch vielmehr jene fortwährende Täuschung und Enttäuschung, wie auch die durchgängige Beschaffenheit des Lebens sich als darauf abgesehen und berechnet dar, in uns die Ueberzeugung zu wecken, daß es gar nichts unsers Strebens, Treibens und Ringens Würdiges gebe, daß jedes Gut nichtig, die Welt an allen Enden bankrott und das Leben ein Geschäft sei, welches nicht die Kosten deckt." Folgerecht wußte Schopenhauer dem Menschen nichts Besseres zu empfehlen, als „den Willen zum Leben gänzlich zu verneinen", d. h. allem Sehnen, Wünschen, Hoffen und Streben zu entsagen, und jegliche Mitarbeit an der Verwirklichung menschlicher Ideale als etwas ganz Aussichts- und Nutzloses aufzugeben.

Und wie die allumfassende Philosophie, hat auch eine Reihe besonderer Wissenschaften in der neueren Zeit zur Verbreitung und Befestigung des Pessimismus beigetragen, z. B. Ethik, Anthropologie, Physiologie, die Naturwissenschaft überhaupt, Völkerkunde, Geschichte, Sozialpolitik und die vielleicht pessimistischste Wissenschaft, die Statistik; desgleichen sogar die schönen Künste, welche doch ganz besonders Beglückung und Erhebung des Menschen sich zur Aufgabe stellen sollten.

Daß ich auch die Ethik nenne, wird Derjenige, der meine Abhandlung in dem vorigjährigen Märzhefte der „Revue" gelesen, vielleicht befremdlich finden; bezeichnete ich doch in jenem Aufsatz gerade die Ethik als das Hauptheilmittel für die erkrankte moderne Gesellschaft. Allein ich verwahrte mich auch nachdrücklich dagegen, daß ich dieselbe auf den thierisch-egoistischen Lebens- und Genußtrieb im Menschen aufgebaut wissen wollte. Letzteres ist aber, wie bei den Alten, so auch bei den Neueren und Neuesten, oft genug geschehen. Bekanntlich stellen sich in der Sittenlehre der Encyklopädisten, zumal des Helvetius, alle besonderen Tugenden, alle einzelnen sogenannten Liebes- und Rechtspflichten als eben so viele verschiedene Aeußerungsweisen des Einen auf Gegenseitigkeit speculirenden Egoismus dar. Und noch in dem ablaufenden Jahrzehnt sahen wir einen Schriftsteller mit einer Culturgeschichte hervortreten, worin die ganze Weltgeschichte lediglich als ein Kampf ums Dasein erscheint, als ein grauenvoller Kampf, in welchem Gewalt über Recht geht und dem Stärkeren und Klügeren stets der Sieg über den Schwächeren und Kurzsichtigeren verbleibt. Darüber, behauptet jener Schriftsteller, habe man sich nicht zu entrüsten und zu grämen; das sei, wie überhaupt in der Natur, so auch in der Natur des Menschen begründet. Der Zweck heilige in diesem Kampfe überall die Mittel; von selbstverleugnender Menschenliebe könne keine Rede sein, diese sei nichts als ein Phantasiegebilde einzelner Schwärmer. „So weit und so viel", sagt er, „wir die Geschichte durchblättern, nirgendwo verzeichnet sie eine That großer, allumspannender Menschenliebe, die entscheidend auf die Geschicke der Völker eingewirkt hätte; ja nicht Eine Geschichtshandlung ist zu nennen, die ein Volk aus bewußter Menschen- und Nächstenliebe vollbracht hätte." Am Schlusse seines achthundert Seiten umfassenden Werkes rühmt er sich, „den Menschen in die Reihe aller übrigen Organismen zurückgeschleudert zu haben, über die er sich so hoch

erhaben dünke." Gegen solche Auslassungen sträubt sich allerdings ein gesundes Gefühl eben so sehr, als gegen jenes Graungemälde des menschlichen Elends in Schopenhauer's Werken. Trotzdem finden diese Schriftsteller ihre zahlreichen Leser, und wirken auf unselbständige Geister um so tiefer und nachhaltiger, mit je mehr Wissensreichthum und Darstellungstalent ausgestattet sie ihre Lehren durch eine blendende Fülle scheinbar triftiger Beläge zu stützen verstehn. Es braucht dann nur eine Epoche einzutreten, wie wir sie unlängst in der Gründerzeit erlebten, eine Epoche, welche die Hab-, Gewinn- und Genußsucht der Menschen aufstachelt, so setzen sich alsbald jene Theorien in die Praxis um, und die Sophistik der Leidenschaft betäubt die sich etwa noch regenden Gewissensscrupel. Wenn es wahr ist, sagt man sich, daß Menschenliebe nur eine Hallucination von Schwärmern ist, daß dem Stärkern und Gescheitern naturgemäß der Schwache und Dumme zum Opfer fällt, warum dann nicht frisch und unbedenklich fremde Schwäche und Kurzsichtigkeit ausbeuten nach den Lebenslehren in Goethe's kophtischen Liedern?

Thöricht, auf Beßrung der Thorheit zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie sich's gehört! . . .

Auf des Glückes großer Wage
Steht die Zunge selten ein;
Du mußt steigen oder sinken,
Du mußt herrschen und gewinnen,
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphiren,
Amboß oder Hammer sein.

Wer Gesinnungen, wie die hier ausgesprochenen theilt, ist entschiedener Pessimist, weil Egoist. Egoismus und Pessimismus sind unzertrennlich. Sobald Jemand den ihm angebornen humanen Trieb so sehr in seinem Innern hat verkümmern lassen, daß er das Glück und Gedeihen der Gesammtheit seinem individuellen Wohlbefinden unterordnet und sogar rücksichtslos aufopfert, daß er des Nächsten Schwächen zum eigenen Vortheil ausnutzt, seinem Eigenwillen die Mitmenschen dienstbar macht, seine Herrsch- und Genußmittel auf Kosten Anderer erweitert: so ist er auf dem geradesten Wege, die allerpessimistischste Lebensanschauung an sich auszubilden und damit Unglück statt Glück, also gerade das Entgegengesetzte von dem, was er anstrebte, zu finden. Denn je tiefer der Mensch in Egoismus versinkt, desto ärmer und elender wird er. „Egoismus", sagt Schiller, „ist die höchste Armuth. . . Wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe." — Wem sein liebes Ich sein Eins und Alles ist, der wird, auch wenn es ihm noch so Viel zu erlisten und zu erraffen gelingt, schließlich doch der unglückseligste Mensch, da er ja sein Ich nach und nach, und damit Alles dahinschwinden sieht. Ihm entgeht der Trost des liebenden Gemüths, das sich mit dem Allleben zu identificiren gelernt hat, der Trost, daß das Ganze, womit es sich Eins weiß, sich immer erneuernd und weiter entwickelnd fortbauert.

Unter den Specialwissenschaften hat ferner die in unserem Jahrhundert so herrlich aufgeblühte Naturwissenschaft zur Steigerung des Pessimismus beigetragen. Ich beklage wahrlich nicht die glänzende Entfaltung dieser Wissenschaft, sondern nur die einer freudigen Lebensansicht so verderblichen Folgerungen, die man aus ihren Ergebnissen gezogen, und zwar höchst voreilig und unberechtigt gezogen. Da lehrt

z. B. die Physiologie, daß die geistigen Functionen an die Gehirnthätigkeit geknüpft sind, daß Verletzungen des Gehirns Störungen in jenen zur Folge haben, daß zwischen dem Grade der Gehirnausbildung und dem der Intelligenz ein nachweislicher Zusammenhang herrscht, daß im Kinde mit der Entwicklung des Gehirns zugleich die Denkfähigkeit wächst, daß, wenn die Gehirnnerven der Ruhe bedürfen und daher Schlaf eintritt, dann auch das Bewußtsein auf eine Zeit lang entweder ganz unterbrochen wird, oder, wenn die Denkthätigkeit im Traume nicht völlig aufhört, diese doch in der Regel einem durchaus unlogischen Phantasiespiele folgt — dies alles können wir den Physiologen zugeben und als nachgewiesen betrachten, aber nicht, was die Materialisten daraus folgern: die Identität von Geist und Gehirn. Ist man auch vollkommen überzeugt, daß alle Functionen der Intelligenz, das Wahrnehmen, Aufmerken, Denken, Sicherinnern u. s. w. von einer coordinirten Reihe materieller Vorgänge im cerebralen Nervensystem, von galvanischen Strömungen, von rapiden Schwingen der Hirnmolekülen, von chemischen Processen u. dgl. begleitet sind, so ist man noch lange nicht berechtigt, mit den Materialisten Lehrsätze wie folgende aufzustellen: Gedanken werden vom Gehirn, wie die Galle von der Leber, wie der Speichel von der Speicheldrüse abgesondert; mit dem Stillstehen der Lebensfunctionen der Leber, der Speicheldrüse, hört die Bildung von Galle, von Speichel auf, und ganz ebenso endigt mit dem Leben des Gehirns das Leben des Geistes; das, was man Geist nennt, ist nichts als das Product der Gehirnthätigkeit und erlischt mit ihr. Wie sehr dergleichen Lehren einer beglückenden und hoffnungsreichen Lebensanschauung Abbruch thun, braucht nicht erörtert zu werden. Indeß dürfte dies uns nicht abhalten, sie anzunehmen, wenn der Beweis ihrer Richtigkeit erbracht wäre. Ist das aber geschehen? Mit nichten! Hat je irgend ein Psycholog wirklich Psychisches aus Physischem streng folgerecht herzuleiten vermocht, so daß wir den Causalnexus zwischen beiden klar erkennen? Gelänge es auch den Psychologen und Physiologen, viel genauer und erschöpfender, als es ihnen bisher möglich war, den Parallelismus zwischen Denkprozeß und Hirnthätigkeit zu erforschen und darzulegen, ist damit die Cardinalfrage beantwortet, wie jener Proceß sich aus den Hirnfunctionen herausbildet, wie materielle Vorgänge in der Hirnsubstanz sich in geistige Processe umzusetzen vermögen? Und dürfen wir uns der Hoffnung hingeben, diesen Umsetzungshergang jemals zu durchschauen? Griesinger, der kenntnißreiche und tiefforschende Verfasser einer Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten, sagt (§ 4): „Die elementaren Vorgänge in den Nervenmassen werden (besonders wenn man sich dieselben, wie heutzutage Viele, als wesentlich elektrische denkt) nothwendig sehr einfach, in Plus und Minus bestehend, und bei allen Menschen identisch sein. Wie könnte aus ihnen allein und unmittelbar die unendliche Mannigfaltigkeit der Vorstellungen, Gefühle, Willensrichtungen nicht nur der einzelnen Menschen, sondern ganzer Jahrhunderte hervorgehen?“ — und an einer anderen Stelle: „Wirkliche Auskunft über das Geschehen in der Seele vermag der Materialismus nicht zu geben. Wüßten wir auch Alles, was in unserem Gehirn bei seiner Thätigkeit vorgeht, könnten wir alle chemischen, elektrischen u. s. w. Processe bis in ihr letztes Detail durchschauen, was nützte es? Alle Schwingungen und Vibrationen, alles Elektrische und Mechanische ist doch immer kein Seelenzustand, kein Vorstellen. Wie es zu diesem werden

kann, — dies Räthsel wird wohl ungelöst bleiben bis ans Ende der Zeiten; ja ich glaube, wenn heute vom Himmel ein Engel käme, um uns dies zu erklären, unser Verstand würde gar nicht fähig sein, es zu begreifen."

Es wurde oben die in neuerer Zeit so eifrig gepflegte Statistik als eine vorzugsweise pessimistische Wissenschaft bezeichnet, und das ist sie, speciell die Moralstatistik, insofern sie auf den meisten Gebieten ihres Forschens das menschliche Elend ans Tageslicht zieht. Wie die medicinische Wissenschaft mit dem leiblichen Unheil, die juristische mit dem sittlichen zu thun hat, so beschäftigt sich die Statistik in stets wachsendem Umfange mit beiden, dem physisch und dem moralisch Abnormen und Mangelhaften, und sucht die Verbreitung desselben aufzudecken und in Zahlen festzustellen. Man könnte denken, der Mediciner sei eben so sehr, wie der Statistiker, der Gefahr, ein Pessimist zu werden, ausgesetzt, da ihm ja Tag für Tag menschliches Leiden vor Augen tritt; allein die Gefahr ist für ihn minder groß, zumal wenn er ein tüchtiger und glücklicher Arzt ist, weil er das Leiden nicht blos auszuforschen, sondern auch dagegen anzukämpfen hat und aus diesem Kampfe Genuß schöpft, Genuß, der sich erhöht, wenn ihm die Besiegung des Uebels gelingt. Indeß kann auch der statistische Forscher gegen die pessimistische Einwirkung seiner Wissenschaft sich schützen, wenn er den Gedanken festhält, daß es um die Welt und die Menschheit nicht so schlimm steht, als es den Resultaten seiner Forschung gemäß scheint. Das Uebel drängt sich ja dieser Wissenschaft überall als Hauptmaterial auf, während über das Wohl weggesehen wird. Die Buckligen, Lahmen, Blinden, Tauben, Taubstummen, Blödsinnigen, Gemüthskranken, die Verbrecher und Bösewichter werden sorgfältig ermittelt, gezählt und notirt; die gesunden und guten Menschen läßt man auf sich beruhen. Ein noch kräftigerer Schutz gegen eine pessimistische Lebensanschauung liegt in einer vergleichenden, die verschiedenen Zeiten und Völker umspannenden Statistik. Aus ihr gewinnt man neben der herabstimmenden Erkenntniß des weiten Umfangs und der theilweisen Unabwendbarkeit des menschlichen Elends zugleich die hocherfreuliche, wiederaufrichtende Ueberzeugung, daß in der Menschheit ein zwar langsamer und stellenweise von Stockungen, ja von Rückschlägen unterbrochener, aber im Großen und Ganzen doch unaufhaltsamer Fortschritt stattfindet in Humanität und Sittlichkeit, in Intelligenz und Kraft zur Bekämpfung der elementaren Naturgewalten und der im menschlichen Organismus wurzelnden lebensfeindlichen Elemente, überhaupt ein Fortschritt in geistigem und leiblichem Wohlbefinden.

Man hat jedoch die Ergebnisse der Moralstatistik noch aus einem besonderen Gesichtspunkte als bedenklich und zum Pessimismus führend betrachtet, insofern sie nämlich der Lehre von der Willensfreiheit und folglich auch der Verantwortlichkeit für böse Handlungen zu widersprechen scheinen, mithin ethisch nachtheilig wirken und dadurch das Glück und den inneren Frieden sowohl der Einzelnen wie der Gesellschaft gefährden. Da lehrt z. B. die Statistik auf Grund amtlicher Zählungen, daß in einer bestimmten Bevölkerungsgruppe in einem bestimmten Zeitraum so und so viele Diebstähle, geschlechtliche Vergehen, Mordthaten, Selbstmorde u. s. w. vorkommen, und daß unter gewöhnlichen Umständen in demselben Bevölkerungskreise dieselbe Zahl von Vergehen und Verbrechen jeder einzelnen Art sich alljährlich wiederholt. Daraus glauben nun manche Statistiker in bestimmten Zahlenaus-

drücken formulirte „Naturgesetze der menschlichen Gesellschaft“ herleiten zu können. Hätten wir an den so aufgestellten Zahlenausdrücken wirkliche Gesetze vor uns, denen die menschliche Societät mit Naturnothwendigkeit unterliegt, so wäre es allerdings mit der Willensfreiheit und Verantwortlichkeit der davon betroffenen Individuen schlecht bestellt. Allein verdienen denn solche Zahlenformeln in Wahrheit den Namen Naturgesetze? Man wird das schwerlich zugeben, wenn man erwägt, daß die statistischen Zahlenergebnisse der einzelnen Jahre oft sehr bedeutend zwischen Plus und Minus um das durch Beobachtung und Zusammenfassung vieler Jahre errechnete „Mittel- oder Durchschnittsresultat“ hin und her schwanken, also der jedem ächten Naturgesetze zukommenden Unveränderlichkeit entbehren. Und so wenig, wie die Jahre, stimmen auch die als Einheiten zusammengefaßten größeren Zeitabschnitte, z. B. Jahrhunderte, in den Durchschnittsresultaten überein. Je nach dem in einem Volke geordneter Wohlstand, Sicherheit der politischen Zustände, Aufklärung, Jugenderziehung constant im Steigen oder im Sinken begriffen sind, wird sich die Durchschnittszahl der Verbrechen oder Unglücksfälle eines Jahrhunderts bedeutend geringer oder größer als die des nächstvorigen herausstellen — ein Beweis, daß nicht ein starres Naturgesetz, eine blinde Nothwendigkeit, sondern manche dem Bereich menschlicher Willkür anheimfallende Factoren auf die Höhe jener Zahlenergebnisse einwirken.

Mit den Wissenschaften scheinen in unsern Tagen sogar die schönen Künste, vor allen die Poesie, in der Verbreitung pessimistischer Stimmungen wetteifern zu wollen. Das ist um so beklagenswerther, je größer die der Kunst inwohnende Kraft ist, wenn sie ihre Aufgabe richtig erfaßt, den Menschen aus trüben und beengenden Zeitstimmungen in den reinen Aether einer besseren Weltanschauung zu erheben. Die schönen Künste spiegeln zwar stets den jeweiligen Zeitgeist ab; aber es steht nicht gut um sie, wenn sie sich von seinen Krankheitsstoffen anstecken lassen und die Krankheit steigern, statt sie zu heilen. „Der Künstler“, sagt Schiller, „ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling, oder gar noch ihr Günstling ist. Eine wohlthätige Gottheit reiße den Säugling von seiner Mutter Brust und nähre ihn mit der Milch eines besseren Alters. Ist er Mann geworden, so kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück . . . Den Stoff zwar mag er dann von der Gegenwart nehmen, aber die Form wird er von einer edleren Zeit, ja jenseits aller Zeit von der absoluten, unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen. Hier, aus dem reinen Aether seiner dämonischen Natur, rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von der Verderbniß der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen“.

Aus solchen trüben, schmutzigen Strudeln schöpfen in der Gegenwart sogar beliebte und bewunderte Dichter den Stoff wie die Form; zumal thun dies Romandichter und dramatische. So z. B. Emil Zola in seinem Roman „Assommoir“, der in Paris das größte Aufsehen erregt hat, und dessen dramatische Zurechtstutzung (von Busnach und Gastineau) im vergangenen Jahre allabendlich im Theater Ambigu alle Plätze füllte. Zola hat es sich unverkennbar zur Aufgabe gemacht, den krassesten Naturalismus und Materialismus in die Poesie einzuführen, das Leben und die Menschen in ihren abscheulichsten und abschreckendsten Gestalten, genau so wie sie sind, zu zeigen, „dem Idealismus für immer die betrügerische Maske abzureißen“. Er hält den Leser seines Romans das ganze Buch hindurch in der

scheußlichen Atmosphäre der Trunksucht, des Ehebruchs und der Prostitution fest, und das Schlußergebniß ist nichts als menschliches Elend, nichts als Verkommenheit, Trostlosigkeit und Verzweiflung. Das aus diesem Schauergemälde zusammengeflickte Drama ist um kein Haar besserer Art, und dennoch hat es seine Zugkraft bewährt, ist bereits bis Brüssel vorgedrungen und wird vielleicht auch in der deutschen Kaiserstadt Einlaß finden.

Man entgegnet mir vielleicht: Wozu sich darüber ärgern? Laß solchen Mißgeburten einer kranken Dichterphantasie die Thoren zuströmen, die aus dem Anblick derselben Genuß schöpfen! Und hat der Dichter nicht die Berechtigung, die Mannigfaltigkeit der menschlichen Charaktere in seinem Kunstwerk sich abspiegeln zu lassen? Es gibt unter den Menschen gute und böse Charaktere, starke und schwache, große und kleine; es gibt auch solche, worin sich Größe mit Güte, Größe mit Bösartigkeit, Güte mit Stärke, Güte mit Schwäche vereinigt; alle diese Charaktervarietäten führen uns die Dichter in ihren Schöpfungen vor, und große Dichter, wie Shakespeare, gerade die mannigfaltigsten. Das ist nicht zu leugnen. Fragt man aber die Poetiker, die nicht bloß, was bei Dichtern üblich, sondern auch was ihnen zulässig und empfehlenswerth ist, zu bestimmen haben, so untersagen diese ziemlich einstimmig den poetischen Gebrauch zweier Arten von Charakteren, der absolut bösen und der absolut guten. Mit der ersten Hälfte dieses Verbotes kann man durchaus einverstanden sein; denn weil die Erregung von Lustwirkungen, oder wenigstens die schließliche Erzeugung eines Ueberschusses von Lustertrag, die Aufgabe jeder schönen Kunst, und so auch der Dichtkunst ist, so sind absolut böse und schlechte Charaktere, die weder Tugenden der Güte, noch Tugenden der Größe und Stärke besitzen, also weder Liebe noch Achtung erwecken, aus der Poesie gänzlich auszuschließen, es sei denn, daß der Dichter sie als Folien zur Hervorlichtung großer und guter Charaktere verwende. Das Letztere ist in Zola's Assommoir keineswegs der Fall, und daher das Werk verwerflich. Was aber ist von der Ausschließung rein vollkommener Charaktere aus der Poesie zu halten? Die meisten Poetiker fordern sie, der alte Stagirit an der Spitze; wenigstens erklärt er sie im Drama für unzulässig. Das erscheint auf den ersten Blick seltsam, da ja ein Ideal liebender Kraft in dem aufnehmenden Leser und Hörer die höchsten und edelsten Lustwirkungen hervorbringen muß; es erklärt sich aber daraus, daß die Poetiker die Darstellung von Idealcharakteren für unmöglich halten. In der That steigert sich mit der Vollkommenheit des darzustellenden Charakters die Schwierigkeit der Darstellung, und je höhern und reinern Regionen ein Charakter angehört, eine desto genialere Künstlerkraft wird zur lebenswarmen Ausführung seines Bildes erfordert. „Je weiter", sagt Jean Paul, „vom sittlichen Ideal der Maler heruntersteigt, desto mehr Charakteristik steht ihm zu Gebote." Das Bild des Gottmenschen mußte selbst der Hand eines Klopstock mißlingen. Gleichwohl ist, der herrschenden Vorschrift der Poetiker zuwider, die Schilderung idealisch edler Charaktere nicht bloß für zulässig in der Dichtung, sondern sogar für lobens- und anstrebenswerth zu erklären. Wie die Aufgabe der Menschheit eine fortschreitende Annäherung an ein in unendlicher Ferne liegendes Ziel der Vollkommenheit ist, so wächst auch der Adel und die Größe der dem Dichterpinsel ausführbaren und dringend anzuempfehlenden Charakterbilder in's

Unendliche; und der Poetiker, der hier dem Dichter eine Grenze steckt, leistet der Poesie und der Menschheit einen schlechten Dienst, weil er damit die höchsten und menschenwürdigsten Lustwirkungen untersagt. „Große Dichter sollten", wie Jean Paul sich ausdrückt, „öfter den Himmel aufsperren, als die Hölle, wenn sie zu beiden den Schlüssel haben. Der Menschheit einen sittlich idealen Charakter, einen Heiligen zu hinterlassen, verdient Heiligsprechung". Gewiß, Charakterbilder, wie Goethe's Iphigenie, wie die Prinzessin im Tasso, wie Dorothea, leuchten nicht bloß als herrliche Sternbilder am literarischen Himmel in die Jahrhunderte fort, sondern werden auch ein Geschlecht nach dem andern ethisch auferbauen. Man sage nicht, daß mit solchen Lehren die Poesie zu einer Dienstmagd der Ethik herabgesetzt werde. Wäre es so, so gäbe man ihr wenigstens eine hohe und edle Herrin. In Wahrheit aber reicht hier, wie so oft, die Aesthetik der Ethik als ebenbürtige Schwester hülfreich die Hand. Aus dem Wesen und der Aufgabe der Dichtkunst selbst folgt unmittelbar, ohne Zuhülfnahme der Grundgesetze der Ethik, daß sie den erhebenderen und reineren Lustwirkunngen, wo sie es kann, den Vorzug geben soll vor den niederen und gemischten. Auf die Vorschrift also, daß der Dichter guten und großen Charakteren, um sie für den poetischen Gebrauch zu qualificiren, Böses und Unedles zuzumischen habe, sollte man kein starkes Gewicht legen, wol aber ein recht starkes und ein stärkeres, als gewöhnlich geschieht, auf die Forderung, absolut böse und schlechte Charaktere, die nicht als Folien für gute dienen, der Dichtung fern zu halten.

Es ist leider wahr, daß der weitaus größere Theil des Theaterpublikums, wie der Romanleser, weniger auf edle Lustwirkungen, als auf starke Erregungen versessen ist, daß Charaktere der Dichtung, in denen mächtige Leidenschaften, rücksichtslose Kraft, Verwegenheit, List, sogar teuflische Bosheit sich geltend machen, bei ihm auf das lebhafteste Interesse rechnen können; und so darf man sich denn auch nicht wundern, wenn Roman- und dramatische Dichter, denen es um den Beifall der Menge zu thun ist, diesem Hange des Publikums fröhnen, und zuletzt (was auf französischen Bühnen schon längere Zeit her geschieht) einer blasirten Menge die schauderhaftesten Charakterungethüme vorzuführen wagen. Aber zu loben, oder auch nur zu entschuldigen ist das wahrlich nicht. Der Dichter hebt die verderbliche Einwirkung solcher Charaktergemälde selbst dann nicht wieder auf, wenn er schließlich die strafende Nemesis die Schuldigen erreichen läßt. „Was hilft", sagt Jean Paul, „ein Schiffbruch pestkranker Teufel? Sie stecken strandend an. Es schadet immer das Laster lange anzuschauen; die Seele zittert vor dem offenen athmenden Schlangenrachen; endlich taumelt sie und — fällt hinein." Und an einer anderen Stelle: „Der Dichter bedenke doch ja die Gewalt sittlicher Charaktere im Gedicht, die Jahrhunderte lang ungeschmälert fort wirkt und bessert, während außerhalb des Gedichtes, im Leben, die guten Charaktere oft, auf enge Zeiten und Räume beschränkt, von allerhand irdischen Verhältnissen verschattet, nur vorübergehend und mit halbem Feuer wärmen. Predigt der Philosoph Irrthümer, so gehen sie oft in kurzer Zeit unter durch Widerlegung, sogar durch stumme; der Dichtung aber, selbst der giftigsten, zieht keine Zeit den Giftstachel aus; und noch nach Jahrtausenden strömt der Dichter ein, der sittliche als befruchtender Nil, der unsittliche als verwüstender Eisgang."

Den angeführten, zur Steigerung des Pessimismus beitragenden Umständen haben sich in der jüngsten Zeit noch andere zugesellt, die eben darin ihren Grund haben, daß wir in der jüngsten Zeit leben, in der am weitesten entwickelten Cultur-epoche und in dem Uebergangsstadium zu einer anderen Weltanschauung. Es sind ihrer so viele, daß ich nur einige der wichtigeren andeuten kann. Dahin gehören die in diesem Jahrhundert so gewaltig gewachsene Erleichterung des persönlichen Verkehrs der Menschen mit einander, der die Anschauung der mannigfaltigsten Lebenszustände zur Folge hat und dadurch in Vielen die Unzufriedenheit mit ihren eigenen hervorruft; der Andrang des Landvolkes zu den Großstädten, diesen schlimmsten Brutnestern des Pessimismus, wo Bettler und Nabob einander nahe wohnen und jener auf diesen mit nagendem Neidgefühl blickt; die abscheuliche Gründerperiode, die so viel Elend über Tausende von Familien gebracht hat; die ökonomischen Bedrängnisse, welche durch ganz Europa in Folge der gespannten politischen Verhältnisse und der dadurch bedingten übermäßigen Armeestärken herrschen; die aufreizenden Einflüsterungen der umherwandernden Apostel des Socialdemokratismus und Nihilismus, auf deren verderbliche, die unteren Classen aufwühlende Theorien ich vielleicht ein ander Mal zurückkommen werde. Auf einen Punkt möchte ich aber schon hier etwas näher eingehen.

Dabei habe ich die besonders in unserem Vaterlande sich immer weiter verbreitende Jugend- und Volksbildung im Sinne. Daß dieselbe mit der Fülle des Segens zugleich, für die Gegenwart und nächste Zukunft wenigstens, ihre Gefahren und Nachtheile mit sich bringt, ist nicht zu verkennen und wird nicht verkannt; lebt ja doch im Volksmunde der Spruch: „Je gelehrter, desto verkehrter.“ Man bedenke wol, daß, wenn einmal selbst bis in die untersten Stände hinab Wißbegierde und Fortbildungsstreben angeregt ist, wenn Allen durch Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen und in den Elementen der Länder- und Völkerkunde, der Geschichte und der Naturkunde, so wie durch Eröffnung von Volksbibliotheken die Mittel zur Fortbildung dargeboten worden sind, dann auch dem selbständigen, autodidaktischen Weiterstreben und Uebergreifen in zu fern Liegendes keine Schranke gesetzt, und so der Gefahr einer verderblichen Verbildung und Halbbildung nicht gesteuert werden kann. Einst waren die Wissenden von den Unwissenden, die Gebildeten von den Ungebildeten durch eine weite Kluft geschieden. Seit aber die Buchdruckerkunst den Zugang zu den Quellen des Wissens, zu den Mitteln des Lernens Allen erschlossen hat, seit zwischen der alten Gelehrtenschule und der Volksschule eine Reihe von Mittelschulen entstanden ist, die einen Uebergang von letzterer zur ersteren bilden, hat sich allmälig jene Kluft verengt und theilweise überbrückt; und nun hört man oft die wichtigsten Zeit- und Streitfragen, an deren Discussion sich ehedem nur die Höchstgebildeten wagten, allerwärts in leichtfertig absprechender Weise behandeln. Gottesleugner, Leugner der Seelenunsterblichkeit, Anhänger eines krassen Materialismus finden sich bis tief hinab in die kritikunfähigsten Kreise und machen nicht Hehl aus ihrem Glauben, der sich bei ihnen nicht sowohl auf ernstes eigenes Nachdenken, als auf die Autorität berühmter Gelehrten stützt, und um so williger von ihnen angenommen wird, je verträglicher er mit ihren zerrütteten moralischen Zuständen ist.

Hier ist denn auch der Ort, einer schweren Versündigung zu gedenken, die

sich viele neuere Forscher, zumal naturwissenschaftliche, zu Schulden kommen lassen. Sie besteht darin, daß sie tief in die religiöse und sittliche Weltansicht des Volks eingreifende naturphilosophische und sociale Theorien, die vorläufig noch durchaus hypothetischer Natur sind, in populär gehaltenen Schriften den weitesten Leserkreisen und in öffentlichen Vorträgen der gemischtesten Zuhörerschaft als ausgemachte Wahrheiten verkünden. Bekanntlich hat Virchow in einer Rede auf der Münchener Naturforscherversammlung sich gegen eine solche rücksichtslose Promulgationsart ausgesprochen. Die Freiheit der Forschung läßt er unbedingt gelten, aber die Freiheit der Lehre will er für die außerhalb der streng wissenschaftlichen Forschung stehenden Leser und Hörer auf diejenigen Ergebnisse der Wissenschaft eingeschränkt wissen, die sich als unzweifelhafte Wahrheiten erwiesen haben. Er mißbilligt es also — und mit Recht, — wenn beispielsweise die Theorien der Materialisten, der Darwinisten, der Socialdemokraten, welche keineswegs noch als endgültige Lösungen höchst schwieriger wissenschaftlicher Probleme gelten können, schon jetzt mündlich und in Druckschriften einem weder mit dem nöthigen Wissen, noch mit gereiftem Urtheil ausgestatteten Publikum vorgetragen werden.

Ernst Häckel, der deutsche Vorkämpfer des Darwinismus, fährt ihn deshalb in seiner Schrift „Freie Wissenschaft und freie Lehre“ (Stuttgart 1878) heftig an und beschuldigt ihn, „sich vom Freidenker zum Finsterling bekehrt zu haben“. Die Heftigkeit des Angriffs begreift sich, wenn man weiß, daß Häckel sich besonders stark durch Virchow's ernsten Tadel getroffen fühlen mußte. Häckel hat seine Vorträge über die „Natürliche Schöpfungsgeschichte“ vor einem gemischten Publikum gehalten und dann in populärer Darstellung durch den Druck in einer Reihe von Auflagen veröffentlicht, trotzdem, daß ihm, wie er selbst gesteht, „wohlmeinende und edelgesinnte Männer die Befürchtung ausgesprochen, es werde die allgemeine Verbreitung seiner Entwickelungstheorie die gefährlichsten moralischen und socialen Folgen haben.“ Auch die Mahnung Virchow's, eine Hypothese nicht als nachgewiesene Wahrheit darzustellen, mußte Häckel auf sich beziehen, weil er sich dessen schuldig gemacht; desgleichen Virchow's Hinweisung, daß der Socialismus bereits Fühlung mit der Descendenztheorie gewonnen habe und sie für seine Zwecke ausbeute. Durch diese Hindeutung fühlte sich Häckel besonders tief verletzt; allein wie entrüstet er sich auch über die „denunciatorische Weise“ beklagt, womit Virchow ihn als Bundesgenossen der Socialdemokratie an den Pranger gestellt und für die Excesse derselben verantwortlich gemacht habe: wegzuleugnen ist die Thatsache nicht, daß socialistische Schriftsteller die Entwickelungstheorie für ihren praktischen Materialismus eifrig zu verwerthen suchen. Engels z. B. stellt, wie Häckel selbst, dessen Kohlenstoff- und Plastidentheorie als unanfechtbares Resultat strengwissenschaftlicher Forschung dar und verkündet sie seinen allzugläubigen Anhängern als Grundlage eines Neubaues der menschlichen Gesellschaft, welcher den Trieb des Menschen nach Genuß und Freude nicht durch die Ausstellung eines Wechsels auf das Todtenreich abfinde, sondern hienieden ein Himmelreich für alle Menschen bereite. J. Most hat sich in der illustrirten Wochenschrift „Die neue Welt“ die Aufgabe gestellt, die Darwin-Häckel'schen Lehren den Socialisten mundgerecht zu machen, und das socialdemokratische Centralorgan „Vorwärts“ sucht in derselben Richtung zu wirken.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Virchow's Forderung, die Freiheit der Forschung und die der Lehre scharf von einander zu scheiden, in der Ausführung ihre großen Schwierigkeiten bietet. Beschränkung der Lehrfreiheit schlägt, wenn die Befugniß dazu nicht eminent urtheilsfähigen Männern übertragen wird, gar leicht in die unter allen Umständen beklagenswerthe Beschränkung der Forschung um. Eine Trennung in exoterische und esoterische Lehre, wie sie das Alterthum kannte, wäre jetzt unmöglich. Verbot von Schriften reizt und verschärft bekanntlich die Begierde sie zu lesen. Desto mehr sollten die Schriftsteller selbst — und ihnen besonders galt Virchow's Mahnung — gewissenhaft und resignirt genug sein, um solche Ergebnisse ihres Forschens, die bei allem Schein des Geistreichen und Wahren doch immer noch hypothetischen Charakters bleiben, nicht als feststehend und unumstößlich einem Publikum vorzuführen, dem es sowol an Zeit wie an Vorbildung gebricht, um scheinbar Wahres vom wirklich Wahren, sophistisch Spitzfindiges vom streng Logischen zu unterscheiden. Ist es erlaubt, ja ist es nicht unsittlich, der überwiegend größern Menge der Leser tröstliche, wenn auch nur auf Autoritätsglauben beruhende Ueberzeugungen zu rauben, wofern man nicht vollkommen Sicheres und besseren Trost Gewährendes an die Stelle des Umgestürzten zu setzen hat?

Vielleicht findet mancher Leser der Revue das eben Gesagte nicht im Einklange mit Einigem, was ich in einem früheren Beitrage zu dieser Monatsschrift geäußert. Wenn ein großer Theil des Unheils, das jetzt die Menschen bedrängt, auf Rechnung des Umstandes zu setzen ist, daß philosophischer Pessimismus, seelenleugnender Materialismus, volksverführerischer Socialismus an der Religion, dieser alten Säule gesellschaftlicher und staatlicher Ordnung, gerüttelt haben, warum dann — kann man fragen — die Ethik, wie es im vorjährigen Märzheft der Revue geschehen, als das Heilmittel der tieferkrankten Gesellschaft proclamiren? Warum nicht vielmehr eine energische Stärkung und Neubefestigung des religiösen Sinnes im Volke? — Die Antwort auf diese Frage gibt — meine ich — die angedeutete Abhandlung selbst klar genug; und wer noch zweifelt, ob der dort angegebene Grund stichhaltig sei, den können die unlängst von der evangelischen Generalsynode über die Volksschulen gepflogenen Discussionen belehren. Die strengkirchliche Majorität der Synode hat bei ihren Bestrebungen nicht sowol die Religion, als die Confession im Auge; sie will in der den ganzen Unterricht beherrschenden Religionslehre den Hauptaccent auf die der evangelischen Kirche eigenthümlichen Dogmen gelegt, will diese der Jugend möglichst tief für das ganze Leben eingeprägt wissen. Darüber wird erstens dem besten und bildendsten Theile des Religionsunterrichtes, der einen festern Halt für's Leben als die streitigen Dogmen gewährt, dem ethischen, weder die nöthige Zeit, noch die rechte Wärme und Kraft zugewendet, und zweitens geht es bei der Befestigung der Dogmen nicht ohne Bekämpfung und Herabsetzung abweichender christlicher und jüdischer Glaubenssätze her, was unausbleiblich zur Unterhaltung und Steigerung des schon jetzt als ein schweres Unheil auf unserm Vaterlande lastenden sogenannten Culturkampfes führt. Würde die Religion im Geiste dessen gelehrt, der den Frieden bringen wollte den Menschen, die eines guten Willens sind, so gebührte ihr unter den Heilmitteln für die kranke Gegenwart der erste Platz, und sie fiele in allen wesentlichen Punkten mit der von uns empfohlenen Ethik zusammen.

Wälder und Fruchthaine der Mittelmeerländer.

Von

Theobald Fischer.

Es ist einer der wesentlichen Charakterzüge der modernen Naturwissenschaft, nicht am wenigsten der Erdkunde, soweit sie als solche zu bezeichnen ist, sich nicht mit der einfachen Beschreibung der Gegenstände jeder Art zu begnügen, sondern vergleichend dem inneren ursächlichen Zusammenhange der Phänomene nachzuforschen, die Natur nicht als ein schlechthin Vorhandenes, sondern als ein Gewordenes zu betrachten, den Räthseln der Gegenwart durch die Entschleierung der Vergangenheit beizukommen. Wie der Historiker die Thaten der Menschen an einander reiht und daran die Entwicklung der Menschheit, die Entwicklung des menschlichen Geistes darlegt, so lehrt uns die historische Geologie die allmälige Fortbildung der Erdrinde bis auf die Jetztzeit, während noch der Zoologe und Botaniker insbesondere die Entwicklung der thierischen und pflanzlichen Organismen durch die verschiedenen geologischen Perioden hindurch verfolgt und ihre Eigenthümlichkeiten, ihre Verbreitung und dergleichen, wenigstens theilweise, auf diesem Wege erklären zu können hofft. Wie nun aber nachweisbar unter der schwachen, aber durch die Entwicklung seines Geistes immer mehr erstarkten Hand des Menschen sogar der Boden selbst, auf dem er lebt, in der kurzen, in der Geschichte unserer Erde kaum in einem Bruchtheile einer Secunde auszudrückenden Spanne Zeit, welche unsere Geschichte umfaßt, mannigfache Veränderungen erfahren hat, so sehen wir in noch viel höherem Maße den Menschen täglich, stündlich in die Entwicklung der organischen Welt eingreifen, und ein historischer Nachweis, wo, wie und wie weit der Mensch die Pflanzen- und Thierwelt unserer Erde beeinflußt hat, muß unser besonderes Interesse erwecken. Und derartige Untersuchungen, welche in das umfangreiche Kapitel der Wechselwirkungen und Wechselbeziehungen zwischen dem Menschen und der Natur des Landes, das er bewohnt, hinein fallen, so recht eigentlich der Forschungsbereich der Erdkunde, müssen zum großen Theil als zum Arbeitsfelde des Geographen gehörig angesehen werden. Werden der erdkundlichen Forschung diese nahen Beziehungen zur historischen Wissenschaft nur in völlig geschichtslosen Erdräumen — und wie wenige sind als solche zu bezeichnen! — fehlen können, so werden dagegen vorzugsweise historische Ländergebiete besonders reiches Material zu derartigen Forschungen liefern. Welches Ländergebiet aber wäre, außer etwa dem doch selbst der großen Masse der Gebildeten bei uns noch ziemlich fern liegenden China, als ein vorzugsweise historisches Gebiet zu bezeichnen, wenn nicht das Mittelmeergebiet? Es sei mir daher gestattet, auf dieses immer und immer wieder in den politischen Vorgängen der Neuzeit an seine ehemalige beherrschende Bedeutung erinnernde Gebiet einige helle Schlaglichter fallen zu lassen und in kurzen Zügen das Wichtigste aus der Geschichte der Pflanzenwelt der Mittelmeerländer hervorzuheben, insofern dieselbe landschaftlich und wirthschaftlich, zum Theil auch pflanzengeographisch besonders ins Auge fällt. Eine auch aus äußeren Gründen erwünschte Zweitheilung des Stoffes ergiebt sich von selbst, insofern es nahe liegt, zunächst das Ursprüngliche und dessen

Zerstörung durch den Menschen und seine Cultur zu betrachten, dann das, was die menschliche Cultur an jene Stelle gesetzt hat.

I.

Die Wälder der Mittelmeerländer.

Wir haben das ganze, in seiner wagerechten wie seiner senkrechten Bildung, in seiner harmonischen Mischung von Land und Wasser so mannigfaltige Ländergebiet, das im Norden von dem Gebirgswall der Pyrenäen, der Cevennen, der Alpen und des Balkan, im Süden und Südosten von dem großen Wüstengürtel der alten Welt umschlossen wird und, fast ganz aus Mittelmeerhalbinseln bestehend, zu denen wir auch Barka und die Atlasländer zu rechnen haben, wenn auch beide jetzt nicht mehr deutlich als solche erkennbar, sich zum Mittelmeer abdacht; wir haben dieses ganze trotz großer Mannigfaltigkeit doch in seinen großen geographischen Zügen durchaus einheitliche Gebiet als ein ursprüngliches Waldland zu betrachten. Als ein Waldland in dem Sinne, daß es ursprünglich, vielleicht nur mit Ausnahme wenig ausgedehnter Landstriche im inneren Klein-Asien und Algerien, ganz mit Wald bedeckt war, aber nicht in dem Sinne, wie wir Mittel-Europa ein Waldland nennen, denn während hier unzweifelhaft, sobald der Mensch abzöge, wieder Wald emporwachsen würde, würde dies in sehr vielen Gegenden des Mittelmeergebiets nicht der Fall sein, wie wir dies später noch näher ausführen werden.

An historischen Zeugnissen dafür, daß die Inseln, Halbinseln und Gestadeländer des Mittelmeeres, die jetzt dem an Waldesgrün und Waldesschatten gewöhnten Nordländer in so hohem Grade den Eindruck der Waldesarmuth und Schattenlosigkeit machen, allenthalben mit Wald bedeckt waren, fehlt es durchaus nicht; ebensowenig an directen Zeugnissen für die Vertilgung desselben. Besonders bezeichnend ist, was Eratosthenes bei Strabon von Cypern anführt. Dort habe einstmals Wald alle Ebenen bedeckt und den Anbau gehindert, der Bergbau habe ihn ein wenig gelichtet, dann sei die Schifffahrt gekommen, die ebenfalls viel Holz verbraucht habe; da aber auch damit die Wildniß nicht bezwungen worden, so habe man Jedem erlaubt niederzuhauen und sich anzusiedeln wo er wolle und ihm das also gewonnene Stück Land als steuerfreies Eigenthum zugesprochen. Damit lernen wir auch die Hauptfactoren kennen, welche zur Zerstörung des Waldes beigetragen haben. Es war zunächst das Bedürfniß der sich mehrenden Bevölkerung erst nach Weideland, bald nach Ackerland, das den Wald zu lichten zwang, dem aber, wie wir es noch heute sehen können, wohl allzuoft im Uebermaß genügt wurde, so daß auch dort der Wald vertilgt wurde, wo die Bodenbeschaffenheit eine Ausnutzung als Weide oder Ackerland ausschloß. Wenn wir ein Verfahren, welches noch jetzt zum Theil in den Mittmeerländern und bei Ansiedlern in Amerika, Australien und anderwärts herrscht, in Betracht ziehen, dürfen wir annehmen, daß das Feuer bei der Vertilgung des Waldes eine große Rolle spielte. Dazu kam nun ein größerer Verbrauch von Holz zu Brenn- und Baumaterial, wenn auch beide nur wenig erforderten, da die größte Menge der Mittelmeeranwohner immer mäßig gewesen ist und immer vorzugsweise in Häusern von dem trefflichen Stein, der sich überall bietet, gewohnt hat. Auch der Verbrauch in den Bergwerken war nicht bedeutend, da die meisten nur Tagebaue, oder auf besonders waldreiche Gegenden beschränkt waren. Auch die

Verbrennung der Leichen kostete nicht sehr viel Holz, denn wenn auch die Homerischen Helden auf ungeheuren Holzstößen verbrannt wurden, so haben wir doch Grund anzunehmen, daß schon bei den Römern dieselbe mit Reisig vorgenommen wurde. Dagegen wirkte in hohem Grade waldverwüstend der Schiffbau der Alten, der Gegenden mit gutem Bauholz besondere Wichtigkeit verlieh. Waren auch die Schiffe der Alten kleiner als die der Neuzeit, so war ihre Zahl doch eine sehr große, nach Hunderten, ja nach Tausenden zählten die Flotten; in den Kämpfen der Diadochen erbaute Antigonos in wenigen Monaten aus den Wäldern des Libanon eine Flotte von 500 Schiffen zur Bekämpfung des Ptolemaios, zu Hunderten aber wurden auch die Schiffe in den Seeschlachten zerstört, namentlich verbrannt. Ungeheure Massen von Holz wurden auch bei Brückenbauten, zu Kriegsmaschinen, Thürmen und Verschanzungen verbraucht und gingen meist in Rauch auf. Doch all dies tritt zurück gegen den furchtbarsten Feind, welchen der Wald zu allen Zeiten gehabt hat, gegen das Feuer. Mochte es zuerst viel dazu gedient haben, Culturland zu gewinnen, so gingen und gehen damit noch viel häufiger durch einen unglücklichen Zufall oder böse Absicht entstandene Waldbrände Hand in Hand, die in einem Gebiete mit trockenem Sommer um so furchtbarer wirken. Aus vielen Mittelmeerlandschaften, namentlich den Inseln, sind uns Waldbrände bezeugt, welche dieselben dauernd schattenlos gemacht haben. Die alte Vorstellung, daß der Wald Gemeingut sei, ist in Süd-Europa und dem Orient noch lebendig, jeder sucht ihn nach Kräften auszunützen und trägt damit nach Kräften zu seiner Zerstörung bei, kein Gesetz vermag dem Einhalt zu thun. In erster Linie aber sind es die Hirten, die überall im Mittelmeergebiet, namentlich aber im Orient, um frisches Weideland zu gewinnen, den Wald niederbrennen. Im kilikischen Taurus sind in Folge dessen nach Theodor Kotschy's Zeugniß Waldbrände ganz gewöhnlich und große Strecken der herrlichen Wälder, welche das Gebirge bedeckten, sind jetzt verwüstet, wenige Stunden zerstören, was in Jahrhunderten entstanden ist. Auf Kephalonia zerstörte ein furchtbarer Waldbrand die herrlichen Tannenwälder an der Südseite des Monte Nero im Jahre 1798, taghell war die ganze Insel erleuchtet und die brennenden Reiser wurden bis nach Zante hinübergetragen. Wol nirgends sind Waldbrände so häufig wie in Griechenland, wo sie nicht nur der Hirt, sondern auch der Bauer anlegt, um so bequemer ein fruchtbares Stück Land zu gewinnen. Freilich giebt es dort ein Gesetz, welches verbietet, irgend eine Waldfläche, welche durch Feuer blosgelegt ist, in Anbau zu nehmen. Aber wer beachtet es? Man müßte hinzufügen, daß die ganze Gemeinde es wieder bepflanzen müsse. Noch übler steht es aber auf türkischem Gebiet, wo nur zum Theil die Verkommenheit der Bewohner, der Mangel an Werkzeugen noch den Waldbaum schützt. Die Eisenbahnbauten, die einerseits viel Holz benöthigten, andererseits, namentlich in der europäischen Türkei, die ihrer Abgelegenheit wegen noch unberührten Wälder aufgeschlossen haben, haben in neuester Zeit noch waldverwüstend gewirkt, namentlich ist dies im vorderen Klein-Asien in schrecklichem Maße der Fall, alle irgendwie erreichbaren Wälder, namentlich die Pinienwälder, sind dort seit 1865 verschwunden. Die eingesetzten türkischen Forstbehörden haben nur dazu gedient, den Staatssäckel durch Abhauen, nicht durch Pflege des Waldes zu füllen. Pech- und Theerbrennerei lichtet auf Cypern selbst im schwer zugänglichen Gebirge die Bestände von Laricio-

und Aleppo-Kiefern beträchlich, nur der Mangel an Hacke und Säge zieht der Vernichtungswuth der armseligen Bewohner eine Grenze. In Italien sind Waldbrände weniger häufig, aber noch auf Korsika wird alljährlich im Spätsommer das Gestrüpp niedergebrannt und damit nicht selten Hochwaldbestände vernichtet.

Alle diese Umstände haben nun vereinigt dazu beigetragen, in diesen alten Culturländern den Wald in bedenklichster Weise zu lichten und ihn aus weiten Landschaften ganz und gar verschwinden zu machen, so daß der gewöhnliche Reisende meist wol nirgends Wald zu sehen bekommt, denn er ist zurückgedrängt in abgelegene, unsichere Gegenden und auf die Höhen der Gebirge. In einzelnen Gegenden der Mittelmeerländer reicht die Waldarmuth allerdings schon sehr weit zurück. Das West-Jordanland in Palästina war schon zur Zeit, wo es die Israeliten in Besitz nahmen, waldarm, im Ost-Jordanlande haben sich noch Reste von Eichenwäldern auf den Höhen zwischen Yarmuk und Zerka erhalten, aber die Eichenwälder von Basan (Hauran) sind längst verschwunden. Thierische Excremente dienen dort als einziges Feuerungsmaterial. Waren schon die jüdischen Könige genöthigt, ihr Bauholz aus dem Libanon durch Vermittlung der Phoeniker zu beziehen, so wird es jetzt sogar von Triest eingeführt. Kein Wald Hareth ist in Juda mehr vorhanden, in dem sich David versteckte; die Gesetze, welche einst Moses gab: „wenn Jemand mit seinem Nachbarn in den Wald geht", wären jetzt nicht mehr nöthig, man fände ja, wie sich ein Reisender ausdrückt, in ganz Gibeon keine fünf Bäume mehr, um, wie Josua that, die fünf Könige Kanaans daran zu hängen. Keine Bären brechen aus dem Walde des Karmel, denn nur niederes Gestrüpp mit wenigen Bäumen hat sich auf demselben erhalten, neben einzelnen lichten Eichenhainen bei Nazareth und Sichem die letzten Vertreter der Waldbäume in Palästina. Nur Gestrüppvegetation findet sich in Palästina ziemlich häufig, so daß man sogar einen besonderen Namen (Hîsch) wie anderwärts im Mittelmeergebiet zur Bezeichnung dieser Formation hat. Gehen wir nach Norden, so finden wir noch heute die im Mittelalter so oft erwähnten Wälder von Banias am Südhange des Hermon, während der Libanon, dessen Cedernwälder so lange Zeit das Material zu den Flotten lieferten, welche am Phönikischen Gestade gebaut wurden, jetzt völlig entwaldet ist. Schon die Kaiser Arcadius und Honorius setzten auf das Fällen von Cypressen in Syrien hohe Strafe, und Justinian hatte Mühe, die geeigneten Cedern zur Bedachung der von ihm erbauten Marien-Kirche in Jerusalem zu finden. Lange Zeit galt der kleine klassisch gewordene Cedernhain von Bscherreh, der sich in mehr als 2000 Meter Meereshöhe auf einer alten Moräne am Abhange des Dschebel Makmel erhalten hat, als der letzte Rest jener herrlichen Wälder, spätere Forschungen, namentlich Theodor Kotschy's, haben aber noch größere Cedernbestände nördlich von diesem Haine nachgewiesen, andere finden sich im Dschebel en Nusairieh, im Dschebel Musa, vor allen Dingen aber große Cedernwälder im Kilikischen Taurus, wo Stämme von 20 Fuß Umfang nicht selten sind. Kilikien war von jeher seines trefflichen Schiffsbauholzes wegen berühmt, im Mittelalter bezogen die Aegyptischen Sultane und noch in neuester Zeit Mehemed Ali ihren Bedarf von dort. Auch sonst finden sich im Taurus-System noch ausgedehnte Wälder auf den unzugänglichen Gebirgen, namentlich auch im Lykischen Taurus. Das innere Klein-Asien ist jetzt völlig wald-, ja auf weite Strecken absolut baumlos, obwol auch hier

für viele Gegenden reiche Bewaldung bezeugt ist. Im vorderen Klein-Asien finden sich noch große Wälder im Sandschak Menteſche, weniger ausgedehnte am Ak Dagh, am Kas Dagh (Ida) und am Bithynischen Olymp, während dagegen die Pontischen Gebirge noch heute außerordentlich waldreich sind. Im Vilajet Kastamuni, namentlich am Ilkas Dagh, bedecken noch dichte Wälder viele Quadratmeilen, auch im Ost-Pontischen Gebirge fehlen sie nicht und in den Deltalandschaften des Kisil- und des Jeschil-Irmak sind sie urwaldartig dicht verwachsen.

In der europäischen Türkei sind die Wälder allenthalben verwüstet oder auf die Gebirge zurückgedrängt, selbst im Balkan sind die südlichen Gehänge des centralen Theiles ganz entwaldet, im westlichen wie im östlichen finden sich aber noch ausgedehnte Laubwälder, die auch fast den ganzen Nordhang bedecken. Auch in der Rhodope und im Pindos giebt es noch ausgedehnte Wälder, waldarm ist jedoch die westliche Abdachung der Halbinsel, am waldärmsten Dalmatien, das durch die Venetianer und die Verkommenheit seiner Bewohner in eine trostlose Felsenwüste verwandelt worden ist. Noch 1608 erlaubte die Republik Venedig dem Sultan am Dalmatinischen Strande so viel Holz zu schlagen, als er zur Erbauung von 12 großen Schiffen bedurfte, jetzt liefert derselbe nicht das Holz zum Bau einer Barke. Im Croatischen Küstenland ist es actenmäßig nachgewiesen, daß die Waldverwüstung zum großen Theil erst im 19. Jahrh. vollzogen worden ist, unter schlechter Verwaltung und Mangel an Aufsicht; nur noch im Innern auf den durch keine Wege erschlossenen Gebirgen sind Waldreste erhalten. Die Dalmatia frondosa, wie es noch in spät-römischer Zeit genannt wurde, ist jetzt nicht mehr zu erkennen, wüste Steinfelder und nackte Felshänge charakterisiren das Festland wie die Inseln, nur hie und da heben sich von fern mit dunkelm Gestrüpp bewachsene Stellen Schönheitspflästerchen gleich vom grauen Fels-Antlitz des Landes ab, das jetzt ein wahres Königreich für Ziegen geworden ist, wie es der Italiener spöttisch, aber darum nicht minder begehrlich, nennt. Die Insel Curzola, einst ihres Nadelwaldes wegen Corcyra nigra genannt, bietet jetzt keinen Platz, wo sich drei Männer im Schatten eines Waldbaumes niederlegen könnten. Wenig besser ist es in Griechenland. Dort war selbst in Böotien alles Flachland einst mit Wald bedeckt, der nur allmälig Saatfeldern Platz machte, während jetzt die Wälder auf die Berghöhen zurückgedrängt sind und nur noch auf den Gebirgen Arkadiens und auf dem Taygetos sich ausgedehnte dichte Eichen- und Tannenwälder finden, so beträchlich das officielle Waldareal auch erscheint.

Verhältnißmäßig günstiger sind die Verhältnisse in Italien, obwol gerade diese Halbinsel mehr als jede andere ihr Pflanzenkleid in historischer Zeit verändert hat. Die ältesten griechischen Quellen, welche auf den Naturcharakter Italiens anspielen, lassen denselben als einen Griechenland und dem Orient gegenüber fast nordischen erscheinen, Vieh, Getreide, Schiffsbauholz sind seine Hauptausfuhrerzeugnisse, selbst noch bei Theophrast. Und in der That, lange Zeit war das Land mit ungeheuren Wäldern bedeckt, nicht nur die krystallinischen Gebirge Calabriens, der Aspromonte und der Silawald, noch heute herrliche Waldreviere und Heimstätten des Räuberthums, sondern auch die Hügellandschaften und die Ebenen Mittel- und Ober-Italiens. Der Ciminische Wald bei dem heutigen Viterbo galt um 300 v. Chr. nach Livius Worten für so schrecklich und unwegsam, wie seinen

Zeitgenossen die Wälder Germaniens. Und ähnlich dichte Wälder bedeckten die heutige Emilia zu Anfang des zweiten Punischen Krieges. Ja noch Strabon sagt von den See-Alpen und dem Apennin von Nizza bei Genua, daß die dortigen Berge viel Holz zum Schiffsbau und Stämme von 8 Fuß Durchmesser liefern. Indeß auch noch heute ist der Rücken des Apennin zum großen Theil bewaldet, nicht blos in Calabrien, sondern auch in Mittel-Italien, noch heute kann man mit Horaz von den Eichenwäldern Apuliens und des Garganus sprechen. Weit waldärmer ist aber Sicilien, namentlich im Vergleich zu Sardinien und Corsica, welche beide, vorzugsweise letzteres, noch waldreich zu nennen sind. Corsica, wie auch sonst vorzugsweise die Mittelmeer-Inseln, war noch bis tief in historische Zeit hinein mit undurchdringlichem Urwald bedeckt, an dem die Ansiedelungsversuche der Römer scheiterten. Noch Seneca, der dort als Verbannter lebte, schildert es so. Die Bewohner lebten von Milch, wildem Honig und Fleisch und zahlten Tyrrhenern wie Römern Harz und Wachs als Tribut. Sicilien gehört zu den waldärmsten Ländern Europas, nur am Aetna und den Gebirgen der Nordküste finden sich noch Wälder; die ganze Afrika zugekehrte Abdachung entbehrt ihrer fast völlig, und auch am Aetna wird der Waldgürtel noch immer höher hinauf gerückt und geschmälert, die Waldverwüstung, die wir historisch verfolgen können, schreitet auch hier noch immer fort. Die an und für sich nicht zu ungünstige officielle Angabe des Waldareals Italiens zu $17^1/_2$ pCt. der Gesammtoberfläche ist wenigstens für Süd-Italien wohl kaum ganz verläßlich und dürfte zum größeren Theil der Gestrüppvegetation, nicht wirklichem Wald angehören.

In Spanien kommt die Waldverwüstung der des Orients gleich, dort ist selbst die Sierra Nevada fast waldlos und nur in der Serrania de Ronda finden sich noch Reste von Wäldern der Pinsapo-Tanne sowie Mischwälder auf den Gebirgen nahe der Meerenge. Die Sierra Morena und die Sierra Guadarama sind berüchtigt wegen ihrer entwaldeten, nackten Felshänge und nur auf den Gebirgen von Cuenca finden sich noch ausgedehnte Nadelwälder, Laubwälder mitteleuropäischen Charakters an der oceanischen Abdachung des Asturisch-Kantabrischen Gebirges. Ein breiter Gürtel, namentlich aus immergrünen lichten Eichenhainen bestehend, zieht sich durch die Gebirgs- und Hügellandschaften des östlichen Portugal, gewinnt in Estramadura besondere Ausdehnung und bedeckt noch die westliche Sierra Morena. Das innere Tafelland Alt- und Neu-Kastiliens gehört aber zu den waldärmsten Gegenden Europas, dort kann man Tage lang wandern, ohne auch nur einen Baum zu sehen; so gründlich ist dort aufgeräumt worden, daß die Landschaft den Charakter der trostlosesten wasserlosen Steppe angenommen hat.

Auf afrikanischem Boden ist das Atlasgebiet als ein ausgezeichnetes Waldgebiet zu betrachten, namentlich die ganze dem Ocean wie dem Mittelmeer zugekehrte Abdachung, während das innere Hochland Algeriens ursprüngliches Steppenland ist. Ueber den Marokkanischen Atlas sind wir noch zu wenig unterrichtet, an der mediterranen Abdachung der Tell- wie der Saharakette, also dort, wo vom Mittelmeere her sich genügende Feuchtigkeit niederschlägt, um Waldwuchs zu ermöglichen, findet sich noch ein freilich allenthalben durchbrochener, aber doch noch weit beträchtlicherer doppelter Waldgürtel, als man früher annahm. Beide Parallelgürtel vereinigen sich auf der Grenze des Algerisch-Tunesischen Gebiets. Nach officiellen Angaben

bedecken die Wälder Algeriens noch $2^1/_4$ Million Hectar, d. h. 3 pCt. der Gesammtoberfläche, also noch etwas weniger als in unserer waldarmen Provinz Schleswig-Holstein. Auch hier liegen uns Zeugnisse früherer reicherer Bewaldung vor. Die Kultur, welche namentlich in römischer Zeit hier erblühte, drängte den Wald zurück, Viehzucht treibende Stämme, welche mit dem Islam hier zur Herrschaft gelangten, brannten ihn nieder, brennen ihn, bei der Bedeutung, welche noch immer die je nach der Jahreszeit in höhere oder tiefere Regionen wandernde Viehzucht hier hat, noch heute nieder. Die Europäer, welche sich niederließen, suchten sich ebenfalls durch Niederbrennen des Waldes möglichst rasch Gewinn bringendes Ackerland zu verschaffen, ja sogar das friedliche Verhalten, zu welchem die französische Occupation die Stämme zwang, führte bald das Verschwinden der bisherigen Grenz- und Schutzwälder herbei. Erst in den letzten Jahren, wo eine geordnete Forstwirthschaft durchzubringen beginnt, erscheinen die Waldbestände Algeriens als gesichert. Das Gebiet von Tripolitanien wie auch die Marmarika und Aegypten ist wohl immer waldlos gewesen, ebenso das Hochland von Barka, dessen steiler Abfall zum Mittelmeere jetzt mit einem Kranze lichter, niedriger, nur in den feuchteren Thalschluchten sich zu höherem Wuchs erhebender Wälder bedeckt ist, die wahrscheinlich während des tiefen Verfalles dieser Landschaft, wohl nur dürftiger wie ehemals, wieder emporgewachsen sind.

Wir gewinnen somit die Anschauung, daß die Mittelmeerländer in ihrer Gesammtheit so waldarm sind wie die waldärmsten Gegenden Mittel-Europas, und daß im Gegensatz zu diesem Wälder in den Ebenen oder im Hügelland sehr selten sind, nur unzugängliche Gebirge, Entfernung von den Küsten sie noch erhalten haben.

Die Zusammensetzung der Wälder des Mediterrangebiets ist eine sehr mannigfache, aber die Nadelhölzer dürften als überwiegend zu bezeichnen sein, zumal an Zahl der Arten (18) wie der Individuen. Und zwar sind die Coniferen nicht auf die Gebirge beschränkt, im Gegentheil, mehrere Arten sind geradezu der Küstenregion eigen. Unsere nordische Kiefer findet sich allenthalben auf den Halbinseln Süd-Europas und in Klein-Asien, steigt aber höher in die Berge hinauf. Ihr ähnlich, aber von noch stattlicherem Wuchs ist die dem Mittelmeergebiet eigenthümliche, aber auch bis Oesterreich und Ungarn verbreitete Laricio-Kiefer, welche namentlich im südlichen Theile, am Aetna, in Calabrien, auf dem Taygetos, Kyllene, Euboea, auf Cypern die Hochgebirgswälder bildet. Die verbreitetste Conifere des ganzen Gebietes ist die nur der immergrünen Region angehörige Aleppo-Kiefer, welche oft strauchartig wächst. Dieselbe Region bewohnt die schönste der Mittelmeer-Coniferen, die Pinie, ein Hauptschmuck der südlichen Landschaft und daher kaum auf einem Landschaftsbilde fehlend, ein Baum, der seiner Schönheit wie auch seiner vom Südländer mit Vorliebe gegessenen und daher auch als Handelsartikel wichtigen Früchte wegen allenthalben gepflanzt wird, und wahrscheinlich erst durch den Menschen von Osten her verbreitet worden ist. Pinienwälder finden sich zwar auch in den unteren Gebirgsgegenden, in Klein-Asien, an den Hängen des Arnothales zwischen Florenz und Pisa, in der Provence u. s. w., aber vorzugsweise bildet dieser Baum ausgedehnte reine Bestände auf sandigen Alluvionen am Meeresstrande. Derartige Pinienwälder finden sich z. B. bei Marathon, in der Ebene von Olympia und Pyrgos, auf den

Dünen zwischen den Phlegräischen Feldern und der Mündung des Volturno in Campanien, sowie an der Serchio-Mündung bei Viareggio; dann auf den Dünen (las Arenas Gordas) zwischen der Guadalquivir-Mündung und Huelva, zum Theil auch noch auf den Maremmen des unteren Guadalquivir. Der bekannteste Pinienwald, zugleich der nördlichste, ist aber die Pineta von Ravenna, welche sich auf einer alten, flachen Düne in reinen Beständen, Wipfel an Wipfel, beständig unter der Seebrise geheimnißvoll rauschend, von Cervia, südwärts Ravenna, bis 4 Kilometer jenseit des Po di Primaro fortsetzt, in einer Länge von 35 und einer Breite von 1½—4 Kilometer. Auch weiter nordwärts im sog. Bosco Grande auf derselben Düne zwischen dem Po di Volano und dem Po di Goro kommen noch Pinien vor, die hier als Waldbäume unter 44° 52′ N. Br. ihre Polargrenze erreichen, während sie einzeln cultivirt bis zum 46. Parallel vorkommen. Wie im Pinienwald von Viareggio wuchert auch hier unter dem geschlossenen Dache der Pinienwipfel eine üppige, niedrige Gesträuch- und Schlingpflanzenvegetation, die Bäume selbst liefern mit ihren Zapfen und Kernen reichen Ertrag und werden geschützt und gepflegt. Wir sehen somit, daß die Pinie waldbildend sich besonders gern auf neu gebildetem Lande niederläßt und von dem Pinienwalde von Ravenna speciell wissen wir, daß er auf einer Stelle emporgewachsen ist, in welcher noch in historischer Zeit das Meer wogte.

Wie die Pinie gehören noch zwei Kiefernarten, die westliche und die östliche Seestrandskiefer, vorzugsweise den Meeresküsten an.

Weniger verbreitet und nur im Gebirge, zum Theil sogar nur im Hochgebirge, sind die Tannen-Arten, von denen unsere Rothtanne das Mittelmeergebiet gar nicht erreicht und in den Alpen ihre südlichsten Standorte hat. Ihrem äußeren Habitus nach ähnelt ihr am meisten die bei uns allenthalben in Gärten angepflanzte Pinsapo-Tanne, die ein merkwürdig beschränktes Verbreitungsgebiet zu beiden Seiten der Meerenge von Gibraltar hat. Sie ist zugleich die einzige Tanne, welche nach dem Stande unserer bisherigen Kenntniß nach Afrika hinüber reicht, während unsere Edeltanne sonst im Mittelmeergebiet in zahlreichen Varietäten auftritt, aber auf die südlichen Halbinseln und Klein-Asien bis zum Libanon beschränkt ist. Die Gebirge Griechenlands sind noch reich an schönen Tannen (Pinus cephalonica auf Kephalonia, Pinus Apollinis auf dem Delphi auf Euboea, dem Taygetos und Kyllene, P. reginae Amaliae und P. panachaica). Sicilien dagegen beherbergt jetzt keine einzige mehr. Besonderes Interesse erwecken die Cedern des Mittelmeergebiets, durch weite Zwischenräume von einander getrennt, die eine auf dem Atlas, die andere auf dem Libanon und Taurus verbreitet, beide namentlich in jugendlichem Alter schwer von einander, eher noch von der dritten, wiederum in großer Entfernung auf dem Himalaya (Deodara-Ceder), vorkommenden zu unterscheiden, alle drei wol nur als Varietäten derselben Art, nicht als Arten zu betrachten. Die jetzige Verbreitung der Libanon-Ceder, jenes klassischen Baumes, der von frühester Jugend an unsere Phantasie beschäftigt, ist eine sehr beschränkte, in der Nähe der Poststraße zwischen Beirut und Damascus auf der Höhe des Libanon sind ihre südlichsten, bei Aintab nahe dem Euphrat die östlichsten und am Gök Su (Calycadnus) die westlichsten Standorte, auch scheint sie nicht über den Taurus nach Norden zu gehen, dort ist sie aber in dem Höhengürtel von 1200 bis 2000 Meter der vorherrschende Baum. Es lassen sich dort wie im Libanon deut-

lich zwei Formen unterscheiden. Mit Recht genoß sie im Alterthume so hohen Ruhm, denn durch ihre feinen Harzbestandtheile hat ihr Holz einen angenehmen balsamischen Geruch und große Dauerhaftigkeit; im Schutte der Ruinen von Ninive von Layard ausgegrabene Balken aus Cedernholz, das vor 3000 Jahren im Libanon geschlagen worden war, waren noch wohlerhalten und hatten sogar ihren Wohlgeruch noch nicht verloren. Die erst in neuester Zeit bekannt gewordene Ceder des Atlas ist nur auf dieses Gebirge beschränkt, sogar vorzugsweise auf die östlichen Gegenden, bildet aber in Dschebel Aures und den Bergen an der Tunesischen Grenze Wälder, welche eine Fläche von 76 000 Hectar bedecken. Noch eine andere Conifere, Callitris quadrivalvis, gewöhnlich Thuja genannt, ist dem Atlas eigenthümlich, aber mehr dem westlichen, ein Baum, dessen Wuchs 7 Meter Höhe bei 1 Meter Umfang nicht übersteigt, aber ein außerordentlich werthvolles Holz liefert, das im höchsten Alterthum geschätzt und zu den kostbarsten Geräthen verarbeitet wurde; Cicero kaufte nach Plinius' Zeugniß einen Tisch aus Thujaholz für eine Million Sesterzen, ja die Familie Cethegus besaß einen, der 1 400 000 Sesterzen (294 000 Frcs.) gekostet hatte. Von anderen Coniferen sind noch zu nennen mehrere Wachholder-Arten, welche zum Theil sehr stattlichen Wuchs erreichen, die Cypressen und unser Taxusbaum, der allenthalben in den Hochgebirgen des Südens wiederkehrt. Ob sich das von Rohlfs behauptete Vorkommen unserer Lärche im hohen Atlas wirklich bestätigen wird, ist abzuwarten.

Von laubtragenden Bäumen zeichnen sich die Eichen durch weite Verbreitung und Artenzahl, sowol immergrüne wie laubabwerfende, aus, sie bilden nicht selten Wälder mit Ausschluß aller anderen Bäume, übersteigen aber kaum irgendwo die mittlere Gebirgsregion, einzelne, wie namentlich die Korkeiche, gehören sogar nur der unteren Region an. Letztere ist vorzugsweise im Westen verbreitet, besonders auf der Iberischen Halbinsel und in Algerien. Am weitesten verbreitet ist die sog. immergrüne Eiche (Quercus ilex), welche anscheinend am höchsten in den Gebirgen ansteigt (in Sicilien bis 1600 Meter). Wichtig ist in Griechenland, Klein-Asien und Syrien die in einer Art Halbcultur gehaltene Knoppern-Eiche (Quercus Aegilops), deren Eichelbecher Farbstoff liefern und deren Eicheln in Griechenland noch jetzt geröstet und gegessen werden, so daß dies also die Speiseeiche der Alten sein würde. Doch werden auch die Eicheln anderer Eichen gegessen, wie z. B. in Spanien die von Quercus Ballota sogar Marktartikel sind, auch die Kermeseiche liefert einen Farbstoff. Unsere Buche ist im Mittelmeergebiet vorzugsweise der Baum der Hochgebirge, ja sie bildet zuweilen die obere Baumgrenze und reicht am Aetna bis zur Höhe von 2100 Metern. Durch die ganze Apenninenhalbinsel verbreitet, kommt sie in Spanien doch nur in den nördlichen Gebirgen vor, dem Atlasgebiet fehlt sie ganz und in der Peloponnes ist sie noch nicht nachgewiesen, auch reicht sie nicht vom Taurus südwärts. Nicht unerwähnt darf aber unter den Waldbäumen der wilde Oelbaum bleiben, der im ganzen Mittelmeergebiete in den Gebirgen wie in der Ebene außerordentlich häufig ist und hie und da, wie in Sardinien, in Andalusien und im Atlasgebiet, weit ausgedehnte ungemischte Bestände bildet, so daß wir denselben, da er namentlich auch schon in tertiären Schichten an einigen Punkten des Mittelmeergebiets nachgewiesen ist, im ganzen Gebiete heimisch zu betrachten haben, so unzweifelhaft er auch als

edler Fruchtbaum dem Orient angehört. Rechnet man ja in Algerien allein 323 000 Hektar als mit wilden Oelbäumen bestanden.

Die Gebirgswälder der Mittelmeerländer weichen in ihrem physiognomischen Charakter wenig von den unsrigen ab, nur daß sie häufig die Spuren der Verwahrlosung erkennen lassen. Die Wälder des Küstengebiets, namentlich wenn sie aus immergrünen Eichen bestehen, gleichen dagegen aus denselben Gründen nicht selten mehr lichten Hainen, dort aber, wo sie günstigen Boden, genügende Feuchtigkeit und einigen Schutz haben, entwickeln sie sich zu fast undurchdringlicher Ueppigkeit.

Neben wirklichen hochstämmigen Wäldern spielt aber die dem Mittelmeergebiet eigenthümliche und sich nur in ähnlichen Climaten, wie am Cap, wiederholende Gestrüppformation, die sog. Macchien, durch ihre außerordentliche Häufigkeit und Ausdehnung eine große Rolle. Man versteht darunter niedrige, kaum mannshohe, dicht in einander verwachsene, bald buntgemischte, bald aus wenigen Arten bestehende, meist aromatische und blüthenreiche Sträucher, die mit Ausschluß aller Bäume Ebene wie Hügel und Berg bedecken und häufig undurchdringliche Dickichte bilden. Weicht auch ihr Charakter und ihre Zusammensetzung in den einzelnen Gegenden etwas von einander ab, so treten doch diese eben angedeuteten Züge allenthalben hervor. Namentlich Kalkstein, aber auch Gneiß und Glimmerschiefer sind ihrer Entwicklung günstig, auf trockenem Boden, auf Sand und Thon, bleiben sie niedrig und lückenhaft und lassen Raum für Stauden- und Zwiebelgewächse. Sträucher mit dürftiger Belaubung und reichlicher Dornenbildung herrschen vor. Fast überall hat man einen eignen Namen dafür, in Spanien Montebaxo, in Süd-Frankreich Garrigues, in Griechenland Xerovuni (Trockenhügel), in Palästina Hisch, der italienische Name Macchia scheint mir der bezeichnendste, denn in der That gleichen diese Gestrüppformationen von fern dunkeln Flecken an den grauen Hängen der Kalkberge. In Spanien, Algerien, Sardinien und Corsika sind sie besonders verbreitet und auf letzteren Inseln vorzugsweise die Zufluchtsstätten der Räuber; in Corsika heißt „er ist in die Macchia gegangen“ eben so viel als „er ist Bandit geworden“. Die Frage der Entstehungsweise dieser eigenthümlichen Formation ist viel erörtert worden. Daß die Macchien zum großen Theil nach dem Rückgange der Kultur unter ungünstiger gewordenen klimatischen Verhältnissen an Stelle der verwüsteten Wälder getreten sind, dafür lassen sich zahlreiche Belege beibringen; der Beweis ist schon jetzt erbracht, daß sich auch unter sorgfältigem Schutze in vielen Gegenden der südlichen Mittelmeergebiete nicht von selbst Wald an Stelle der Macchia setzt. In anderen Gegenden aber ist die Hauptschuld daran in der Ziegenzucht zu suchen, die ganz ungeheure Ausdehnung angenommen hat und natürlich keinen Wald mehr aufkommen läßt. Was soll man dazu sagen, wenn das kleine Ithaka, dessen Höhen bei Homer als waldbedeckt bezeichnet werden, neben 8000 Menschen auch 20 000 Ziegen ernähren muß, Rhodos gar 51 000 neben 28 000 Menschen. So ähnlich ist das Verhältniß ringsherum um die Gestade des Mittelmeeres. Das Gestrüpp der Macchien ist fast überall das einzige Feuerungsmaterial und wird als solches regelmäßig abgehauen. Wie in Venedig die Dalmatische oder Istrische Barke, welche Gestrüpp geladen hat, so ist fast überall in den Städten der Mittelmeerländer der Esel, der unter seiner Last von Gestrüpp

fast verschwindet, eine gewöhnliche Erscheinung. Daß es in einzelnen Gegenden so war schon vor Jahrtausenden, das habe ich für Sicilien aus Theokrit nachgewiesen und für Palästina lassen sich aus der Bibel Belege dafür finden. Und die Gegenden, in denen sich an Stelle der verwüsteten Wälder Gestrüpp angesiedelt hat, sind noch weit besser daran als diejenigen — und ihre Ausdehnung ist sehr bedeutend — wo der selbst von der Ziege verschmähte Adlerfarn sich des Bodens bemächtigt, denn, beinahe unausrottbar, ist er ein Haupthinderniß neuer Bodencultur. In kaum besserem Rufe stand bis vor Kurzem die Zwergpalme, welche in Sicilien, in Südwest-Spanien und Algerien ungeheure Flächen bedeckt und fast unausrottbar ist. Seitdem man aber den hohen Werth ihrer Blattfaser erkannt hat und sie in der Industrie verwerthet, ist sie ein gesuchter Ausfuhrartikel.

Daß diese außerordentliche Beschränkung des Waldes, der jetzt in den Mittelmeerländern wol höchstens 8—10 pCt. der Gesammtoberfläche bedecken mag, von großem Einfluß auf das Klima und die Bodencultur gewesen ist, läßt sich allenthalben nachweisen. Wenn wir schon bei uns in Deutschland, wo die Waldverwüstung noch bei weitem nicht jenen Grad erreicht hat, ihre Folgen vorzugsweise in den außerordentlich wechselnden Wasserständen der Flüsse, zum Theil wol auch in der ungleichen örtlichen und zeitlichen Vertheilung der Niederschläge erkennen, so haben diese Erscheinungen im Mittelmeergebiet einen noch weit auffallenderen Charakter. Der Wechsel einer Regenzeit mit einer fast regenlosen Jahreszeit, die im südlichen Mittelmeergebiet die volle Hälfte des Jahres umfaßt, ist dadurch schärfer ausgeprägt, die sommerliche Dürre intensiver geworden. Daß in Folge dessen auch die jährliche Wärmesumme eine größere geworden, ist wahrscheinlich, wenn auch schwer nachweisbar, sichere Belege lassen sich dagegen beibringen, daß die jahreszeitliche Vertheilung der Niederschläge nicht nur eine ungünstigere geworden ist, sondern daß auch die Niederschlagsmenge geringer geworden ist, so daß in den Ländern südlich vom 36. Parallel eine so intensive Bodencultur wie einst jetzt nicht mehr möglich ist. Sogar nördlich davon sprechen die pluviometrischen Beobachtungen für eine stetige Abnahme der Niederschläge mit der Entwaldung bei Algier und in den Aetnagegenden und in Sicilien und Griechenland läßt sich positiv nachweisen, daß die Flüsse noch seit dem Mittelalter wasserärmer, früher schiffbare, unschiffbar geworden sind, wenn auch gerade diese Länder es sind, welche den schlagendsten Beweis liefern, Sicilien speziell seit 1860, daß es nicht die Natur war, welche sich geändert hätte, sondern nur äußere Verhältnisse, schlechte Verwaltung, Unsicherheit und ungünstige Vertheilung des Besitzes den tiefen Verfall herbeigeführt hatten, aus dem sich Sicilien jetzt, obwol von idealen Zuständen noch weit entfernt, wirthschaftlich so rasch und so glänzend erhebt, seit der Alp eines bornirten Despotismus nicht mehr auf ihm lastet. Die verhängnißvollsten Folgen der Entwaldung, die sich gerade hier so bemerkbar machen, die völlige Wasserlosigkeit der meisten Flüsse während des ganzen Jahres und ihr plötzliches, nicht nur Ueberschwemmung, sondern dauernde Verwüstung der bebauten Flächen durch Geröllüberschüttung nach heftigem Winterregen herbeiführendes Anschwellen, diese Schäden lassen sich nur sehr schwer heilen. Die Torrenten oder Fiumaren, wie man sie in Calabrien und Sicilien nennt, sind eine der gewöhnlichsten Erscheinungen der Mittelmeerländer, nirgends aber treten sie so verwüstend auf als in Friaul und den zuletzt genannten

Gegenden. Im nordöstlichen, aus krystallinischem Gestein, Gneiß und Schiefer bestehenden Theile Siciliens schreitet der Einebnungsproceß der Gebirge mit der Entwaldung derselben in unserem Jahrhundert mit unglaublicher Rapidität vor. In der Gestalt sanft geneigter, bis 1 Kilometer breiter, in Calabrien noch breiterer schiefer Ebenen leiten hier die Fiumaren in ihren mit Schutt und Geröll erfüllten Betten, in denen sich ein dünner, oft ganz fehlender Wasserfaden dahin windet, in das innere Herz der Berge, wo sich nicht selten zwei von der entgegengesetzten Seite in Durchsägung des Gebirgsrückens entgegenarbeiten. Ganze Berghänge setzen sich dann nach heftigen Regengüssen in Bewegung und wälzen sich, flüssig geworden, mit furchtbar verwüstender Kraft dem Meere zu, durchbrechen die Dämme und Mauern, welche die kostbaren Agrumenpflanzungen schützen sollen, und überschütten sie fußhoch mit Geröll. Dergleichen Verheerungen sind nur durch künstliche Wiederbewaldung, an die aber in den Mittelmeerländern noch lange nicht zu denken ist — beginnt man ja in Süd-Frankreich soeben erst damit — dauernd zu verhüten.

II.

Die Fruchthaine der Mittelmeerländer.

Nachdem wir so in flüchtigem Ueberblick nachgewiesen haben, daß die ursprüngliche Waldbekleidung der Mittelmeerländer nur noch in dürftigen Resten erhalten ist, muß sich nun die Frage aufdrängen: was ist an ihre Stelle getreten? Zunächst wol wurde der Waldboden in Weideland verwandelt, denn die Cerealien waren erst in geringerer Mannigfaltigkeit bekannt und ihr Anbau schritt langsam vor. Im Homer noch ist z. B. nur ausnahmsweise von fettem, fruchtbarem Ackerlande die Rede, während der Viehreichthum, Rinder, Schafe, Schweine, Ziegen, auch Rosse und die Lust daran allenthalben hervortritt. Den Cerealien folgte aber bald die Cultur der Fruchtbäume nach und von ihnen ist noch deutlicher wie von jenen nachzuweisen, daß sie von Osten her, dem Zuge der Cultur entsprechend und als ihre Hauptträger, sich nach Griechenland, Italien und Iberien, später auch nach Nord-Afrika verbreitet haben. Seit die Römer sich zu Herren des Orients machten, hat sich nicht nur Italien, sondern auch Iberien und das Gestade des ganzen westlichen Mittelmeerbeckens mit Fruchthainen bedeckt, die namentlich in den Küstenlandschaften so dicht und so weit ausgedehnt sind, daß sie die ehemaligen Wälder weniger vermissen lassen und der Landschaft vorzugsweise jenen Reiz verleihen, welcher den Nordländer immer und immer wieder anzieht. Diese Fruchthaine sind es, welche, namentlich der Oelbaum, wechselnde Schicksale zu ertragen vermochten, sich auch in dem tiefen Verfall, unter welchem die Mittelmeerländer Jahrhunderte hindurch darnieder lagen und zum Theil noch liegen, erhielten und sich jetzt Dank den vervollkommneten Transportmitteln wieder ausdehnen und immer größere Bedeutung erlangen. Auf ihnen beruht, namentlich in den Ländern, welche, wie Italien, wenn nicht des Eisens, so doch der Kohle ermangeln, geradezu die wirthschaftliche Zukunft. Und wie einstmals die Pflanzung von Fruchtbäumen, welche beständiger Pflege bedürfen und erst nach Jahren Ertrag geben, den Menschen erst wahrhaft seßhaft machte und einer intensiveren geistigen Cultur den Weg bahnte, so erkennen wir noch heute die Culturwirkung, welche die Aus-

dehnung der Baumpflanzungen unfehlbar hat. Noch heute nöthigt sie den Mittelmeeranwohner zu festerem Zusammenschließen zum Zwecke der Bewässerungsanlagen, liefert sie ein im Süden weit mehr in's Gewicht fallendes billiges Nahrungsmittel, fördert sie den Eigemthumsbegriff und den Wohlstand, trägt sie am meisten zur Beseitigung des Räuberunwesens bei. In Sicilien sind die Gegenden intensiver Baumcultur von jeher von letzterem frei gewesen.

Daß die Veredelung und erste Pflege unserer südlichen Fruchtbäume ein Verdienst der Semiten ist, darüber kann kein Zweifel herrschen, namentlich Syrien haben wir in erste Linie zu stellen, Phöniker und Araber, wohl richtiger Syro-Araber, haben in zwei weit auseinander liegenden Epochen segensreichen Einfluß ausgeübt. In Syrien war die Pflege der Fruchtbäume sehr früh heimisch, sie fällt zusammen mit dem Beginn unserer historischen Kenntniß. Granatäpfel, Feigen und Trauben brachten die Kundschafter der Israeliten aus Palästina zurück als die Hauptproducte des Landes, nach einem Gesetz Moses schonte man auch in Feindesland die Fruchtbäume und, wie es heißt (1. Kön. 4, 25) in Palästina wohnte ein jeglicher unter seinem Weinstock und unter seinem Feigenbaum von Dan bis Bir-Seba. Auch Assyrier und Babylonier, wie Perser hatten große Vorliebe für Baumcultur, ja nach Xenophons Zeugniß (Oeconom. IV. 13) sorgten die Könige der letzteren überall wo sie wohnten, oder sich auch nur zeitweilig aufhielten, für Anlegung von Gärten, sog. Paradiese, in welchen jedes Gewächs gezogen wurde, das schön und nützlich war. Und die Könige selbst hielten sich mit Vorliebe in diesen Paradiesen auf. In Syrien wendete man so viel Fleiß auf Gartencultur, daß die Griechen darüber spotteten. Auch in Griechenland war dieselbe früh heimisch, schon in der Odyssee wird ein wohl bewässerter 4 Acker großer Garten des Alkinoos erwähnt. Am frühesten scheint der Weinstock, welchen Semiten aus seiner Heimat am Südufer des Kaspischen Meeres nach dem Euphrat und Tigrisgebiet und nach Syrien verpflanzt hatten, nach Westen verbreitet worden zu sein, wol zuerst durch Phöniker nach Kreta, dem ältesten Sitze Phönikischer Factoreien, von da nach Chios und Naxos. Auch der Name des Getränks, der in allen Europäischen Sprachen mit dem Semitischen identisch ist, weist darauf hin. Wein und Weinbau erscheint schon in der Ilias überall in Griechenland verbreitet, muß also mindestens 12 bis 15 Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung dort eingebürgert worden sein. Ihm folgt zunächst, aber nach langen Zwischenraume erst, der Feigenbaum, dessen Heimat fast unzweifelhaft in Syrien und Palästina zu suchen ist. Bei Homer ist er als Fruchtbaum noch unbekannt, aber bald nachher, etwa um 700 v. Chr., läßt er sich nachweisen und wenig später sind die Attischen Feigen berühmt und wurden in solcher Menge erzeugt, daß ihrer eine Hand voll fast umsonst zu haben war und mühelos den Athenischen Lazzaroni nährte. Der Oelbaum als edler Fruchtbaum hat wol dieselbe Heimat wie der Feigenbaum, im Alten Testament erscheint das Oel zu den verschiedensten Zwecken schon im allgemeinsten Gebrauch, nach Aegypten ist er jedoch nicht gewandert, auf dem fetten und feuchten Boden des Deltas giebt er schlechte Früchte, noch zu Strabons Zeit wurde nur, wie noch heute, im Fayum etwas Oelcultur getrieben. Auch ostwärts vom Tigrisgebiet fand der Oelbaum keine Verbreitung, nach Herodots Zeugniß war den Persern der Gebrauch des Oels unbekannt, obwol der wilde Oelbaum noch an der Indischen Ab-

dachung des Solimangebirges vorkommt. Nach Westen hat er sich kaum vor dem Feigenbaum verbreitet, bei Homer wird immer nur der wilde, auch jetzt noch in Griechenland weit verbreitete Oelbaum erwähnt, das Oel erscheint noch als ein kostbarer in kleinen Quantitäten vorhandener, wol erst eingeführter Handelsartikel, die Phöniker mochten es vorziehen, den Griechen ihr Oel theuer zu verkaufen als dort selbst den Oelbaum anzupflanzen. Auf den Inseln erscheint Oelcultur zuerst, dann auf dem Festlande, am frühesten und trefflichsten in Attika, das wegen seiner Feigen- und Olivencultur berühmt war und noch ist. Sehr früh kam zu diesen dreien, freilich mehr als edler Zierbaum, die Dattelpalme hinzu, auch sie von den Phönikern nach Westen verbreitet. Schon in der Odyssee wird die heilige Palme des Apollon auf Delos gepriesen und später gab es ihrer wie noch jetzt an vielen Punkten Griechenlands, obwol sie nur in Messenien und auf den südlichen Inseln ihre Früchte reift. Auch auf Chios war der Tempel des Apollon von einem Palmenhain umgeben. Dazu kam ferner der Granatbaum, der auch schon in der Odyssee erwähnt wird, wol ebenfalls orientalischen Ursprungs, obwol die Römer ihn aus Nordafrika herleiteten, von wo sie seine herrlichen, kernlosen, die einheimischen weit übertreffenden Früchte bezogen, wo er auch in der That noch jetzt trefflich gedeiht und verwildert waldbildend auftritt. Die Quitte, wol in Griechenland heimisch und jetzt allenthalben fast wild wachsend; der schwarze Maulbeerbaum, dessen Heimat wir in Vorder-Asien zu suchen haben, und der seiner Früchte wegen ziemlich früh, etwa um die Mitte des ersten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung, nach Griechenland eingeführt worden ist; der Mandelbaum, ungefähr um dieselbe Zeit zuerst nachweisbar, dessen Heimat ich jedoch aus physiologischen Gründen nach Nord-Afrika setzen möchte, wo er wild ganze Wälder bildet, nicht, wie anderwärts, nur einzeln vorkommt. Ferner der Wallnußbaum und die Edelkastanie, deren Heimat am Pontus liegt und von denen letztere nicht nur in den Mittelmeerländern, sondern auch in Frankreich und Südwest-Deutschland wild und wälderbildend auftritt, so daß man sich schwer dazu verstehen mag sie als erst in historischer Zeit eingeführt und verwildert zu betrachten. Neben der schon erwähnten Pinie ist noch anzuführen die orientalische Platane, als Zierbaum gepflanzt, und schon in der ältesten Zeit von den Orientalen wie den Griechen seines mächtigen, Schatten spendenden Wuchses wegen bewundert und gepflegt; die Cypresse, ebenfalls früh aus dem Osten eingeführt; Arundo donax, etwas später von den Semiten überkommen. Dies sind die wichtigsten Fruchtbäume des alten Griechenlands, welche die Griechen ihrerseits nun wiederum weiter nach Westen verbreiteten, mochten auch einzelne, wie die Dattelpalme, der Oelbaum, wol auch der Feigenbaum und der Granatbaum durch die Phöniker direct nach Karthago und Sicilien verpflanzt worden sein. Namentlich der Oelbaum, der Weinstock und der Feigenbaum wurden in Griechenland im Großen angepflanzt und lieferten werthvolle Exportartikel. Durch die Hellenen kam der Oelbaum jedenfalls nach der Kyrenaike, wo derselbe in allerneuester Zeit wieder gepflanzt, und noch erhaltene, aber verkommene alte Anpflanzungen gelegentlich von den nomadisirenden Stämmen abgeerntet werden. Hellenen pflanzten auch in Unter-Italien und Sicilien, zum Theil auf dem Boden der eben erst gelichteten Wälder ihre heimatlichen Fruchtbäume an und von da verbreiteten sich dieselben, wol namentlich auch mit Hilfe der seefahrenden

Tyrrhener rasch auf der Halbinsel nach Norden. Weinstock und Feigenbaum waren schon in den frühesten Zeiten Roms in Latium heimisch, wenig später, unter den Tarquiniern, kam der Oelbaum dazu, alle drei in ihren Namen die Griechen als Ueberbringer bezeichnend. In wenigen Jahrhunderten bedeckte sich die ganze Halbinsel mit Wein- und Oelpflanzungen, welche bald ihre klimatische Polargrenze erreichten und namentlich dann in der Kaiserzeit die Alpenländer mit Oel versahen. In der Provence hatten wol die griechischen Ansiedler von Massalia den Oelbaum gepflanzt, schon Strabon legt seine Polargrenze an die Cevennen, möglicherweise brachten sie ihn auch nach Spanien, wo seiner Cultur in der Kaiserzeit weite Flächen gewidmet waren. Die im Portugiesischen und Spanischen neben den romanischen Bezeichnungen vorzugsweise gebrauchten Ausdrücke, aceite Oel, aceituno Oelbaum, acebuche wilder Oelbaum, alle vom arabischen zaïtum der (edle) Oelbaum, sind nur auf die besondere Pflege, welche der Oelbaum bei den Arabern fand, zu deuten. Daß die Phöniker den Oelbaum in Nord-Afrika früh einführten, dürfte kaum bezweifelt werden, wir wissen auch, daß der punische landwirthschaftliche Schriftsteller Mago etwa um die Mitte des 6. Jahrh. v. Chr. auch über den Oelbaum und seine Behandlung sprach, auch Herodot spricht von Wein- und Oelbau im punischen Gebiet und Agathokles fand beide dort verbreitet; Cäsar gab an, daß Rom aus Jubas Staate, d. h. im wesentlichen dem heutigen Algerien, drei Millionen Pfund Oel beziehen könne, die Olivenzucht mußte also weit über das Atlasgebiet verbreitet und die Hänge des Gebirges in noch höherem Maße wie jetzt mit Olivenhainen bedeckt sein. Dem Zeugniß des Diodor, daß die Karthager um 400 v. Chr. aus Akragas in Sicilien Oel ausgeführt hätten, weil in Libyen der Oelbaum noch nirgends angepflanzt sei, kann dem gegenüber nicht viel Gewicht beigelegt werden.

Jenen drei wichtigsten Fruchtbäumen folgten jedenfalls sehr bald auch die übrigen in Griechenland gepflegten nach, die Dattelpalme schon mindestens um 300 v. Chr. Außerordentlich aber mehrte sich die Zahl der Fruchtbäume seit Rom in directe Beziehungen zum Orient trat und namentlich auch große Mengen orientalischer, namentlich syrischer, mit Baumzucht vertrauter Sclaven von den reichen Römern gehalten wurden. Nicht nur die bereits durch Vermittelung der Griechen eingeführten wurden immer mehr angepflanzt, man bezog auch direct neue Varietäten, Feigen z. B., und neue Arten aus dem Orient. So zunächst ist allbekannt die Einführung des Kirschbaums durch Lucull aus Pontus, d. h. einer säuerlichen Kirsche, denn die Süßkirsche war in Italien wie in Mittel-Europa von jeher heimisch. Ferner die Pistazie, die aber nur in Sicilien jetzt noch gepflegt wird, aber auch dort der von Aleppo, von Alters her Hauptsitz der Pistaziencultur, nicht gleich kommt, Pfirsiche und Aprikosen, wie jene erst zu Anfang der Kaiserzeit bekannt. Und in eben dieselbe Zeit fällt auch die erste Acclimatisirung einer Agrumen-Art, der Citronat-Citrone in Italien, wie Victor Hehn scharfsinnig nachgewiesen hat. Rechnen wir dazu unsere Aepfel, Birnen, Pflaumen ꝛc., so sehen wir, wie in dieser zweiten Periode, welche wir im Gegensatz zur vorigen, der griechischen, die römische nennen können, bereits eine große Mannigfalt südlicher Fruchtbäume in Italien vorhanden war. Die Baumcultur stand bei den Römern gegen Ende der Republik und in der Kaiserzeit in höchsten Ehren, zahlreiche Werke handeln über Anlage von Baum-

pflanzungen, Pflege und Veredelung der Bäume (Cato, Varro, Columella). Es gab die genauesten Vorschriften über Alter und Beschaffenheit der Setzlinge, ob die Fortpflanzung durch Schößlinge oder Samen vorzunehmen sei, welchen Boden oder Exposition diese oder jene Art bedürfe, in welchem Abstand sie zu pflanzen seien. Die reichen Römer hatten herrliche große Gärten, die außerordentlich sorgfältig gehalten waren und stets fließendes Wasser haben mußten, war keine Quelle vorhanden, so wurden Brunnen gegraben; man wendete schon Rauch als Mittel gegen Frost an, man zog die Bäume künstlich in Pyramiden, Kegeln &c., hatte schön geschnittene Hecken aus Buchsbaum oder Rosmarin u. dergl. Pfropfen und Okuliren, zum Theil in unnatürlichster Weise zwischen Bäumen, die gar keine Verwandschaft zu einander hatten, wurde viel geübt. Die Reichen, wie Lucull und andere, hatten zahlreiche Villen mit ausgedehnten Parks in den verschiedensten Gegenden und bewohnten sie je nach der Jahreszeit. In der Zeit von 200 v. Chr. bis etwa 100 n. Chr. vollzieht sich in Italien ein ganz ungeheuerer Umschwung, das Land bedeckt sich mit Fruchthainen, welche weit größere Ausdehnung hatten als selbst jetzt, Wald und Cerealien wurden immer mehr zurückgedrängt und man konnte in der That schon gegen Ende der Republik mit Varro sagen: ganz Italien sei in einen Obstgarten verwandelt. Wir haben keinen Grund zu zweifeln, daß es ähnlich in Süd-Frankreich und Iberien war, denn auch dort stand die Bodencultur in hoher Blüthe. In einem Theil Afrikas, wenigstens in Tunesien, muß aber damals Cerealiencultur überwogen haben und von Sicilien speciell läßt sich nachweisen, daß in römischer Zeit Baumculturen dort ganz unbedeutend waren, nur der Weinbau hatte an der Nordküste und in den Aetnagegenden einige Bedeutung.

Kein Zweifel, daß die Stürme der Völkerwanderung, wie sie einen allgemeinen Rückgang der Cultur in den Mittelmeerländern herbeiführten, so auch in der Baumzucht. Einen um so glänzenderen Aufschwung nahm dieselbe aber, wenigstens in Nord-Afrika, Iberien, Sicilien und Vorder-Asien unter den Arabern, deren Ausbreitung auch zugleich eine neue Periode der Bereicherung der Flora der Fruchtbäume des Mittelmeergebiets bezeichnet. Die Araber und namentlich die Syro-Araber, welche wol das größte Contingent der erobernden Scharen stellten, waren eifrige Pfleger der Baumzucht, das Gleiche gilt auch von den Berbern, welche im Westen sehr rasch völlig muhamedanisirt, in Spanien und Sicilien die Mehrzahl der Einwanderer bildeten. Die Araber führten nicht nur neue Gewächse des östlichen Mittelmeergebiets mit sich nach Westen, sie brachten auch indische herbei, die in Süd-Arabien (Oman und Yemen), bald darauf in Syrien und Aegypten durch ihre Handelsbeziehungen zu Indien schon seit einiger Zeit eingebürgert waren. Sie waren es, welche dem Johannisbrodbaum, der in griechischer Zeit nur bis ins vordere Klein-Asien verbreitet, allerdings möglicher Weise schon durch die Römer von Syrien nach Italien gekommen war, die allgemeine Verbreitung gaben, die er noch jetzt hat, wie dies deutlich in seinem arabischen, in alle Mittelmeersprachen aufgenommenen Namen (Carube) erkennbar ist. Sie verbreiteten die Cultur des Sumach, eines jetzt im Mittelmeergebiet immer größere Bedeutung erlangenden Strauches, dessen Blätter und Zweige einen geschätzten Färbe- und Gerbestoff liefern. Wol ursprünglich auf den Gebirgen von Hedschas und in Syrien heimisch, wo er noch jetzt am Libanon cultivirt und wild wachsend verwerthet wird und wo schon Plinius

die Pflanze kannte, ist er seitdem in Süd-Spanien und dem Atlasgebiet, in Dalmatien und Morea, vor allen Dingen aber in Sicilien wichtig geworden. Vor allem pflegten sie auch die Dattelpalme, die Ernährerin ihrer Heimat, in Sicilien und Spanien blühte ihre Cultur in arabischer Zeit, aber nur in Spanien hat sie sich in einiger Ausdehnung erhalten. Das Zuckerrohr wurde durch sie aus Indien über Oman nach Syrien gebracht, wo in arabischer Zeit im Jordanthale und an der phönikischen Küste ausgedehnte Plantagen lagen, eine den Kreuzfahrern neue, aber auch von ihnen gepflegte Cultur. Auf Cypern blühte Zuckerrohrbau bis ins 14. Jahrhundert, wo er durch ein anderes von den Arabern eingeführtes Gewächs, die Baumwolle, verdrängt wurde, auch sie ist seitdem überall im Mitelmeergebiet gebaut, wenn auch, außer in Aegypten und etwa dem vorderen Klein-Asien, ohne Bedeutung, nachdem jener merkwürdige Aufschwung der Baumwollencultur, welchen der amerikanische Bürgerkrieg herbeigeführt hatte, längst wieder verschwunden ist. Von Cypern kam das Zuckerrohr nach Sicilien, wol schon im 10. Jahrhundert, und blühte dort auch noch nach der Vertreibung der Araber bis in das 16. Jahrhundert, jetzt existirt nur noch eine Zuckerrohrplantage bei Avola an der Ostküste und auch nur zur Rumfabrikation. Aehnliche Bedeutung erlangte es auch in Spanien und dort wird es noch heute bei Motril und Velez Malaga im Großen gebaut. Wichtig aber ist die Zuckercultur der Mittelmeerländer dadurch geworden, daß es von hier, wol aus Sicilien, zu Anfang des 15. Jahrhunderts nach Madeira und den Canarischen Inseln durch die Portugiesen, von da noch vor Ablauf desselben durch die Spanier nach West-Indien verpflanzt wurde und dort erst eine Rolle im Welthandel zu spielen begonnen hat. Auch die Cultur des weißen Maulbeerbaumes und damit zusammenhängend Seidenzucht hat durch die Araber in Sicilien und Süd-Spanien erst seine Bedeutung erlangt. Vor allem aber haben die Araber das Mittelmeergebiet um zwei besonders wichtige Aurantiaceen, um die Citrone und um die Pomeranze bereichert. In dem wichtigen Kalender des Bischofs Harib von Cordova c. 961 werden schon Conserven aus Citronen und Citronensaft, als in Andalusien bereitet, erwähnt und in Sicilien wurden vor Ende des 11. Jahrhunderts schon urkundlich Pomeranzenalleen erwähnt und ein arabischer Dichter am Hofe König Rogers von Sicilien besingt die reifen Pomeranzen und die gelben Limonen, die in den Conca d'oro von Palermo gebaut wurden. Massudi in den goldnen Wiesen zeichnet den Weg, den diese edelsten Fruchtbäume von Indien, wo sie noch jetzt wild vorkommen, über Oman, Baßra und Syrien genommen haben.

Durch die Araber haben auch die Bewässerungsanlagen, auf welche ja in ihrem regenarmen Lande alle Bodencultur angewiesen war, im ganzen Mittelmeergebiete, namentlich im Westen, neue Erweiterung erfahren, auch darin haben sie sich dauerndes Verdienst erworben, da auch die christliche Zeit sie nicht wieder völlig hat verfallen lassen. So tief greifend ist die Bedeutung der Araber als Förderer der Bodencultur, daß nicht nur in Spanien, sondern auch in den Volksdialecten Süd- und West-Siciliens noch heute die Ausdrücke im Garten-, Feld- und Obstbau meist arabischen Ursprungs sind.

Auf die Zurückdrängung der Araber folgt unmittelbar die Entdeckung Amerikas und die Ausdehnung der Handelsbeziehungen Europas zu Ost-Asien und später zu Australien, und damit beginnt die neueste noch nicht abgeschlossene

Periode der Bereicherung der mediterranen Baumculturen. Die Portugiesen vor allen Dingen führen im XVI. Jahrhundert die edelste der Aurantiaceen ein, die Apfelsine, ob wirklich aus Süd-China, wie man aus dem Namen Sina-Apfel schließen möchte, oder, wie wahrscheinlicher, aus Indien, wollen wir dahin gestellt sein lassen. Ihr ist in unserem Jahrhundert die Mandarine gefolgt, die jetzt durch raschere Beförderung auch Nord-Europa zu erreichen anfängt und noch später die Japanische Mispel, beide mit stetig wachsender Bedeutung. Dasselbe gilt von der in Aegypten und Algerien gebauten Banane. Zu allerletzt, vor zwei Jahrzehnten, ist dann ein anderer wichtiger Culturbaum gefolgt, die Australische Eukalypte, die bereits um das westliche Mittelmeerbecken außerordentlich häufig vorkommt und berufen ist, die durch Rückgang der Cultur der Malaria anheimgefallenen Landschaften wieder der Cultur zu erschließen. Amerika hat neben der Agave dem Mittelmeergebiet vor allen Dingen die Opuntie, die sog. Indische Feige, geliefert, die jetzt südlich vom 40. Parallel die weiteste Verbreitung gefunden hat und drei Monate des Jahres Millionen von Menschen fast ausschließlich ernährt.

So sehen wir denn, welche ungeheure Mannigfalt an Früchten gemäßigter, subtropischer und tropischer Klimate die Mittelmeerländer bieten und wie die ganze Erde dazu hat beitragen müssen, jenen Reichthum zu schaffen, dessen als besonderes Charakteristikum kein Monat des Jahres im südlichen Mittelmeergebiet entbehrt. Schon im März reift dort die Erdbeere, im April die Kirsche und die Japanische Mispel, ihnen folgen im Mai und Juni (von der unreif schon im April gegessenen Mandel abgesehen) Feigen, Aprikosen, Pfirsiche, dann Trauben, Birnen, Aepfel, Maulbeeren, Pflaumen, Indische Feigen, gegen den Herbst hin und zum Theil im Winter Datteln, Wallnüsse, Haselnüsse, Oliven von October bis Januar, im November Mandarinen, von Januar bis März Apfelsinen, die übrigens, wie auch die Limonen, der Besitzer das ganze Jahr hindurch vom Baume pflücken kann. Und all diese Früchte, von den Gemüsen, Hülsenfrüchten, Cucurbitaceen u. dergl. abgesehen, giebt es in so ungeheurer Fülle, daß auch der Aermste sich für wenige Pfennige daran sättigen kann, und sie getrocknet, besonders Trauben, Feigen, Oliven, Aprikosen (Aprikosenbrot, Mischmisch in Damaskus), Datteln zc., zu jeder Jahreszeit wichtige Bestandtheile der Volksnahrung und den Gegenstand, mit dem sie die Erzeugnisse nordischen Gewerbfleißes eintauschen, bilden. Von einem großen Theil der Mittelmeerländer, besonders Italien, kann man auch heute sagen, daß sie einem großen Fruchtgarten gleichen. Italiens Zukunft ruht wesentlich auf seiner Bodencultur, auf seinen Maulbeer-, Oliven-, Reben- und Agrumenpflanzungen, welche wenigstens, was rationelle Behandlung der Erzeugnisse der Rebe und Olive anlangt, noch völlig in der Kindheit liegen, die aber, besonders die Agrumencultur, jetzt in rascher Entwicklung begriffen sind. Um nun hier zum Schluß eine Andeutung von der ungeheuren Ausdehnung der Fruchthaine des Mittelmeergebiets zu geben, führe ich an, daß der Rebe ca. 50 Millionen Hectaren nach meiner Berechnung gewidmet sind, d. h. etwas mehr als die Gesammtoberfläche von Württemberg, Baden und Elsaß-Lothringen zusammen, der Olive wol nahezu die doppelte Fläche, und daß das kleine Sicilien allein an Früchten und Essenzen der Aurantiaceen bei sehr bedeutendem einheimischen Ver-

brauch für ca. 80 Millionen Franken zur Ausfuhr bringt. Dort bedeckt in der That ein, wenn wir die Weinculturen, welche den berühmten Marsala liefern, hinzurechnen, fast ununterbrochener Fruchthain, bald sich breit in den Küstenebenen ausbreitend, bald, wo die Berge dicht ans Meer treten, sich verschmälernd oder ihre Hänge erklimmend, von der Ebene von Castelvetrano, der Selinuntischen des Alterthums, ringsum die West-, Nord- und Ostküste bis zur Ebene von Catania. Aehnlich ist es auf dem Italischen Festlande und anderwärts. Und vorzugsweise sind es secundäre, namentlich der Kreide angehörige, und tertiäre Kalk- und Sandsteinformationen, welche diese Fruchthaine tragen. Und wie dieselben, namentlich die Agrumen- oder gar die Dattelhaine, das Entzücken des Nordländers sind, so vermögen dieselben auch landschaftlich, ja vielleicht auch klimatisch, den mangelnden Wald bis zu einem gewissen Grade zu ersetzen.

Literarisches.

Der Heilige. Von K. F. Meyer. Leipzig. B. Haessel.

Nur ganz ausnahmsweise erlaube ich mir seit geraumer Zeit, mein Urtheil über Poesieen Lebender auszusprechen, wenn irgend ein besonderer Beweggrund mich drängt.

Wenn ich heute die Merksamkeit der Leser auf die Novelle: „Der Heilige" von Konrad Ferdinand Meyer zu lenken mir verstatte, so ist der besondere Beweggrund hierfür die warme Dankbarkeit, welche ich dem mir persönlich unbekannten Verfasser für einen Kunstgenuß höchsten Ranges trage. Dieser in Deutschland immer noch zu wenig gewürdigte Schweizer-Dichter hat schon in früheren Arbeiten ganz Vorzügliches geleistet: (Engelberg, eine Erzählung in Versen. Huttens letzte Tage, ein Cyclus. Georg Jenatsch, ein kleiner Roman in 2 Bänden; der Schuß von der Kanzel; das Amulett: zwei Novellen), aber diese Novelle, welche Freundschaft und Verfeindung Thomas Beckets mit Heinrich von England, dem Vater von Richard Löwenherz, zum Gegenstande hat, ist ein Meisterstück.

Diese Erzählung wird in der Literaturgeschichte stehen bleiben. Nicht nur die Charakteristik und der Bau der Handlung, die Sprache, das Stilgefühl, die echt künstlerische Verwerthung des durch fleißige Studien gewonnenen culturgeschichtlichen Materials sind geradezu musterhaft zu nennen. **Macte Poëtam!**

Königsberg, Juni 1880. Felix Dahn.

Ludwig Kossuth. Meine Schriften aus der Emigration. Erster Band. Die Periode des 1859er italienischen Krieges. Deutsch von Ignaz Helfy. Preßburg und Leipzig bei Stampfel 1880.

Die beiden ersten Lieferungen von diesen bereits in den Zeitungen mit großen Erwartungen angekündigten Kossuth'schen Memoiren sind soeben veröffentlicht worden, und so viel sich aus den bis jetzt erschienenen 72 Seiten Text ersehen läßt, versprechen dieselben manches Interessante und viele nützliche Beiträge und Aufklärungen zum klareren Verständniß zunächst des österreich-italienischen Krieges zu bringen. Der Verfasser Ludwig Kossuth ist jedenfalls eine geistig hervorragende Kapazität, der auch den Zusammenhang der politischen Ereignisse jener Zeitperiode mit zutreffendem Urtheile verfolgt haben wird, und seine Darstellungsweise ist fließend und gewandt, gleichwie auch die gewiß schwierige Uebersetzung aus dem Ungarischen vortrefflich ist. Freilich läßt sich nun aber beim Studium dieses Kossuth'schen Werkes eine gewisse Besorgniß nicht zurückhalten, daß doch der Standpunkt eines Emigranten erheblich dazu beitragen möchte, die Ereignisse und deren leitende Momente hier von ihm mit einer ziemlich stark gefärbten Befangenheit und Einseitigkeit geschildert zu sehen. Kossuth hat seine Ansichten über den italienischen Krieg vom Jahre 1859 vorwiegend, wie man aus seinen Anführungen entnimmt, aus den Mittheilungen von damaligen hervorragenden italienischen Flüchtlingen, namentlich Mazzini, Pietri u. A. geschöpft, er beruft sich aber auch wiederholt auf Zwiegespräche mit Cavour, den er mit besonderer Vorliebe schildert, und jedenfalls hat er außerdem mit namhaften englischen Politikern engen Verkehr, so daß ihm ein Einblick in das Getriebe der leitenden Verhältnisse vergönnt gewesen ist, wie nicht ein jeder Geschichtsschreiber sich rühmen darf. Gleichwohl möchte die angedeutete Besorgniß ihre nicht geringe Berechtigung haben, weil das ganze Leben eines aus seiner Heimat Verbannten und der beständige Verkehr mit den Leidensgenossen verschiedener Länder, denen allen die ersehnte Rückkehr nach dem Vaterlande versagt ist, eine gewisse tiefere Verstimmung und Erbitterung in den Anschauungen reifen lassen, welche eine unbefangene Beurtheilung nothwendig nachtheilig beeinflussen müssen. Um

deshalb dem Verfasser nicht Unrecht zu thun, soll die eingehende Beurtheilung dieses neuen Werkes so lange verschoben werden, bis dasselbe im Drucke vollendet vorliegen wird.

Die Türken in Europa. Von **James Baker.** Autor. deutsche Ausgabe. Mit historisch-ethnographischen Anmerkungen von K. E. Franzos und einer Einleitung von H. Vambéry. Zweite Auflage. Stuttgart, Levy und Müller.

Dieses in Folge der unausgesetzt im Vordergrunde stehenden Frage über die Gestaltung der inneren Verhältnisse der Türkei höchst zeitgemäße Werk bietet einerseits, da es sowohl die Türken wie auch die benachbarten Völkerstämme: Bulgaren, Albanesen, Griechen in ausführlicher Weise behandelt, eine vorzügliche Quelle zur Kenntniß und richtigen Beurtheilung der Eigenthümlichkeiten jener Völkerschaften, andererseits ist es auch in Folge seiner anregenden Darstellungsweise eine unterhaltende wie belehrende Lectüre, die jeden Gebildeten befriedigen wird. Der Verfasser giebt in dem Buche das Resultat seiner Erfahrungen, welche er bezüglich des merkwürdigen Landes und in demselben gemacht hat, und daß er im Stande war, mehr und tiefer zu sehen, als ein gewöhnlicher Tourist, dafür bürgt der Umstand, daß er seit Jahren als Grundbesitzer im Lande selbst lebt und als solcher den politischen wie den ethnographischen, den socialen wie den landwirthschaftlichen Verhältnissen der Türkei die größte Aufmerksamkeit und eingehendes Studium widmete. — Die Namen der Herausgeber bieten eine weitere Gewähr für die Gediegenheit des Werkes.

Eingegangene Bücher, deren Besprechung sich die Redaction vorbehält:

Andreae, Percy. Geist und Purpur. Tragödie. Hannover 1880. Aug. Grimpe.

Bartsch, Karl. Das Nibelungenlied. 2. Aufl. Leipzig, Brockhaus.

Cassel, Paulus. Vom Nil zum Ganges. Berlin 1880. A. Hofmann u. Co.

Danzel und Guhrauer. Gotthold Ephraim Lessing. Neu herausgegeben von W. von Maltzahn und R. Borberger. 1. Lieferung. Berlin 1880. Th. Hofmann.

Darwinistische Schriften. Leipzig, Ernst Günther.
- Nr. 7. Der Farbensinn. Von Grant Allen. Mit einer Einleitung von Dr. E. Krause.
- Nr. 8. Die Planetenbewohner. Von Dr. Karl du Prel.
- Nr. 9. Die Nester und Eier der Vögel. Von W. v. Reichenau.
- Nr. 10. Die Sprache des Kindes. Von Dr. F. Schulze.

Deutsche Volksschriften. Breslau, Köbner.
- Bd. 2. Die Gesundheitspflege. Von Dr. J. Jacobi.
- Bd. 6/7. Die Habsburger und die Hohenzollern in ihrer deutschen Reichspolitik. Von Dr. F. Meyer.

Döring, Dr. A. Grundzüge der allg. Logik. Dortmund, Köppensche Buchhandlung.

Fellner, F. von. Animalischer Magnetismus und moderner Rationalismus. Eine culturhistorische Betrachtung. Leipzig 1880. Oswald Mutze.

Hauser, Alois. Styl-Lehre der architectonischen Formen der Renaissance. Zweite Auflage. Wien 1880. Alfred Hölder.

Heller, O. Paul Lindau als Uebersetzer. Leipzig, W. Friedrich.

Kant. Träume eines Geistersehers. Herausgegeben von Karl Kehrbach. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Kossuth, Ludwig. Meine Schriften aus der Emigration. Lief. 1 und 2. Preßburg und Leipzig. Karl Stampfel.

Kleinpaul, Dr. E. Poetik. 8. Aufl., Thl. III. Leipzig, Langewiesche.

Lipsius, Konrad. Gottfried Semper in seiner Bedeutung als Architekt. Berlin 1880. Verlag der Deutschen Bauzeitung.

Mittheilungen der geographischen Gesellschaft in Hamburg. 1878—1879. Heft 1 und 2. Hamburg. L. Friederichsen u. Co.

Müller, Edwin. Die sächsische Schweiz. Berlin, Barthol u. Co.
— — Die Insel Rügen. Berlin, Barthol u. Co.

Müller aus Guttenbrunn. Des Hauses Fourchambault Ende. Schauspiel. Breslau und Leipzig 1881. S. Schottländer.

Müller, Wilhelm. Politische Geschichte der Gegenwart. Berlin 1880. Julius Springer.

Roland, A. Der blaue Schleier. Novelle. Gotha. Windaus.

Schlemm, Oskar. Drei Dramen zur Composition geeignet. Hannover, Carl Schüßler.

Schubert, Friedrich Carl. Drei Küsse. Vaterländisches Schauspiel. Leipzig 1880. Oswald Mutze.

Semper, H. Gottfried Semper, ein Lebensbild. Berlin. Calvary.

Stangen, Carl. Eine Reise um die Erde. Leipzig, A. Krüger.

Statistisches Handbuch für den Hamburgischen Staat. 2. Ausgabe. Hamburg, Otto Meißner.

Vilmar, A. F. C. Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes. Marburg, Elwert.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde XV, III. Berlin, D. Reimer.

Verlag von **Otto Janke** in Berlin. Druck der Norddeutschen Buchdruckerei.
Verantwortlicher Redacteur: **Dr. O. Janke** in Berlin.

Druck der Norddeutschen Buchdruckerei, Berlin, Wilhelmstraße 32.

Monatlich 1 Heft. — Preis vierteljährlich 6 Mark.
Das Abonnement verpflichtet zur Abnahme von einem Semester = 6 Heften.

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Vierter Jahrgang.

Heft 12. September 1880.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Inhaltsverzeichniß.

IV. Jahrgang. Heft 12. September 1880.

Herbsttage in Weimar (1873).

Von

Bayard Taylor.

Deutsch von

Marie Hansen-Taylor.

I.

Weimar ist ein Ort, den der gewöhnliche Tourist nie ordentlich sieht. Neun Zehntel unserer eilfertigen Landsleute erreichen, ohne Unterbrechung die von Frankfurt nach Berlin führende Eisenbahn benutzend, den Endpunkt der Fahrt mit Eindrücken, unter denen langgestrecktes Ackerland, bewaldete Höhenzüge, ein halbes Dutzend altersgraue Thürme, stattliche Steinbauten mit unvermeidlichen Signalglocken und schrillem Gepfeife des Schaffners, sowie flüchtig auftauchende Städte, die man später vergebens dem Namen nach zu unterscheiden versucht, wirr durch einander gemischt sind. Am nördlichen Saume jenes alten Herkynischen Waldes, der einstmals sich ununterbrochen vom Rhein bis zur Elbe erstreckte, liegen, an jene Bahnlinie angereiht, die Städte Eisenach, Gotha, Erfurt, Naumburg, eine jede die Pforte zu einer eigenartigen Umgegend und einem besonderen Sagenkreis. Das wirklich Anziehende aber läßt sich nicht von fern erspähen oder im Vorübereilen erhaschen. Für einen Reisenden, der für die ganze Strecke ein Billet gelöst hat, ist der Ettersberg der allereinförmigste Hügel von der Welt und Weimar ein friedliches Städtchen, das in einer Mulde zwischen kahlen, windigen Höhen liegt.

Wer sich dann auf der vorschriftsmäßigen Reiseroute einen Tag zulegt und ehrfurchtsvoll das Schillerzimmer betritt, die Außenseite des Goethehauses sich besieht, den Park in seiner ganzen Länge durchschreitet und eine Stunde auf die Bibliothek und noch eine auf das Museum verwendet, kommt schließlich in Versuchung, sich darüber zu wundern, daß so viele von Deutschlands größten Geistern nach einem so nüchternen, stillen, nach allen Richtungen hin und allen Verhältnissen nach beschränkten Ort sich hingezogen fühlten. Gesetzt auch, man wäre vertraut mit den Einzelheiten der Glanzperiode und man malte sich die Straßen Weimars aus mit jenem regeren Leben, wie es zu Zeiten der Herzogin Amalie und des jugend-

lichen Karl August geherrscht haben mag, so könnte man doch nicht umhin, von einer prosaischen Alltäglichkeit sich angeweht zu fühlen, aus der der alte Zauber so vollständig entwichen ist, wie Rosenduft, wenn der Sommer vorüber. Betrübend erschlaffen dann die Schwingen der Phantasie und man wird plötzlich daran erinnert, daß auf jedes große Zeitalter die Decadence folgt, und wie die Wehmuth eines Friedhofes beschleicht es einen fortan, wenn man an den Ort zurückdenkt.

Weimar aber ist unter den übrigen deutschen Städten wie eine stille anspruchslose und dennoch innig begabte Menschennatur unter einer heiteren, gesprächigen Gesellschaft; mit einer solchen wird man auch nicht leicht bekannt, gewinnt sie aber, nachdem man ihr nahe getreten, für immer lieb. Zu vier verschiedenen Malen habe ich, in weit auseinander liegenden Jahren, einen Tag lang mich in Weimar aufgehalten, habe jedes Mal dieselben Gegenstände mir besehen, dieselben Gänge gemacht und bin mit demselben Gefühl der getäuschten Erwartung und des Bedauerns wieder geschieden. Ich kann mir daher leicht vorstellen, was für einen oberflächlichen Eindruck viele andere Reisenden unumgänglich mit sich hinwegnehmen müssen. Während der Sommer- und Herbstmonate, wo der Hof abwesend ist, vergehen oft Stunden, ohne daß man in den schattigen, an der Ilm entlang führenden Gängen, auch nur dem geringsten Menschen begegnete. Es sitzen die Marktweiber dann vor dem Rathhause und stricken, weil die Kunden nicht kommen wollen, und die Gestalten der Denkmäler scheinen, zu Bronce verwandelt, eingeschlummert, denn es hat zu ihrer Erweckung Niemand vom eigenen Leben etwas für sie übrig.

Außerdem herrscht aber unter den Hauptstädten der kleinen mitteldeutschen Fürstenthümer ein fast ebenso hoher Grad von Localstolz und Eifersucht der einen auf die andern, als unter unsern im Westen Amerikas neu entstehenden Städten. Der Verkehr zwischen den Bewohnern jener ist ein merkwürdig eingeschränkter und insofern eine jede derselben ihre eigenen aus grauer Vorzeit überkommenen Bräuche und ihre besonderen geselligen und öffentlichen Gewohnheiten hat, wird häufig da eine kleinliche Kritik geübt, wo man sich der Verschiedenartigkeit herzlich freuen sollte. Man erinnert sich noch heutigen Tags in Deutschland der Karrikaturen in den „Fliegenden Blättern" aus den ersten Zeiten ihres Bestehens, wo Beisele im Weimar'schen Theater auf der adligen Seite des ersten Ranges sitzt, während Eisele sich auf die bürgerliche Seite verwiesen sieht und Beide späterhin eingesteckt werden, weil sie ein bürgerliches Mädchen „Fräulein" anreden, statt „Mamsell." Aus dieser Satire erhellt, daß diejenige Hauptstadt, welche fünfzig Jahre lang die freisinnigste und aufgeklärteste gewesen, gewissermaßen dahin gelangt war, für die Heimstätte alles dessen zu gelten, was von veralteter Etikette noch vorhanden. Doch will mir scheinen, daß diese Ansicht zum großen Theil noch ein Ueberbleibsel der durch Weimar's Glanz hervorgerufenen Eifersucht war und mehr von rivalisirenden Hofzirkeln und den von ihnen beeinflußten Classen, als von den Deutschen im Allgemeinen genährt wurde. Die Hauptmasse eines Volkes ist in Dingen, die es angehen, oft weit weniger engherzig, als Diejenigen, welche eine höhere Stellung einnehmen.

Es war an einem trüben, kalten Morgen im Oktober, als ich wieder in Weimar und zwar zu längerem Aufenthalt einkehrte. Von meinem Zimmer im

Gasthof aus blickte ich auf eine Promenade, welche die Stelle der alten Stadtmauer einnimmt, und über das Erholungsgebäude hinweg nach dem Thurme der Stadtkirche, wo Herder gepredigt hat. Zum Hintergrund hatte ich die bewaldeten Höhen und die massive Militärkaserne jenseit der Ilm. Der reizende Park, das Werk Karl August's und Goethe's, lag, dem Blicke unzugänglich, in der mitten inne eintretenden Bodensenkung; nach Süd und West hin aber erstreckte sich, wie ich wohl wußte, nichts als nacktes, ansteigendes Feld, und so frug ich mich, ob die berühmten Schriftsteller, die einst hier innerhalb des Gesichtskreises, den ich hatte, gewohnt, sich wohl je so vereinsamt und verlassen vorgekommen sein mochten, wie ihre Standbilder — oder ich selbst es war — an einem Tag wie der gegenwärtige? Kleinmüthig unternahm ich einen Gang durch die Stadt, kehrte jedoch zurück, ohne auch nur einen der drei Empfehlungsbriefe, die ich in der Tasche hatte, abgegeben zu haben. Da stand das Schillerhaus mit seiner Waare an Gypsabdrücken und Photographien, die im Fenster neben der Thüre ausgestellt sind; dann dort das Goethehaus, das endlich wieder bewohnt schien und doch noch immer düster und verlassen aussah; dann die Bibliothek; in ihrer Nähe aber keine Spur eines lebendigen Wesens, und vor dem Theater eine Restauration, mit einem Wirth, der den Namen W e r t h e r führte, wo ein einziges Individium vor einem einsamen Bierseidel saß!

Man rief mich zur table d'hôte und wies mir einen Platz an zwischen einem halben Dutzend durchreisender Gäste auf der einen und einer gleichzahligen Gesellschaft von Herren auf der anderen Seite, die den Weinflaschen und Serviettenringen nach zu urtheilen, habitués sein mußten. Diese letzteren übten unverzüglich eine Anziehungskraft auf mich aus, und erweckten ein Interesse in mir, welches sich später glänzend rechtfertigen sollte.

Bei Beendigung des Mahles ahnte mir nur eben, was für ein glückliches Geschick meiner harrte; denn erst Abends machte ich die nähere Bekanntschaft des kleinen Kreises, der gebildeter und angenehmer nicht hätte sein können. Eigene geistige Vorzüge gesellten sich bei den Mitgliedern zu angestammtem Familienruhm. Andere Herren, die ab und zu sich ihnen anschlossen, zählten zu demselben gesellschaftlichen Kreise, und manche der Vergangenheit angehörige Begebenheit, die anderswo nur dem Gelehrten bekannt ist, war hier Gemeingut. Die liebenswürdige Bereitwilligkeit, mit der man mir in dieser Gesellschaft einen Platz einräumte, spiegelte mir keine falschen Hoffnungen von dem Genusse vor, dessen ich mich hier erfreuen sollte. Bald sandte manches Licht, das ich für erlöscht gehalten, seine Strahlen aus Weimars Vergangenheit mir entgegen, manche alte Geistesmacht ließ spüren, daß sie noch vorhanden, bis in dieser neuen Atmosphäre die heroischen Gestalten nicht mehr bloße Schatten waren, sondern immer näher an mich herantraten, um endlich so viel ihrer Wesenheit wiederzugewinnen, als Kenntniß, Erinnerung und Phantasie den Todten zu verleihen vermögen.

Der Wunsch, von meinen Empfehlungsbriefen Gebrauch zu machen, war nun auch in mir erwacht. Ich wählte zu diesem Zwecke zuerst den an den Geheim-Hofrath S., ein Name, der allen Goetheforschern als der eines hochbegabten Herausgebers und Kritikers wohlbekannt ist. Ich traf ihn in seinem Amtsbüreau. In seiner hohen Stirn, seinen braunen hellen Augen und der männlich geformten

Nase lag etwas, das mich an Goethe mahnte; auch täuschte ich mich nicht: während der Tage, die folgten, enthüllte sich mir eine Mischung von Weisheit und Humor, von empfänglichem, streitbarem und gefühlvollem Geiste, durchwärmt von hohen geselligen Eigenschaften, wie sie sich in allen lokalen Ueberlieferungen, die sich auf den Verkehr des großen Meisters mit Andern beziehen, kund giebt.

Durch Herrn S. ward ich mit Dr. K. bekannt, einem Manne bei welchem sich Gelehrtenruhm auf seltene Weise mit großer Bescheidenheit paart. Da Beide im Begriff standen, ihren täglichen Spaziergang nach Ober-Weimar anzutreten, bat ich um Erlaubniß, mich als Dritter anschließen zu dürfen. Nun war die Luft schon minder dick und dumpf, die ersten Spuren des Herbstes, die sich an den Bäumen des Parkes zeigten, schon minder melancholisch. Spaziergänger ließen einzeln oder paarweise sich blicken und Marktweiber mit leeren Körben auf dem Rücken stiegen die Stufen hinab und schlugen, an den künstlichen Grotten am Fuße der Anhöhe vorbei, den Fußpfad ein, der über die Wiese auf das Goethe'sche Gartenhaus zuführt. Drunten, unterhalb des bewaldeten Abhangs, zog sich der einsame Schattengang, der Schillers Lieblingsweg war, an der Ilm dahin; die Höhe aber, der wir folgten, wo der Blick zwischen dem sich öffnenden Laubwerk freier ist und Luft und Licht größern Zugang haben, ward von Goethe vorgezogen.

Der ganze Park ist überhaupt von Goethe und Karl August geschaffen worden. Zu einer Zeit wo ganz Deutschland bis ins Kleinste die steif zugeschnittenen Formen von Versailles nachahmte, zeigte sich hier erfolgreich das Bestreben, die landschaftliche Gartenbaukunst auf Grundlage der Natur umzubilden.

Graf Rumford erzielte Aehnliches in München, doch geschah dies einige Jahre später. Die Grotten und eine künstliche Ruine sind die einzigen unangemessenen Züge der ganzen Anlage, indeß hat die überhandnehmende Vegetation jene so umhüllt und umgestimmt, daß der Eindruck von einem lieblichen, allmälig in grasreiche Wiesen und bebautes Feld übergehenden Thal, den man auf den ersten Blick empfängt, nicht von ihnen beeinträchtigt wird. In der Gruppirung der Bäume und der Vertheilung der Gebüsche liegt nichts erzwungenes oder erkünsteltes; der Rasen beherbergt alle Klassen wilder Blumen, wie die Jahreszeiten sie mit sich bringen und nur die Wege sind ein Anzeichen von Luxus, von gezähmter und der Kultur unterworfener Natur, das wir uns auch in wildester Einöde gern würden gefallen lassen. Ein sanfter, heiterer Friede ruht auf dem Thal; wenn man es betreten, beeilt man nicht die Schritte, man verweilt sich gern. Das Geräusch der Stadt ist nicht laut genug, um die Einsamkeit zu stören; sogar die Chaussée, die nach Belvedere hinausführt und den Park an einer Seite begrenzt, liegt halb versteckt unter ihrer Doppelreihe von breitverzweigten Bäumen, und das Wenige, was man von den Mühen der Menschheit auf den entfernteren Höhen wahrnimmt, gestaltet sich zum Bilde und nichts Anderm.

Auch Ober-Weimar beansprucht seinen Theil an dem Nachruhm der Vergangenheit. Hierher zog einst Schiller sich zurück, um, vor Unterbrechung gesichert, rascher arbeiten zu können, sah sich aber arg gestört von dem festlichen Lärmen einer Bauernhochzeit. Als wir in der räucherigen Wirthshausstube uns niedergesetzt hatten und Tassen des begeisternden Kaffees vor uns standen, deutete einer der neugewonnenen Bekannten auf die über die Ilm gespannte steinerne Brücke hin,

mit der Bemerkung, daß sie der Herzogin Amalie zu einer Studie gedient habe. Einige Tage darauf durchblätterte ich im Museum eine Mappe mit ihren Zeichnungen und konnte mir dann leicht vorstellen, wie jene Studie ausgesehen habe. Die Manier, in der man damals zeichnete, stellt sich uns in Oeser dar, der Goethe den ersten Unterricht ertheilte. Der harte wollige Baumschlag, die hölzernen Felsenpartien und verschwimmenden Vordergründe, aus denen hier und da ein streng detaillirter Zug hervorsticht, sind wunderlich anzusehen. Selbst Meyer, der in der Theorie so oft das Richtige traf, machte sich in der Ausübung seiner Kunst nie frei von dem steifen Zwang, den gekünstelten Formen der Schule.

In Goethe's Zeichnungen aber erkennen wir in merkwürdiger Weise, wie ein richtiges Gefühl im Kampfe lag mit einer falschen Methode, deren Schranken zu durchbrechen ihm, weil er das technische Geschick nicht besaß, unmöglich war. Die flüchtig entworfenen Skizzen gelingen ihm stets am besten. Sie sind frei und kühn in den Umrissen, Licht- und Schattenpartien sind häufig gut angelegt und hätte er einen feinen Farbensinn besessen, so möchte es ihm gelungen sein, sich unter anderen Einflüssen zu einem ziemlich guten Künstler heranzubilden. Da aber, wo er die Zeichnung ausführt, bleibt er in der Oeser'schen Manier stecken und alle Freiheit der ersten Anlage geht dabei zu Grunde. Ich habe Goethe's Originalskizze vom Thurm des Heidelberger Schlosses gesehen, eine unreife und dennoch durchaus nicht üble Leistung; darauf sah ich Oeser's Kopie derselben, in welcher, umgeändert und verhärtet, kaum der nämliche Gegenstand sich wiedererkennen ließ, und schließlich sah ich Goethe's ängstlich genaue Kopie der Oeser'schen Zeichnung, worin alle Fehler der letzteren betont hervortreten. Die wenigen Zeichnungen, welche Goethe in Rom anfertigte — besonders eine höchst saubere, sorgsame Skizze vom Capitol, in Tusche — geben den schlagendsten Beweis von seinem Talent als Amateur.

Um nach der Stadt zurückzukehren, schlugen wir den Fußweg über die Wiese ein, der uns an dem klassischen Gartenhaus vorbeiführte, wo der Dichter für Frau von Stein die ersten Veilchen pflückte und Spargel zog, wo er zuweilen, wenn Herzog und Herzogin sich unvermuthet zum Thee einstellten, genöthigt war, einen Teller voll Rauchfleisch zu entlehnen, wo er Christiane Vulpius über die Metamorphose der Pflanzen belehrte und wo später Thackeray unter den in jener früheren Zeit gepflanzten Bäumen Kaffee trank. Ich schaute über die Gartenthür hinein und konnte mir leicht denken, wie hier unter den Fenstern die nämlichen Ringelblumen und derselbe Rittersporn seit einem Jahrhundert geblüht hatten. Doch dürres Laub lag auf den Wegen allen und die dahinter steil ansteigende Höhe schien in ihrem feuchten Schatten einen Anflug von Moder zu beherbergen. Es ist ein einladender Ort, geschützt und sonnig wie er daliegt. Obgleich die Stadt in weniger als zehn Minuten zu erreichen ist, blickt man, vor dem Hause stehend, nur auf Wiesen, Bäume und die dunkle, schweigsam dahingleitende Ilm.

Die künstlichen Felsenpartieen auf der entgegengesetzten Seite des Stromes sind etwas schwerfällig ausgefallen. Goethe, der ein so begeisterter Geologe war, kann hierbei schwerlich betheiligt gewesen sein; er kam jedoch den steifen Massen zu Hilfe, indem er Stufen, Treppenabsätze und Inschriftstafeln anbrachte. Seitwärts von einem schattigen, auf die Höhe der Felswand führenden Pfad, ließ er

eine rauhe Bildhauerarbeit anbringen, die eine Schlange darstellt, wie sie um einen Altar sich ringelt und einen darauf niedergelegten Opferkuchen verschlingt. Das gewöhnliche Volk, dem das Symbol unverständlich war, erklärte sich in kurzem das Bildwerk durch Erfindung einer Sage, an welche die heutige Bauerngeneration steif und fest glaubt. Demnach hätte in uralter Zeit eine riesige Schlange die Ufer der Ilm verheert und wäre von einem fremden Ritter oder Heiligen vergiftet worden. Eine mit Baumschale bekleidete Hütte, die sich in der Nähe befindet, ist allzu neuen Ansehens, als daß sie ganz dieselbe sein könnte, die Karl August hier errichten ließ. Die Unansehnlichkeit des Häuschens scheint bei gewissen Leuten die Idee hervorgerufen zu haben, daß etwas Geheimnißvolles mit ihm verknüpft sein müsse und der Fremde, wenn er nicht die Quelle, aus der er schöpft, zu erwägen versteht, kann leicht in die Lage kommen, seltsame Behauptungen und Muthmaßungen mit sich hinwegzunehmen.

Einer meiner ersten Besuche galt Preller, dem homerischen Maler, dessen Darstellungen aus der Odyssee einen so prächtigen Schmuck der langen Gallerie des Museums ausmachen. Fast ebenso alt wie das Jahrhundert, hat er bei seiner Ausbildung der Ermunterung Goethe's und der großmüthigen Gönnerschaft Karl August's sich zu erfreuen gehabt und so war er mir, wie Tegnèr von Thorstan Vikingsson sagt: „eine lebendige Sage". Ich fand ihn in seinem Studio, wo unter seiner Leitung drei junge Damen so eifrig beschäftigt waren, daß nur eine von ihnen aufblickte und zwar hatte sie soeben ihre Arbeit, eine vortreffliche Crayon-Zeichnung vom farnesischen Torso, vollendet. Preller malte an einer Landschaft aus der Nähe von Olevano, in deren Vordergrund eine klassische Gruppe sich zeigte. Ich zog mich zurück, ehe er Zeit hatte, den Pinsel aus der Hand zu legen und folgte einer Einladung, ihn am folgenden Abend in seiner Wohnung zu besuchen. Dort fand ich, daß er nur den Ort vertauscht, nicht die Umgebung. Seine jungen Schülerinnen saßen vor einer Mappe mit Handzeichnungen berühmter deutscher Künstler und erfreuten sich an ihnen und an Preller's lehrreichen Bemerkungen. Man machte Platz für mich am Tische. Mir gegenüber hatte ich den kräftig ausgeprägten Kopf und vollen Graubart des Malers, zur Seite einen Gypsabguß der Trippel'schen Goethebüste, des Apollohauptes aus dem Jahre 1787, zu Rom verfertigt, deren Original in der Weimar'schen Bibliothek steht. Es ist einer von den Köpfen, deren Schönheit und Würde einen um so höhern Eindruck hervorbringt, als sie dem griechischen Ebenmaß nicht genau entsprechen. An den Halbgott mahnend, ist es doch immer noch ein Mensch, den man vor sich hat. Denke man an die schönsten aller bekannten Köpfe — den Antoninus Pius, den jungen Augustus, Napoleon, Byron — und man wird finden, daß der von Goethe in seinem achtunddreißigsten Lebensjahre der erhabenste und vollendetste ist.

Als vor wenigen Jahren die Erlaubniß zur Herstellung einer kleinen Anzahl von Gypsabgüssen nach der Büste bewilligt ward, hatte ich das Glück, mir einen derselben zu erwerben; daher sagte ich, zu Preller gewandt: „Ich sehe, daß Sie hier dieselbe Goethebüste, und sie ebenso aufgestellt haben, wie ich daheim in meinem eignen Zimmer; nur habe ich ihr gegenüber die Venus von Melos stehen. Zu ihm, dem Manne, gehört sie, das Weib."

Ohne eine Wort zu sagen, erhob er sich vom Sopha, kam herüber zu mir

und nahm mich beim Arm. Seinem Winke folgend stand ich auf, und erblickte, als ich mich seitwärts wendete, eine Büste der Venus von Melos, die ich beim Eintreten in das Zimmer nicht bemerkt hatte. „Da ist sie!" rief er. „Ich sehe sie mir an tagtäglich und gehe nie von ihr hinweg, ohne zu mir zu sagen: Mein Gott, wie schön ist sie!"

Wie durch glücklichen Zufall diente diese Uebereinstimmung unseres Geschmacks mehr als stundenlanges Gespräch dazu, das Herz des alten Künstlers mir zu erschließen. Gar manchen Abend noch brachte ich in seinem angenehmen Familienkreise zu, bis es ihm Gewohnheit ward, die Vorrathskammer eingesammelter Erinnerungen vor mir aufzuthun und eine Menge bezeichnender Anekdoten von dem einen Manne und den andern Menschen, mit denen ich mich bekannt zu machen wünschte, zum Vorschein zu bringen. Vermöge der klaren verständnißvollen Beobachtungsgabe, die stets dem Künstler eigen ist, dessen Genie ebensowohl in der Harmonie der Form, wie der Farbe zu Tage tritt, gewannen seine Erzählungen einen Werth von vorzüglicher Bedeutung. Kein einziger Zug dabei war geringfügiger Art: ein jeder hatte seine Tragweite. Er sah, während er sie schilderte, die Persönlichkeiten wieder vor sich, er hörte ihre Stimmen und indem er wiederholte, was sie gesagt, ahmte seine eigne Stimme unwillkürlich die betreffende nach. Ließen biographische Studien sich immer in solcher Weise machen, wie ergötzlich wäre dann die Aufgabe des Biographen!

Preller führte mir ein weit deutlicheres Bild von Goethe's Sohn vor die Seele, als ich aus vorhandenen Quellen es zu gewinnen vermocht. Er scheint das heitere und liebenswürdige Temperament der Mutter, dazu viel von der Schönheit des Vaters, ohne mehr als ein Zehntel seiner geistigen Begabung geerbt zu haben, und war von hohem ebenmäßigem Wuchs. Ein noch vorhandener, schlecht gemalter Kopf, zeigt die vollen, gerötheten Lippen und großen sanften Augen einer sinnlichen Natur; Preller aber versicherte, daß er auch recht verständnißvoll und empfänglich, überhaupt in jeder Beziehung anziehend sein konnte. Ersterer war in Rom zur Zeit seines Todes und erzählte mir die näheren Umstände. Insofern ein kurzgefaßter Bericht hierüber bereits veröffentlicht worden ist,*) darf ich mir wol erlauben, die Geschichte in des Künstlers eigenen Worten wiederzugeben:

„Kurz nachdem der junge Goethe nach Rom gekommen war, schlug Kestner, damals preußischer Legationssekretair, einen Ausflug nach Albano und Nemi vor und forderte mich auf, theilzunehmen. Während wir von Albano aus zu Esel nach dem See von Nemi ritten, klagte Goethe über plötzliches Uebelbefinden. Er konnte sich kaum noch aufrecht im Sattel erhalten, es gelang uns aber unter vereinten Bemühungen, ihn bis nach Frascati zu bringen, wo wir drei Stunden blieben, damit er sich erhole, ehe wir ihn zu Wagen nach Rom zurückschafften. Er fieberte stark als wir dort anlangten; ich brachte ihn zu Bette, wachte die Nacht durch bei ihm und verließ ihn, einigermaßen besser, erst am Morgen. Des folgenden Abends forderte ich Rudolph Meyer aus Dresden auf, die Nachtwache mit mir zu theilen. Ich blieb bis Mitternacht bei dem Kranken sitzen, dann streckte ich mich im an=

*) Von Dr. Eitner, in einer Anmerkung zu seiner Uebersetzung von einem Theil des Tagebuchs von Henry Crabb Robinson.

grenzenden Zimmer auf ein paar Stühle nieder. Mir schien es wie im nächsten Augenblick, da kam Meyer schon zu mir herein und sagte: „Goethe ist anscheinend sehr krank.“ Ich erhob mich sogleich und ging zu ihm hinein, aber kaum war ich drin, als Goethe mit einem Satze aus dem Bette sprang, auf mich zustürzte und, beide Arme um meinen Hals schlingend, mich mit solcher Heftigkeit an sich drückte, daß ich meinte, ich müßte auf der Stelle den Geist aufgeben. Ich machte mich so gut ich konnte von ihm los und schob ihn sachte auf das Bett zurück, wo er kraftlos auf das Kissen sank, Ich wartete ab, was kommen würde; kein Muskel regte sich. Dann sah ich, daß er keinen Athem holte. Meyer bei ihm zurücklassend, rannte ich zum Arzte, der sogleich kam, aber nur um auszusagen, daß der Tod unmittelbar nach dem Paroxysmus eingetreten sei. Als Kestner es hörte, war er wie vom Donner gerührt.

Die Autopsie erwies, daß das Gehirn gesund war — nur ein kleiner Fleck verrieth die Blattern, die nicht zum Ausbruch hatten gelangen können. Dieses war die Ursache seines Todes. Ich ging mit zum Begräbniß und half den Sarg tragen, mir schien es aber die ganze Zeit über, als träumte ich: was ich sah und hörte wußte ich kaum. Irgendwo auf dem Heimwege vergingen mir die Sinne völlig und viele Tage lang wußte ich nichts von mir. Als ich endlich wieder zu mir kam, hatte ich kaum noch Leben in mir und war mit Blattern überzogen. Es dauerte Monate bis ich wieder zu gewohnten Kräften kam.“

Es traf sich, daß Tags darauf Freund S. mir erzählte, wie Otfried Müller in seinen Armen zu Athen verschieden war. Merkwürdigerweise gesellte sich bei unserm Spaziergang nach Ober-Weimar — denn dieser war auch mir zur Gewohnheit geworden — ein Grieche zu uns und wir sprachen mit einander von dem Hügel von Colonos, bis es schien als seien die Wiesen an der Ilm mit Asphodel übersäet. Eines anderen Tages trat, während ich im Saal der Bibliothek in eine Landkarte vertieft stand, ein Fremder zu mir heran und deutete ohne weiteres auf die Himalaya bei Nepaul, indem er sagte: „Da bin ich zu Hause!“ Es sind aber nicht die großthuenden Touristen, die von allen Weltgegenden her so ruhig in Weimar zusammentreffen.

Die von dem regierenden Großherzog ins Leben gerufene Kunst-Akademie ward während meines damaligen Aufenthalts von inneren Störungen erschüttert, denen eine Autoritätsfrage zu Grunde zu liegen schien. Im Hintergrunde aber, so fern vielleicht, daß viele der Betheiligten es kaum wahrnahmen, stand dräuend der Zwiespalt der Kunst-Theorien, der Kunst-Elemente, die auf das Sinnliche und auf das Ideelle, auf die technische Fertigkeit und auf den Ausdruck von Gedanken gerichtet sind. Ueber die ganze Welt verbreitet ist der Kampf unter ihnen. Es ist Frankreich, im Bunde mit chinesischen Seidenstoffen und japanesischen Schirmen im Gegensatz zu der extremen Richtung, die am deutlichsten durch Kaulbach repräsentirt wird, der die Reformation auf einem einzigen Carton darzustellen versuchte. Die zwischen inne liegende Wahrheit aber wird, wie es stets der Fall ist, von den redlich strebenden Künstlern mehr empfunden als zum bewußten Gedanken erhoben. Sie arbeiten ruhig weiter und überlassen den Kampf Anderen.

Das Studio des Baron von G. war ein Zufluchtshafen während des vorüberziehenden Sturmes. Er lebte in einer heiteren Kunst-Atmosphäre und seine

Bilder, in denen ein kräftiger Realismus, durchdrungen von reinster poetischer Stimmung, sich ausspricht, befriedigen beide Richtungen des künstlerischen Bewußtseins. In ihm ist der Genius vererbt, nur tritt er in neuer Weise hervor. Seine Wahl und Behandlung der Gegenstände erinnert mich lebhaft an Mac-Entee*). Gleich diesem empfindet er das unendlich Anmuthende und Wehmüthige des Spätherbstes, eines trüben Himmels und düsterer Wolkenmassen, des welken Laubes, einsamer Waldbäche, brauner Niederungen und grauer Berghänge. Ueberdies hat Einer wie der Andere den nämlichen festen, innigen Glauben an seine Kunst, der er dient um ihrer selbst willen, und die gleiche Unbekümmertheit um den zeitweilig herrschenden Geschmack, dem viele Künstler huldigen und dann thöricht annehmen, es sei der Ruhm, den sie gefunden hätten. Wenn das Andenken an den Freund in der Heimat mir häufig vorschwebte, während ich zusah, wie Schillers Enkel in Weimar malte und mich zu einer Vertraulichkeit hinriß, die bei so kurzer Bekanntschaft kaum angemessen schien, so fand ich zu meiner Freude ein so freimüthiges Entgegenkommen von seiner Seite, daß ich manchmal wähnte, er sei von beiden der ältere Freund.

Man erzählt sich von Schiller weniger in Weimar als von Goethe, denn Schiller's schwache Gesundheit nöthigte ihn, während der fünf Jahre, die er daselbst zubrachte, sich auf einen kleinen Kreis von Bekannten zu beschränken. Wie es bei Goethe der Fall war, hatte auch sein Benehmen Fremden gegenüber etwas Kaltes, Zurückhaltendes, scheinbar Stolzes. Denn eine fein angelegte Natur ist stets auf der Hut gegen mögliche Aufdringlichkeiten. Diese Eigenthümlichkeit ward ihm indeß nie zum bleibenden Vorwurf gemacht und ohne Unterlaß gehässig in Erwähnung gebracht, wie es in Hinsicht auf seinen großen Freund geschah. Eckermann sagt in den „Gesprächen“, Goethe habe Schiller eine aristokratische Natur genannt, die er auch gewiß war. Goethe jedoch war nur deshalb demokratischer, weil seine geistigen Interessen einen weiteren Umkreis beherrschten. Es ist merkwürdig, wie groß die Uebereinstimmung war, welche Beide aneinander fesselte und wie groß zugleich das Antagonistische zwischen Beiden, das nicht im Stande war, sie zu entzweien.

Mir lag besonders viel daran, mir über die äußere Erscheinung beider Männer Gewißheit zu verschaffen. Man sollte annehmen, dies wäre ein Leichtes; dem aber ist keineswegs so. In Rücksicht auf Wuchs, Farbe des Gesichts, der Augen und des Haares, vernahm ich die verschiedenartigsten Ansichten. Sogar Personen, welche die Dichter noch mit eigenen Augen geschaut hatten, schienen in ihrem Erinnern von herrschenden Meinungen beeinflußt zu sein. Rietschel, in der Gruppe vor dem Theater, ist nicht der Wahrheit getreu geblieben. Die beiden kolossalen Figuren messen neun Fuß, wobei Schiller, der mit zurückgeworfenem Kopfe, wie er ihn nie in der späteren Hälfte seines Lebens trug, dargestellt ist, etwa um zwei Zoll höher ist denn Goethe. Dieser war nun in Wirklichkeit sicher nicht über fünf Fuß zehn Zoll hoch — vermuthlich weniger, da seine sehr gerade Haltung und wunderbar imponirende Persönlichkeit ihn größer erscheinen ließ als er es war — wohingegen Schiller für den größten Mann im Großherzogthum galt,

*) Ein vorzüglicher amerikanischer Landschaftsmaler. A. d. Ueb.

denn er maß sechs Fuß drei Zoll. Sein Gang aber war schlaff und schleppend; er schritt gewöhnlich mit eingebogenen Schultern und vorwärtsgeneigtem Kopfe und nur sein durchgeistigtes, lebendig beseeltes Antlitz, die breite Stirn und die großen milden Augen, von einer Farbe, die zwischen blau, grau und hellbraun hin- und herschwankte, machten seine Erscheinung zu einer großartigen, eindrucksvollen.

Goethe's Augen, wie auch sein Haar, waren dunkelbraun, die ersteren groß, fast übernatürlich leuchtend. Auch seine Gesichtsfarbe war mehr dunkel als hell, die Nase beinahe römisch, mit breiter Grundfläche, wie die griechische, und feiner, sich ausweitender Nasenöffnung; Mund und Kinn wohlproportionirt, voll, aber so durchaus schön, daß sie kleiner aussahen, als sie in Wirklichkeit es waren. Sein Gesicht erschien stets mehr oder weniger gebräunt; es fehlte ihm selten der Sonnenbrand. In späteren Jahren nahm es eine röthliche Färbung an und eine größere Fülle verwischte viele der Runzeln des Alters. In Stieler's Portrait (jetzt im Goethehaus befindlich), das gemalt wurde, als der Dichter achtzig Jahre alt war, drückt sich eine erstaunliche Lebenskraft aus. Preller sagte mir einmal: „Noch nie ist in einem so alten Manne soviel Leben gewesen. Wenn eine Kanonenkugel plötzlich an mir vorübergesaust wäre, ich hätte nicht mehr in Verwunderung gestürzt werden können, als da ich hörte, er sei gestorben. Ich hatte gemeint, er müsse es bis auf hundertundfünfzig Jahre bringen!“

Wenn in Goethe der volle Einklang aller geistigen und körperlichen Kräfte zur Erscheinung gelangt wie bei keinem anderen Dichter (obgleich wir bei Homer und bei Shakespeare dasselbe voraussetzen müssen), tritt uns bei Schiller das außerordentliche Beispiel eines unausgesetzt über körperliche Schwäche triumphirenden Geistes entgegen. Von heller Farbe, war seine Haut so fein, daß bei der geringsten Gemühtswallung das Blut hindurch leuchtete. Leichte Sommersprossen bedeckten sein Gesicht; die dünne auffallend gebogene Nase war ein so hervorstehender Zug, daß er häufig unter Lachen darauf anspielte, als ein siegreiches Resultat beständigen Zupfens und Kneifens aus der Schulzeit her. Fast ebenso vorstehend war das Kinn, wodurch sein Mund die trotzige und spöttische Unterlippe, von der seine Schwester Christophine spricht, erhielt. Sein massiges Haar, das nicht wie bei Goethe sich ringelte und lockte, sondern schlicht und lang herabhing, war von gelbblonder Färbung und schimmerte, wie Caroline von Wolzogen sich poetisch ausdrückt, ins Röthliche. Ein Bild von ihm, und vorzüglich seine Büste oder Statue, berührt uns stets sympathisch — möglicherweise weil Leiden und Ringen so offenbar bei ihm zum Ausdruck gelangen. Neben ihm scheint Goethe wie gekrönt von mühelosen Errungenschaften dazustehen. Allein was für ein Paar diese Zwei sind! Das große Verdienst, das sich Rietschel durch seine Standbilder erworben, liegt darin, daß er der edlen Freundschaft zwischen Beiden einen so feinen Ausdruck verliehen hat. Die Hand Goethe's auf Schillers Schulter ruhend, und der eine Lorbeerkranz, der von den Händen Beider so berührt wird, daß man nicht weiß, welcher ihn reicht und welcher ihn hinnimmt, symbolisirt eine Thatsache, die in den Annalen der Literatur nur allzu selten vorkommt.

Das Theater ist auf der Asche des alten, um das Jahr 1825 niedergebrannten, wieder aufgebaut worden. Es ist klein, doch überaus freundlich, anmuthig, und

bequem eingerichtet. Einige Tage nach meiner Ankunft ward Schillers „Wallenstein", die ganze Trilogie, aufgeführt. Da ich wußte, daß das Weimar'sche Theater den überlieferten Anforderungen getreu geblieben, versäumte ich nicht, mich rechtzeitig dahin zu verfügen, in der Meinung, daß ich, wie früherhin, einen Platz in den ersten Reihen des Parquet noch vorfinden würde. Ich erhielt indeß nur noch in einer der hinteren Logen einen Sitz: das ganze Gebäude war bereits gedrängt voll, bis zur obersten Gallerie hinauf.

Auf keiner Bühne hatte ich noch eine so vorzüglich in Scene gesetzte Darstellung gesehen, als die von Wallenstein's Lager. Der breite, unaufhörlich wechselnde Hintergrund, der hier für den Dialog geschaffen worden, war etwas, worauf ich nicht gerechnet hatte. Gerade so wie die beiden Dichter den Plan für die Darstellung des Stückes entworfen, wurde es aufgeführt. Während Buttler'sche Dragoner, Holk'sche Reiter, Terzky'sche Carabiniers und Andere das Wort führten, wogte hinter ihnen das bunte Treiben des großen Feldlagers auf und ab. Die Soldaten würfelten mit einander, die Markedenterin schenkte emsig aus ihrer zinnernen Kanne ein, Offiziere stolzierten vorüber, Schildwachen präsentirten das Gewehr, aus der Ferne tönte die Trompete, und alles was der Dialog berührte, stellte sich leibhaftig dar in den Handlungen der in bunten Trachten sich bewegenden, stets sich von neuem bildenden Menschengruppen. Goethe bestand unbeugsam darauf, daß die kleinste Rolle mit derselben Sorgfalt ausgeführt werde wie die größte, und ich darf annehmen, daß auch heutigen Tags noch in der geringfügigsten Rolle ein schlechtes Spiel nicht geduldet wird.

Das feurige und ergreifende Soldatenlied, womit das Stück schließt, riß das Publikum zu so stürmischem Beifall hin, als hörten sie es nun zum ersten Mal. Während des Wechselgesangs begleitete das Orchester großartig. Bei wiederaufrollendem Vorhang folgten dann die Piccolomini mit dem ganzen Schwarm ihrer kriegerischen Gestalten. In der Darstellung der einzelnen Partien war das Stück etwas ungleich, in den verschiedenen Rollen aber trat dennoch eine klare und verständige Individualisirung zu Tage. Ich war indeß so hoch erfreut, zum ersten Mal in meinem Leben den jambischen Vers regelrecht vortragen zu hören, daß ich dem Spiel einen nur geringen Grad von Aufmerksamkeit schenkte. Ich hatte anderswo so lange schon vergebens nach dem gelauscht, was ich hier vernahm, daß ich nicht mehr darauf gehofft hatte und völlig überrascht war. Doch verlor sich dies bald in dem Genusse, der sich mir darbot und den keiner von den Mitspielenden verdarb, denn hierin erwiesen sie sich Alle gleich vortrefflich.

Auch dieses haben wir Goethe zu verdanken. Die Verhaltungsregeln, die er während seiner Intendanz den Schauspielern gab, sind, wenn auch weniger kurz und bündig wie die des Hamlet, dennoch ebenso klar und bei weitem eingehender und praktischer. Seine Vorschrift, wie der jambische Vers zu lesen sei, ist die allein richtige. Er besteht darauf, daß eine jede der abgemessenen Zeilen dem Zuhörer zum Bewußtsein gebracht werde, nicht etwa durch mechanisches Absetzen der Stimmen, was in kurzem unerträglich sein würde, sondern durch einen feinen Tonfall und durch Ruhepunkte, die, nicht ganz so hervortretend wie die Pausen der Interpunktion, gerade bedeutend genug sind, um den Vers nicht in Prosa übergehen zu lassen.

Unsere englischen Schauspieler und Lehrer der Declamations-Kunst hingegen gefallen sich darin, den Blank-Vers mittels der Pausen in reine Prosa umzuwandeln. Anstatt nach dem Versmaß, lesen sie ihn einzig der Interpunktion gemäß, und Viele unter ihnen beeilen sich noch obendrein, da, wo der Satz bis in die folgende Zeile sich fortsetzt, die Worte recht schnell auf einander folgen zu lassen, damit auch nicht die leiseste Pause sich bemerklich mache.

Für das Ohr gehen hierdurch die fünffüßigen Jamben gänzlich verloren. Im Shakespeare finden sich indeß Stellen, die so durch und durch rhythmisch sind, daß der Schauspieler sie nicht alles melodischen Klanges berauben kann und gerade diese Stellen sind es, die den Zuhörer, sollte er auch im Leben keine Zeile scandirt haben, entzücken.

Anfangs verfolgte ich in den Piccolomini Zeile auf Zeile, um mich zu überzeugen, daß sie auch genau angedeutet wurden; bald aber unterließ ich es und hörte sie dennoch immer hindurch: das heißt, ohne im mindesten einem monotonen Sing-Sang sich zu nähern — denn der Pausen und Cadenzen waren ebenso viel verschiedenartige, wie in der Prosa, nur daß sie eine bei weitem feinere Anwendung fanden — machte sich die rhythmische Beschaffenheit der Sprache in einemfort geltend. Die leidenschaftlichen und poetischen Scenen gewannen hierbei unendlich, denn die Leidenschaft entbehrt im wirklichen Leben selten einen ihr eigenen rauhen, ungestümen Rhythmus. Die Pause am Ende einer Zeile konnte kaum eine Pause genannt werden. Es belief sich auf ein nur eben wahrnehmbares Verweilen des Tons, wodurch auch solchen Personen des Stückes eine gewisse Würde verliehen ward, die, wenn sie, wie auf unseren Bühnen, die Worte, ohne auf die metrische Bewegung zu achten, rasch und übereilt herausgepoltert, sehr leicht hätten vulgär erscheinen können.

Ich hatte das Glück, auf einen ungewöhnlich milden und angenehmen Octobermonat gestoßen zu sein. Nach den ersten trüben Tagen strahlte für lange Zeit eine wohlthuende Sonne auf die Welt umher, während innen das gesellige Leben Weimars, mit dem was es an feiner und gereifter Bildung besitzt, dem Fremden sich allmälig erschloß. Die Standbilder machten nun nicht mehr den Eindruck des Verlassenseins: sie wurden zu vertrauten, schützenden Laren des Ortes; gar manche krumme alte Gasse gewährte mir Einblick in geborgene Hausgärten, wo noch Rosen in der Sonne erblühten, Häuser, die ich früher unbeachtet gelassen, waren nunmehr bewohnt von interessanten Phantomen, oder lebensvollen, anmuthigen Bekannten, das Beste aber von Allem lag darin, daß das geistige Interesse, das mich hauptsächlich nach Weimar gezogen hatte, für die Bewohner nicht todt oder gleichgültig war.

An einem sonnigen Nachmittag, an welchem die zwei Gelehrten den gewohnten Spaziergang aufgaben, fuhren wir mit einander nach der Ettersburg, dem großherzoglichen Landschloß, das in Verbindung mit der Herzogin Amalie so viel genannt wird. Von Weimar sowohl als aus der Richtung von Erfurt betrachtet, ist der Ettersberg ein so unverheißendes, nichtssagendes Stück Feld, mit schnurgeradem Walde, daß ich mir nicht recht vorzustellen vermochte, wie er einen Schauplatz all' des Sommer-Vergnügens, wie die Burg es gewesen sein mußte, auf sich bergen könne. Der etwa anderthalbstündige Weg dahin läßt nichts blicken als die

nüchternste Gegend. Die Waldung, die über den Kamm des Hügels sich hinzieht und auf kargem, sandigen Boden steht, enthält wenig stattliche Bäume und da, wo sie am jenseitigen Hang nach Norden hin sich absenkt, gewährt der sich darbietende Blick auf die bräunlichen Fluren des sächsischen Flachlandes durchaus nichts Erfreuliches.

Ich fand jedoch, daß der Ettersberg von einem tiefen, gewundenen Thal durchschnitten wird, an dessen geschützten Wänden herrliche Gehölze stehen, wo frisches Wiesengrün ab und zu hervorleuchtet. In dem kleinen Dorfe, das am entgegengesetzten Abhang zerstreut liegt, hat Se. königliche Hoheit der Großherzog den Häusern ein freundlicheres Ansehen zu geben sich bemüht, indem er auf eigene Kosten hat Erkerfenster an deren Vorderseiten herrichten lassen. Etwa ein Viertel der Wohnungen waren bereits auf diese Weise umgestaltet worden und die vorspringenden Fenster schimmerten jetzt im Schmucke von Geranien, Nelken und Rosmarin.

Das Schloß erhebt sich auf einer Terasse, die zum Theil aus der Hügelwand herausgehauen ist. In künstlichen Abstufungen senkt sich die Gartenanlage bis hinab in den Wiesengrund, wo jenseits herrliche aus Ahorn, Eichen und Buchen bestehende Waldung sich emporzieht. Die künstlichen Anlagen sind einfacher Art und verlieren sich bald in die natürlichen Züge der Landschaft. Die alte herzogliche Residenz ist ein rechtwinkelig aufgeführter Bau ohne architektonische Besonderheit. Dahinter erhebt sich ein kleines viereckiges Gebäude, worin Wohnungen für Gäste und Dienerschaft, eine Rüstkammer, das Theater und verschiedene andere Gemächer sich befinden. Der Castellan zeigte uns das Zimmer, welches Schiller bewohnte, als er hierher kam, um den letzten Act von Maria Stuart zu schreiben. Darauf führte er uns in das Hauptgebäude, wo die hübschen Portraits von Karl August und dem Prinzen Constantin aus den Kinderjahren, und einige ziemlich gute Gemälde Alles sind, was die Räume bemerkenswerthes aufzuweisen haben, denn der Hausrath der Fürsten hat heutzutage keinen besondern Glanz mehr. Ein japanesischer Schrank, oder ein persischer Teppich, die im vergangenen Jahrhundert noch zu den Seltenheiten gehörten, kann jetzt ein Jedes sich anschaffen.

Es ist vorzüglich der Geist der Herzogin Amalie, der die Ettersburg noch belebt. Ein Portrait von ihr, das, nach dem Leben gemalt, in einem der Gemächer hängt, ließ mich zum erstenmal eine entschiedene Aehnlichkeit zwischen ihr und ihrem Oheim, Friedrich dem Großen, wahrnehmen. Die Augen, von denen der alte Hofmarschall von Spiegel zu sagen pflegte, daß nur Wenige den voll und gerade auf sie gerichteten Blick derselben hätten ertragen können, ohne die unbehagliche Empfindung zu spüren, daß er bis in das geheimste Innere ihrer Seele eindringe, gleichen auffallend denen Friedrich des Großen. Sie sind klar, groß, grau und forschend in ihrem Ausdruck. Goethe übte hier, von der Herzogin nicht zurückgehalten, manchen seiner jugendlichen Streiche aus, doch war es, glaube ich in Tieffurt, wo die Herzogin, da es zu regnen anfing, auf einem Heuwagen in das Schloß zurückfuhr und dabei Wieland's Rock sich umhing. Es ist ziemlich ungerecht, daß Goethe allein der Tadel treffen sollte für das, was damals bei einer Partei „Natur" hieß und von einer andern für scandalöse Ungebundenheit gehalten ward. Die Belustigungen traten zu jener Zeit an wenigen Höfen in so unschuldiger Gestalt auf.

Durch den Wald schweifend, gelangten wir an eine alte Buche, in deren Stamm die Mitglieder der erlauchten Gesellschaft auf der Ettersburg vor langer Zeit ihre Namen eingeschnitten hatten. Diesem Beispiel aber sind seitdem so viele der thörichten großen Menge gefolgt, daß die meisten der ursprünglichen Runen in einem labyrinthischen Gewirre von Narben untergegangen sind. Der einzige Name, der sich mit einiger Sicherheit feststellen ließ, war der Bertuch's. Die Rinde wird jetzt durch ein Drahtnetz geschützt, welches den Vandalen Noth verursacht, ohne sie gänzlich schadlos zu machen. Ich glaube, es war unter diesem Baume, wo Goethe einen Scheiterhaufen aus Büchern sentimentalen Inhalts, den eigenen Werther mit inbegriffen, errichtete und nachdem er ihn angesteckt, eine Leichenrede hielt, die, als das Gerücht davon in die Welt drang, noch weit hellere Flammen unter seinen empfindlichen Zeitgenossen anfachte. Es währte Jahre, ehe Jacobi ihm das Verbrennen seines Woldemar verzieh.

Tieffurt, das etwa eine halbe Stunde von Weimar entfernt, abwärts an der Ilm liegt, ist fast ebenso vereinsamt wie die Ettersburg, nur daß es traulich im Thale sich lagert. Die dramatischen Aufführungen, zum Theil improvisirter Art, mit denen man sich dort belustigte, bilden einen der Grundzüge jenes idealen Lebens, das eine kurze Weile hier vorhanden war; hier und nirgendwo sonst. Es ist ein großer Verlust für uns, daß wir so wenig von jenen Aufführungen wissen und die Berichte, die wir davon haben, so wenig auf das Einzelne eingehen. Aus mündlicher Ueberlieferung weiß man noch, wo einst die Zuschauer saßen, wo die Bühne war, wo die Lampen und Fackeln brannten, die Aufführungen selber aber gehören in die früheste Zeit jener berühmten Periode und Niemand lebt, der sich entsinnen könnte, je mehr darüber gehört zu haben, als bisher gedruckt worden ist.

Erinnerungen, die an eine mehr oder minder lange Vergangenheit sich knüpfen, tauchen hier in der That nach allen Richtungen hin auf. Nicht in rascher Folge aber treten sie an den sich verweilenden Fremden heran, denn eine Menge derselben bergen sich im stillen Gehege individuellen Wissens. Wird man erst bekannt in den Kreisen der Gesellschaft, so führt, wie ein glückliches Begebniß, der Zufall sie uns zu: aus jedem traulichen Gespräch über das alte Thema enthüllt sich unversehens etwas Neues, bis nach und nach die Höhen, die einst so kahl schienen, mit einer Atmosphäre sich umziehen, die vom Purpur großer Erinnerungen durchleuchtet ist. Nein, von einer Decadence, die den Rückschritt einschließt, war hier keine Spur: die hohe Bildung, die einst Weimar mit solchem Glanz umgab, durchdringt noch heute das dortige Leben. Es ist mehr als eine conventionelle Verehrung der großen Todten, was man dort antrifft. Das Sehnen nach fortschreitender Entwickelung, das Streben nach dem ewig Wahren und dem ewig Schönen, das diese beseelte, ist auf die Nachkommen derjenigen übergegangen, unter denen und im Verein mit welchen sie gewirkt haben. Hat das Vollbringen aufgehört, so bleibt doch das Anerkennen noch, wodurch jenes den Antrieb erhält. Mehr läßt sich nicht verlangen: fände man es doch in größeren Städten!

II.

Die Freundlichkeit und das Zutrauen mit welchem ich von den alten Familien Weimar's aufgenommen ward, scheint eine dankbar anerkennende Erwähnung von meiner Seite zu rechtfertigen und macht doch zugleich eine solche zu einer

sehr schwierigen Aufgabe. Je mehr das Heiligthum des Privatlebens von der in Frankreich entsprungenen und in Amerika so kräftig angewurzelten Sucht nach öffentlicher Besprechung von Persönlichkeiten mißachtet wird, destomehr ist es die Pflicht eines Autors, jenes Heiligthum zu wahren. Die Grenzlinie aber zwischen diesem Mißbrauch und der erlaubten Schilderung von allgemeinen Kennzügen der gesellschaftlichen Verhältnisse läßt sich bisweilen nur sehr schwer bestimmen. Ich lasse daher lieber viele anmuthige Zwischenfälle, welche die Eindrücke, die ich empfangen, den Augen des Lesers deutlicher vorführen würden, unerwähnt und hoffe, daß er nichtsdestoweniger an die aufrichtige Wiedergabe der letztern glauben werde.

Es giebt eine gesellige Bildung, die sich auf eine äußerst feine und zarte Weise kund giebt und die ich nirgendwo in einem so hohen Grade vorgefunden habe wie in Weimar. Ich meine damit die Rücksicht gegen den einzelnen Fremden, womit man den Faden der Unterhaltung auf Gegenstände hinlenkt, die mit seiner Kenntniß und dem was für ihn Interesse hat, in Berührung stehen. Wie oft habe ich in Amerika und in England es erlebt, daß im kleinen Kreis, in Gegenwart eines eingeführten Ausländers, die Unterhaltung über persönliche Dinge, von denen er keine Kenntniß haben konnte, ihren ununterbrochenen Fortgang nahm, bis die Gesellschaft sich zerstreute! Es giebt einen verneinenden wie einen bejahenden (aktiven) Egoismus und er scheint häufig in der Zurückhaltung bedingt zu sein, die von unserem Volksstamm so hochgestellt wird.

Die gediegene und umfassende literarische Bildung der Gesellschaft in Weimar war gleichfalls ein großer Genuß für mich. Mehr denn einmal ereignete es sich, daß bei einer Gesellschaft von zwanzig bis dreißig Personen jeglichen Alters, die Unterhaltung, infolge eines französischen oder englischen Citats, plötzlich in die eine oder andere der beiden Sprachen überging. Als einmal die Rede auf ein gewisses englisches Gedicht kam, woraus ich gebeten ward, ein paar Verse zu recitiren, wollte ich mich damit entschuldigen, daß eine Uebersetzung des Gedichtes mir unbekannt sei. „Oh, englisch, natürlich!" hieß es sogleich, und darauf unterhielt sich eine lange Zeit die ganze Gesellschaft im besten und geläufigsten Englisch. Unter den jungen Damen gab es, wie ich bald fand, viele, die in der Malerei sowol als in der Musik vortreffliche Künstlerinnen waren. Eines Tages aber, da ich etwas frühzeitig bei einer angesehenen Familie meinen Besuch abstattete, bat eine Tochter des Hauses höchst anmuthig um Entschuldigung, daß sie den Salon verlassen müsse, weil sie Einiges in der Küche zu besorgen habe. Die Vereinigung von hoher Bildung mit einer gewissenhaften Erfüllung einfachster häuslicher Pflichten mag vielleicht etlichen meiner (amerikanischen) Leser gar zu ideell erscheinen; doch dürfen sie sich trösten, denn es giebt auch bei uns zu Lande edle Beispiele solche Art.

Ungefähr ein Monat verstrich, ehe der Hof nach Weimar zurückkehrte. Der Großherzog befand sich in Berlin, die Frau Großherzogin und die Prinzessinnen auf dem Schlosse in Schlesien, und der kürzlich vermählte Erbgroßherzog schien ganz natürlich den Honigmond sich nicht verkürzen zu wollen. Eines Morgens aber hieß es, Ihre königlichen Hoheiten, das Erbgroßherzogliche Paar, seien im Schlosse angekommen; ich bat hierauf um eine Vorstellung, die mir in Kurzem auch bewilligt ward. Ein paar Wochen später gaben dann die Fürstlichkeiten eine musikalische Soirée und bei

dieser Gelegenheit hätte sich mir natürlich die strenge Etikette, welche, wie man an anderen Orten Deutschlands behauptet, am Weimar'schen Hofe herrschen soll, kund geben müssen. Ich gestehe indeß, daß ich durchaus nichts davon zu bemerken im Stande war. Möglich daß es Verhaltungsregeln gab, deren Befolgung ich nicht wahrzunehmen fähig war, Begrüßungen, die ein feines Gesellschafts-Thermometer je nach Wärme- oder Kältegrad streng ermaß, eine Folge verschiedener Rangstufen, für die mir der Sinn fehlte: das Eine aber war sicher, daß dem Fremden gegenüber in der guten Gesellschaft stets die freundlichste Nachsicht geübt wird. Vermuthlich habe ich mehr als einmal „Gnädige Frau" gesagt, wo ich hätte „Excellenz" sagen sollen, oder „Herr Baron" wo es „Herr Ober-Kammerherr" hätte heißen sollen, oder ich sprach zehn Secunden länger mit dem einen Herrn vom Hofe, als geschehen durfte, ohne einen anderen, den ich noch nicht begrüßt, zu beleidigen; allein man konnte das ja anders nicht von dem Ausländer erwarten.

Die Unterhaltung des Abends bestand aus mehreren schönen Liedern, die der Tenor der Oper vortrug, vorzüglichem Clavierspiel, wozwischen viel Conversation, und schloß mit einem Souper im großen Saale. Da eine einzige Mozart'sche Arie mir mehr Freude verursacht als eine ganze Oper von Wagner, bin ich sonach außer Stande, die technischen Vorzüglichkeiten in der Musik nach Verdienst zu würdigen; mit einem solchen Geschmack aber befindet man sich auf schlüpfrigem Boden in Weimar. Unter den musikalischen Vorträgen befand sich einer, dem ich kaum einen Namen zu geben wüßte. Er bestand in wenigen anscheinend planlos umherschweifenden Noten, mit einer Begleitung, die meinem Ohre ohne Unterbrechung klang, wie: „Pfefferkuchen! Pfefferkuchen!" bis es mich fast zur Verzweiflung trieb. Zu meiner Nachbarin mich wendend, sagte ich unbedachtsamer Weise: „Soll es denn immer nur Pfefferkuchen sein?" Ihr Staunen über meine Aeußerung verhinderte jedes Gefühl der Entrüstung. Mich verwundert und mit großen Augen anblickend, erwiderte sie: „Das ist ja von Liszt!" Ich verstummte natürlich.

Warum Liszt in Weimar die herrschende Mode sein sollte, ist mir eigentlich nicht recht begreiflich. Man erträgt seine wunderlichen Grillen und Absonderlichkeiten, soweit ich in Erfahrung bringen kann, ohne sich dagegen aufzulehnen. Da ich ihn nicht in Weimar antraf, kann ich nur solchen Eindrücken gemäß urtheilen, die ich durch seine Verehrer empfing, über die er eine Macht ausübt, welche ich nicht im Stande bin mir zu erklären, ohne sie der geheimnißvollen Wirkung eines starken persönlichen Magnetismus zuzuschreiben. Bei den Festlichkeiten, die kurz zuvor auf der Wartburg stattfanden, wurde ein von Viktor Scheffel für die Gelegenheit verfaßtes lyrisches Drama aufgeführt und Liszt, der die Musik dazu komponirt hatte, dirigirte das Orchester. In dem Moment jedoch, da Luther auf der Bühne erschien, legte er feierlich den Dirigentenstab nieder und ein Anderer vertrat seine Stelle. Dieser Vorfall wurde mir von einem Augenzeugen erzählt, doch scheint es nicht, daß ein so auffälliges, gegen allen guten Geschmack verstoßendes Benehmen Anstoß gegeben habe.

Da es sich traf, daß während meiner Anwesenheit in Weimar der „Christus" von Liszt zur Aufführung kam, hatte ich Gelegenheit wahrzunehmen, wie viel Mühe man sich gab, das Oratorium zu bewundern. Als mir gesagt wurde, daß ein schrilles, ohrenzerreißendes Sostenuto auf dem Piccolo das Erscheinen des Sterns

von Bethlehem bedeuten solle, fühlte ich mich wenig aufgelegt, der übrigen Komposition gerecht zu werden. Die Musik hat ihre festen Grenzen und eine jede Schule, welche sie zu überschreiten sucht, ist auf falschem Wege. Wenn, wie behauptet wird, Töne im Stande sind, Alles bis ins Einzelne schildern zu können, so wird das Orchester uns schließlich, wenn wir an einer festlichen Tafel uns niederlassen, die Ingredienzen der Suppe vormalen, die wir essen sollen. Ich wollte indeß nur auf die merkwürdige Herrschaft hinweisen, die Liszt über eine Gesellschaft auszuüben scheint, deren einzelne Glieder, was Abstammung, Religion und Sitten betrifft, so ganz verschieden von ihm sind. Goethe, wenn er noch lebte, würde in dem Maestro unzweifelhaft einen neuen Beweis dessen gefunden haben, was er das Dämonische in der Menschennatur nennt.

Meine zweite Begegnung mit den großherzoglichen Herrschaften, die Ende November nach Weimar zurückkamen, fand unter so besonderen Umständen statt, daß ich, um ihrer zu erwähnen, Einiges zu berühren mich genöthigt sehe, was mich persönlich betrifft. Im vorhergehenden Herbste war ich von den Damen des Gustav Adolph-Vereins in Gotha ersucht worden, zum Besten des letztern eine deutsche Vorlesung zu halten, und nun hatten mich die für denselben Verein in Weimar wirkenden Damen dazu vermocht, diese Vorlesung zu dem nämlichen Zwecke zu wiederholen. Zum Gegenstande des Vortrags hatte ich „Amerikanische Dichter und Dichtkunst" gewählt, weil es ein Thema, mit welchem ich selbst am engsten, meine Zuhörer aber am wenigsten vertraut waren, und es mir überdies die beste Gelegenheit darbot, gegen den in ganz Deutschland verbreiteten Glauben an den Alles verschlingenden Materialismus des amerikanischen Lebens einigermaßen zu Felde zu ziehen.

Um dem Nachtheil, in einer fremden Sprache reden zu müssen, möglichst entgegenzuwirken, hatte ich die Vorlesung so dem Gedächtnisse eingeprägt, daß ich sie frei vortragen konnte. Die Citate, deren ich zur Beleuchtung des Themas bedurfte, führte ich theils englisch an (denn ich war sicher, daß vier unter fünf meiner Zuhörer sie verstehen würden), theils in der vorzüglichen Uebertragung von Adolph Strodtmann, der besonders den Raben, von Poe, auf das treueste wiedergegeben hat.

So ausgerüstet, begab ich mich nach dem Vorlesungssaal. Es schien wie ein gutes Omen, daß die Vorstandsdame, der ich zuerst begegnete, eine Enkelin Wieland's war. Es folgten Begrüßungen von den Enkeln Schiller's und Herder's, dann deutete Geräusch im Vorzimmer an, daß der Enkel von Karl August, der regierende Herr und die übrigen hohen Herrschaften erschienen seien. Nachdem sich dieselben auf den Lehnstühlen, die für diesen Zweck reservirt worden waren, niedergelassen, fing ich dann an, mich meiner Aufgabe zu entledigen.

Ueber die Vorlesung erwähne ich nur, daß die Gedichte von Bryant, Emerson, Whittier, Longfellow und Anderen, die ich vortrug, von den Zuhörern gründlich gewürdigt zu werden schienen. Aber auch die jüngeren Schriftsteller, deren ich erwähnte, riefen offenbar Interesse hervor, denn im Laufe der folgenden Tage wurden mannigfache Fragen über Stedman, Stoddard, Aldrich und Bret Harte an mich gerichtet. Sollte ich in meinen Aeußerungen über unseren Culturzustand die Offensive etwas zu entschieden ergriffen haben (da sie gegen eine herrschende falsche Anschauung gerichtet waren), so hätten sie nicht freundlicher aufgenommen werden

können. Wäre ich sicher gewesen, in anderen deutschen Städten ein ebenso zahlreiches und freundlich gesinntes Publikum zu finden, ich hätte mich versucht gefühlt, eine Missionsreise im Interesse unserer Literatur zu unternehmen.

Der Großherzog, der nicht allein die Traditionen der literarischen Vergangenheit Weimar's hegt und pflegt, sondern auch Alles, was die Gegenwart auf dem Gebiete der Kunst und Literatur hervorbringt, lebhaft verfolgt, lenkte Tags darauf bei Tafel sofort das Gespräch auf Poe, dessen Gedicht „der Rabe" ihm bisher nicht bekannt gewesen. „Die Idee", sagte er „ist schrecklich. Mit dem Raben kann natürlich nur die Verzweiflung gemeint sein und der Dichter, der ihn auf der Büste der Pallas ruhen läßt, will sagen, daß die Weisheit sogar der Verzweiflung ausgesetzt ist." Die Bemerkung ist äußerst fein: der Gedanke war mir nie in den Sinn gekommen; auch glaube ich nicht, daß er je in einer Kritik des Gedichtes ausgesprochen worden ist. Der Großherzog sprach mit hoher Würdigung über Hawthorne's Werke und schien auch an Calvert's kürzlich erschienenem Buche über Goethe großen Gefallen zu haben. „Ich erinnere mich noch ganz deutlich an Goethe," sagte er, „und niemals werde ich die großartige Erscheinung und zumal die prachtvollen, leuchtenden Augen vergessen."

Bei einer späteren Gelegenheit, auf Belvedere, äußerte der Großherzog: „Wir haben soeben erst Goethe's Pandora gelesen; Sie kennen Sie wohl schon lange?" — „Ja wohl," erwiderte ich, „doch würde es mir angenehm sein zu hören, welchen Eindruck die Dichtung auf Sie hervorgebracht hat?" — „Sie ist wunderbar!" rief er aus. „Wie kommt es nur, daß ein solches Gedicht nicht mehr gelesen und gewürdigt wird?" — Ja, wie kommt es wohl? Warum wollen Leser und Kritiker gewöhnlich nichts von Milton's wiedergewonnenem Paradies wissen? Warum ist das plastische Element in der Poesie, die Herrlichkeit des Ebenmaßes in Form und Ausdruck, die Schöpfung einer ruhig heiteren Welt, über der „himmliche Lüfte und unbegrenzter Aether" schwebt, dem Geschmacke unserer Zeit so fremd und unzusagend? Es genügt zu fragen: um die Antwort braucht man sich nicht zu bemühen.

Eine der interessantesten und werthvollsten Bekanntschaften, die ich machte, war die einer Dame*), welche fast gleichen Schritt mit dem laufenden Jahrhundert haltend, noch alle Frische von Geist und Gemüth besaß, die ihr das Leben verschönert haben. In enger Beziehung stehend zu einer der Frauen, die Goethe sich zum Typus für eines seiner berühmtesten Charakterbilder erkor, stand der Dichter in ihrem Gedächtniß da als hervorragendste Gestalt. Als Kind war er ihr die stattliche Fee, die mit Gaben und freundlichen Worten nahte; als Mädchen war er ihr der liebe väterliche Freund und keine Einflüsterung ungünstiger Art vermochte gegen ihre Anhänglichkeit etwas auszurichten; als Weib erfreute sie sich an dem heiteren Abend seines Daseins. Ihr Gespräch quoll über von Bildern der Vergangenheit, die einfach, wie sie waren, in so bestimmten Umrissen sich zeigten, daß sie meinen Augen fast greifbar nahe traten und manche zufällig einfließende, leicht hingeworfene Andeutung dazu beitrug, die Gestalt, um die alles Andere kreiste, klarer für mich hervortreten zu lassen. Aus vielen Nebensachen, die eine jede ihrer

*) Alwine Fromman, die nicht lange nachher aus dem Leben schied. A. d. Ue.

Art nach wichtig ist, offenbart sich uns zuweilen die Menschennatur in ihrer Eigenthümlichkeit, und auf dieses Ziel war mein Streben gerichtet. Aus den Erinnerungen Derer, die in nahen Beziehungen zu Goethe gestanden hatten, erhellte sich mir in vielfacher Weise dessen eigenes Wesen, das wie ein Spiegelbild auf mich zurückstrahlte. Hierauf weiter einzugehen, liegt jedoch außerhalb des Bereichs meiner gegenwärtigen Mittheilungen.

Während der Dauer meines Aufenthaltes in Weimar, waren die Enkel des Dichters die meiste Zeit abwesend. Im Spätherbste kehrte der jüngere, Baron Wolfgang von Goethe, nach dem Familiensitze am ehemaligen Frauenplatze und heutigen Goetheplatz, zurück. Ich traf ihn dort zum erstenmal an einem düstern Novemberabend. Zum erstenmal trat ich durch die Pforte, die ich seit zwanzig Jahren zu verschiedenen Zeitpunkten so sehnsüchtig von außen angeblickt hatte. Ein mit Stein ausgelegter Hausflur wendet sich beim Eintritt nach rechts und führt zu der langen, mälig ansteigenden Treppe, die Goethe nach der Rückkehr aus Italien aufführen ließ. Am Fuß der Treppe stehen auf einem an der hintern Wand dahinlaufenden Fußgestell Kopien von Antiken, worunter ein Faun und ein Jagdhund. Oben befindet sich ein guter Abguß der schönen Gruppe von San Ildefonso: Tod und Unsterblichkeit. Hier bezeichnet das auf den Fußboden gemalte Wort: „Salve" den Eingang zu den Räumen, wo Goethe Gäste empfing, die jetzt aber mit all' ihren Schätzen und Reliquien dem Publicum unzugänglich sind. Der ganze erste Stock des Hauses ist in der That gegenwärtig unbenutzt, außer zur Aufbewahrung jener Hinterlassenschaften. Die Familie bewohnt nur den obern Stock unter dem Dache.

Der alte Diener führte mich einen engen, nach hinten gelegenen Gang entlang, bis an den Fuß einer Wendeltreppe. Jetzt nahm ich wahr, daß es noch ein Hintergebäude gab, das von der Straße aus unsichtbar ist. Es steht mit dem Hauptbau durch Seitenflügel in Verbindung und mitten inne liegt ein kleiner Hof. Zur Zeit des Baues, muß das Haus für ein ungemein geräumiges gegolten haben. Die Wendeltreppe führte nach dem obern Stockwerk, dessen Räume klein und nicht sehr vortheilhaft vertheilt sind. Zu Goethe's Lebzeiten dienten sie zum Gebrauch für Gäste, denen sein Haus offen stand.

Im Vorzimmer kam mir Baron Wolfgang von Goethe entgegen. Er führte mich in sein eignes Zimmer, von welchem aus man den Platz überblickt. Während er mir gegenüber saß und das helle Lampenlicht sein Gesicht beschien, mußte ich den Blick unwillkürlich von ihm zu dem an der Wand hängenden Stieler'schen Portrait von Goethe (aus dem Jahre 1828) richten. Mit Ausnahme des Kinns und der Unterlippe, die beim Enkel anders gebildet sind, war die Aehnlichkeit eine überraschend auffällige. Es waren dieselben großen, flammenden Augen, dieselbe hochgewölbte Stirn und kräftige, etwas gebogene Nase. Gleichfalls ein Dichter, würde das Talent des jüngern Goethe besser gewürdigt werden, führte er einen andern Namen. Man mag immerhin seine „Erlinde" ein seltsam phantastisches Gedicht nennen, dabei aber enthält es Stellen von wahrhaft schöpferischer Kraft und Schönheit. Allgemeine Anerkennung kann es niemals finden, denn es ist eine Dichtung für Dichter. Der Verfasser hat, während er schrieb, das Publikum der Gegenwart gänzlich aus dem Auge gelassen. Geboren und aufgewachsen in einer Atmosphäre, in welcher er unberührt blieb von den Veränderungen, die im

Bereiche des Geschmacks, der Gedanken und der philosophischen Speculation bald nach des Großvaters Tode über die Welt kamen, wundert man sich jetzt in Deutschland, daß er und der ältere Bruder nicht anders sind, als sie natürlicher- und unvermeidlicherweise sein müssen. Der Besitz eines ruhmvollen Namens ist sicherlich etwas Herrliches, doch kann er unter Umständen auch zur fast unerträglichen Bürde werden.

In dem Zimmer befand sich Vieles, was an Goethe erinnerte und auf ihn zurückwies: Zeichnungen von ihm, Bilder von den ihm befreundeten Malern Hackert und Tischbein, ein Portrait seines Sohnes und eins der geliebten Schwiegertochter, der Ottilie, die erst vor einem Jahre diese Welt verlassen hatte. Unser Gespräch war ein langes und für mich höchst interessantes. Umstände, deren ich hier nicht zu erwähnen brauche, schienen der Erreichung meines Zweckes Schwierigkeiten zu bereiten, ich begegnete aber einer Offenheit in dieser Beziehung, der ich nur durch Schweigen meinen Dank zu erweisen vermag.

Als ich einige Tage später Herrn von Goethe abermals aufsuchte, führte er mich über den Hof und durch das Hintergebäude in den alten Garten, wo Goethe sich bei schöner Witterung so gern aufhielt. Eine hohe Mauer trennt ihn von der dahinter liegenden engen Gasse, die Aussicht nach dem Parke jedoch, die er einst gewährte, ist seit neuerer Zeit verbaut. Er ist von ziemlichem Umfang, abgeschlossen nach außen und allem Anschein noch wesentlich derselbe wie ehemals. Zwei mit Buchsbaum eingefasste Hauptwege durchschneiden ihn in der Mitte, ein alter Gartenpavillon steht in einer der entlegenen Ecken, Epheu und Rosen wachsen nach eigenem freien Belieben und auf den breiten, der Sonne offen liegenden Gartenbeeten, sieht man in eigenthümlicher Mischung Gemüse, Unkraut und blüthentragende Pflanzen. Von den Fenstern seines Arbeits- und Bibliothekzimmers überschaute Goethe diesen Garten und im unteren Stock befindet sich die kleine Thüre, die er auf einer von seinen Zimmern herabführenden Treppe erreichte und dort hinaustrat, um die freie Luft zu genießen und die Metamorphose der Pflanzen zu beobachten. Die Fensterladen waren geschlossen, das ganze Gebäude sah verlassen und verödet aus, und stimmte überein mit dem ungehegten freien Wachsthum im Garten. Die niedrige nordische Sonne sandte ein kaltes Licht, eine mehr eingebildete als wirkliche Wärme, herab und an schattigen Stellen hatte schon Frost die Blätter berührt. Wir schritten eine lange Zeit im mittleren Gange auf und ab, doch kann ich mich nicht entsinnen, daß wir viel gesprochen hätten.

Bei meinem letzten Besuch in Weimar, fand ich den älteren Bruder daheim und den jüngeren abwesend. Beide handeln in allen, auch den geringsten Angelegenheiten nie ohne sich zuvor gemeinschaftlich zu berathschlagen und die Erfüllung meines Wunsches, die verschlossenen Räume des Goethehauses betreten zu dürfen, hing davon ab, daß Beide ihre Einwilligung gaben. Die Frage war glücklicherweise in der Zwischenzeit erörtert worden und ich fand eine höchst freundliche Aufnahme beim Baron Walter von Goethe, den das Erbtheil vom Genie des Großvaters auf das Gebiet der musikalischen Komposition geführt hat. Mein Wunsch sollte mir gewährt werden. Da jedoch eine Tochter von Schuchart, dem letzten Sekretär Goethe's, die Schlüssel zu den Zimmern in Verwahrung hat, mußte der Zeitpunkt dafür einige Tage hinausgeschoben werden. Man sagte mir in Weimar,

daß ich seit langer Zeit der erste Fremde sei, dem der Eintritt in die Räume gestattet würde.

Es war im Juni, an einem hellen Morgen, als ich abermals die breite Treppe hinanstieg. Oben erwartete mich der Herr des Hauses beim Worte Salve; dann öffnete er mir die jenseitige Thür. Die Gemächer bestehen aus einem Vorzimmer und einem Saal, der den größeren Theil des ersten Stockwerkes einnimmt. Es war thatsächlich ein Kunstmuseum, das ich betrat. Es drängen sich darin Schränke, Schiebfächer, Büsten, Bilder. Viele der Gegenstände haben ihre eigene Geschichte und sind unentbehrlich für die klare Beleuchtung gewisser Phasen im Leben Goethe's oder von Stellen seiner Werke. Da ist zum Beispiel das Bild noch, das er als Knabe in Frankfurt kaufte und sein Vater ihn selbst aussuchen ließ, um seinen eigenen Geschmack zu prüfen; dann die von den Gefährten Tischbein und Kniep angefertigten Illustrationen zur italienischen Reise; Meyer's Copie der Aldobrandini'schen Hochzeit und viele andere Dinge, die allen wohlbekannt, welche mit seinen Werken vertraut sind. Alles, wovon Goethe sich angezogen fühlte, auch wenn es nur vorübergehend war, wurde von ihm zum Gegenstande der Anschauung erhoben. Von jeder Sache sammelte er Muster und Exemplare von weit und breit, damit er nach allen Seiten hin sich mit ihr bekannt mache und so ihr den richtigen Platz anweise im Bereiche der Kunst oder der Wissenschaft.

Im Saal befindet sich die kleine, aber prachtvolle Sammlung von Majoliken, die von antiken Gemmen und von Handzeichnungen der alten Meister, sowie die der Münzen und Medaillen. Eine genaue Betrachtung aller dieser Schätze würde viele Stunden in Anspruch genommen haben, doch obgleich mein gütiger Wirth sich erbot, Alles, was ich wünschte, mir eingehend zu zeigen, fühlte ich mich gedrungen, an einer flüchtigen Besichtigung des Allgemeinen mir genügen und eine Menge von Schiebkästen uneröffnet zu lassen, Alles aber trug den Stempel des ausgedehnten Geschmackes, der Universalkenntniß des Altmeisters an sich. Ihm war als schöpferischem Menschen keine Form des schöpferischen Vermögens im Menschen gleichgültig, oder nur geringfügig. Seine großartige Persönlichkeit weilte noch in den reichhaltigen, unbewohnten Räumen. Als daher Herr von Goethe mich an einen Tisch mit Erfrischungen führte, die im Vorzimmer aufgesetzt worden waren und, ein Glas Wein erhebend, im Namen seines Großvaters mir Willkommen trank, konnte ich nicht umhin, zu sagen: „Verzeihen Sie, wenn ich mich mehr für seinen Gast halte als den Ihrigen!"

In dem das Hauptgebäude mit dem Hinterhause verbindenden rechten Flügel, wird Goethe's Mineralien- und Gesteinsammlung aufbewahrt. Ein bedeutender Geolog, der zu Goethe's Lebzeiten Gelegenheit hatte, sie zu besichtigen, sagte mir einst, daß die Sammlung nur die seltensten und auserwähltesten Stücke enthielte; da es mir in diesem Fache jedoch an Kenntnissen mangelt, fühlte ich keinen Wunsch, die ehrwürdigen Kästen zu öffnen. Hinter diesem Flügel erst tritt man in die Bibliothek, ein enges Zimmer, das ganz mit Büchern angefüllt ist. Sie enthält vermuthlich zwischen drei und vier Tausend Bände, die alle das Aussehen haben, als wären sie viel in Gebrauch gewesen. Die Zimmer des Hintergebäudes blicken sämmtlich nach dem Garten hinaus. Wiewohl sie klein und niedrig sind, haben sie das volle Sonnenlicht und vom Geräusch der Stadt dringt wenig dahin.

Der Eintritt in das Arbeitszimmer Goethe's schien beinahe wie eine Entweihung der von ihm zurückgelassenen nimmer wieder endenden Stille. Seit er von hinnen schied, ist nichts darin verändert worden. Die Fenster waren geöffnet und auf dem Tische des Sekretärs stand eine Vase mit Frühjahrsblumen. Die eine Seite des Zimmers war frei von jedem Möbel, damit der Dichter, während er dictirte, ungehindert auf und ab hatte gehen können. Seine Kaffeetasse mit Löffel befand sich auf einem kleinen Tisch, ein geflochtenes Körbchen enthielt sein Taschentuch und das hohe Pult am Fenster, an dem er häufig stehend schrieb, harrte noch immer seiner, mit Tintenfaß, Feder und dem groben Conceptpapier, auf welchem er am liebsten schrieb. Auf diesem Pult erblickte ich auch die kleine, in bläulichem Glas ausgeführte Statuette Napoleons, die Eckermann aus der Schweiz mitgebracht und die Goethe als Beleg für seine Farbenlehre besonders schätzte. Stühle und Tische sind von schlichter, haltbarer Art, wie sie im vergangenen Jahrhundert üblich waren; den Fußboden bedeckt kein Teppich, noch ist ein Bild oder ein Ausschmuck irgend einer Art zu erblicken. Das Dachstübchen eines armen Literaten dürfte kaum einfacher und karger ausgestattet sein.

An der einen Wand stand eine Thür halb offen. Fragend blickte ich den Hausherrn an; er nickte zustimmend und ich trat ein. Mehr Zelle als Zimmer, war der Raum von einem einzigen kleinen Fenster erhellt und kaum weit genug für das engste aller deutschen Betten. Die verblichene Steppdecke war über die Kissen gezogen und neben dem Kopfe des Bettes stand ein altväterischer Lehnstuhl, davor ein harter Fußschemel. Hier auf dieser Stelle war es, wo Goethe, die Steppdecke über die Kniee gebreitet, an jenem Tage im März saß, da seinen Augen die Helle des Tages verblich und er mit den Worten: „Mehr Licht!“ für immer aus dieser Welt schied.

Doppelte Kriegslist.

Eine byzantinische Novelle.

Von

Hermann Lingg.

Unter dem Portale der Sophienkirche beobachtete Kaiser Andronikus seit mehreren Tagen, so oft er das Heiligthum betrat, eine verschleierte weibliche Gestalt, die einen welken Lorbeerkranz in ihrer Hand hielt. Dies fiel ihm auf, und da sie auch unter der umgebenden Menge durch einen eigenen Anstand und eine würdige Haltung sich auszeichnete, so redete er sie einst an und sprach: „Für wen bewahrst Du, seltsame Muse, den Kranz so lange Zeit, daß er darüber verdorren mußte?“

„Ich wand ihn,“ entgegnete sie, „für denjenigen Feldherrn meines Kaisers, der siegreich über die Türken zurückkehren würde — ach vergebens! nur die trauervollen Nachrichten über unsere Niederlage betäuben die Gemüther mit Furcht und Sorge.“

Ueber diese Worte war Andronikus anfangs entrüstet — man konnte es wagen, ihn an das Unglück seiner Waffen zu erinnern, an die Unfähigkeit seiner Heerführer, an seine eigne Rathlosigkeit! — er war empört; als aber die kühne

Rednerin während des Sprechens ihren Schleier zurückschlug, so entwaffnete seinen Zorn der edle und bescheidene Ausdruck ihres Gesichtes, und da er überdies vermuthete, daß etwas besonderes unter diesem Vorgang und dieser Ansprache sich verberge, so forderte er sie auf, in den Palast zu kommen, und gab seinen Kämmerlingen Befehl, sie zu ihm zu führen.

Sie vernahm das mit sichtlicher Freude und wartete, bis der Gottesdienst beendet war, worauf sie, unter das Gefolge sich mengend, in den Palast gelangte und vor den Kaiser gebracht ward.

Hier befragt, wer sie sei, und welche Gründe sie zu einem so auffälligen Schritte bewogen hätten, gab sie zur Antwort: „Ich bin Angela, die Gemahlin des Senators und Patriciers Philotas, der Dir, mein hoher Herr, nicht unbekannt ist."

„Wohl," erwiderte der Kaiser, „kenn' ich ihn; mein Reich hat keinen treuern und gottesfürchtigeren Mann als ihn. Und was bringst Du mir von ihm? Geschah das, was mein Augenmerk auf Dich zog, mit seinem Willen und auf sein Geheiß?"

„Nein", versetzte sie, „es war meine eigene Eingebung, und es kostete mich großen Entschluß, diese That auszuführen, zudringlich und vermessen vor Dir zu erscheinen, aber das Unglück des Vaterlandes bewog mich mit unwiderstehlicher Gewalt dazu. Oft nämlich hörte ich meinen Gatten die Noth beklagen, welche uns durch die Feinde zugefügt wird, und in seine schmerzlichen Ausrufe mischte sich zuweilen das stolze Wort, daß ihm es gelingen würde, die Türken zu schlagen und Dein Reich von diesen Horden zu befreien."

Der Kaiser lächelte und frug: „Weshalb bot mir Dein Gatte nicht selbst seinen Dienst an?"

„Weil es ihm unmöglich schien, Dich zu überzeugen, daß er, ein betagter Mann, der bisher nie ein Heer geführt hat, nun plötzlich sich an die Spitze der Truppen stellen und sie zum Siege führen könne."

„Ich würde nur Spott ernten" sprach er oft zu mir, und wenn es mir nicht gelänge mein Versprechen zu erfüllen, nachdem man mir willfahrt hätte, so würde mich und uns alle zum Unglück noch unauslöschliche Schmach treffen." Als ich ihn so bekümmert sah und zugleich seinen Eifer bemerkte und jugendlichen Muth aus seinen Augen blitzen sah, da erfüllte mich ein hohes Vertrauen, und ich entschloß mich, eine Gelegenheit zu suchen, um Dich zu bitten, meinem Gatten den Oberbefehl über das Heer zu geben, weil ich der festen Zuversicht bin, daß er mehr als die bisherigen Befehlshaber Gnade von Gott haben werde."

Abermals schwebte ein Lächeln um den Mund des Kaisers, denn er kannte ja recht gut den Senator Philotas als einen wackern, aber alten und kränklichen Mann, der den größten Theil des Tages dem Besuch der Kirchen widmete und unter allen seinen Unterthanen der wenigst taugliche zur Kriegsführung schien. Und seine Gattin sollte sich dieser Ueberzeugung verschließen können? Sollte sie nicht vielmehr einsehen, daß die Anstrengungen eines Feldzuges das Leben des Greises bedrohen müßten? Dieser Zweifel stimmte ihn sehr ernst, und er glaubte ihn vor der Bittstellerin nicht verheimlichen zu dürfen. Sie antwortete sicher und unbefangen, daß sie glaube, die Gottesfurcht und Vaterlandsliebe ihres Gatten werde ihn alles

überwinden lassen. Andere konnten wohl erliegen, Philotas nicht; ihn halte die Hand des Höchsten, er sei der von der Vorsehung Auserkorne.

„Warum," fuhr sie in ihrem Eifer fort, „wurden die früheren Feldherrn, jüngere und bewährtere Krieger, geschlagen? Weil sie Sünder waren, weil irdischer Ehrgeiz sie beseelte!"

Sinnend betrachtete der Kaiser die begeisterte Rednerin; er versprach, einen so wichtigen Entschluß wie die Ernennung ihres Mannes reiflich zu erwägen und entließ sie mit dem Befehl, des nächsten Tages zur gleichen Stunde wieder vor ihm zu erscheinen.

Kaum hatte sie sich wegbegeben, als im Gemüthe des Andronikus ein Argwohn gegen die ächte Gesinnung Angelas Platz griff. „Unmöglich!" sagte er sich, „unmöglich ist es im Ernst ihre Ueberzeugung, daß Philotas durch himmlischen Einfluß aus einem im Kriegswesen unerfahrenen und noch dazu betagten Manne ein rastloser, kühner und einsichtsvoller Feldherr werde. Und wenn es auch *sie* glaubte, wie kann sie wähnen, daß *ich* ein solches Wunder für möglich halte? Rechnet sie dabei auf Mitwirkung des Eindruckes, den ihre Schönheit auf mich hervorbringen würde? Und was bestimmte sie zu dem Gesuche? Ihr Ehrgeiz? seiner? Schwerlich. Sollte sich nicht unter ihrem Vorschlage die, vielleicht ihr selbst nicht ganz bewußte Absicht verstecken, von den Fesseln befreit zu werden, die sie an das Leben eines strengen, wohl auch eifersüchtigen Greises binden?"

Wie reizend war sie, die schöne Heuchlerin! — wie süß war ihre Stimme, wie lebhaft ihr Blick, wie gefällig jede ihrer Bewegungen!

Wenn er sich ihr Bild zurückrief und ihren hinfälligen Gemahl sich dachte, wie leicht erklärlich war es da, daß sie sich sehnte, ihre Jugend nicht länger an das Alter gefesselt dahinschmachten zu lassen. Und zu ihm, dem Kaiser, war sie gekommen, ihn hatte sie gewissermaßen in stillschweigendem Einverständniß um ihre Befreiung gebeten, — lautete das nicht wie ein stummer Wink, eine heimliche Liebeserklärung?

Ueber die schwebende Angelegenheit befragte er die Astrologen und diese verhießen ihm einen doppelten Sieg. Was konnte anderes damit gemeint sein als was er sich erhoffte? —

Von sehr verschiedener Art waren die Zweifel, mit denen zu gleicher Zeit Angela rang. Die Frage, die der Kaiser an sie gerichtet, öffnete ihr die Augen über ihr Vorgehen. Sie hatte ohne Wissen ihres Mannes einen Schritt unternommen, wenn mit Erfolg, war es dann auch zum Guten?

Mit schwankenderem Muthe als Tags zuvor erschien sie im Palast und trat vor Andronikus, der sie nur noch reizender und lieblicher fand. Ein Anflug von Bekümmerniß dünkte ihm von der Sorge veranlaßt, ob ihrer Bitte auch entsprochen würde. Da er nun überhaupt den zweiten ihm verheißenen Sieg auf sie deutete, so nahm er nicht länger Anstand, ihr Gesuch zu gewähren.

Er gab ihr die Versicherung, daß er ganz in Uebereinstimmung mit ihrem Wunsche dem Senator die oberste Leitung des Krieges anvertrauen werde, sie aber möge ihm dies verschweigen, damit es den Anschein habe, als sei der Kaiser selbst auf den Gedanken gekommen, seinen Freund zum Heerführer zu ernennen.

„Ich danke Dir", rief er aus, „daß Du meine Wahl auf ihn gelenkt hast, und um wie viel mehr wird er es Dir danken, wenn der Zeitpunkt gekommen sein wird, den wir beide herbeiwünschen!"

Frohen Herzens entfernte sich Angela, glücklich darüber, den höchsten Wunsch ihres Gatten in Erfüllung gehen zu sehen, und sie sah ihn auch schon im Geiste als Sieger zurückkehren. Von den Gedanken des Herrschers, von der Empfindung, die sie in ihm wachgerufen, ahnte sie nichts; Andronikus hatte es für gut befunden, sich zu verbergen, er wollte dann erst seine wahre Gesinnung offenbaren, wenn Philotas entfernt wäre. Dessen Ernennung zum Lenker der Kriegführung traf ein und fand den Wackeren gefaßt und bereit, der ihm auferlegten Pflicht unverzüglich nachzukommen. Er hatte seinen Feldzugsplan längst entworfen, seine Absicht war, die Feinde sicher zu machen, sie, die durch Siege schon übermüthig geworden, ganz in das Gefühl ihrer Unüberwindlichkeit einzuwiegen, und sie zu trennen, seine Truppen indeß durch Hin- und Herzüge abzuhärten, durch kleine Scheinangriffe zu üben, sobald aber die günstige Gelegenheit erschien, mit vereinten Kräften über den Gegner herzufallen. Sogar die geringe Meinung, die man von seinen kriegerischen Fähigkeiten hatte, benützte er klüglich, er ließ die Nachricht verbreiten, daß ein alter Mann und Betbruder Feldherr der Byzantiner geworden sei, denn so hoffte er, seinen Zweck um so gewisser zu erreichen. Während er nun Alles vorbereitete, um seine Pläne zu verwirklichen, und bereits ein Feldlager bezogen hatte, blieb seine Gattin allein in Constantinopel zurück und lebte so verborgen vor der Welt, daß man glauben konnte, sie wäre gar nicht in der Hauptstadt anwesend. Andronikus ließ sie — eigentlich nur ihr Haus — denn außer demselben war sie nicht sichtbar, aufs genaueste überwachen, um sich zu vergewissern, ob sie nicht einem anderen Manne zu Lieb die Entfernung ihres Gatten angestrebt habe. Als man ihm aber berichtete, sie sei völlig einsam und von Niemandem besucht, so glaubte er nicht mehr zweifeln zu dürfen, daß ihre Neigung ihm gehöre, und daß sie erwarte, er werde ihr entgegenkommen.

Als hätte er ihr Nachricht von ihrem Gatten zu bringen, trat er eines Abends plötzlich bei ihr ein, während sie als ächte Römerin gleich der Gattin des Collatinus, umringt von ihren Mägden am Spinnrocken saß. Ihre Ueberraschung legte er sich zu seinen Gunsten aus und versuchte, sobald er mit ihr allein war, erst in verhüllten Worten, dann mit unverholener Bewerbung ihre Treue zu erschüttern. Sie, die nun sah, welch unselige Flammen ihre aufopfernde That zur Folge gehabt habe, erröthete und zitterte. Unmuth und Beschämung erfüllten sie; sie wagte nicht, die Augen aufzuschlagen, sie bat nur, seines Ansehens und ihres Rufes vor der Welt zu schonen, und in ihrer Verwirrung, um rasch eine Ausflucht zu finden, ließ sie sich das Wort entschlüpfen, daß sie in den nächsten Tagen ein einsames Landgut beziehen werde, wo sie ohne Furcht vor Nachrede ihn empfangen könne, nur jetzt möge er sie verlassen.

Andronikus, anfangs betroffen, ließ sich durch ihre Gründe und ihre ehrerbietige Zurückhaltung bestimmen und schied, heftiger als vorher von Liebe zu ihr entbrannt.

Deshalb also, rief sie schmerzlich aus, als er sich entfernt hatte, deshalb hat er meine Bitte gewährt, um mich allein zu finden! Der Abscheuliche! und

mich wähnte er willfährig! Welche Kränkung! Was soll ich nun thun? Alles meinem Gatten entdecken? Und dann? hieße das nicht alles vereiteln, seine Thätigkeit hemmen? Darf ich aber schweigen — schweigen und zaudern und den Schein auf mich laden, als wäre ich schwach genug, ein verruchtes Ansinnen nicht augenblicklich und mit aller Bestimmtheit zurückzuweisen?

Sinnend, das Haupt bis auf den Schooß herabgebeugt, saß sie lange Zeit, da fiel ihr das Versprechen ein, seinen Besuch auf ihrem Landsitze entgegenzunehmen. Sie raste, preßte beide Hände vor die Stirn und blickte starr zu Boden, als suche sie nach einem rettenden Gedanken. „O! was hab' ich gethan, brach sie klagend aus, ich habe an mir selbst einen Verrath begangen, wie eine Thörin habe ich gesprochen!“ Plötzlich kam ihr ein Entschluß: sie rief ihre Diener und gab Befehl, alles zur Abreise in Bereitschaft zu setzen. Ich werde mich rächen, sagte sie zu sich, Andronikus erfahre, was Treue heißt!

Schon am dritten Tage nach seinem Besuche ließ sie ihm wissen, daß sie auf ihr Landgut gereist sei und seine Ankunft dort erwarte. Staunend über ein so rasches Gelingen, aber mit freudiger Ungeduld machte sich Andronikus auf, ihr dahin zu folgen; aber der Diener mußte die Botschaft übel ausgerichtet haben, denn als er an die bezeichnete Villa kam, war es nicht die rechte, vielmehr wurde er von da nach einer andern gewiesen, die noch einige Stunden weit entfernt lag. Trotz der einbrechenden Dunkelheit, trotzdem, daß man bei Fortsetzung der Reise sich Gegenden näherte, die zuweilen schon von herumstreifenden Banden der Feinde unsicher gemacht wurden, bestand der Kaiser doch darauf, nach kurzer Rast wieder aufzubrechen. Er spornte sein Pferd, und seine Begleiter folgten ihm.

Als sie bei Tagesanbruch sich dem Landgute näherten, das in einem anmuthigen Thale vor ihnen lag, gewahrten sie auf dem Kamm des ihnen gegenüberliegenden Höhenzuges eine Schaar Türken halten, und als sie das Thal hinunterritten, stürzten ihnen Leute aus der Villa entgegen und klagten mit wildem Jammer, daß die Besitzung von einer Streifschaar der Moslemin soeben überfallen und ihre Herrin von ihnen mit fortgeschleppt worden sei. Andronikus befahl, den Feind zu verfolgen. Er selbst stellte sich an die Spitze. Welche Wonne für ihn lag in dem Gedanken, die schöne Frau von ihren Bedrängern zu befreien, die Gerettete in seine Arme zu schließen! Vor seinen Augen schwebte die Angst und Verzweiflung der von ihm so geliebten Gattin seines Freundes, des Feldherrn, dessen er kaum noch gedachte. Dieser aber hatte bereits in mehreren kleinen Gefechten einige Vortheile über die Feinde davongetragen und das Glück begünstigte ihn. Er selbst schien gekräftigt und verjüngt durch die Anstrengungen, denen er sich unterzog und durch die Erfolge, die er gewann. Es lag sogar etwas kriegerisch Drohendes in der Erscheinung dieses Greises mit dem langen, weißen Barte und den um das strenge Antlitz wehenden Silberlocken, wenn er auf seinem reich geschmückten Elephanten gleich den orientalischen Fürsten die Reihen entlang ritt, und mit den Adleraugen unter buschigen Brauen die Schaaren musterte. Reitergeschwader mit phantastischem Helmschmuck und fliegenden Purpurmänteln, Fußvolk in geschuppten Panzern mit langen und kurzen Speeren zogen vor ihm auf, blonde Kaukasier und schwarze Söhne des heißen Afrika; zu allen erdenklichen Kampfarten Gerüstete befanden sich in Aufstellung. Wie gesagt, das Glück

begünstigte ihn auf ungeahnte Weise. Die Nachlässigkeit und der an Wahnsinn grenzende Uebermuth der Türken, die in dem alten gebrechlichen Manne nur einen verächtlichen Gegner sahen, wurde von ihm aufs beste zu seinem Vortheil benützt. Keiner ihrer Fehler entging seiner Wachsamkeit, ihm selbst keine Spanne Zeit, und so gelang es ihm auch, sie zu einem Raubzuge zu verlocken, indem er scheinbar eine Zufuhr für sein Lager durch Kundschafter an sie verrathen und zugleich das Gerücht verbreiten ließ, es wären dabei die kostbaren Schätze des Kaisers. — Die Türken trennten also ihre Macht, indem ein Theil ihres Heeres abging, die Zufuhr aufzuheben. So glückte es ihm, mit vollen Streitkräften über sie herzufallen, die mit der Beute Beschäftigten zu zerstreuen und niederzuhauen. Ohne Verzug rückte er nach diesem Sieg gegen die andere Hälfte des feindlichen Heeres, ehe diese noch Zeit hatte, sich zu sammeln.

Es war am Vorabend des Entscheidungstages, daß der Kaiser auf Verfolgung jener Räuber war, in deren Mitte er Angela fortgeführt sah. Er hatte die Schaar bereits soweit eingeholt, daß er die Gefangene unter ihnen erblicken konnte, und dieser Anblick verschärfte seinen Eifer und den seiner Begleitung. Eben waren sie am Eingang eines Dorfes angekommen, und verloren die Räuber aus den Augen, weil diese hier durch Mauern und Bäume gedeckt den Verfolgern entschwanden und ihnen Hindernisse in den Weg legten, wodurch sie Vorsprung gewannen. Andronikus ließ sich indeß nicht aufhalten. Mit geschwungenem Säbel setzte er über die Verhaue und jagte durch die Gassen des kleinen Dorfes. Aber umsonst hoffte er, am Ausgange des Ortes die Spur der Fliehenden wieder aufnehmen zu können. In dem weiten Felde, das vor ihm lag, nachdem er die letzten Häuser hinter sich hatte, war nichts zu entdecken; er wandte sein Pferd zurück, er durchsuchte jeden Hofraum, jeden Garten mit seinen Getreuen — umsonst, die Flüchtigen waren verschwunden, wie in die Erde versunken. Dagegen traf noch, während er seine Nachforschungen anstellte, unerwartet von anderer Seite her eine Abtheilung des byzantinischen Heeres in dem Dorfe ein, die auf Kundschaft ausgeschickt war und zur Nachhut gehörte. Auch sie hatten nichts von den Verfolgten gesehen, brachten dagegen die Botschaft, daß Philotas mit der Hauptmacht ganz in der Nähe seine Anordnungen zur entscheidenden Schlacht treffe. Nun war nichts anderes zu thun, als die ohnehin zwecklose Verfolgung aufzugeben, und sich dem Heere des byzantinischen Feldherrn anzuschließen. Mit Schmerz zwar entschloß sich Andronikus dazu, doch überwog bald die Kampfslust in ihm und der stolze Gedanke, daß er durch seine Anwesenheit die Krieger ermuthigen und seinem Feldherrn zum Siege verhelfen werde. Es lag vielleicht eine Anwandlung von Reue dabei zu Grunde, das Bewußtsein, daß er gegen letzteren etwas gut zu machen, daß er eine Beschämung zu tilgen, eine Scharte auszuwetzen habe. Konnte er ihm gestehen, welcher Beweggrund ihn so unvermuthet zum Heere gebracht, sollte er ihm die Gefangennahme seiner Gattin verschweigen — verschweigen, wie er dazu kam, davon zu wissen, oder durch welche Unwahrheit sollte er beides verdecken? Glücklicherweise blieb ihm keine Zeit zu längerer Erwägung, die Truppen begrüßten ihn mit jubelndem Zuruf, denn bereits waren sie zurückgeworfen worden und es war höchste Zeit, daß ihr Muth aufs neue angefeuert wurde. Dies geschah nun durch die Ankunft des Kaisers. Mit seinem

Erscheinen verbreitete sich zugleich das Gerücht im Heere, daß er Verstärkung bringe, und daß eine beträchtliche Zahl Hilfstruppen den Feind in der Flanke fasse. Sie drangen also vor und schlugen die Türken; Philotas brachte ihnen durch seine geschickte Führung eine vollständige Niederlage bei; der Kaiser zeichnete sich durch persönliche Tapferkeit aus und war oft in den vordersten Reihen der Kämpfer zu sehen. Es schien, als ob er im Treffen noch die Verfolgung fortsetze und diejenige sich erringen wolle, die ihm als der schönste Siegspreis gegolten hätte. So kam es, daß er von seinem Ungestüm zu weit geführt, durch einen Pfeilschuß, wenn auch nur leicht, verwundet wurde. Er ließ sich jedoch nicht vor Beendigung des Kampfes zurückbringen; erst als der Sieg vollständig entschieden war, kam er mit Philotas von einigen seiner Tapfern getragen aus dem Schlachtfelde zurück. Nun war es an der Zeit, dem Freunde zu bekennen. Schmerzlich wandte er sich ihm zu und ergriff seine Hand: „Nicht meine Wunde brennt so heftig," sprach er, da die besorgte Miene des Getreuen seine Theilnahme verrieth, „und nicht die Freude des Sieges ist so groß, daß ich mich über einen Verlust trösten könnte, der größer als beides ist. Ach erwarte, das Bitterste zu vernehmen. Deine Gattin Angela ist auf ihrem Landsitze von den Ungläubigen geraubt worden, und, wie ich befürchte, wurde sie von ihnen in der Wuth über die Niederlage getödtet; denn das ist die scheußliche Sitte jener Barbaren."

„O Himmel!" schrie Philotas, „— so ward sie als Opfer des Sieges gefordert! wahrscheinlich wollte sie uns entgegeneilen, unheilvoller, verfluchter Tag! Doch laßt uns nicht lästern, noch verzagen, noch die Früchte unseres Sieges eher genießen, als bis wir sie gefunden, befreit oder gerächt haben". Andronikus nickte ihm zu. Den traurigen Ausgang, den seine verderbliche Neigung genommen, mußte er sich zuschreiben. Welches Unheil hatte er über denjenigen gebracht, der für ihn so Großes gethan. Wie bereute er jetzt seine frevelhafte Liebe! Wie gelobte er sich, ihr zu entsagen — der Unglücklichen! wenn sie noch lebte!

Philotas hatte indessen nicht gezögert, aus den am meisten verschont gebliebenen Kriegern eine Cohorte zu bilden und mit ihnen die Aufsuchung seiner Gattin zu unternehmen.

„Weh mir", rief ihm Andronikus zu, „daß ich nicht theilnehmen, nichts dazu beitragen kann, diejenige zu retten, der ich Deine Ernennung zum Feldherrn und somit den Erfolg dieses Tages zu danken habe!"

„Meiner Gattin?" rief Philotas erstaunt aus.

„Ja, ihr, antwortete der Kaiser, sie lenkte meine Wahl auf Dich, sie bewog mich, das Heil des Staates Deinem Muthe, Deiner Klugheit anzuvertrauen."

„Wahrlich", rief Philotas aus, „denn sie nur wußte, was ich litt! Ach daß sie nun verloren ist und wir der Engelgleichen nicht mehr begegnen sollen! Wer möchte da nicht wie die Alten an den Neid der Götter glauben, an ein grausames Verhängniß, das mit tückischer Schadenfreude im Augenblick, wo wir das Herrlichste errungen glauben, uns den tödlichsten Stoß versetzt!"

„Vertraue auf Gott, dem Du, Frommer stets vertrautest, und der Dich so wunderbar zum Sieg geführt hat!" tröstete ihn Andronikus.

„Ja, Du hast Recht, mein Kaiser", erhob sich Philotas, „vorwärts, wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben!" Mit diesen Worten war er eben im

Begriffe, sich von seinem Herscher zu verabschieden — da drang ihm vom Lager her, dem er sich genähert hätte, ein wilder Lärm und ein Geschrei entgegen, als wäre unter den siegestrunkenen Truppen ein Zwist ausgebrochen. Bald sah man sie auch die Zeltgassen hervorstürmen, die einen mit Palmzweigen bewehrt, die andern aber trugen in ihrer Mitte auf den Schilden den Gegenstand ihrer bacchantischen Aufregung, indem sie riefen: Sie ist es! Sie ist da! Sie selbst! Und wie eine Siegesgöttin ganz von den Zweigen umhüllt brachten sie die Gattin des Philotas ihm entgegen. Auch er und der Kaiser stimmten nun in den Ruf mit ein.

Angela entwand sich der stürmischen Huldigung, neigte mit heiterer Stirne sich vor Andronikus und umarmte ihren Gatten. Dann wieder gegen den Kaiser sich wendend sprach sie: „Verzeihe die Kriegslist, daß durch scheinbare Gefangenschaft Deine hochherzige Großmuth hierher gelenkt ward! Nimmer wäre dieser Tag für uns alle so glorreich geworden, wenn nicht Deine Anwesenheit den Sieg herbeigeführt hätte."

„Wie", rief Andronikus, „hatten denn nicht die Barbaren, wie ich doch mit eignen Augen sah, Dich gefangen?"

„Es waren meine Diener", gab sie zur Antwort, „— die ich mit feindlichen Rüstungen und Abzeichen bekleidete, um Dich zu täuschen und hieher zu bringen für unser aller Wohl. Laß Dir nun den Lorbeer, den Du kennst, der indeß wieder in frisch grünenden Zweigen ausschlug, zu Füßen legen als Angedenken einer doppelten Kriegslist und eines doppelten Sieges!" Dabei ließ sie sich vor ihm nieder, der ihr frohen Muthes über die größte Ueberwindung, zu der sie ihm verholfen, die Hand reichte, indeß Philotas mit dankendem Aufblick gen Himmel die Treueste der Frauen in seine Arme schloß.

Der Pädagoge Diderot.

Nach den jüngsten Publikationen aus der Bibliothek der Eremitage in St. Petersburg.

Von
Robert Zimmermann.
Wien.

Der philosophische Radicalismus, der sich durch nichts Ueberliefertes, und der politische Absolutismus, der sich durch nichts Bestehendes beschränken läßt, haben sich seit jeher gut mit einander vertragen. Platon setzte einst seine Hoffnung zur Durchführung seines „besten Staats" auf den Tyrannen von Syrakus; Philosophen des 18. Jahrhunderts, Weltbürger wie Leibniz und Weltverbesserer wie Diderot, setzten die ihrige zur Verwirklichung ihrer umfassenden Reformpläne auf den Czaren von Rußland. „Beförderung gründlicher Wissenschaft", schrieb Leibniz in Bezug auf Peter den Großen, den er gleich bei seiner ersten Unterredung mit ihm bewogen hatte, in seinem ganzen „unermeßlichen" Reich Beobachtungen über die magnetische Deklination anstellen zu lassen, — „Beförderung gründlicher Wissenschaft ist allezeit mein Hauptzweck gewesen; nur hat es mir bisher an einem großen Herrn gefehlt, der sich eben dieser Sache genugsam annehmen wollen; und den ver-

meine ich endlich an Seiner Majestät gefunden zu haben, als die in dem großen Reich gar leicht, fast ohne Mühe und Kosten, die vortreffliche Anstalt dazu machen können und wollen." Daß er in Peter denselben wirklich fand, beweisen die zahlreichen Denkschriften und Vorschläge mannigfaltigsten Inhalts, deren Urschriften von seiner Hand (nach dem Zeugniß seines Biographen Guhrauer) noch in den Archiven von Moskau aufbewahrt werden, bewies vor allem die Stiftung der heute noch bestehenden Akademie der Wissenschaften in Petersburg, zu welcher Leibniz dem Czaren den Entwurf und die Grundideen angab, deren Eröffnung, welche sogar erst nach Peters Tode erfolgte, er aber nicht mehr erlebt hat.

Diderot's „großer Herr" war eine große Frau, Katharina die Zweite. In der nordischen Fürstin, die ihn nach ihrer Residenz einlud, und deren unumschränkter Wille vom Strande der Ostsee bis an die Behringsstraße gebot, glaubte der optimistische Enthusiast, dessen fruchtbares Hirn von Reformprojekten wimmelte, die ersehnte Fee entdeckt zu haben, die nur eines Winkes mit dem Stabe bedurfte, um in dem „unermeßlichen" Reich, das ihrem Scepter unterthan war, das neue Menschheitsideal, das er im Geiste trug, ins Leben einzuführen. Die Petersburger Eremitage, der einstige Schauplatz seiner vertraulichen Unterredungen mit der geistreichen Kaiserin und jetzt noch der Aufbewahrungsort seiner von dieser ihm großmüthig abgekauften Bibliothek, verwahrt zahlreiche Denkschriften über die mannigfachsten Fragen der Wissenschaft, Literatur, Politik und Staatsverwaltung, welche zum Theil erst vor Kurzem durch die neueste von J. Assézat und Maurice Tourneux veranstaltete Ausgabe seiner Werke (20 Bände; Paris Garnier frères 1875—77) vollständig bekannt geworden sind. Unter denselben befindet sich nebst naturwissenschaftlichen Betrachtungen, durch welche, wie E. Caro (Rev. des deux mondes vom 15. Oktober 1879) treffend bemerkt hat, Diderot zum Vorläufer Darwin's geworden ist, und einer Widerlegung des Helvetius'schen Buchs de l'homme, durch welche der vermeintliche Wortführer des Egoismus als beredter Vorgänger des Comte'schen Autruismus sich entpuppt, ein auf besonderen Wunsch des Czaren abgefaßter Plan zur Reform des russischen Unterrichtswesens, insbesondere der Universitäten, welcher zu dem auf Peters des Großen Begehr von Leibniz aufgesetzten Entwurf der Petersburger Akademie das interessante Seitenstück bildet.

Dieser Plan, niedergeschrieben zu Paris im Jahre 1776, kurz nach Diderot's Rückkehr aus Rußland, wurde zuerst von Guizot im Jahre 1813 in den von diesem redigirten Annales de l'éducation, aber nur im Auszug, veröffentlicht. Das ihm von Suard mitgetheilte Originalmanuscript, ein Heft von 170 Seiten, durchaus von Diderot's eigener Hand geschrieben und mit zahlreichen Nachbesserungen versehen, wurde der Wittwe Suard's nach dessen Tode zurückgestellt und ist der Meinung obiger Herausgeber zufolge wahrscheinlich für immer verloren gegangen. Glücklicherweise nun hat sich die nach Vollendung der Arbeit angefertigte und für die Kaiserin bestimmte Abschrift, welche nach Petersburg gesandt wurde, daselbst erhalten und ist von den Herausgebern in der Bibliothek der Eremitage wieder aufgefunden worden. Nach dieser ist der Abdruck in der neuen Gesammtausgabe besorgt und dadurch nahe über hundert Jahre nach der ursprünglichen Abfassung das Material vollständig geboten worden, Diderot's Vielseitigkeit von einer neuen Seite, der pädagogischen, kennen zu lernen.

Seit Locke's „Gedanken über Erziehung" (1693) und Rousseau's „Emil" (1762) war die Forderung der Reform des Erziehungs- und Unterrichtswesens zum Schlagwort der Aufklärer, deren Verwirklichung zum Zielpunkt der Aufgeklärten, Regierungen wie Privatleute, geworden. Deutsche Fürsten, wie Herzog Karl von Württemberg, dessen hohe Karlsschule 1771, fünf, Fürst Franz von Dessau, unter dessen Schutz Basedows Philanthropin 1774, zwei Jahre vor Abfassung des Diderot-schen Reformplanes eröffnet ward, Maria Theresia, deren nach ihrem Namen genannte, reich ausgestattete Pflanzschule für künftige höhere Staatsbeamte schon 1745 ins Leben trat, gründeten selbst Erziehungsanstalten oder formten, wie die letztgenannte that, das gesammte niedere und höhere Schulwesen ihrer Staaten nach einem einheitlichen, systematisch angelegten Plane um. Es ist nicht unmöglich, daß die in dem benachbarten Oesterreich um jene Zeit durchgeführte Reform, welche mit der seit 1759 durch den Leibarzt van Swieten eingeleiteten Verbesserung der Universitäten begann und nach der im Jahre 1773 erfolgten Aufhebung des Jesuitenordens auf die Mittel- und Volksschulen ausgedehnt wurde, der mit Maria Theresia rivalisirenden Czarin den Gedanken eingab, Diderot, der sich damals (1773—4) an ihrem Hofe aufhielt, den Entwurf eines Reformplanes, zunächst für die Universitäten ihres russischen Reiches aufzutragen.

Mit gewohntem Feuer machte sich Diderot an's Werk. Der Ort wie der Zeitpunkt schienen ihm der Unternehmung günstig. Mehr als irgend ein anderer Monarch, sagt er in der Denkschrift, sei die Kaiserin in der Lage, in Sachen des Unterrichts etwas Neues und Großes (quelque chose de nouveau et de grand) gründen zu können. Auf ein solches aber kam es ihm vorzugsweise an. Das bisherige Unterrichtswesen, nicht das russische allein, sondern das in seinem eigenen Vaterlande, das noch unter der Herrschaft der Jesuitenschulen stand, galt in seinen Augen längst für morsch und verrottet. Das französische Unterrichtswesen bietet nach ihm das erstaunliche Schauspiel dar, daß mitten im Schooß einer aufgeklärten Nation, zur Seite dreier berühmter Akademien, der Nation zum Schaden und zur Schande, trotz allen ihren Mängeln sich Schulen erhalten haben und noch erhalten, die seiner Ansicht nach nicht anders als „gothisch und barbarisch" (gothiques et barbares) heißen können. Am andern Ende der ebenso langen als unfruchtbaren Zufahrt (avenue), die man die philosophische Facultät (faculté des arts) nennt, stehen nach dem System der französischen Universität drei Eingänge offen, durch deren einen man in die theologische, durch den zweiten in die juristische, durch den dritten in die medicinische Facultät gelangt. Bis zu diesen bleibt Jeder Schüler; in diesen wird er Lehrer (docteur); ob ein Gelehrter (docte), das ist eine andere Frage. Und was wird aus denen, welche in eine der obigen drei Facultäten eintreten? Träg, unwissend, zu alt geworden, um noch ein nützliches Handwerk zu erlernen, machen sie aus sich Schauspieler, Rekruten, Schelme, Spieler, Spitzbuben, Schufte und Landstreicher (ils se font comédiens, soldats, filous, joueurs, fripons, escrocs et vagabonds)!

Eine schöne Frucht!, meint er, dieses Ergebniß sieben bis acht in peinlicher Arbeit und ununterbrochener Haft (prison continuelle) an der Pariser philosophischen Facultät zugebrachter Jahre. Unter dem Namen der schönen Wissenschaften (belles lettres) hat man daselbst zwei todte Sprachen studirt, die nie Anderen Vortheil

bringen, außer einem an Zahl verschwindenden Bruchtheil der Staatsbürger; man hat sie studirt, ohne sie zu erlernen (sans les apprendre); unter dem Namen der Rhetorik hat man die Kunst zu reden vor jener zu denken studirt und die Kunst, Ideen gut auszudrücken, vor jener, welche zu haben (celui de bien dire avant d'avoir des idées); unter dem Namen der Logik die Spitzfindigkeiten des Aristoteles; unter dem Namen der Moral ein, ich weiß nicht was, das weder Pflichten, noch Gebote, noch Rechte kennen lehrt; unter dem Namen der Metaphysik ebenso kecke als heikle Behauptungen über Möglichkeit, Essenz, Substanz u. s. w., die zu nichts taugen, als dazu, die unselige Vermessenheit zu geben, auf Alles zu antworten, und den noch unseligeren Glauben, mit einigen unerklärten und unerklärbaren Worten, deren Sinnlosigkeit man nicht merkt, nicht zu beseitigende Schwierigkeiten wirklich beseitigt zu haben. Von ordentlicher Physik, Chemie, Naturgeschichte kein Sterbenswort; kaum einige Anfangsgründe von Arithmetik, Algebra, Geometrie; in summa fast nichts, was der Mühe verlohnte, behalten zu werden und was man auf anderem Wege nicht in viermal so kurzer Zeit zu erlernen vermöchte!

Man wird nicht sagen können, daß dieses Urtheil über die französische Universität durch nationale Vorliebe beeinflußt sei. Es ist dem kosmopolitisch angehauchten Manne nicht einmal ein Trost, daß die deutschen und holländischen Universitäten in diesem Punkte (sous ce rapport) auch nicht besser beschaffen sind. Auf den ersteren hat die barbarische Methode Wolf's (la méthode barbare de Wolf) den guten Geschmack zu Grunde gerichtet (perdu); die einst so gefeierte Universität zu Leyden aber, die er zur Zeit seines Aufenthaltes im Haag (1773), wo er die Ankunft des russischen Grafen Narischkin, der ihn nach Petersburg geleiten sollte, abwartete, selbst kennen gelernt, taugt nichts mehr (n'est plus rien).

Und woher stammt dieser elende Zustand? Daher, weil nichts sich mit mehr Hartnäckigkeit gegen das öffentliche Interesse wehrt, als das Privatinteresse; weil nichts energischer der Vernunftforderung Widerstand leistet, als eingewurzelte Mißbräuche. Gleichviel, ob sich Alles ringsum geändert hat, der Geist altgewordener Korporationen bleibt immer der nämliche.

Mit obigem verglichen scheint Diderot die Position Rußlands unvergleichlich günstiger. Ort, Zeit und Zeitgeist kommen der Kaiserin zu Statten. Welcher Vortheil, Alles von Grund aus neu schaffen zu müssen, vorausgesetzt, daß man es kann! In dem russischen Czarenreich ist der Boden noch jungfräulich (libre) und das Salböl, das der Herr zu gegenseitigem Gewinn darüber ausgeströmt hat, noch allmächtig! Der menschliche Geist aber scheint endlich seine Schlacken (gourme) abgeworfen zu haben; die Hohlheit der scholastischen Studien ist durchschaut, die Wuth zu systematisiren hat sich abgekühlt; man frägt nicht mehr weder nach Aristotelismus, noch nach Cartesianismus oder Leibnizianismus; allenthalben hat der Geschmack an wahrer Wissenschaft die Oberhand gewonnen, nach jeder Richtung hin ist die Erkenntniß zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gediehen. Nirgends eine ererbte Institution, die der Durchführung der eigenen Ansichten der Herrscherin im Wege stände; nichts habe sie vor sich, als ein ungeheures Feld, einen Raum leer und frei von jedem Hinderniß, auf welchem sie gründen und aufbauen möge nach ihrem Wohlgefallen.

Genau eine Situation, wie sie der philosophische Radikalismus liebt! Der „Philosoph", wie Diderot bei seinen Freunden hieß, bedurfte nicht nur, um seinen Ideen freien Lauf zu gönnen, vollkommener Zwanglosigkeit; er übte und billigte, um denselben zum Ausdruck und zur Ausführung zu verhelfen, die äußerste Rücksichtslosigkeit. Genoß er im Umgang mit der Czarin während des Winters von 1773 auf 1874 in Bezug auf Tracht, Zutritt, Ceremoniell der weitgehendsten Begünstigung, so nahm er sich im Eifer der Fede solche Vertraulichkeiten heraus, daß diese es angemessen fand, zwischen ihm und sich einen Tisch postiren zu lassen, um, wie sie an Mad. Geoffrin schrieb, sich und ihre gesunden Glieder vor seinen heftigen Gestikulationen zu sichern. Da er in Briefen an seine Freunde seine Stellung gegenüber der Kaiserin als die glücklichste Zeit seines Lebens pries, weil es ihm erlaubt sei, Alles zu sagen, was ihm durch den Kopf fahre, so erschien ihm die Lage der allmächtigen Alleinherrscherin „mit der Seele eines Brutus und den Reizen einer Kleopatra" gegenüber ihrem unwissenden und erziehungsbedürftigen Volk als die beneidenswertheste, weil es ihr möglich sei, Alles zu thun, was sie zu dessen geistiger Hebung im Kopfe trage. Der Mann, von dem Voltaire sagte, daß er für den Monolog gemacht sei, weil er in der Gesellschaft nie einen Sprecher neben sich duldete, und die Frau, die in ihrem Weltreich als Monarchin schaltete, weil ihrem einzig berechtigten Willen niemals ein anderer entgegentrat, waren beide Despoten. Der Absolutismus der Vernunft, der keinen Widerspruch, und der Absolutismus der Macht, der keinen Widerstand verträgt, sollten nach Diderot's Absicht ein Bündniß eingehen, dessen Frucht die Verwirklichung der Vernunft durch die Macht auf dem kürzesten Wege werden könnte.

Der Belehrer, der, wie Lessing, die gute Eigenschaft besaß, nicht blos darzulegen, wie man es nicht, sondern zugleich zu zeigen, wie man es hätte besser machen sollen, schickt seinem Universitätsplan einen „Versuch über die Studien in Rußland" voraus. Parteilos genug, um die Schulen seines eigenen Vaterlandes schlecht zu finden, nimmt er noch weniger Anstand, einzugestehen, daß es mit dem Unterrichtswesen in protestantischen Ländern durchschnittlich besser bestellt sei als in katholischen. Trotz des abfälligen Urtheils über die deutschen und holländischen Universitäten zieht er das Schulwesen Preußens und Hollands jedem andern vor. Die dreifache Gliederung der (preußischen) Schulen nach den Abstufungen der niederen oder Volksschule („Rechenschule"), der mittleren oder gelehrten Schule („Gymnasium") und der hohen oder Facultätsschule („Universität") hat in seinen Augen vor der in Frankreich bestehenden, dem Anschein nach gleichfalls dreigetheilten, den Vortheil, daß nicht wie bei dieser zwischen Gymnasium und Universität die faculté des arts (philosophische Facultät) als Zwischenglied eingeschoben, sondern von jenen unmittelbar zum (theologischen, juristischen u. s. w.) Facultätsstudium übergegangen wird. Dadurch fällt die Aufgabe, die Gewährung der den Studenten aller (Spezial-) Facultäten unentbehrlichen allgemeinen Bildung nicht wie in Frankreich einer den übrigen an Pomp untergeordneten Facultät der Universität selbst, sondern der Allen gemeinsamen Vorbereitungsschule zu dieser, der von unten auf an zweiter Stelle befindlichen mittleren Schule, dem Gymnasium, zu.

Diese aber scheint ihm die wichtigste. Nicht nur weil die allgemeine Bildung die Grundlage und Voraussetzung jeder speciellen oder Fachbildung ausmacht,

sondern weil sie für alle oder doch fast alle Staatsangehörige gleich unentbehrlich ist. In seinen Augen gilt es für ausgemacht, daß das Bedingte erst dann seine Existenz zu behaupten vermöge, wenn dessen Bedingungen gegeben sind, sowie daß für die Bedürfnisse der Minderzahl nicht früher gesorgt werden dürfe, als bis die Bedürfnisse der Mehrheit befriedigt seien. Als Anwendung ersteren Satzes ergibt sich im Lauf der Betrachtung die natürliche Reihenfolge, in welcher die einzelnen Unterrichtsgegenstände nacheinander zu behandeln, als jene des zweiten der natürliche Werthmesser, nach welchem die einzelnen Unterrichtsanstalten vom Gesichtspunkt des Staats aus zu beurtheilen sind.

Von der Bildung zu unterscheiden sind einerseits die allgemeinen Bedingungen, deren Mangel es unmöglich macht, sich eine solche zu verschaffen, andererseits die praktischen Anwendungen, die von derselben zu bestimmten Zwecken gemacht werden. Jenes begründet die Existenz einer Gattung von Schulen, in welchen jene Bedingungen erworben, dieses die Existenz einer solchen, in welchen zur Anwendung des Erlernten zu diesen Zwecken Anweisungen gegeben werden. Jene, die Diderot die „kleinen Schulen" (petites écoles) nennt und deren Wesen er nur mit wenigen Worten streift, vertreten in seinem System die Stelle der preußischen „Rechenschulen". Dieselben haben das Eigenthümliche, daß sie zwar für alle Staatsangehörigen bestimmt sind, aber keine Kenntnisse, sondern (durch Unterweisung im Lesen, Schreiben und in den Anfangsgründen des Rechnens) die Fähigkeit erzeugen, sich solche anzueignen. Diese, zu welchen Diderot die bisher sog. Facultäten zählte, sind bestimmt, Berufsmenschen, wie die theologische Facultät Seelsorger, die juristische Rechtsgelehrte, die medicinische Aerzte, die faculté des arts Meister der sog. schönen Künste, „Redner und Poeten", zu bilden. Dieselben haben das Charakteristische, daß sie zwar nothwendige, aber nur für einen bestimmten Beruf und daher nur für die Männer dieses Berufs, folglich nie für Alle, selten für Viele, meist für sehr Wenige nöthige Kenntnisse lehren. Das beiden entgegengesetzte Wesen der „mittleren" Schulen aber besteht darin, daß sie im Gegensatz zu jenen *wirkliche*, im Gegensatz zu diesen *allgemeine*, d. i. für Alle sowie für jeden Beruf ohne Unterschied *nothwendige*, somit *wahrhaft universelle Bildung* zu verbreiten bestimmt sind.

Letztere sind Diderot nun wahrhafte *Universitäten*. Im Beginn seines Entwurfs wirft er die Frage nach dem Wesen von solchen auf und beantwortet sie dahin: „Eine Universität ist eine Schule, deren Thüre ohne Unterschied (indiscernement) sämmtlichen Kindern (enfans; es müssen also nicht eben nur Söhne sein) der Nation offensteht und in welcher vom Staat besoldete Lehrer dieselben in die Anfangsgründe aller Wissenschaften einführen" (les initient à la connaissance élémentaire de toutes les sciences). Eine solche scheint ihm, der zweifachen Universalität halber, die sie umschließt, des Ehrennamens einer *Universalschule* viel würdiger zu sein, als das nur für eine beschränkte Zahl von Berufsfächern und -Menschen bestimmte Aggregat von Specialschulen, welches thatsächlich Universität (universitas literarum) heißt. Weder Weniges noch für Wenige, sondern Alles für Alle zu lehren ist seine Devise. Vorausgesetzt allerdings, daß die Regel des Unterrichts so beschaffen sein müsse, daß er für die größtmöglichste Zahl von Köpfen und Lebensberufen sich tauglich erweise (pour la généralité des esprits et la plu-

ralité des professions); die Gesetze sind für die Menge da. Mag sein, daß einige wenige auserlesene Geister dadurch eine Einbuße erleiden! Wird denn ein Genie überhaupt (durch die Schule) erzogen? Genug, wenn die öffentliche Erziehung dasselbe nicht erstickt! für die große Zahl muß gesorgt werden; was Noth thut, ist das gerade Gegentheil der Vorschläge Rollin's in seinem Traité des études: er hat nichts anderes im Auge, als Priester oder Mönche, Redner oder Dichter zu züchten. „An der Universität Paris!" ja! ja! darauf kommt es an! (c'est bien de cela, qu'il s'agit!) Was wir heutzutage brauchen, ist: Mehr Aerzte als Advokaten, mehr Advokaten als Sophisten; fast keine Poeten und so wenig als möglich Pfaffen!

Kurz: möglichst wenig Gelehrte, möglichst viel Gebildete! Wie nach Heinrichs IV. Ideal jeder französische Bauer sein Huhn im Topf, soll nach jenem Diderot jeder russische Muschik künftig seinen Schulsack im Kopf haben. Stellt der Wunsch des „guten Königs" einen Durchschnittsgrad materiellen Wohlseins dar. unter dem kein Franzose zurückbleiben soll, so setzt Diderots Plan ein Durchschnittsniveau geistiger Bildung fest, hinter dem kein Russe zurückstehen darf. Mögen sich einzelne vom Glück Begünstigte über jenes, einzelne genial Begabte über dieses erheben, Gegenstand der Fürsorge des Staates können nicht die Wenigen, denen ihr Glück oder ihr Genie hilft, sondern müssen die Vielen sein, die von beiden verlassen sind. Die Verfolgung des Grundsatzes Heinrichs IV. zieht folgerichtig die Förderung der materiellen Wohlfahrt der armen, jene der Maxime Diderots die Hebung der geistig verwahrlosten Kinder der Nation von Staatswegen nach sich. Nimmt derselbe dort die Universalversorgung durch Universalwirthschaft, so nimmt er hier die Universalbildung durch die Universalschule auf sich. Spielt der Staat in ersterer Hinsicht die Rolle des eifrigen Hausvaters, so kommt ihm in letzterer jene des gewissenhaften Familienhauptes zu, das für das geistige Heil sämmtlicher Haus- und Familienglieder gleich väterlich bemüht ist.

Dessen väterlicher Gewalt aber auch sämmtliche Angehörige der „großen Familie" ausnahmslos unterthan sind! Der König, der jedem Bauer seines Landes das Huhn in den Topf schaffen möchte, heißt der Vater seines Volkes; warum sollte „Mutterchen Czarin" nicht jedes Kind der Nation zwingen dürfen, den Schulsack umzuhängen? Diderot geht nicht so weit, zu fordern, daß künftighin jeder in Rußland Geborene von Staatswegen die Universität „absolvirt", d. i. sämmtliche Classen der Staatsuniversalschule durchlaufen haben müsse. Aber er findet es selbstverständlich, daß wenigstens der Besuch der „kleinen Schulen" obligatorisch sei. „Der Gesetzgeber," sagt er, „hat die Pflicht, Mittel und Wege ausfindig zu machen, die Eltern, auch die ärmsten, zu vermögen, ihre Kinder in die Schule zu schicken." Unentbehrlich ist zunächst, daß der Unterricht unentgeltlich sei. Noch mehr: die Eltern sollen für den Unterricht, den sie ihre Kinder nehmen lassen, eine Vergeltung empfangen, indem ihnen „Brod und Bücher" (du pain et des livres) für dieselben vom Staate vertheilt werden.

Zum Besuch der Schulen, in welchen die Mittel der allgemeinen Bildung erworben werden, soll jedermann angehalten, der Besuch derjenigen, in welchen die allgemeine Bildung selbst ertheilt wird, jedermann freigestellt, die Universalschule selbst jedermann zugänglich sein. Eine Mittelstufe zwischen der „kleinen" und der

Universalschule soll es nicht geben; die weitere Fachschule zur Ausbildung für bestimmte Berufszweige (professions) schließt sich an jene an. Und zwar, je nachdem die Besonderheit des Berufs einen gewissen Umfang allgemeiner Vorkenntniß voraussetzt, an diejenige Stufe des Universitätsstudiums, bis zu welcher der obige erlangt worden ist. Daher soll innerhalb der einzelnen Klassen der Universalschule die Vertheilung des Lehrstoffs in der Weise getroffen werden, daß auf jeder Staffel desselben die für gewisse Berufsarten erforderliche allgemeine Vorbildung zum Abschluß gebracht und der Schüler, der eine derselben ergreift, unmittelbar entweder den Berufsweg selbst, oder die für denselben bestimmte Berufsschule betreten kann. Wenn es sich nun trifft, daß diejenigen Berufsarten, welche den verhältnißmäßig niedrigsten Grad allgemeiner Bildung erheischen, also an Zeit und Begabung die geringsten Anforderungen stellen, zugleich diejenigen sind, welche am häufigsten erwählt werden, weil die Zahl der mäßig Begabten und Bemittelten die größte ist, während Berufszweige, welche größeren Aufwand in beiden Richtungen nöthig machen, nur der verhältnißmäßigen Minderzahl materiell und geistig Vermögender zugänglich sind: so wird die Zahl der Schüler in jeder aufsteigenden Klasse naturgemäß abnehmen und in der obersten schließlich eine bescheidene Elite übrigblieben, welche für die höchsten, d. i. die meiste Zeit, Anlage und Bildung in Anspruch nehmenden, deshalb an Zahl geringen und nur für Auserwählte geeigneten Lebensberufe befähigt ist.

Die Vertheilung des Lehrstoffs der Universalschule in aufsteigender Reihenfolge wird daher folgende sein müssen: das für alle erdenklichen Lebensberufe ohne Unterschied Nothwendige wird zuerst, das für die seltensten Erforderliche zuletzt gelehrt, alles Uebrige aber in solcher Reihenfolge vorgetragen, daß die Zahl derjenigen, für welche die Beschäftigung mit demselben zum Zweck ihres künftigen Berufes obligatorisch ist, von Klasse zu Klasse geringer wird. Das Resultat der untersten Classe repräsentirt eine Bildungsstufe, welche von allen, das jeder folgenden eine, welche von einer an Zahl immer abnehmenden Kaste von Staatsbürgern erstiegen werden und wobei die Zahl der am höchsten Gebildeten die kleinste sein wird. Gegen die unvermeidliche Folge, die gleichzeitige Existenz zu verschiedenen Höhegraden entwickelter Bildungsschichten in der Bevölkerung, hat er nichts einzuwenden; wenn nur von Seite keines Einzelnen unter die unterste Bildungsschichte herabgegangenen und jede folgende aus der vorangegangen Schichte, das Ganze der Bildung aus einem Allen gemeinsamen Boden hervorgetrieben wird.

Diderot legt Gewicht nicht allein auf die allgemeine Verbreitung, sondern zugleich auf die durchgängige Gleichartigkeit der Bildung unter den Angehörigen desselben Staats. Kinder einer Nation sollen nicht nur sämmtlich durch die Schule, sie sollen womöglich durch dieselbe Schule gehen. Darf die Bildung der verschiedenen Klassen oder Stände des Staates dem Grade, soll dieselbe doch niemals der Art nach verschieden sein. Der Staat in seiner Absolutheit schließt innerhalb seiner Grenzen jede mit ihm rivalisirende Gewalt, z. B. die einer sich gleichfalls als absolut gebärdenden Kirche, also auch jedes der Art nach von dem seinen unterschiedene Erziehungssystem, z. B. das kirchliche, und folglich gleichfalls jede von der durch seine Schulen vermittelten, der Art nach verschiedene, z. B. specifisch kirchliche Bildung aus. Die gänzliche Laicität des Schulwesens

findet er in dem cäsaro-papistischen Rußland so selbstverständlich, daß er der Möglichkeit des Bestehens von der Staatsregierung unabhängiger, z. B. rein kirchlicher Unterrichtsanstalten (wie es die Ordensschulen des damaligen Königlichen Frankreich waren und jene des heutigen republikanischen noch immer sind) nicht einmal Erwähnung thut, dagegen der Kaiserin den Rath ertheilt, nicht einmal an den Staatsschulen Geistliche als Lehrer zu dulden, denn diese sind „Rivalen von Haus aus der weltlichen Gewalt" (rivaux par état de la puissance séculaire).

Der Geist des modernen, die Schule als rechtmäßiges Eigenthum von der Kirche zurückfordernden Staats, die Seele des „Culturkampfs", lebt in diesen Worten. Ebensowenig als er die Zweitheilung der Bewohner desselben Staats in auf staatlichen Schulen im Geiste des Staats und auf kirchlichen Schulen im Geiste der Kirche Gebildete zuzulassen gedachte, würde Diderot die Trennung, wie sie in unseren Tagen sich vollzieht, der Gebildeten derselben Nation in prüder Art ihrer Bildung nach gesonderte Lager der auf Gymnasien humanistisch und auf Realschulen realistisch Entwickelten gutgeheißen haben. Dies aber nicht nur, weil die Einheit und Absolutheit des Staates innerhalb seiner Grenzen Einerleiheit der Bildung und der Bildungsgrundlage erheischt, aus *politischen*, sondern weil es nur eine *einzige* Art der Bildung gibt, welche wirklich *allgemein*, und nur eine *einzige* Grundlage, welche wirklich *bildend* ist, aus *pädagogischen* Gründen.

Hat Diderot bisher als *Philanthrop*, welcher die Sorge für Erziehung und Unterricht als *Pflicht*, als *Politiker*, welcher die Wahl des Erziehungs- und Unterrichtssystems als *Recht des Staates* betrachtet, gesprochen, so tritt in Bestimmung der Art und Grundlage der allgemein zu machenden Bildung der *Encyklopädist* und zwar in ersterer Hinsicht der *utilitarische Pädagog*, in letzterer aber der *pädagogische Realist* in den Vordergrund.

Allgemeinheit der Bildung steht in seinen Augen in genauem Verhältniß zu der Menge der Individuen und besonderen Berufsarten, zu welchen sie *nützlich* ist. Dieselbe ist daher niemals mit der Totalität zu verwechseln, vielmehr der Abstufung in einer Reihenfolge von Allgemeinheiten fähig, deren jede folgende in der vorangehenden, wie der kleinere von zwei concentrischen Kreisen in dem größeren enthalten ist. Jede derselben, mit Ausnahme der ersten, ist daher weniger allgemein als ihre Vorgängerin; innerhalb jeder aber ist die Bildung der in ihre Umfangssphäre fallenden Individuen die nämliche, diesen sämmtlich gemeinsam, und stellt daher wirklich eine Allgemeinheit dar. Zwischen der Zahl der Individuen, welchen dieselbe Bildung eigen, und dem Reichthum der Bildung, welche dieser gemeinsam ist, findet dasselbe Verhältniß statt, wie zwischen Umfang und Inhalt in der (nominalistischen) Logik, so daß ersterer ab-, wenn der letztere zunimmt. Die Bildung der zahlreicheren Classe ist inhaltlich die ärmere, jene der minder zahlreichern inhaltlich die reichere; wie der dem Inhalt nach ärmere, dem Umfang nach weitere Begriff durch Determination inhaltlich bereichert, seinem Umfang nach verengert wird.

Der Schüler Coste's verräth sich in diesem systematischen Aufbau der gesammten Universitätsbildung in Gestalt eines von unten nach oben an Durchmesser des Umfanges abnehmenden, an Dichtigkeit des Inhalts im entsprechenden Ver-

hältniß zunehmenden Kegels. Als Grundsatz gilt, daß nur **Nützliches** zu lehren sei. Die Stelle des Zwecks, der über die Nützlichkeit entscheidet, vertritt die Hinweisung auf den Beruf, jene des Subjects, welchem genützt werden soll, die Verweisung auf den Staat, jene bringt eine Abstufung von dem Gesichtspunkt aus hervor, ob der Lehrstoff allen, vielen oder nur einer Berufsart fromme; diese erzeugt eine Beurtheilung von dem Standpunkt aus, ob der Beruf, welchem der Lehrstoff dient, dem Staate nütze, gleichgiltig sei oder gar Schaden drohe. Kenntnisse, welche für alle Berufsarten ohne Unterschied nothwendig oder doch förderlich sind, werden daher die nützlichsten sein; mit solchen wird füglich der Anfang gemacht werden. Mindest nützlich diejenigen, die nur für einen Berufszweig unentbehrlich sind; solche werden am passendsten an den Schluß zu verlegen sein. Dem Staat gilt als nützlich derjenige Lehrstoff, welcher nützlichen, als überflüssig derjenige, welcher ihm überflüssig scheinenden, als schädlich solcher, der dessen Ansehen feindlichen Berufen dient. Zu dem für den Staat „fürchterlichen" (redoutable) Ständen wird, wie zu erwarten, der geistliche gerechnet; aber auch „Dichter, Redner, Gelehrte, Schriftsteller von Profession" gehören „zu den der Gesellschaft am wenigsten nothwendigen Ständen" (aux etats de la société les moins necessaires).

Diderot der Dichter hält in dem wohlgeordneten Staatswesen „Dichter und ihre Gesellen" genau so für überflüssig wie Plato. Es läßt sich ahnen, daß Diderot, der Sohn des Waffenschmiedes zu Langres, „Messerschmiede und ihre Gesellen", die dieser wie alle Gewerbe und Handeltreibenden der untersten Klasse des Staats beizählt, für die nützlichsten Glieder der bürgerlichen Gesellschaft erklären wird. Zunächst entspringt aus der Forderung, daß der Lehrstoff der ersten Klasse der an Inhalt ärmste, aber für alle Berufsklassen im weitesten Umfang nothwendige sein soll, die Aufgabe, aus der Masse des überhaupt Wissenswerthen Dasjenige zu sondern, das beiden Ansinnen genügt. Da nun ein Wissen, dessen Gegenstand Formen, mit solchem verglichen, dessen Object wirkliche Dinge sind, einerseits wirklich **inhaltsarm**, andererseits, wenn dasselbe bei der Ausübung fast keiner „Profession" entlehnt werden kann, in Diderot's Sinn wirklich das **nützlichste** ist, so ergiebt sich für diesen die Folgerung, den Universitätsunterricht mit Wissenschaften, die, wie z. B. Mathematik und Metaphysik, von Abstractionen handeln, beginnen, dagegen mit solchen, die, wie z. B. Natur- und Geschichtskunde, von concreten Dingen handeln, fortsetzen und schließen zu lassen. Die weitere Gliederung des Unterrichts erfolgt dann in der Art, daß an den mathematischen Unterricht, dessen Object die Relation abstracter, der in solchen Disciplinen sich anschließt, deren Object die Relationen in aufsteigender Reihe immer concreter werdender Größen sind, während an den Vortrag der Metaphysik, deren Gegenstand das abstracte, der Vortrag solcher Wissenschaften sich anreiht, deren Gegenstand das concrete und zwar in aufsteigender Reihe zuerst das übersinnliche, sodann das sinnliche Wirkliche ist.

Demzufolge gewinnt der deducirte Studienplan der Staatsuniversalschule nachstehende Gestalt. Der Gesammtunterricht auf der Universität umfaßt zwei nebeneinander parallel aufsteigende Curse, in deren einem das **formale**, in deren andern das **ideale** den Gegenstand des Unterrichts ausmacht und deren jeder nach dem Grundsatz des Fortgangs vom Abstracten zum Concreten in acht untereinander correspondirende Klassen zerfällt. Der Cursus der formalen Wissenschaften be-

handelt: in der ersten Klasse die reine Mathematik, d. i. Arithmetik, Algebra, Wahrscheinlichkeitsrechnung und Geometrie; in der zweiten Klasse die angewandte Mathematik und zwar zunächst die Gesetze des Falls der Körper, Mechanik und Hydraulik; in der dritten die Astronomie und mathematische Geographie; in der vierten die Physik und Naturgeschichte; in der fünften die Chemie und Anatomie; in der sechsten die Logik, Kritik und allgemeine Grammatik; in der siebenten die russische und die altslavische Sprache; in der achten die griechische und lateinische Sprache, die Eloquenz und die Poesie. Der Cursus der realen Wissenschaften behandelt in der ersten Klasse: das Uebersinnliche, insofern es als abstracte Form (des Seins; Metaphysik) oder als gleichfalls abstracte Norm (des Thuns; Moral) gedacht oder als concretes Seiendes (Gott) entweder durch Vernunft (natürliche) oder durch Offenbarung (positive Religion) erkannt wird. Die übrigen Klassen behandeln das Sinnliche, entweder insofern die abstracte Form (angewandte Metaphysik) oder die abstracte Norm (angewandte Moral) darauf angewendet wird. Erstere Anwendung ergiebt als Erscheinung des Uebersinnlichen im Sinnlichen die Mythologie; als Darstellung der Zielform am Sinnlichen die (Welt- und Menschen-) Geschichte; als ebensolche der Raumform die Weltbeschreibung (Kosmographie) und als Bestandtheil derselben die Erdbeschreibung (Geographie). Letztere Anwendung ergiebt als Uebertragung der abstracten Vernunftform auf die sinnlichen Bedingungen des häuslichen, gesellschaftlichen und staatlichen Lebens die Wissenschaften der Haus-, Volks- und Staatswirthschaftslehre.

Von E. Caro (a. a. O.) ist darauf hingewiesen worden, daß dieser von Diderot empfohlene Stufengang des Universitätscursus mit der von Comte in seinem Cours de philosophie positive aufgebauten Hierarchie der Wissenschaften im Wesentlichen zusammenstimme. Die Bemerkung trifft im gewissen Sinne zu, wenn man den formalen Cursus allein in's Auge faßt; die Metaphysik, welche den Cursus der Realwissenschaften eröffnen soll, ebenso wie die (natürliche und positive) Theologie, die sich an diese anschließt, gehören beide nach Comte als zurückgelegte Phasen nicht mehr in den Kreis der Wissenschaften des Positivismus. Aber auch wenn der formale Curs ausschließlich berücksichtigt wird, bleibt die Aehnlichkeit oberflächlich. Comte beginnt zwar wie Diderot mit der reinen Mathematik und läßt auf dieselbe die angewandte folgen; aber der Erstere verfährt in dem Aufbau der einander im Unterricht succedirenden Wissenschaften folgerichtiger als Letzterer. Jener betrachtet sämmtliche Wissenschaften als Anwendungen der Mathematik je auf eine neue, die unmittelbar vorangehende als Bedingung voraussetzende Gestalt derselben (erst leblosen, dann lebendigen) Materie, dieser dagegen, nachdem er in der zweiten bis fünften Klasse Mechanik, Astronomie, Physik und Naturgeschichte als angewandte Mathematik behandelt hat, reißt in der sechsten plötzlich den leitenden Faden ab und springt zu einer von der mathemathischen ganz verschiedenen Gattung abstracter Formen, jener der Denk- oder logischen Formen über, um durch die Anwendung dieser auf die menschliche Sprache zur allgemeinen Grammatik und durch die Anwendung dieser auf besondere Sprachen in den beiden letzten Klassen zur Grammatik der slavischen und der classischen Sprachen zu gelangen. Comte's Positivismus geht von der Annahme aus, daß die geschichtlichen (von ihm sociologische genannten) Phänomene nicht ohne Voraussetzung der allgemein biologischen, diese nicht ohne

jene der chemischen, wie diese nicht ohne jene der physikalischen möglich seien, welchen ihrerseits nach der Reihe die astronomischen, mechanischen und mathematischen Gesetze zu Grunde liegen. Sämmtliche positiven, also allein wahrhaften Wissenschaften: Sociologie, Biologie, Chemie, Physik, Astronomie und Mechanik stellen denselben zufolge Anwendungen dar der reinen Mathemathik auf den materiellen Stoff, je nachdem derselbe nacheinander zuerst als reiner (durch keine andere Eigenschaft als die der Schwere) charakterisirter (wie in der Mechanik und Dynamik), hierauf als kosmischer (Welt-) Stoff (wie in der Astronomie), sodann als terrestrischer (Erd-) Stoff (wie in der eigentlichen Naturwissenschaft) und zwar zunächst als noch unorganisirter, im Mengungs- (Physik) oder im Mischungszustande (Chemie) befindliche, sodann als organisirter Stoff und zwar zunächst als Individualorganismus (wie in der Biologie) oder schließlich als organisirte Gesellschaft (wie in der Sociologie) in Betracht gezogen wird. Diderot dagegen läßt zwar die Gegenstände der zweiten bis fünften Klasse als angewandte Mathematik, jene der beiden letzt als angewandte Logik gelten; auch würde der geistige Urheber des système de la nature schwerlich dagegen Einsprache erhoben haben, das Denken als eine Abart physiologischer Prozesse anzusehen; aber von einer Auffassung der Logik als auf das Denken angewandter Mathematik findet sich keine Andeutung. Diderot's Plan fehlt die Einheit und ununterbrochene Abfolge von einem einzigen zu Grunde gelegten Princip, welche den Comte'schen auszeichnen. Während in diesem die Geschichte (unter dem Namen der Sociologie) dem Aufbau des Wissens organisch sich einverleibt, gehört sie in jenem einem neben dem mathematischen innerlich unverbunden herlaufenden Cursus diesem heterogener Disciplinen an. Wie im formalen Cursus der Uebergang von der Mathematik zur Logik, im realen derjenige von der Metaphysik zur Moral unbegründet und willkürlich, so ist die Verbindung der Mathematik mit der Metaphysik in der ersten, der Mechanik mit der Mythologie in der zweiten Klasse zufällig und ungerechtfertigt bei beiden allgemeinsten Wissenschaftspaaren; das formale (Mathematik und Logik) und das reale (Metaphysik und Moral), welche dem Aufbau der Studien als allgemeinste Eintheilung der Wissenschaften zu Grunde liegen, werden nicht, wie es der Positivismus wenigstens versucht, aus einer Fundamentalwissenschaft philosophisch deducirt, sondern als thatsächlich letzte unbefangen vorausgesetzt.

Diderot's Unterrichtsplan, der alle formalen und realen, wie Comte's Cours de philosophie positive, der alle positiven Wissenschaften begreift, hat ein encyklopädisches Gepräge. Während jedoch wiederum der encyklopädische Unterricht successive eintritt, d. h. eine Wissenschaft nach der andern gelehrt wird, soll derselbe nach jenem simultan erfolgen, so daß in mehreren (theils formalen, theils realen) Wissenschaften neben einander unterrichtet wird. Jener hat den Vortheil nicht nur der größeren Concentration, sondern auch einer systematischen Aufeinanderfolge der einzelnen Fächer im Unterricht, welche der causalen Aufeinanderfolge derselben (nach Comte) in der Wissenschaft entspricht; dieser den Nachtheil, nicht nur, daß die Aufmerksamkeit des Schülers auf mehrere Gegenstände vertheilt, sondern auch daß der Unterrichtsstoff in derselben Classe aus unter einander heterogenen (formalen und realen) Wissenschaften (Mathematik und Metaphysik in der ersten, Mechanik und Mythologie in der zweiten Classe u. dgl.) ohne sichtbaren Grund

zusammengewürfelt wird. Beiden Plänen läßt sich der Vorwurf machen, daß sie bei Bestimmung der Reihenfolge des Lehrstoffes den pädagogischen Gesichtspunkt, welcher dieselbe von der Beschaffenheit des Lernenden, mit dem logischen Gesichtspunkte, welcher dieselbe von der Beschaffenheit des zu Lehrenden abhängig macht, verwechselt haben. Jener, dem die Erkenntniß (von Seite des Schülers) als Hauptzweck gilt, verlangt, daß das Leichtere dem Schwereren, das Concrete dem Abstracten, das Besondere dem Allgemeinen, der Erkenntnißgrund der Erkenntnißfolge vorangehe. Dieser, dem die Begründung (von Seite der Wissenschaft) als Hauptzweck gilt, erheischt, daß die Bedingung dem Bedingten, das Abstracte dem Concreten, das Allgemeine dem Besonderen, überhaupt der Realgrund der Realfolge vorangehe. Dem pädagogischen Gesichtspunkte im Unterricht entspricht der inductive (analytische), sich von Anschauungen zum Begriff erhebende, dem logischen Gesichtspunkte im Unterricht der deductive (synthetische) vom Begriff zu den Anschauungen herabsteigende Weg in der Wissenschaft. Speculative Philosophen, da schon das Allgemeine für den Grund des Besonderen, der Begriff als Ersatz für angeschaute Erfahrung gilt, werden den logischen, empirische Denker, welchen das Besondere als Vorstufe des Allgemeinen, der Begriff als Frucht aus der Anschauung geschöpfter Erfahrung gilt, sollten den pädagogischen Gesichtspunkt im Unterricht vorziehen. Diderot wie Comte, beide als Philosophen der sensualistischen Richtung angehörig, haben als Pädagogen das Verfahren der speculativen Denker eingeschlagen und im Unterricht statt mit der Anspannung des Concreten (wodurch Ersterer der Vorgänger Pestalozzi's geworden wäre) mit abstracten Begriffswissenschaften (wie Mathematik und Metaphysik) den Anfang gemacht.

Comte hat seinen Cursus für Erwachsene bestimmt, die nicht sowohl Kenntniß der einzelnen Wissenschaften dem Stoffe, als einen Einblick in deren inneren systematischen Zusammenhang der Form nach gewinnen sollen. Diderot, der sein Project für die eben aus der Volksschule ausgebildete Jugend entwirft, ergiebt sich aus Obigem die pädagogische Ungeheuerlichkeit, daß Knaben im Alter von 8—10 Jahren in der ersten Klasse der Universität mit dem ganzen Umfang der reinen Mathematik (Arithmetik, Algebra, Probabilitätscalcül und Geometrie) und überdies noch mit Metaphysik, Moral, natürlicher und positiver Theologie in dem Grade bekannt werden sollen, daß der Unterricht in den oberen Klassen sich auf die in diesen Fächern erworbene Kenntniß stützen darf, aber nicht mehr auf dieselben zurückzukommen nöthig haben soll! Mehr bedarf es nicht, um den Plan ebenso pädagogisch verkehrt als dessen psychologische Grundlegung utopistisch erscheinen zu lassen.

Diese Bevorzugung von Abstractionen darf umsomehr verwundern, als Diderot anderwärts eine entschiedene Vorliebe für concrete Sachen an den Tag legt. Freilich faßt er als solche nicht sowohl concrete Vorstellungen (Anschauungen) als concrete Gegenstände (Sachen) im Gegensatz zu bloßen Lautzeichen für dergleichen (Worte) ins Auge. Der utilitärische Pädagog und der pädabogische Realist treffen in seiner Person in der Ueberzeugung zusammen, daß nicht die Wissenschaft von Worten (science des mots), sondern die Wissenschaft von Sachen (science des choses) wahrhaft fruchtbar sei, ferner, die Kenntniß, zwar nicht der Sprachen überhaupt, aber der todten classischen Sprachen hat seiner

Meinung nach ihre Zeit gehabt; die Kenntniß der Größen, Kraft, Gesetze und Dinge, die in der Natur existiren, ist ihren Platz einzunehmen berufen (Il faut la remplacer par la science des quantités, des forces, des lois, enfin des objets existans dans la nature). Erlernung von Sprachen gewährt in formeller Beziehung den einzigen Vortheil, zur Anwendung des logischen Denkens auf die grammatischen Sprachformen Gelegenheit zu bieten; in materieller Hinsicht besteht der Nutzen mehrfacher Sprachkenntniß darin, eine Mehrheit von Klangzeichen für dieselbe Sache zu besitzen. Zur Erlangung des ersteren reicht der Besitz einer einzigen Sprache hin, wobei die Muttersprache vor fremden den Vorzug hat, daß sie nicht künstlich erlernt zu werden braucht, und die lebenden vor todten dadurch sich auszeichnen, daß sie aus dem Gebrauch erlernt und im Verkehr gebraucht werden können. Der materielle Nutzen ausgebreiteter Sprachenkenntniß aber wird durch den Zeitaufwand, welchen die Aneignung überflüssiger Zeichen statt nöthiger Dinge erheischt, mehr als aufgewogen. „Wohin soll es führen", ruft Diderot aus, „wenn mit der Menge nothwendiger Sach= jene nöthige Sprachkenntniß in unaufhörlichem Wachsthum begriffen sein soll? Zur Zeit des Thurmbaus von Babel war die Welt bereits so alt, daß die Söhne der Menschen dicht daran waren, den Himmel zu erklimmen und davon so viel zu wissen, wie der liebe Herrgott (papa Dieu) selbst. Um das Fortschreiten des Thurmes, der sich zusehends erhob und nahe daran war, die Thür seiner Kammer einzustoßen, zu verhindern, griff er zum Mittel der Sprachenverwirrung, welche die Gebildeten aller gelehrten und gesitteten Nationen zwang, eine so übermäßige Menge zum wissenschaftlichen Verkehr unentbehrlich gewordener Sprachen zu lernen, daß ihr Kopf darüber platzte. Sie wurden blöd und dumm; die Menschheit mußte von vorn anfangen und Gott war für diesmal ledig der Gefahr, seine Geheimnisse enthüllt zu sehen!"

Diderot ist zu neugierig, um einen neuen Thurmbau der Wissenschaft am Sprachstudium stocken zu lassen. Der junge Russe soll künftig nicht nur in allen nützlichen Wissenschaften Unterricht in seiner Muttersprache empfangen, sondern er soll in den ersten sechs Klassen überhaupt keine Sprache und in der siebenten nur seine eigene und deren Muttersprache, das Altslawische, wissenschaftlich erlernen. Für die „sehr kleine" Zahl von Berufsarten, die nun einmal dessen bedürfen, wird in der letzten (achten) Klasse Unterricht in den beiden klassischen Sprachen ertheilt; und für so „unnütze" Glieder der bürgerlichen Gesellschaft, wie „Dichter, Redner, Gelehrte und Schriftsteller von Handwerk" sind, mag allenfalls in derselben Klasse zum Schluß das Studium ebenso brodloser Künste wie Poesie und Eloquenz an den Mustern der Alten hinzugefügt werden!

Diderot's Gründe gegen das Studium der Sprachen überhaupt und der klassischen insbesondere sind weder neu noch tief, letztere gleichviel nicht schlechter, als sie noch heute vernommen werden. Wenn die Vertheidiger desselben von dem Sprachunterricht wähnen, daß er das Gedächtniß überaus stärke und für das jugendliche Alter ganz besonders sich eigne, weil dieses zu weiterer Beschäftigung nicht die Fähigkeit besitze, so sei zu erwidern, daß nicht nur das Gedächtniß durch Erlernen von (geschichtlichen und naturwissenschaftlichen) Thatsachen ebensogut, wie durch jenes von Vocabeln geübt werde, sondern der Knabe neben diesem auch Verstand genug habe, um die Anfangsgründe der Arithmetik und Geometrie zu fassen.

Latein und Griechisch zu verstehen, sei zwar im Mittelalter nothwendig gewesen, als es weder Kunst noch Wissenschaft gab und Alles, was schon damals existirte, in unverstandenen Werken der Alten versiegelt lag. Damals habe es des Schlüssels bedurft zu den verschlossenen Heiligthümern. Seitdem man dieselben ihres Inhalts entleert, Kunst und Wissenschaft weitere und selbst so erstaunliche Fortschritte gemacht hätten, wäre es seltsam, wenn eine öffentliche, sämmtlichen Unterthanen des Reiches offenstehende Schule den ersten Platz Studien einräumen wollte, die nur dem kleinsten Bruchtheil derselben wirklichen Vortheil gewähren!

Gründe der Art sind so oberflächlich, daß sie der Widerlegung nicht werth sind. Allgemeine Bildung, welche der Philosoph mit Recht als Ziel der Erziehung und des Unterrichts ansieht, bedeutet nicht, wie der Utilitarismus will, daß für alle Berufszweige vorgebildet und Jedem die für den seinen erforderliche Fachbildung unmittelbar zu Theil werde. Solche erheischt vielmehr, daß Jedem, wie es der Humanismus will, die ohne Rücksicht auf einen besonderen Lebensberuf seiner (nicht professionellen, sondern allgemein menschlichen) Bestimmung gemäß zukommende Bildung unmittelbar und dadurch zugleich die für seinen besonderen Beruf erwünschliche Vorbildung mittelbar zu Theil werde. Von der letzteren macht das wissenschaftliche, nicht im Dienste praktischer Lebenszwecke betriebene Sprachstudium, sei es der todten klassischen, wie der linguistische Humanismus, sei es moderner, lebender Sprachen, wie der linguistische Realismus will, als „science des choses", nicht als „science des mots" pädagogisch den wichtigsten Bestandtheil aus.

Was den Radicalismus im Umsturz des bestehenden und Aufbau eines neuen Unterrichtswesens betrifft, möchte für Diderot's im Obigen scizzirten Entwurf der künftigen russischen Universität aus dem Jahre 1776 kaum ein drastischeres Seiten- und Gegenstück zu finden sein, als Fichte's bekannter gleichfalls deducirter Plan der künftigen Berliner Universität vom Jahre 1807 (S. W. VIII. S. 97 bis 204). Aber auch keines so geeignet, den diametralen Gegensatz nicht nur beider Männer als Individuen, sondern als Repräsentanten beider, jedes in seiner Richtung zur äußersten Grenze entwickelter Erziehungsideale, des professionellen und des humanen, hervortreten zu lassen. Während der Eine die Universität als eine Schule definirt, wo jede besondere Wissenschaft, also das Material des Wissens, im reichsten Maße beigebracht wird, erklärt sie der Andere als eine Schule, wo die Kunst des wissenschaftlichen Verstandesgebrauchs erlernt, also die vollkommenste Form des Wissens erworben werden soll. Jener betrachtet dieselbe als Vorschule für das Berufsleben, das Studium der Wissenschaft als Mittel zur praktischen Anwendung. Dieser legt Gewicht darauf, daß die Wissenschaft nicht Mittel für irgend anderen Zweck, sondern ihr eigener Zweck sei. Fichte, der Idealist, sieht in der Universität, wie sie nach seinem Plan werden soll, den wirksamsten Hebel, in einem Zeitalter, welches in dringendem Verdachte steht, eine beinahe allgemeine „Verbürgerung" herbeizuführen, einer „über die Wirklichkeit hinausbringenden Ansicht der Wirklichkeit, bei welcher allein die Menschheit Heil finden kann gegen jedes ihrer Uebel", eine bleibende Stätte zu sichern. Diderot, der Realist, wird dem Tadel nicht entgehen, mittels rücksichtsloser Unterwerfung der Wissenschaft unter die Zwecke des praktischen Lebens durch den Entwurf seiner Universalschule jene „allgemeine Verbürgerung" herbeiführen zu helfen.

Weder der Eine noch der Andere hat seinen pädagogischen Traum erfüllt gesehen. Fichte's Project, dessen formell allgemeiner Charakter dem Widerstande der besonderen Fachgelehrten begegnete, wurde von Friedrich Wilhelm III., Diderot's Plan, dessen der Pflege materieller Interessen zustrebende Tendenz bei den Orthodoxen, aber auch bei den Gönnern ideeller Geistesrichtung Besorgniß hervorrief, von Katharina II. aus Achtung ad acta gelegt. Dennoch ist weder erstere auf den idealen Aufschwung der deutschen Universitäten, von welchem die Freiheitskriege Zeugniß gaben, noch der letztere auf den militärischen Zuschnitt der russischen Hochschulen unter Kaiser Nicolaus, von dessen bedenklichen Folgen der heutige Materialismus und Nihilismus der Studenten in Rußland Proben ablegen, ohne nachhaltigen Einfluß geblieben. Der philosophische Radicalismus des Idealisten hat dort zum Absolutismus der Vernunft, jener des Encyklopädisten hier zur Omnipotenz der Materie geführt.

Ueber Wasser und Feuer im Cultus der Hellenen.

Von
Karl Boetticher.
Berlin.

Nach der eingeborenen Culturfähigkeit, die jedes Volk in dem Wirken und in den Ergebnissen seines politischen wie seines religiösen Bewußtseins offenbart, wird ihm von der Geschichte vergleichsweise seine Stellung im Kreise der Völker angewiesen. Sieht man ab von dem politischen Momente und faßt nur das religiöse in's Auge, dann bemißt sich dessen Charakter und Werth je nach der ethischen Anschauung des Volkes vom Wesen der Gottheit: es bringt dieselbe auch folgerecht in den Mitteln zum Ausdrucke, welche zu deren Verehrung gewählt sind. Erkannt werden diese Mittel aus der ganzen Institution des Cultus mit seiner Priesterschaft, aus den einzelnen Riten und Bräuchen desselben in Verbindung mit der Festfeier legendarischer, heiliger Ereignisse, aus der Stiftung und Form seiner Heiligthümer sammt deren Ausstattung mit dem entsprechenden Apparate zur Pflege der Sacra durch die Werke der zeichnenden Künste. Je reiner und aufgeklärter die Vorstellung von der Gottheit ist, je würdiger die Mittel zu deren Verehrung in menschlich sittlicher Beziehung sind, einen desto höheren geistigen Standpunkt wird das Volk in der Culturgeschichte einnehmen. Bezüglich religiöser Verehrung überhaupt bemerkt man, wie die Geschichte in ihrem Entwicklungsgange gewisse ursprüngliche Gedanken und Bräuche des Alterthums nicht hat untergehen lassen, sondern auf die nachkommenden Culturvölker traditionell vererbte; bei diesen erscheinen sie dann wieder aufgenommen und zum Ausdrucke wesentlich gleicher, wenn auch individuell volksthümlich gemodelter Anschauungen verwendet. Die Aufnahme solcher traditionellen, ursprünglichen Gedanken, Bräuche und Formen aus dem hellenischen Alterthume hat in der christlichen Kirche, in der griechischen wie in der lateinischen, stattgefunden, seit dieselbe ihre geistlichen Institutionen, und mit diesen ihre Cultusformen fest und dogmatisch begründete. Ein Blick auf den Cultus der Hellenen läßt erkennen, welche von diesen Gedanken und Bräuchen die Kirche von

dort entlehnte und als Bestandtheile ihres Gottesdienstes adoptirte. Wie überhaupt das Volk der Hellenen nicht sowohl an Masse und Länderbesitz, als vielmehr an geistigem Vermögen alle Culturvölker des alten Erdkreises überragte, so hat es vor Allem auch das große Römervolk mit einer Bildung durchdrungen, deren belebende Impulse mit dem Untergange des Hellenismus, ja mit dem Verfalle der römischen Weltherrschaft selbst nicht erstarben, sondern ihre geistig zündenden Funken die ganze nachfolgende Christenwelt hindurch bis in unsere Zeiten hineintrugen. Daß nun die hinterlassene Literatur der Hellenen stets ein Medium geistiger Bildung, die hinterlassenen Schöpfungen ihrer zeichnenden Künste immerdar ein lehrendes Vorbild für die Kunst aller Zeiten bleiben werden, ist freilich von mancher Seite bezweifelt: eine Hinterlassenschaft ihrer Sprache giebt es jedoch, deren ewiges Fortwirken in der Nachwelt Niemand bezweifeln darf: das sind die heiligen Schriften des Neuen Testamentes: ihr Grundtext ist uns in Hellenischer Sprache überliefert, diese Sprache mithin zum Evangelos der Christenheit geworden. Eingedenk dieser Mission ihrer Sprache und in Erinnerung an die Quelle ihres Ursprunges hat die griechische Kirche bis auf den heutigen Tag noch ein bedeutungsvolles Attribut ihrer höchsten geistlichen Würdenträger aus der Vorzeit traditionell festgehalten. Ihr Patriarch und seine Metropolitan-Bischöfe tragen nicht den Krummstab der lateinischen Kirche, sondern den Heroldsstab, das Kerykion des alten Hellenischen Gottesboten als Wahrzeichen der „Friede auf Erden" verkündenden Botschaft des von Oben stammenden Evangeliums. Noch Anderes ist von dieser Kirche zur Verwendung im Gottesdienste aus ihrer Hellenischen Vorzeit hinübergenommen: der Gebrauch des Wassers als Symbol der Weihe, der des Lichtes zur Andeutung der göttlichen Gegenwart auf heiliger Stätte. Beides hat auch die lateinische Kirche in gleicher Bedeutung aufgenommen und dogmatisch sanctionirt; die Anwendung des Wassers zur Taufe ist selbst von der protestantischen Kirche festgehalten. Indem die Römer schon sehr früh sämmtliche Hellenische Cultusbräuche ihrem Gottesdienste einverleibten, so ergänzt sich aus demselben manche Lücke in den Hellenischen Schriftquellen über diesen Gegenstand. Sehr belangvolle Ergänzungen und Aufschlüsse bewahren auch die älteren christlichen Kirchenschriftsteller in ihrer scharfen Polemik gegen den heidnischen Gottesdienst und dessen Gebräuche.

Die Bedeutung von Wasser und Feuer im Hellenischen Cultus drückt sich in dem alten Worte aus: „Das Wasser weihet, das Feuer reiniget." Zwar sind beide Elemente von den Alten gleich hoch gehalten, doch steht das Wasser voran, es wird stets von ihnen als Erstes und Vornehmstes genannt. Ohne Feuer, glaubten sie, wäre ein menschliches Dasein auf Erden noch möglich, wenn auch nur in Weise der animalischen Geschöpfe, ohne Wasser dagegen sei nicht einmal Vegetation, geschweige denn creatürliches Leben denkbar: Wo Quellen und Ströme versiegten, da werde die Landschaft zur Wüste, öde und menschenleer.

Ströme und Quellen sind ihnen Ernährer der Völker, Pfleger der Kinder: es weihten deshalb alle Familien das Wahrzeichen der blühenden Gesundheit ihrer Kinder, den Erstlingsschnitt des Haupthaares dem Nährstrom des Landes zum Dankopfer. So die Athener ihrem Kephissos; die Argeier dem Inachos, die Eleer dem Alpheios, die Phigaläer der Neda, die Thebaner dem Ismenos. Peleus gelobt dem Spercheios das Haupthaar seines Sohnes Achilleus, wenn dieser glück-

lich aus dem Kampfe um Troja heimkehre. Argeier und Platäer benannten ihre ersten Könige nach den Landesflüssen Inachos und Asopos; die Könige der Messener brachten ihrem Strome Pamisos, die Könige der Makedonier ihrem Haliakmon im Namen des Volkes alljährlich das große Dankopfer. Den Päonen war nach väterlichem Herkommen der vornehmste Act bei der Investitur ihrer Könige das sogenannte „königliche Bad“ im Aitykon. Die Notabeln des Landes führen den Thronerben zum Ufer des Flusses, wohin auch der königliche Speisetisch gebracht ist, lassen ihn das Bad in der wallenden Fluth nehmen und bekleiden ihn dann erst mit den Insignien seiner Macht. Hierauf wird er zu jenem Tische geleitet, wo sie mit ihm Namens des ganzen päonischen Volkes gemeinsam das königliche Mahl speisen. So innig fühlten sich die Alten mit dem Nährstrom ihrer väterlichen Scholle verwachsen, daß ausziehende Colonistenschaaren wenigstens den Namen desselben auf den Fluß ihrer neuen Heimatsstätte übertrugen. Daher kehrt der gleiche Flußname in Hellas wie in Hellenischen Colonien außerhalb so häufig wieder. Eines der ältesten Beispiele hiervon wird die Colonistenwanderung aus dem Stromgebiete des sikyonischen Asopos nach der Insel Oinoë bilden, welche die Legende unter der Metapher einer Entführung der Asopos-Tochter Aegina durch Zeus in Adlergestalt nach Oinoë ausdrückt. Diese Insel empfing nun den Namen Aegina, ihre Quelle sammt deren Flusse den väterlichen Namen Asopos.

Eine Quelle, einen Born des lebenerhaltenden Wassers, erkannte man für das höchste Gnadengeschenk der Gottheit, und kaum ist eine Quelle in der sagenreichen Hellenenwelt vorhanden, die nicht ihre Legende hätte, welche sie, als von irgend einem göttlichen Wesen hervorgebracht, bezeichnete, auch dabei zugleich den mythischen Vorgang überlieferte, der ihre Entstehung veranlaßte. Man darf hierfür zeugnißweise nur einige bekannte Quellen folgen lassen. Als Poseidon die holde Königstochter Amymone in dem „dürstenden Argos“ umsonst nach Trinkwasser für ihres Vaters Tisch suchend erblickt, eilt er herbei und lockt mit dem Stoße des Dreizackes die dreifach sprudelnde Quelle bei Lerna hervor, welche man nach dem Mädchen Amymone nannte. Sie ward zum Segensgeschenke für die ganze wasserarme Landschaft Argolis. Denn wenn in der Heiße des Sommers alle Quellen hier versiegten, strömte allein die Amymone in ungeschwächter Fülle beständig fort. Die ganze Stätte war dem göttlichen Geber geweiht, mit dem kolossalen Bilde eines Dreizackes bezeichnet und danach Triaina genannt.

In einer glänzenden Opferfeier beging das sicilische Volk alljährlich den mythischen Hinabgang der Göttin Persephone in die Unterwelt: mit ihm zugleich die Erinnerung an den Ursprung der wunderschönen Quelle Kyane unweit Syrakus. Pluton, so erzählt die Landessage, begehrte jene Demetertochter zur Gattin, und als er sie auf ihrem Lieblingsgefilde einst mit Gespielinnen Blumen sammelnd erblickt, fährt er herzu, hebt die sich sträubende Jungfrau auf den Wagen und entführt durch eine Erdkluft, die er vor den Rossen entstehen läßt, die geraubte Braut zur Hochzeit in sein Reich hinab. Die Göttin aber läßt zur Erinnerung, daß sie gerne auf dieser Stätte geweilt habe, in jener Kluft die tiefblaue mächtige Quelle Kyane aufsprudeln, welche nun mit reichem Wassersegen die Gefilde der Umwohner tränkte. — Die Arkader rühmten sich, in ihrer Neda die älteste Quelle auf Erden zu besitzen; sie knüpften deren Entstehung an die Geburt des Zeus. Unbemerkt

von ihrem kindertödtenden Gatten Kronos, erzählt die Sage, entweicht die Göttermutter Rhea auf den Gipfel des Lykaios, Olympos oder die heilige Höhe genannt, von welcher man den ganzen Peloponnes überschaut. Sich unter der mächtigsten Eiche hier niederlassend, gebiert sie den Zeus. Als sie nun Wasser zum Bade des Söhnchens bedarf, klüftet sie mit dem Schlage ihres Scepters den Boden, und sogleich springt die rauschende Neda aus dem Busen der Erde hervor. In dieser wird das Kind von der Nymphe Neda und anderen hülfreichen Nymphen des Berges gebadet und gepflegt. — Das ist die Legende von der Stiftung des Lykäischen Zeuscultus, des ältesten Zeuscultus in Hellas, unweit jener Stadt Lykosura, von der man rühmte, daß sie die älteste Stadt sei, welche die Sonne beschienen habe. An diese Stiftung knüpfte der Volksglaube wunderbare Folgen. Jene Eiche blieb der heilige Baum des Zeus auf der Stätte, seine Badequelle Neda aber wurde nicht allein zum Weiheborne, mit dem man die Sacra des Gottes pflegte, sondern zur Nährerin des ganzen arkadischen Hochlandes. Wenn in einem sengend heißen Jahre das Laub der Bäume und die Saat auf dem Acker bereits zu dörren begann, brach der Priester des Zeus einen Zweig von jener heiligen Eiche, trat zur Nedaquelle und tauchte denselben unter Gebet tief hinein. Alsbald wallte das Wasser mächtig auf, ließ eine Dunstsäule emporsteigen, die sich nach und nach zu Wolken dichtete, welche den ganzen Himmel überzogen, bis sie zuletzt in strömendem Regen herabfielen, der alle Wälder und Fluren des Landes wieder belebte. Der arkadische Bauernglaube an diesen Regenzauber, der noch in der Zeit des Periegeten Pausanias bestand, ruhte doch wenigstens auf dem religiösen Untergrunde, daß der Wolkenversammler Zeus eben Hyettios sei; was soll man aber zu der Komödie sagen, welche die klugen Pontifices in Rom aufführten, wenn sie sich vor den Manalis-lapis genannten Stein spannten, und denselben durch die Stadt zogen in dem Glauben, hierdurch den Regen eliciren zu können?

Wie diese Neda es zeigte, sind Quellen und Flüsse nicht nur Pfleger der menschgeborenen, sondern auch der gottgeborenen Kinder: überall denken sich die Alten zum ersten Bade derselben ein Wasser unerläßlich, überall wird auf der Geburtsstätte eines Götterkindes die Badequelle genannt. Nicht in der Neda allein, auch in der Klepsydra zu Messene und vielen anderen Quellen wird Zeus gebadet, Apollon und Artemis im Inopos auf Delos, im Kenchreios bei Ephesos, im Xanthos in Lykien, Dionysos in der Dirke bei Theben und der Kissoessa bei Haliartos. Diese auffallende Vielheit der Geburtsstätten einer und derselben Gottheit und ihrer Badequellen erklärt sich aus der Thatsache, daß die Hellenen mit Geburt oder Epiphanie jeder Gottheit auf irgend welcher Stätte metaphorisch nur die älteste Stiftung ihres Cultus daselbst bezeichnen, unter der Badequelle aber nichts anderes verstehen, als die Weihequelle, mit deren Wasser eben der Cultus eingesetzt ist, mit deren Wasser er fortdauernd gepflegt wird. Daß die Weihequelle eines Heiligthums diese Bedeutung habe, läßt sich überall da bezeugen, wo die Riten der Cultuspflege seiner Gottheit noch überliefert sind.

Bedenkt man, wie die Möglichkeit alles natürlichen Lebens vom Vorhandensein des Wassers abhängt, dann wird es begreiflich, wenn die Alten, wie gesagt, eine jede Quelle überhaupt als die höchste Liebes- und Gnadengabe ansehen, welche Gottheiten für die Menschen hervorbrachten, denen sie auf Erden traulich und

im schützenden Verkehre sich näherten. Wie jene Kyane und Amymone, so wird auch vom Hermes für die dürstende Jo die Quelle Hermesferse aus dem Sande der heißen Wüste gelockt. Persephone läßt aus Freundschaft zu ihrer Gespielin Herkyna die Quelle Herkyna unter ihrer Hand als Weiheborn des trophonischen Orakelheiligthums entspringen. Silen, der weise Erzieher und Geleiter des Dionysos, schenkt den Leuten zu Pyrrhichos in Lakonien, die ihn mit göttlichen Ehren begrüßen, den schönen Born Silenos. Dionysos selbst lockt mit dem Schlage des Thyrsos für seine Verehrer zu Kyparissiae die nach ihm genannte Quelle Dionysias aus dem Felsen. — Gleiche Wunderkraft schreibt die Sage den Helden zu, die sich einer besonderen Fürsorge der Gottheit erfreuten. Nicht allein bringt Herakles durch den Schlag seiner Keule überall auf seinen mühevollen Wanderungen durstlöschende Quellen hervor, Athene selbst erzeugt für ihren Schützling gliederstärkende Thermen da, wo er von Beschwerden ruhend sich niederläßt. Dieselbe Göttin fügt es, daß der Held Kadmos durch den Auftritt seines Fußes die schönfließende Dirke bei Theben, Perseus die Perseia als Burgquelle zu Mykenai hervorlockt.

Die eminente Bedeutung des lebenerhaltenden Wassers führte auch zu jener alten Fiction der Verwandlung lebender Personen in Quellen. Wenn die Leiber edler, hochsinnig duldender Menschen, die sich für das Wohl des Vaterlandes oder der Familie freiwillig zum Opfer gaben, durch liebendes Erbarmen der Gottheit in Quellen transformirt wurden, oder aus ihrem Märtyrerblute ewig fließende Borne entstanden, so mußte dies wohl ihr Gedächtniß unsterblich machen heißen. Denn so lange eine solche Quelle strömte, erhielt sie in den nachkommenden Geschlechtern auch die Edelthat und den Namen des transformirten Wohlthäters unvergeßlich. Bei der Fülle solcher Mythen in jeder Hellenischen Landschaft darf man nur an die Quellen Makaria und Alope in Attika, die Glauke und Peirene in Korinth, die Kaskalia und Sybaris in Delphi, die Biblis bei Milet, die Styx zu Ephesos und andere gleiche erinnern.

Auch christliche Legenden dieser Art sind bekannt. So beispielsweise sollten die vielbesuchten drei Quellen auf der „Tre Fontane“ genannten Stätte, einige Miglien von Rom, um welche man später die Kirche S. Paolo alla tre Fontane baute, aus dem Blute des Apostel Paulus entstanden sein, den man hier enthauptet habe.

Mit jenem alten Ausspruche „das Wasser weihet“ ist dieses Element für dasjenige Mittel der Weihe im Gottesdienste erklärt, ohne welches kein Sacrum ausgerichtet werden konnte. „Weil das Göttliche absolut rein sei“, heißt es, „dürfe man sich auch nur reinen Leibes und reinen Sinnes ihm nähern.“ War es schon religiöse Vorschrift, zunächst mit gebadetem Leibe, in reingewaschener oder neuer Kleidung und fleckenlosen Schuhen das Heiligthum zu betreten, so erledigte man mit dieser Waschung nur die äußerliche Reinigung des Leibes: die Läuterung des inneren Menschen indessen gewann man erst auf der heiligen Stätte mittelst ihres weihenden Wassers. Dieses kam aus einer Quelle, die ganz ausschließlich zu den Consecrationen im Heiligthume vorbehalten, für alle andere Benutzung aber strenge verpönt war. Selbstverständlich mußte dieses Wasser einer jeden Person, die sich im Tempel Haupt, Antlitz und Brust damit be=

netzte, die sacrale Weihe, also die Reinigung des inneren Sinnes und der Seele verleihen. Daß dieses natürlich nur eine rein symbolische Handlung sein konnte, wird bezeugt. Ein Dogma bei Servius lautet wörtlich: „In den heiligen Ceremonien besteht für Leib und Seele die gleiche Ursache: man zeige daher am Leibe das, was mit der Seele geschehe, an dieser aber nicht gezeigt werden könne.“ Diese rein symbolische Bedeutung der Lustration erläutert Pollux mit den Worten: „In die Heiligthümer gehen heißt so viel als sich reinigen und durch Wassersprenge weihen, um mit reinem Sinne in den Tempel einzutreten.“ Hippokrates sagt: „Wir haben die Heiligthümer der Gottheiten deshalb in bestimmte Grenzen eingeschlossen, damit sie Niemand überschreite, der sich nicht gereinigt hat: alsdann besprengen wir uns beim Eingehen gänzlich, nicht als ob wir eine Blutschuld auf uns hätten, sondern aus dem Grunde, daß, wenn von früher her vielleicht irgend ein Makel auf uns haftete, wir von demselben befreit werden.“ — Dieser Weihe unterliegen ohne Ausnahme alle Gegenstände, welche in das Heiligthum gebracht oder hier gestiftet werden sollen: insbesondere alle Thiere, welche zum Opfer auf dem Brandaltare vor dem Tempel bestimmt sind.

Für Jeden, der in die Cella des Tempels zur Adoration des Cultusbildes gehen will, steht vor der Thür dieses Raumes ein phialenförmiges Becken mit Weihwasser bereit: aus diesem lustrirt er sich beim Eintritte wie beim Ausgange. Doch nimmt man das Wasser nicht mittelst Eintauchens der Hand, wie das in der griechischen und lateinischen Kirche Sitte ist, man besprengt sich vielmehr mit einem Lorberbüschel, welches im Becken liegt, dessen Stiel zum Zeichen der Consecration mit einer perlenförmig geknoteten Schnur aus rother Wolle umbunden ist. Dem Lorber schrieb man wegen seiner medicinischen, reinigend wirkenden Eigenschaft auch geistig reinigende Kraft zu, so daß er bei allen Lustrationen, selbst bei Reinigung von Mord- und Blutschuld angewendet wird. Darum ist er dem Apollon geweiht, den man als Reiniger von aller Schuld, als Erlöser von jedem Uebel verehrte. Schon Branchos, der alte Priesterprophet des Gottes, besprengte einst mit solchem Lorberwedel die ganze Bevölkerung von Milet, um die Stadt von der Pestseuche zu reinigen. In derselben Weise vollzieht bei Hochfesten oder großen Opfern, an welchen die ganze Tempelgemeinde Theil nimmt, ein bestimmter Priester die Lustration der Menge. Auch die lateinische Kirche kennt einen Präfecten des Lustralwassers, der solche Weihesprenge vollzieht: er bedient sich hierzu jedoch der hohlen durchlöcherten Kugel aus Metall an kurzem Stiele, auch wohl eines langhaarigen Wedels in Form einer Doppelbürste.

Wo eine heilige Tempelquelle ihr lebendiges Wasser nicht unmittelbar in das Weihebecken ergießt, trägt man es täglich frisch aus derselben herbei, und wirft dann zu seiner Erhaltung noch Salz hinein. Auch das Salz war als Naturgabe heilig: die Salzschale fehlt bei keinem Opfer und auf keinem Gottestische im Tempel. Zum Schöpfen und Tragen des Wassers sind aus den edelsten Familien des Landes, alle Jahre wechselnd, junge Töchter erwählt, bevor sie die jungfräuliche Reife erlangt hatten. Diese lebten das Jahr hindurch bei der Priesterin im Tempelhofe, ihren heiligen Frohnedienst als Lutriden verrichtend, der für eine so eminente Ehre galt, daß man nach vollbrachter Dienstzeit ihre Bildnisse öffentlich aufstellte.

Bei einer solchen Unerläßlichkeit des Weihwassers zur Verrichtung jedes Gottesdienstes konnte man öffentlich bescholtene, oder durch unsittlichen Lebenswandel berüchtigte Personen, welchen das Staatsgesetz bereits die bürgerlichen Ehrenrechte aberkannt hatte, von der religiösen Gemeinschaft dadurch ausschließen, daß man ihnen verbot das Weihwasserbecken zu berühren.

Den ernstesten Act im Cultus bezeichnet die Lustration des Gottesbildes, seines Tempelhauses und der heiligen Geräthe. — Es tritt in der Verehrung mancher, insbesondere weiblicher Gottheiten zu einer bestimmten Zeit im Jahre die Gottestrauer dogmatisch ein; in dieser glaubt man, sei die wirkende Macht, das Numen der Gottheit nicht auf der heiligen Stätte gegenwärtig, sondern habe sich von ihr zurückgezogen. Als Grund dieses Verhaltens wußte die Theologie gewisse hochalte mythische Ereignisse im Cultus anzugeben, in Folge deren einst die Gottheit in Trauer versetzt, ihr Heiligthum entweiht worden war. Das ist die stille Zeit der nefasti dies, in welcher alle Sacra ruhen; der Tempel ist für den Gottesdienst geschlossen, seine ewige Cultusflamme gelöscht, die Capelle des Bildes im Allerheiligsten ist leer und mit trauerfarbenen Teppichen verhüllt. Die Gemeinde trauert dann mit ihrer Gottheit: es wird keine Aeußerung der Freude laut, kein Familienfest begangen: man fastet und enthält sich aller Geschäfte, sogar die öffentliche Gerichtspflege hat ihre Thätigkeit eingestellt. Nur die Tempelpfleger sind mit der geheimen Lustration des Heiligthumes beschäftigt, aus welchem sie zuvor das menschgestaltige Gottesbild herausgeführt haben: denn dieses empfängt seine Reinigung nur unter freiem Himmel und zwar durch das Bad.

Die Möglichkeit eines solchen Bades erklärt sich aus dem materiellen Bestande und der wenig bedeutenden Größe der betreffenden Bilder. Wir wissen, daß gerade die ältesten und hochheilig gehaltenen anthropomorphischen Cultusidole roh aus Holz geschnitzt, dann mit Gewändern und Emblemen bekleidet waren, die ihrem Wesen entsprachen. In solchem Zustande auch leicht bewegbar, ließen sie eine dem menschlichen Körper analoge Behandlung zu. Ins Bad führt man die Bilder, nach einer bestimmten Quelle, seltener zum Meere. Hier werden sie von dazu berufenen Frauen entkleidet, gebadet, dann mit neuen Gewändern wieder kostümirt, und in den Tempel zurückgeführt. An manchen Orten bringt man das Bild auch wohl verhüllt wieder zurück und kostümirt es erst im Tempel. Diese Handlung ist jedoch stets eine geheime, namentlich für männliche Augen so unschaubare gewesen, daß die Gottesstrafe den treffen sollte, der wider Verbot das entkleidete Bildniß der Göttin im Bade erblicken würde. — Das alte Holzbild der Hera zu Argos badeten die „Eresides“ genannten Frauen alle Jahre am Ankleidefeste (Endymatia) desselben mit dem Patos genannten Kleide in der Quelle Kanathos bei Nauplia. Es war die Quelle, von welcher eine geheime Cultussage wußte, die Göttin selbst bade sich leibhaftig alle Jahre in ihr und gewinne so die Wiedergeburt und beständige Erneuerung ihres jungfräulichen Wesens. Ohne Zweifel bezog sich diese Geheimsage auf die Feier der heiligen Hochzeit des Zeus und der Hera, nach welcher die Göttin das Lustralbad in dieser Quelle nahm; denn die gleiche Sage ruhte, nach Aelians Mittheilung, auf der Quelle Burras in Syrien, deren ganze Stätte hiervon beständig mit Wohlgerüchen erfüllt sein sollte. Das Bad des hölzernen Palladion zu Argos durch die angesehensten Matronen hat

Kallimachos in einem bekannten Hymnos ausführlich geschildert. Zu Athen fiel die jährliche Lustration und Bekleidung des alten Olivenholzbildes der Athena-Polias mit dem heiligen Peplos auf die Tage der Kallynteria und Plynteria am Ende des Monates Thargelion. Seit die Verehrung der Kybele von Pessinus nach Rom verpflanzt war, empfing hier das Bild dieser Göttin sein Lustralbad im Almo. — Auch in der lateinischen Kirche finden sich Reminiscenzen hiervon. Niebuhr erzählt beispielsweise, daß zu Rom noch bis ins vorige Jahrhundert die Sitte gedauert habe, ein geschnitztes Madonnenbild aus seiner Kirche nach dem Almo zu fahren, und dort zu waschen. — So viel über die Bedeutung des Wassers. —

Als herrlichste Mythendichtung Hellenischen Geistes erscheint die Allegorie der Herabkunft des Feuers vom Himmel zur Erde, und seine Wirkung in der Menschenwelt. In unvordenklichen Zeiten, erzählt der Mythos, gab es im ganzen Kosmos nur ein einziges Feuer: dies loderte auf dem Herde des höchsten Zeus im Olympos als heiligstes Eigenthum der Götter. Die Erde war ganz feuerlos; die edel gestalteten Menschen lebten dürftig ohne jede sittliche und geistige Regung, stumpfsinnig und verstandeslos dahin gleich den übrigen Geschöpfen. Das erbarmte den klug vordenkenden Titanen Prometheus, jenes ideelle Mittelwesen zwischen Gott und Mensch. Er tritt kühn zum Herde des heiligen Gottesfeuers, entwendet davon unbemerkt und trägt die himmlische Gabe den Menschen zu. Da habe sich Alles bei diesen geändert. Mit dem erleuchteten Funken des göttlichen Feuers sei ihr schlummerndes sittliches Bewußtsein erweckt und ihnen geistige Erleuchtung, Verstand, Klugheit und weiser Rathschluß geworden: sie hätten Einsicht in die Dinge der Natur gewonnen, hiermit auch die Fähigkeit, mechanische und künstliche Werke der Hand zu erzeugen, mit welchen sie nun alle elementaren Kräfte und Stoffe sich unterthänig und ihren Zwecken dienend machten. Ein hoher, ethischer Zug ist es dann, wie die Legende hierbei den Prometheus seinen mit Bewußtsein begangenen Raub am Heiligen nun auch großartig sühnen läßt. Zunächst und vor Allem — fährt die Sage fort — unterwies der Titane die Menschen jetzt die uranischen Gottheiten zu erkennen, diesen Altäre und Heiligthümer zu weihen, und sie mit dem vom Himmel stammenden Feuer dankbar zu verehren. In dieser Allegorie ist nur die im ganzen Alterthume herrschende Ueberzeugung ausgedrückt, daß jedes Feuer auf Erden ein Theil vom himmlischen Feuer sei, daß man also auch nur mittelst dessen Anwendung bei den Sacra in die Bundesgemeinschaft mit der Gottheit treten könne. Deshalb bedingten Cultusgesetze: „Es darf kein Sacrificium ohne Feuer ausgerichtet werden", oder: „Es ist nicht erlaubt, weder öffentliche noch private Sacra ohne Feuer zu vollziehen." Außerdem erläuterten die alten Theologen dies noch mit der specifischen Eigenschaft des Feuers. Dasselbe sei immateriell und substanzlos, mithin das reinste der Elemente; es reinige auch jede Materie, weil diese spurlos in ihm aufgehe, und man erwirke die vollkommene Reinigung des irdischen Menschenleibes durch Verbrennung nach dem Tode. Ueberall gelte jener Ausspruch: „Das Feuer reiniget." Weil nun die Gottheit „das denkbar reinste Wesen", sei die Flamme ihr am ähnlichsten: man betrachte sie daher, meint Plutarch, als „ein Abbild der ewigen Alles ordnenden Gottesmacht" und „als Zeichen von deren Gegenwart auf heiligen Stätten." Ein anderes Zeugniß bei Porphyrios erklärt: „Wir begrüßen die Erscheinung der uranischen Gottheiten mit Feuer, machen ihre

Verehrung damit unsterblich, und pflegen deshalb eben, weil es ihnen am ähnlichsten, ewiges Feuer in den Heiligthümern." Endlich versichert Julian Apostata: „Die Hut des ewigen Feuers im Heiligthume ist von den Voreltern als Symbolon der Gegenwart der Gottheiten gestiftet." Sogar noch der christliche Clemens von Alexandria spielt hierauf an, wenn er sagt: „Nach der Ueberlieferung werde unter Feuer und Licht allegorisch Gott und sein Wort verstanden." Wie tief im Volksleben diese Anschauung wurzelte, kann man im Familienhause erkennen. Wenn hier am Abend die entzündeten Kerzen in das Gemach eingetragen wurden, entstand ein Augenblick andächtiger Stille unter den Anwesenden, man glaubte die Gegenwart der Götter damit zu begrüßen.

Bedeutet Feuer überhaupt die Gegenwart der Gottheit, ewiges Feuer ihre beständige Gegenwart im Heiligthume, so zog dies selbstverständlich den Tag und Nacht ununterbrochenen Gottesdienst von Seite der Priesterschaft, die sogenannten „ewigen Gotteswachen" nach sich. Indeß haben die Tempel der Landesschutzgottheiten allein solchen Gottesdienst mit ewiger Flamme, nicht die Tempel mit zeitweiligem Cultus. Zu letzteren, eben so zu Sacra auf irgend welcher Stätte unter freiem Himmel, oder auch in den Privathäusern der Gemeinde, wird die Flamme von einem ewigen Feuer entlehnt. Das Gebot: „Nur mit rite entzündetem Feuer können Sacra ausgerichtet werden", zeigt auf solche Entlehnung hin. Dieses Feuer wird zuweilen aus weiter Ferne herbeigeschafft. Nach der siegreichen Schlacht von Platää fehlte dem Hellenischen Heere reines Feuer zum Dankopfer an Zeus, den Befreier; denn der Pythische Gott hatte alle Heerdfeuer in Hellas für entweiht erklärt, die von den Persern berührt worden waren. So war man genöthigt, von dem 25 Meilen entfernten ewigen Herde des Apollon in Delphi das reine Feuer zu entlehnen. Die Lemnier entsendeten jährlich an den traurigen Tagen, zu welchen sie bei Reinigung ihrer ganzen Insel alle Feuer gelöscht hatten, ein geweihtes Schiff nach Delos, um von dem Appollinischen Tempelherde neues, reines Feuer zu entlehnen, mit welchem dann alle Tempelflammen und Hausherde wieder entzündet wurden. Heiliges Feuer berühren oder entlehnen durfte aber keine Person, die für unrein galt und schon vom Weihewasser ausgeschlossen war; denn ihre Hand befleckte das reine Element.

Wie die Flamme ein Zeichen der Gegenwart, so bedeutet umgekehrt ihr Erlöschen den Abschied der Gottheit von ihrer Stätte. Das Löschen geschieht rite an jenen schon erwähnten Trauertagen des Cultus, an denen die Lustration des Bildes und Heiligthumes vollzogen wird. Erlischt die Flamme von selbst, dann ist das für die Gemeinde ein gefahrdrohendes, wie man glaubt, von der Gottheit selbst verhängtes Omen, welches auch sogleich Lustrationen und sühnende Bußopfer nach sich zieht. In jedem Falle muß die neue Flamme, mit der man das Wiedererscheinen der Gottheit im gereinigten Tempel begrüßt, eine reine unter freiem Aether gewonnene Flamme sein. Man erzeugt dieselbe entweder durch Selbstentzündung, oder entlockt sie den Strahlen des himmlischen Feuers, der Sonne; jene wurde durch Reibung zweier Hölzer erregt, wie z. B. die Flamme der Vesta zu Rom: letztere, wie das in Delphi und Athen Brauch war, mittelst Brennspiegel, deren Form in Beschreibung noch erhalten ist. Die ewige Tempelflamme wird entweder auf einem Herde, oder auf einer Lampe unterhalten. Bei einem Herd ist

stets ein besonderes rund gebautes Gemach mit großem Rauchschlot, eine sogenannte Hestia, im Tempel getrennt von dem Allerheiligsten Raume eingerichtet. Solche Herde werden überall mit leichtem, schnell verbrennbarem Holze, wie Pappel und Fichte gespeist, um die Aufmerksamkeit der feuerpflegenden Priesterin beständig wach zu erhalten. Eine Lampe dagegen brennt unmittelbar im Allerheiligsten unfern des Gottesbildes und seines heiligen Tisches, ähnlich der ewigen Lampe vor dem Hochaltare in der griechischen und lateinischen Kirche. Es werden mächtige Lampen erwähnt, deren Oelfüllung ein ganzes Jahr hindurch zur Nahrung der Flamme ausreichte. So die Lampe im Tempel des Zeus-Ammon in Libyen, wie die goldene Lampe im Tempel der Athena-Polias zu Athen, die einen ehernen Rauchschlot in Form eines holen Palmbaumes hatte.

Außer dem Opferfeuer auf dem Altare vor dem Tempel entzündet man zu jedem Sacrum die Kerzen auf dem heiligen Tische vor dem Gottesbilde. Zu diesen haben jene prächtigen Candelaber aus Erz, Silber und Gold gedient, welche vielfach erwähnt, auch sammt mächtigen Kerzen ein beliebtes Geschenk von Seite der Großen und Reichen an die Tempelgottheit gewesen sind. Ferner konnte kein Weihegeschenk ohne entzündete Kerzen im Innern des Tempels gestiftet werden. Ein Wunderwerk des Luxus der Baukunst, der Tempel des Apollon zu Daphne bei Antiocheia, ist bei einer solchen Gelegenheit durch unvorsichtig gestellte Kerzen ein Raub der Flammen geworden. Die Sitte der Kerzenweihe lebt in der christlichen Kirche weiter fort. Beim Eintritt in das Gotteshaus entzündet sich der Grieche eine Kerze und weiht sie dem Patrone desselben auf eines der hier stehenden Kerzengestelle. An solennen Kirchweihfesten übt man das Gleiche in der lateinischen Kirche.

Es war Brauch in den Familien, mit der vom Gottesfeuer entlehnten Flamme im Hause so viel Kerzen zu entzünden, als man Gottheiten bei einer heiligen Handlung gegenwärtig dachte; so bei jeder Vermählung 5 Kerzen, weil 5 Gottheiten der Ehe vorhanden, bei der Geburt eines Kindes 3 Kerzen, für drei bei derselben hülfreiche Gottheiten. Aedilen und Prätoren zu Rom brennen bei ihren richterlichen Verhandlungen eine bestimmte Anzahl von Kerzen. Denn keine gesetzliche Vereidigung, obwohl sie stets unter freiem Himmel vor sich gehen muß, geschieht ohne Kerzenlicht. Bei ihren heiligsten Eiden, welche die Syrakuser im Tempelbezirke der gesetzgebenden Demeter ablegten, wurde jedem Schwörenden ein Purpurmantel der Göttin umgelegt und eine brennende Kerze in die Hand gegeben; beispielsweise leistete Agathokles so dem Hamilkar einst den Huldigungseid. Ueberhaupt ist jede religiöse Handlung unter freiem Himmel ohne Kerzen ganz undenkbar; kein heiliger Baum des Waldes oder Feldes, keine geweihte Quelle wird ohne flammende Lichte verehrt; alle feierlichen Prozessionen, ob am Tage oder Nachts, wandeln mit brennenden Fackeln einher. Ewige Lampen brennen nicht allein vor dem heiligen Bilde im Tempelhause, auch vor den Idolen außerhalb im Freien finden sie sich. Neben der Thür jedes Hellenischen Familienhauses stand auf der Straße ein Bildzeichen des thürschützenden und wegezeigenden Apollon Thyraios oder Agyieus, neben ihm sein heiliger Lorberbaum mit einer ewigen Lampe in einem Hornlaternchen. Wo kein Idol dieses Gottes, vertritt wenigstens der Lorberbaum mit der Laterne seine Stelle. Merkwürdig genug, daß in dieser Cultussitte die einzige Beleuchtung der alten Gassen bestanden hat, die uns bekannt ist. Die Kirchenväter

Tertullian und Prudentius rügen diesen götzendienerischen Brauch, indem sie ausrufen: „Was sollen diese Lucernen vor jenen Dämonen, in welchen doch kein Licht ist? Was ihre verräucherten Lorberbäume? Nur Gott ist das Licht der Welt und der immergrüne Baum!“ Wer erinnert sich dieser Rüge gegenüber nicht an die Heiligenbilder mit ihren ewig brennenden Laternen über oder neben der Thür jedes Bürgerhauses in den christlichen Städten des Mittelalters?

Andere christliche Theologen, wie Hieronymus und Lactantius, eifern gegen die Verwendung der Kerzen überhaupt, nicht blos im Gottesdienste der Heiden, sondern auch der Christen: „Die Heiden“, rügen sie, „entzünden Lucernen und Wachslichte an den Weihestätten und um die Götterbilder. Doch bedürfen nur die irdischen Götter der Lichte, nicht aber Gott, der selbst Schöpfer und Geber des Lichtes ist.“ Allein bereits im IV. Jahrhundert erscheinen die Kerzen in der lateinischen Kirche auch vor Heiligenbildern: Gregor von Nazianz und Paulinus von Nola erwähnen ihrer, eine Bulle von Sabinus II., Gregors des Großen Nachfolger, verordnet sogar ihren Gebrauch. Hieronymus gesteht unverholen ihre Vererbung aus dem Hellenischen Cultus in den christlichen ein. In der griechischen Kirche wird die erste ewige Lampe vor dem Bilde der Panagia, der Maria im Kloster auf Sinai, erwähnt.

Es lag den Hellenen wohl nahe, das immaterielle und aetherische Leben der Flamme dem unsterblichen Leben der menschlichen Seele zu vergleichen und sie zum Kunstsymbole derselben zu machen. Auf den alten Bildwerken deutet die erhobene Fackel des Genius das Leben, die zum Verlöschen gesenkte Fackel die Entseelung des Menschen an. Macrobius erinnert, daß der Ausdruck phota sowohl lebende Menschen als Lichte bedeute; eine dodonäische Orakelweisung deshalb auch zur Abschaffung der Menschenopfer verordnet habe, statt der Menschen kleine Menschenbilder, statt ihres Lebens brennende Kerzen zu weihen. Artemis-Eileithyia, die Vorsteherin der menschlichen Geburt, trägt auf den Bildwerken die brennende Fackel als Symbol, daß sie die Kinder an das Lebenslicht fördert. Mit Entzündung einer heiligen Fackel erweckte man in Delphi alle drei Jahre den Gott Dionysos aus einem mystischen Todesschlafe im Hades zu neuem Leben.

War die Flamme zum Abbilde alles Lebens überhaupt geworden, dann kann es nicht befremden, sie gleichnißweise auch zur Verbildlichung vom Leben des Staates angewendet zu sehen. Denn wie der Cultus seine ewige Lebensflamme im Heiligthume, so hat jeder Hellenische Staat die seinige auf dem ewigen Herde des Regierungshauses oder Prytaneion. Hier an dem Landesherde befinden sich die bürgerlichen Gesetzestafeln, hier walten seine Archonten und Prytanen des Staates. Und wie mit dem Herde erst jedes Bürgerhaus und jede Familie, so wird mit dem prytanischen Herde erst jede Hellenische Stadt, jede Staatsgemeinde: er ist das Wahrzeichen der Selbständigkeit und Freiheit des Staates, und so lange seine Flamme lodert, besteht diese Autonomie, mit dem Verluste der Selbständigkeit erlischt auch die Lebensflamme seines Herdes, die Regierung hört auf. Zu Athen feierte das Volk an den Prometheen, Hephästeen und Panathenäen die Gabe des Feuers mit prächtigen Fackelspielen, während an den Apaturien in jedem Hause die Glieder der Familie, festlich gekleidet und brennende Kerzen haltend, an den Hausherd traten, um mit Hymnengesang dankend die Wohlthaten des Feuers zu preisen.

Der Cultus im Heiligthume der Vesta zu Rom mit seinem ewigen Herde, obwohl derselbe Troisch-Hellenischer Abkunft ist, mag hier als ganz bekannt übergangen, anstatt dessen aber zum Schlusse an einen weniger beachteten Cultus mit ewiger Flamme erinnert sein, der, ebenfalls althellenischen Ursprunges, in ganz idealer Art eben so einzig wie vereinzelt dasteht: denn er hat keine Phasen seiner Entwicklung, keine Mythen und Mysterien wie der aller anderen Gottheiten. Es ist der Cultus des höchsten Gottes in Rom, des Dius oder Diovis auf dem Palatin, nicht der des weit jüngeren etruskischen Jupiter Opt. Max. auf dem Capitol. Von diesem Gott, von dem man weder Anfang noch Werden kennt, sollten alle Menschen Dasein und Leben empfangen haben. Er wird in den Riten seiner Verehrung als die Frieden und Freude der Menschheit verheißende, alle Mühen des Lebens lösende Gottesmacht gefeiert. Der Dius hat keinen Tempel auf Erden, seine Wohnung ist das Dium, das ganze weite All der Welt: sein Cultuspfleger wird deshalb ein Priester des Universums genannt, trägt auf seinem Priesterhute auch das hochalte Wahrzeichen des Gottesfriedens, den Oelzweig. Kein Altar ist dem Gott geweiht, wie allen anderen Göttern, einen heiligen Tisch allein hat man ihm bereitet; denn weder blutige, noch verbrennbare Opfer sind ihm geweiht, allein reine ungesäuerte Brote bilden symbolisch die Darbringung auf diesem Tische. Es giebt kein Bildniß von ihm, nur mit einer ewigen Flamme offenbart man seine ewige Gegenwärtigkeit.

Die geweihte Stätte, welche Tisch und ewige Flamme einschloß, war das Sacrarium, in dem Flaminia genannten Hause seines Eigenpriesters, des Flamen Dialis. Dieser pflegte, theilweise mit seiner Gattin, der Flaminica, Tag und Nacht ohne Unterbrechung die Sacra des Gottes: er konnte sich deshalb niemals länger als eine Nacht über aus Rom entfernen. Zur Administration im Dienste war ein patricischer Knabe, Camillus Flaminius genannt, ihm beigegeben: seiner Gattin präministrirte ein patricisches Mädchen als Camilla Flaminia. Beides mußten sogenannte glückliche Kinder, d. h. solche sein, deren Eltern beide noch lebten. Bezüglich der ewigen Flamme bestimmte das Gesetz: „es dürfe aus der Flaminia zu heiligen Verrichtungen allein Feuer entlehnt werden.“ Auf den Gottestisch weihte der Priester Tag für Tag neue Brote; denn es gehört zu den Wahrzeichen eines ewigen Cultus bei den Alten, daß auch der heilige Tisch niemals leer sei. Die consecrirten Brote lagen in einer Kapsel auf hohem Gestell neben dem Ruhelager des Flamen stets zur Darbringung bereit: dieselben zu berühren war jeder anderen Hand streng verpönt. Eben so wenig darf sich Jemand auf das Ruhelager setzen, welches man alle Tage mit reinen Decken belegte.

Versichert Plutarch als bewährter Zeuge vom Flamen Dialis: „Für so geweiht gilt dieser Priester, daß man seinen Leib gleich einem Heiligenbilde und lebendigen Tempel des höchsten Gottes erachtet“, dann ist hiermit der Charakter des wunderbaren Cultus, den er trug, wie die ausnahmsweise Stellung seiner Person im Leben treffend bezeichnet. Hiernach begreift es sich, daß man ihm in jedem Familienhause, wo er erschien, aus religiöser Adoration einen Tisch mit Speisen vor den Ruhesitz stellte: „daß vor dem Flamen Dialis ein leerer Tisch stehe, sei gegen das Recht“, heißt es. Er wird ein hoher Priester (Archiereus) genannt und die Eigenschaften, welche man bei seiner Wahl bedingte, sind die für jeden hohen

Priester im Alterthume gültigen. Er mußte von Geburt edler Familie entstammt, an Körperbildung fehllos, an Gesundheit vollkräftig sein; mit untadligem Wandel sollte er leuchtenden Verstand und eine ehrfurchtgebietende Persönlichkeit verbinden. Bei Erkrankung setzt er den heiligen Dienst bis zur Genesung aus, um die Reinheit desselben zu bewahren; desgleichen wenn zufällig eine Verwundung oder ein Geschwür seine Haut verunreinigt; stellt sich dagegen ein unheilbares Gebrechen oder Sinnenmangel ein, dann wird er seines Amtes ganz enthoben, doch ist es ihm erlaubt, dasselbe freiwillig aufzugeben. Reiner Hand und reiner Seele soll er das Heilige verrichten, einer unsittlichen Handlung seinerseits folgt sogleich die Entlassung aus dem Dienste; eine Versündigung gegen das Heilige wird mit Bannung aus dem Vaterlande, ja sogar mit dem Tode bestraft, wenn die Sünde mit Bewußtsein von ihm begangen ist. Wegen seiner ununterbrochenenen Gottesfeier legt er niemals den Priesterhut unter freiem Himmel ab, nur in seinem Hause oder sonst wo unter Dach ist ihm das erlaubt. Die Stirnbinde dagegen trägt er Tag und Nacht, ausgenommen so lange, als er daheim sein Haar strählt oder sich badet und salbt, was jedoch nie unter freiem Himmel geschehen darf. Sein Haar kann allein von einem freigeborenen Manne, auch nur mit eherner Scheere verschnitten werden. Die Abschnitte des Haares wie der Nägel vergräbt man unter einem glücklichen, d. h. fruchttragenden Baum. Der Hut ist ihm aus der Wolle eines weißen Lammes gewirkt, desgleichen auch die Fußbekleidung. Entfällt ihm der Hut zufällig bei Verrichtung von Sacra, dann glaubt man, verweigere die Gottheit mit diesem von ihr gefügten bösen Omen seine Dienste: er legt das Amt nieder. — Aus dem Amte scheidet er auch, wenn ihm sein Weib, die Flaminica, stirbt, weil die Sacra, welche er gemeinsam mit ihr vollzog, dann unterbleiben mußten; eine zweite Ehe einzugehen ihm aber nicht gestattet war. Demselben Gebote unterlag seine Gattin, wenn er mit Tode abging. Dies ist die einzige Ehe im römischen Staate gewesen, welche kein Gesetz, nur der Tod auflösen konnte. Aber er durfte nicht einmal als Flamen Dialis s t e r b e n. Vor seinem Verscheiden wurde ihm die geweihte Stirnbinde abgelöst, um sie nicht durch den Todesfall beflecken zu lassen. Sein Grab war dann zum Abaton gemacht, Niemand durfte dessen Stätte betreten.

Das Freisein von jedem bindenden Zwange, welches sein Cultus verkündete, sollte schon in der Kleidung dieses Flamen ausgedrückt erscheinen: nichts durfte in ihr genäht oder durch Knoten gebunden sein, kein geknoteter Faden sich in dem Gewebe des Stoffes finden. Sein langes, bis zu den Füßen reichendes Untergewand, die tunica intima, ist ein wollener, mit beiden Aermeln aus einem Stück gewebter Rock. Das wollene, feuerfarbene Oberkleid gürtet eine breite elastische Spange aus Metall, die ohne Schloß zusammenschließt. Sein Ring ist nicht zusammengelöthet, sondern eine offene Spirale von mehreren Umgängen.

Die streng vorgeschriebene Diät des Flamen Dialis hat nach den alten Zeugnissen ihre gottesdienstlich-symbolische Bedeutung. Verboten war ihm, Hülsenfrüchte oder gesäuertes Brot zu genießen, Mehl, Sauerteig oder Epheu zu berühren, rohes Fleisch, eine Ziege oder einen Hund zu sehen. Er darf kein Pferd besteigen, weil dies dem Mars geweiht ist, oder das zum Abrücken in den Feldzug gerüstete Heer sehen. Unter einer Weinlaube zu weilen, ist ihm nur ein einziges Mal im Jahre zur Traubenreife erlaubt. Er segnet dann das Opfer eines weißen Lammes und

bricht von der Rebe über seinem Haupte als Vindemiator, als Winzer seines Gottes, eine Traube; denn hiermit giebt er das Zeichen zum Beginn der Traubenlese im ganzen Lande.

Im Einklange mit dem von allen Mühen lösenden Cultus des Friedensgottes, den er offenbaren sollte, glich sein ganzes Leben und Weben einem ewigen Feiertage. „Jeder seiner Tage ist ein Festtag", wird von ihm gesagt. Deshalb ruhte auf seinem Hause der Gottesfriede, das Asylrecht: es stand Tag und Nacht als Zufluchtsstätte offen. Jeder Gefangene, dem es gelang, sich in dasselbe zu flüchten, ward frei; man löste seine Bande im Hofe und warf sie über das Dach hinüber auf die Straße. Ging der Flamen aus, so trat ihm sein Lictor mit dem Heroldsstabe weit voran. Begegnete er einem Verbrecher, den man zur Verbüßung schwerer Körperstrafen abführte, so war dieser an dem Tage von der Strafe befreit, wenn er dem Priester flehend zu Füßen fiel. Wer ihm auch begegnen mochte, war aller Geschäfte ledig und mußte den Tag festlich verbringen. Führt des Flamen Gang ihn an Stätten vorüber, wo Werkleute arbeiten, so befiehlt sein Lictor diesen, augenblicklich von der Arbeit abzustehen und den Tag froh zu feiern. Eben so wenig als menschliche Mühen durfte sein Auge Trauer und Elend sehen: Kranke, Epileptische oder sonst mit schweren Uebeln Behaftete entfernt sein Lictor vorher aus seinem Gesichtskreise; jeder Leichenzug muß einen anderen Weg einschlagen als den, welchen der Flamen gehen will. Einen Leichnam, eine Grabstätte darf er nicht sehen, an keinem Hause vorübergehen, vor dem man ein frisches Fichtenbäumchen aufgepflanzt hat, weil dieses einen Gestorbenen im Hause anzeigte.

Ungeachtet der Flamen Dialis bei feierlichen Versammlungen der Ehre eines königlichen Thronsessels genoß, auch bei solennen Festmahlzeiten den ersten Platz über allen anderen Flamines, sogar über dem Pontifex Maximus einnahm, waren ihm doch hohe politische Aemter, Consulat und Prätur verschlossen. Denn es sei nicht recht, wird gesagt, daß Jemand, der über seine Mitmenschen Strafen verhängen oder Todesurtheile fällen müsse, ein Priester des Gottes sei und dessen Heiligthümer ausrichte. Schon das Schwören, welches mit solchen Aemtern verbunden war, hätte seinen reinen Dienst entweiht, weil jeder Eid unter Anrufung der Eidesgötter geschieht und in die Formel der Verfluchung des Meineides ausgeht. Er war deshalb der einzige Mann im ganzen Reiche, den keine Staatsbehörde zu einem Schwur nöthigen durfte, sein Wort galt anstatt des Eides.

Die Betheiligung der Flaminica an den Handlungen des Flamen, die namentlich bei der patricischen Confarreatio bedeutsam wird, ist hier übergangen, indem dieselbe noch andere wichtige Sacra und Lustrationen, beispielsweise Junonische und Lupercalische, ohne ihren Gatten auszurichten hatte, wo sie mit Granatenzweig oder mit Fichtenzweig bekränzt erschien. Für die Hellenische Wurzel des Diuscultus mag nur auf den Oelzweig des Flamen und den Granatenkranz der Flaminica hingewiesen sein, da beide Gewächse in Italien nicht ursprünglich, sondern erst mit den alten Hellenischen Colonien eingeführt sind.

So viel über die Grundgedanken der eigenschaftlichen Bedeutung von Wasser und Feuer in ihrer Verwendung zum Gottesdienste der Hellenen. Auf die ganz

analoge Verwendung beider Elemente im Cultus der Parsen, Assyrer, Aegypter und Israeliten einzugehen, lag außerhalb der Grenze vorstehender Mittheilung, welche einen Vortrag zum Besten des Berliner Lettehauses im Februar dieses Jahres gebildet hat.

Verschollene Culturvölker.

Von
Prof. Kollmann.
(Basel).

Eine Reihe von merkwürdigen Entdeckungen machten in den letzten Jahren im weiten Gebiet der vereinigten Staaten Amerikas berechtiges Aufsehen. Man hat vereinzelte Reste von Baulichkeiten, ja ganze Ruinenstädte gefunden, die von einer noch unbekannten Bevölkerung herrühren. Steinerne Gebäude von oft großartiger Ausdehnung und höchst auffallender Form sind an unzugänglichen Felswänden in Höhlen und Klüften aufgeführt, oder liegen auf schwer erreichbaren Hochplateaus. Topfscherben liegen in großer Menge offen zerstreut über weite Strecken und vermehren die Spuren zahlreicher Bewohner, welchen man den Namen „Felsenklippenbewohner“, Cliff-Dwellers, gegeben hat.

Die Gebiete, in denen diese Ruinen am häufigsten vorkommen sind Neumexico, Arizona, sowie die angrenzenden Gebiete von Utah und Colorado.

Die Mittheilungen hierüber sind bereits so eingehend und umfangreich, daß sich das Leben dieses prähistorischen Volkes mit ziemlicher Deutlichkeit von dem dunkeln Hintergrund abhebt, der die Vorgeschichte jener Länder noch verhüllte. Neben den Cliff-Dwellers wurde ferner schon wiederholt die Aufmerksamkeit auf eine andere ebenfalls längst vergessene Bevölkerung gelenkt, deren Spuren in noch größerer Zahl vorkommen. Es sind Erdhügel und Dämme, die sich im Mississippi-Thal und weiter über Ohio, Indiana, Illinois, Missouri, Arkansas, Kentuky, Tenessee, Louisiana, Alabama u. s. w. verbreiten, und an Umfang zu den großartigsten, an Form theilweise zu den eigenthümlichsten Erdwerken gehören, die bis jetzt beobachtet sind.

Im westlichen Newyork, in Michigan, Wisconsin u. a. O. haben sie bisweilen die Gestalt von einfüßigen Thieren, Vögeln, und Reptilien. Die Erdhügel und Umwallungen mit Schmucksachen und Geräthen, geben wie bei den Cliff-Dwellers Zeugniß einer zahlreichen Menschenmenge, von der auch nicht das leiseste Geflüster zu den übrigen Continenten gedrungen ist. Selbst bei den heutigen Indianern Amerikas findet sich, so viel wir bis jetzt wissen, keine Ueberlieferung und keine Sage, die über jene untergegangenen Völker irgend ein Licht verbreiteten. Das ist um so auffallender, als vielfache Zeichen dafür sprechen, das zwischen den Rothhäuten einerseits und den Erbauern der Dämme und Felsenstädte andererseits keine Epoche liegt, in der der nordamerikanische Continent von Menschen leer gewesen wäre. Wir dürfen vielmehr annehmen, daß die Schaaren der freiheitliebenden Indianer allmälig in die Gebiete Nordamerikas eingewandert sind zu einer Zeit, als die Cliff-Dwellers und Mound-Builders noch dort hausten.

Mit Recht kann man die Cultur dieser verschollenen Völker im Gegensatz zu den von den Europäern zuerst gefundenen Autochthonen als eine prähistorische bezeichnen, ohne damit irgend welche zahlenmäßige Angabe über ihr wahrscheinliches Alter zu verbinden. Wir wissen noch nicht, wann die Rothhaut in jene nordischen Bezirke eingewandert ist, und folglich mußte jede specielle Angabe, als verfrüht, gerechte Bedenken hervorrufen. Vorerst möge der Hinweis genügen, daß ähnlich wie den Germanen oder Galliern Westeuropas, so in Amerika den Indianern andere Völker vorausgegangen sind, für die uns jede ethnologische Bezeichnung fehlt. Wie durch die Dolmen oder durch die Pfahlbauten Bevölkerungen nachgewiesen wurden, die in längst verrauschten Jahrhunderten die Ufer unserer Seen bewohnt, oder den Norden Afrikas und die Westküste Europas zu ihrem Aufenthalt gewählt hatten, so zeigt jetzt die genauere Durchforschung der sog. „Neuen Welt" eine ähnliche, reiche Vergangenheit, ein Auftreten und Verschwinden von Völkern in nicht minder wechselvollen Bildern.

Die Culturen der beiden prähistorischen Völker Amerikas sind nicht gleich, sondern beträchtlich von einander verschieden, obwohl sie vielleicht gleichaltrig sind. Die einen hatten von dem westlichen Abhang der Felsengebirge bis zum stillen Ocean hinab ihren Sitz aufgeschlagen, die anderen nördlich und östlich davon im ausgedehnten Stromgebiet des Mississippi, der fast alle Stufen des Klimas durchläuft von einem nordischen Klima bis zur Tropenzone am Golf von Mexico. Die schneebedeckten Höhen der Rocky-Mountains waren wie eine Grenzscheide aufgerichtet, die den Verkehr, wenn auch nicht völlig hinderte, doch in hohem Grade erschwerte. Dieser Umstand verdient einige Beachtung, um die Eigenart der beiden Culturstufen richtig zu beurtheilen.

Die eigenthümlichen Denkmäler der Mound-Builders liegen entweder regellos oder in Reihen wie die modernen Gebäude einer Stadt und bedecken manchmal ganze Morgen Landes. Greifen wir einen einzelnen Punkt ihrer Ansiedlungen heraus. Da sind z. B. in Georgia (im Süden von High-Point) drei ringförmige Erdwälle. Der Eine umfaßt einen ebenen Raum von 240 engl. Fuß im Durchmesser. Die Basis des Walles ist 30 Fuß, die Höhe 9. Der Ringwall ruht auf dem Rücken eines Plateaus, das westlich 20 Fuß steil abfällt, im Norden stößt er an ein kleines Flußthal, das ihn von dem zweiten Ringwall trennt, der 210 Fuß weit ist. Der Dritte, um 70 Fuß enger, liegt in der Nähe des letzteren. Um diese Ringwälle liegen Erdhügel von ca. 3 Fuß Höhe und einer Basis zwischen 20 und 50 Fuß, die ohne bestimmte Anordnung ungefähr 100 Morgen bedecken.*)

Auf allen und noch weiter über das fruchtbare Gefilde sind Topfscherben zerstreut, die entweder glatt oder mit Ornamenten versehen sind. Hügel und Ringwälle bestehen aus Erde und Muschelschalen, die letzteren rühren von Orten her, die noch jetzt in dem naheliegenden Fluß oder an dem Ufer des nur ein paar Stunden entfernten atlantischen Oceans vorkommen. Diese Hügel sind nicht Grabmonumente, sondern waren wohl die Grundlage für Zelte oder Wohnungen der Bevölkerungen. Grabhügel finden sich in einiger Entfernung von den Zeichen

*) Ancient Monuments of the Mississippi valley Washington 1848.

dieser Ansiedelung. Einer ist 8 Fuß hoch, an der Basis 50 breit, und auf ihm thront eine Eiche, Lebenseiche, die einen Durchmesser von 4 Fuß am Stock hat. Erwägt man die Dichtigkeit ihres Holzes, so ergiebt sich ein Alter dieses Baumes von 600 Jahren. Der Inhalt der Gräber besteht meist aus menschlichen Knochen und Massen von Topfscherben, in anderen Fällen findet man jedoch auch Leichenbrand. In einer Entfernung von ungefähr 6 engl. Meilen sind die Spuren einer ähnlichen Niederlassung mit hunderten von Erdhügeln und dieselbe Erscheinung kehrt an tausend Stellen überall wieder. Es lohnt sich nicht, solche Aufzählungen hier zu häufen, wichtiger ist in der erwähnten Gegend eine ungleichseitige Erdpyramide mit einem Umfang von 1128 Fuß; Länge der Basis 350 und 214. Sie ist abgestumpft und die Weite ihres Plateaus beträgt 82½ Fuß, die diagonale Höhe mißt 125, die grade Höhe ist auf 95 Fuß geschätzt.

Ich verzichte darauf in Erörterungen über die Menschenkräfte, Zeitdauer und Masse des Materiales und über die höchst schwierige Technik einzutreten, welche bei dem Aufbau eines solchen Erdwerkes in Betracht kommen, setze vielmehr des Vergleiches halber die Dimensionen einer der kleineren Pyramiden von Gizeh hierher, die aus 4 durchschnittlich 18 Fuß hohen Absätzen besteht, ihre Grundlinie beträgt 153 Fuß, ihre Höhe 82. Fügen wir nur noch bei, daß sowohl die Basis der Grundebene als die der Spitze bei jener von Georgia (Kolee Mokee) im rechten Winkel angelegt sind, und daß an ihrem Südende sich eine Vertiefung befindet, aus der die prähistorischen Arbeiter die Erdmassen zu dem Aufbau entnommen, so ist es klar, daß hier nicht ein schon vorhandener Hügel künstlich zugeschnitten, sondern in der That diese Pyramide allmälig aufgeschichtet wurde. Sie hat ferner in ihrer Umgebung zwei kegelförmige Hügel von beträchtlicher Größe (200 Fuß Umfang, 70 Durchmesser, 40 Höhe der Diagonale und 24 der Axe) und theilweise doppelte Wälle, die einen Zugang offen lassen, zu dessen Seiten sich Bastionen befinden. Die Wälle sind heute nur noch ca. 3 Fuß hoch, und haben offenbar durch Abrutschen an Höhe ab- und an Basis zugenommen. In einem der Hügel hat man menschliche Knochen gefunden. Steinwaffen aller Art, viele aus hartem Gestein, aber vortrefflich (spiralig!) durchbohrt, Pfeilspitzen von Jaspis, Obsidian, Bergkristall, Heerstein und Moos-Achat, ein kleines steinernes Götzenbild und Topfscherben in unendlicher Menge vollenden zunächst das archäologische Bild der alten Niederlassungen, zu dessen Vervollständigung wir nur noch einer Art ganz fremdartiger Erdwerke gedenken wollen, denn was bisher angeführt wurde, vermöchte ein Kenner europäischer Vorgeschichte theilweise ebenfalls aufzuweisen. Ringwälle, Hügelgräber, Steinwerkzeuge und Thongeräth zeigt auch die alte Welt allerwärts; bemerkenswerth und neu sind diese Pyramiden nicht nur als Zeichen einer vorindianischen Cultur, sondern auch wegen der Verwendung des Rechteckes bei ihrem Aufbau. Die längst gewonnene Erfahrung bestätigt sich wieder, daß der menschliche Geist an den verschiedensten Punkten der Erde unabhängig von fremdem Einfluß zu denselben Ideen und Vorstellungen gelangen kann und dieselben Erfindungen mit sicherem Schritt erreicht. Es liegt mir ferne, eine Gleichheit dieser prähistorischen Pyramiden Nordamerikas mit denen Aegyptens damit nahelegen zu wollen, aber eine Aehnlichkeit, die unverkennbar ist, darf betont werden ohne dabei zu vergessen, daß zunächst die genauste Untersuchung der Eigenart jedes Naturvolkes und seiner

Kunstwerke eine erste Pflicht der archäologischen Forschung ist. Um das Bild jener Cultur im Lauf des Mississippi noch zu vervollständigen, erwähne ich noch die Linien von Wällen, die bisweilen 8—20 engl. Meilen lang sind, deren Höhe zwischen 5—30 Fuß wechselt, oder die im Kreis oder Rechteck häufig Flächen von 50, nicht selten bis zu 100 oder 200, in einzelnen Fällen sogar bis zu 400 und mehr Acker Landes umfassen; Wälle, wie sie bis jetzt in keinem Land in solcher Zahl gefunden wurden. Ferner ist daran zu erinnern, daß die Pyramiden manchmal auch terrassirt sind in mehreren Absätzen. Gleichviel ob sie achteckig, viereckig oder eine ovale Gestalt haben, der Gipfel ist allemal flach und platt. Diese Denkmäler, die „Tempelhügel", kommen im Süden in großer Menge vor und werden je näher dem mexicanischen Meerbusen um so häufiger und größer. Hier hat man auch Spuren von Backsteinen in den Hügeln und den Umwallungen angetroffen. Ganz eigenartig sind aber jene Erdwerke, welche Thiere z. B. den Bär, den Fuchs, dann Vögel und Reptilien, selbst Menschen in riesenhaften Dimensionen darstellen. Der „Große Elephant" in Grant county Wisconsin ist seit den letzten 30 Jahren bekannt, ein officieller Bericht liegt über dieses Conterfei von Jared Warner vor, mit den Herren Alex. Paul, J. C. Ord und J. C. Scott im October 1872 an Ort und Stelle verfaßt und in den Publicationen der Smithsonian Institution für das Jahr 1872 durch einen Holzschnitt illustrirt.*) Dieser durch einen Wall auf die Erde gezeichnete Riesensäuger liegt auf dem hohen sandigen Ufer des Mississippi, ungefähr 8 engl. Meilen unter der Mündung des Wisconsin. Seine Länge beträgt 135 Fuß, die Höhe von der Rüsselspitze bis zum Kopfrand 67, die Contour erhebt sich 5 Fuß über die Ebene des Untergrundes. Die Proportionen des Thieres sind gut. In demselben Gebiet finden sich noch andere Erdwälle in Form von Vögeln, Bären und Füchsen und von Menschen, die letzteren mit Beinen, die am Knie abschließen, und alle zeigen dieselbe Technik. Damit ist wohl zur Genüge ersichtlich, daß alle diese Darstellungen von derselben prähistorischen Bevölkerung angefertigt wurden, welche die Hügel und Pyramiden und Ringwälle errichtete. Wenn dem aber so, dann stehen wir vor einem neuen Räthsel, das bis jetzt jeder Deutung spottet. Wie kamen jene Künstler am Wisconsin auf die Figur des Elephanten, nachdem dieses Thier seit der Tertiärzeit und dem Diluvium aus Amerika verschwunden ist? Es ist zwar nachgewiesen worden, daß der Mensch in der Neuen Welt gleichzeitig mit Elephanten gelebt, schon im Diluvium gelebt habe, wie einst in Europa, aber die Mound-Cultur des Mississippithales reicht nicht in das Diluvium zurück, sondern ist viel jünger. Hier liegt also ein noch ungelöstes Geheimniß, das weder die Geologie noch die Palaeontologie Amerikas bis heute aufzuklären im Stande ist. Sollten dort bis vor zweitausend Jahren nach Elephanten gejagt worden sein? Das ist undenkbar, obwohl Ros latifrons und die Knochen des gemeinen Tapirs mit Knochen der Elephanten dort drüben gefunden wurden, das wäre zoologisch eine der größten Ueberraschungen, auf die wir wohl noch lange mit Spannung zu warten haben. Oder sollte heimische Erinnerung und heimische Phantasie das Bild der Riesen-

*) Annual report of the board of Regents of the Smithsonian Institution showing the operations, expenditures etc. for the year 1872, Washington 1873, S. 416.

säuger durch geologische Epochen hindurch bewahrt haben? Das wäre nicht minder merkwürdig.

Dieses Elephantenräthsel taucht nicht zum ersten Mal auf. Schon A. v. Humboldt hat auf elephantenköpfige Sculpturen Mexikos hingewiesen, und da erinnerte man sich wieder der alten Sage von Fahrten der Carthager nach Amerika, vom Hinüberschaffen von Elephanten; aber sie wurde stets mit guten Gründen zurückgewiesen. Das gleiche Schicksal erfuhr die Hypothese der asiatischen Wanderungen über die unzugänglichen Schnee- und Eisgefilde der nordischen Meerengen und Länderstrecken. Mongolen werden mit besonderer Vorliebe als diese unternehmenden Helden gedacht, weil man sich ihre Umwandlung in einen Irokesen oder einen Fuchsindianer verhältnißmäßig leicht denkt. Auf andere Erzählungen ist nicht geringerer Nachdruck gelegt worden. Von Ostasien aus, von China und Japan, konnten Einwanderer an die amerikanische Küste gelangen entweder durch die Gewalt unberechenbarer Stürme, oder über die Inselkette der Aleuten. Solche Annahmen sind völlig unzureichend, sie sind für die Frage von der Besiedelung Amerikas auch völlig überflüssig, seitdem wir, wie schon erwähnt, mit aller Bestimmtheit wissen, daß der Mensch seit dem Diluvium in Amerika existirt, ebenso wie in Europa, daß er dort wie hier gleichzeitig den Veränderungen der Thierwelt, des Klimas und der Erdoberfläche seit Jahrhunderten zugesehen hat, deren Dauer sich nicht in Zahlen ausdrücken läßt, und die sich aller Vorstellung entziehen. Die Herkunft des Urvolkes oder der Urvölker Amerikas von Mongolen, finno-tatarischen Stämmen, Japanesen u. s. w. können wir also schon um deßwillen auf sich beruhen lassen, weil es damals, als die species Homo sapiens auf jenem Continent erschien, weder Tataren noch Japaner gab. Es hieße auch die vermehrende Kraft des Menschengeschlechtes doch etwas zu stark überschätzen, wollte man glauben, ein Paar verschlagene Kähne genügten, solche Gebiete wie die Amerikas von einem Ende bis zum andern innerhalb 1000—2000 Jahren mit Menschen zu füllen. Anders liegen die Dinge, wenn wir die Frage aufwerfen, ob die Cultur der Peruaner, der Tolteken Centralamerikas u. s. w. nicht dennoch, freilich in verhältnißmäßig später Zeit, einen Anstoß von Europa aus erhalten hat. Die Möglichkeit ist nicht von der Hand zu weisen seit den Untersuchungen von H. Fischer, wenn auch der Weg, auf dem ein solcher Einfluß stattfinden konnte, noch lange verborgen bleiben, und vielleicht niemals vollkommen nachgewiesen werden wird.

Vorerst liegen die Erfahrungen des Mineralogen von Freiburg i. Br. in folgender Art vor uns: Aegypten hat kleine zierliche aus Lasurstein geschnitzte Figuren, ferner ebensolche Amulete aus Amazonit — Mikroklin — aufzuweisen, sodann kleinere Scarabäen aus verschiedenen weicheren und härteren Mineralien bis zu Quarz, und zwar sind diese merkwürdiger Weise sehr oft in ganz gleicher Art durchbohrt, wie so viele mexikanische Steinfiguren. Ferner sind größere Scarabäen aus dem so seltenen Mineral Chloromelanit gearbeitet, dessen Heimat bis auf den heutigen Tag noch unbekannt ist. Es ist nun gewiß höchst wichtig, daß wir aus demselben Chloromelanit auch Prunkbeile kennen, welche in Amerika gefunden wurden. — Was ist nun wahrscheinlicher? Sollte in Aegypten und in Amerika je ein Fundort für dieses Mineral liegen oder sollte dasselbe ursprünglich

allein in **Afrika** zu suchen sein, wo es das Material für ägyptische (phönicische?) Scarabäen, für die in Deutschland, der Schweiz und Frankreich im Erdboden liegenden sogar bis zu 30 cm. langen Prunkbeile, und endlich für die in Mexiko und Peru entdeckten polirten Beile abgegeben hätte?

Undenkbar wäre letzteres um so weniger, da, wie Fischer nachgewiesen hat, auch exact in der Substanz übereinstimmende Jadeitinstrumente (von Lüscherz in der Schweiz ein kleiner Meißel und von Mexiko das prachtvolle, mit mexikanischen eingravirten Hieroglyphen versehene, von A. v. Humboldt dem Berliner Museum geschenkte Aztekenbeil) aus einem Substrat gearbeitet sind, wofür wir noch heute den Fundort nicht kennen. Hier liegen bestimmte Thatsachen vor, welche schwer als ein Spiel des Zufalls bezeichnet werden können, und wenigstens ahnen lassen, wie von fernliegenden wissenschaftlichen Gebieten Aufschlüsse für Fragen der Anthropologie zu erhoffen sind, welche jene überraschenden Uebereinstimmungen zwischen der alten Cultur Amerikas und derjenigen Europas vielleicht noch einmal in das rechte Licht setzen werden.

Verlassen wir nunmehr die Mound-Builders, um die Cultur der Cliff-Dwellers, der Höhlenklippenbewohner, im Westen der Felsgebirge etwas genauer kennen zu lernen. Wie die Smithsonian Institution, so sendet auch das geologische Institut der Vereinigten Staaten, das unter der Leitung des Herrn F. v. Hayden steht, seit vielen Jahren einen Stab von hervorragenden Gelehrten durch die weiten Gebiete der Union zur naturwissenschaftlichen Erforschung des Landes. Die Publikationen des U. S. Geological and geographical survey of the territories finden sich durch die edle Freigebigkeit des Departements des Innern an jeder wissenschaftlichen Anstalt des europäischen Continentes und der Einblick in diese wichtigen umfassenden Arbeiten dadurch in hohem Grade erleichtert.*)

Im II. Bande der Bulletins jenes Institutes, vom März 1876 finden sich nun Protocolle über die Alterthümer im Süd- und Nordwesten von Colorado, über jene in Arizona und Utah, über solche, die in der Nähe z. B. des Rio San Juan liegen ꝛc. und darunter auch eine Mittheilung Dr. E. Bessel's über die menschlichen Reste, welche in der Nähe solcher Ruinen gefunden wurden, desselben E. B.'s., der jüngst genannt wurde als Führer einer neuen Nordpolexpedition, welche die Vereinigten Staaten für dieses Jahr in Aussicht genommen.

Die Rapporte an das geologische Institut sind genau, präcis; wie ein Geologe das Object prüft und beschreibt, so lauten die kurzen Angaben. — Kein Ausruf der Verwunderung unterbricht den ruhigen Fluß der beschreibenden Feder.

Der Rio-Mancos, einer der westlichen Zuflüsse des San Juan, entsteht mit 2 Hauptarmen in den Hügeln der Sierra la Plata, und fließt südwestlich durch herrliche und fruchtbare Thäler zu einem großen Tafelland, genannt „Mesa Verde“. Er durchströmt es in südlicher Richtung und erreicht bald das Thal des San Juan. Das parkähnliche Flußthal des Mancos zwischen dem Gebirg und dem Tafelland zeigt zunächst zu beiden Seiten leichte Erhöhungen, zu Gruppen gehäuft, die sich bei etwas genauerer Untersuchung als Schutthaufen mit Mauer-

*) Ueber die alten Denkmäler in der südwestlichen Ebene von Colorado (180° westlicher Länge und in der Umgebung des 39. Breitengrades) hat zuerst Jackson W. H. nach einem kurzen Besuch berichtet, später W. H. Holmes.

resten für viereckige Häuser herausstellen. Unter anders geformten Erhöhungen in der Mitte mit einer Vertiefung ließen sich die Reste von runden Thürmen nachweisen. Die Mehrzahl dieser Hügel ist jetzt bewachsen mit Artemisia, mit Pinien und Cedern, die sie bisweilen der Entdeckung entziehen. Der sicherste Hinweis auf ihre Nähe sind stets die Massen von Topfscherben, welche den Boden in weitem Umkreis bedecken. Es sind gezackte und gemalte und oft glasirte Stücke, wie sie weit und breit in New-Mexico und Arizona vorkommen, alle in kleine Stücke von der Größe eines Silberdollars zerbrochen. Weiter dem Strome entlang folgt das Tafelland „Mesa Verde". Der „grüne Tisch" mit einer Oberfläche von ungefähr 700 engl. Quadratmeilen, besteht aus einer großen Zahl nahezu horizontaler Lager eines sedimentären Gesteins; von dem das umliegende Land weggewaschen wurde. Die oberen Schichten bestehen aus Sandstein, in der Mitte abwechselnd Sandstein und Shales, und die unteren 1000 Fuß vorzugsweise aus Shales und Thon. Die weicheren Schichten gehen, einmal freigelegt, durch Verwitterung rasch zu Grunde, die festeren halten Stand, und wo weiche und harte Lager wechseln, sind im Laufe der Zeit Terrassen entstanden, dazwischen mit tiefen Spalten, Gängen und Höhlen, die meist mit breiter Oeffnung auf der Terrasse beginnen. Das Thal ist ungefähr 30 Meilen (engl.) lang, die Wände steigen bis zu 1000 Fuß an. Seitliche Thäler durchschneiden das Tafelland in jeder Richtung, ebenfalls mit steilen Wänden versehen, so daß man nur an wenigen Stellen das Plateau erreichen kann, das durch herrlichen Graswuchs und dichte Wälder von Cedern und Pinien ausgezeichnet ist. Vom Fuß des Thales an sind die vorspringenden Terrassen dicht bedeckt wieder mit Cedern und Pinien, die zwerghaft und verkrüppelt, aber doch voll Frische auf dem Geröll der abschüssigen Schuttbänke gedeihen. In der Ebene des Flußthales reiche Vegetation, das ungefähr 300 Meter breit ist. Der Strom zieht in mäandrischen Windungen hindurch, oft unterbrochen von Biberdämmen und tief eingeschnitten in den sandigen Boden, ein Lauf, wie er charakteristisch ist für alle Thäler dieses Gebietes, während die Ufer auf einer der beiden Seiten senkrecht in die Höhe steigen, so daß es deshalb oft außerordentlich schwer ist, den Strom zu kreuzen. Wo er die Ufer etwas frei läßt, bedeckt hohes Schilfgras, dichtes Unterholz und Dornengebüsch jeden freien Raum.

Mesa verde scheint ein besonders beliebter Ort des Felsenvolkes gewesen zu sein, denn hier begegnet man überall seinen Spuren, im Thal, und in den Felsspalten und oben, auf dem Tafelland. Als die kleine Expedition den Rio Mancos herabkam, traf sie auf den Indianerpfad, der von den Quellen des Rio Dolores kommt und durch das Thal dem Mancos entlang sich dann links wendet, um den La Plata zu erreichen. Ungefähr 100 Indianer hatten ihn kurz zuvor mit ihren Pferden und Ziegen beschritten und so wieder neu gebahnt. Er war dadurch „in most excellent travelling order", d. h. er zog in unzähligen Windungen hin, über große Sandsteineblöcke hinweg oder dazwischen hindurch und über Geröll, das von den Seiten herabgestürzt war. Oft stieg der schmale Reitweg vor dem nahen Strom hinauf auf die vorspringenden Ränder, und so klomm denn die Schaar ebenfalls hinauf; Hügelgruppen und einzelne Hügel, die Zeichen früherer Ansiedelungen, doch zum größten Theil verwischt, wie sie oben beschrieben wurden,

finden sich in den ersten fünf Meilen und in der Umgebung stets die Topfscherben. Dabei die Spuren von Gebäuden, die einst aus viereckigen und sehr sorgfältig geordneten Sandsteinen erbaut waren. Sie lagen einige Meter vom Ufer entfernt, noch 10 Fuß hoch und 8 tief. Die zum Bau verwendeten Steine waren ungefähr 7—12 Zoll im Quadrat und 4 Zoll dick, mit regelrechten Winkeln, und verbunden durch einen Mörtel aus Lehm. Nunmehr wurden die Reisenden auf eine andere seltsame Erscheinung aufmerksam. Die vorspringenden Schichten bilden wie schon erwähnt Balcone, welche in das Thal hereinragen, und bisweilen nur ungefähr 50 Fuß über dem Strom liegen. Auf diesen fanden sich die Zeichen von kreisrunden Bauwerken, mit einer Vertiefung in der Mitte, in der Regel zwei dicht beieinander und von 10 — 20 Fuß im Durchmesser. Manche waren mühsam zu erreichen, doch zeigten sich an den gefährlichsten Stellen schützende Geländer, von gut gefügten Steinen!! So oft der Pfad die höhlenähnlichen Spalten oder die Fugen, welche die Verwitterung zwischen den Sandsteinschichten allmälig frei gemacht hatte, durchzog, fand man den Weg sorgsam mit Geländern aus solidem Mauerwerk versehen! Bald entdeckte man noch höher am Felsen Steinbauten, aber die Lage war so, daß nur das schärfste Auge eben noch unterscheiden konnte. Alle machten sich auf den Weg, aber nur zwei gelangten an das Ziel. Die ersten 500 Fuß ging es über Schutthalden, die mit Cedern bewachsen waren, dann folgten abwechselnd steile Wände von Sandstein und wieder kleinere Schutthalden. Unmittelbar unter dem Haus kam eine nahezu senkrechte Wand von 100 Fuß, die nur dadurch zu überwinden war, daß man vorspringende Lager der Schichten oder kleine Spalten fand, in die Hände und Füße einsetzten. Auf den Schultern des einen stehend schwang sich der andere über die schwierigsten Abstürze hinauf und zog den andern an einem Cedernstock nach. Jeder Grasbusch mußte helfen. Endlich ward eine schmale Terrasse erreicht, von der aus eine Reihe von eingehauenen Fußtapfen weiterführte. Aber sie waren ausgewittert und jetzt nur seichte Mulden. Doch mit ihrer Hülfe gelang es, die Höhe zu erreichen.

Das Haus stand auf einer schmalen Ecke unter einer weitüberhängenden Schicht des Felsens, wie in einer Nische. Der Flächenraum des ganzen Platzes betrug 20 Fuß Länge, 10 Fuß Breite. Der Untergrund für den Bau des Hauses war ursprünglich nicht eben, sondern abgerundet, sodaß die vordere Mauer auf einer schiefen Ebene von ungefähr 45 Grad errichtet werden mußte. Die kleine Esplanade vor dem Haus war durch drei Pfeiler, die in gleicher Flucht mit der vorderen Mauer aufstiegen, etwas vergrößert worden; diese trugen wahrscheinlich einst ein Geländer. Das Haus selbst, das in der Vertiefung des Felsens wie ein Schwalbennest festgeklebt war, bestand aus zwei Stockwerken, im Ganzen 12 Fuß hoch, sodaß noch ein Raum von ungefähr 3 Fuß bis zum überhängenden Felsen frei blieb. Es ließ sich nicht sicher feststellen, ob irgend ein Dach früher angebracht war, oder ob die Mauer bis an den Felsenvorsprung emporgereicht hatte, das erstere ist wahrscheinlicher, das Haus besaß nach vorn einen Raum von 6 auf 9 Fuß Größe, von hinten zwei kleinere von 5 zu 7 Fuß, deren hinterste Wand das Gestein bildete. Die Balken von Cedernholz, welche das Haus in zwei Stockwerke getrennt, waren bis auf wenige Reste verschwunden. In der größeren Stube des unteren Stockes befanden sich zwei Oeffnungen, von denen die eine als Thüre

diente und nach der Esplanade hin sich öffnete, 20—30 Zoll groß, der untere Rand 24 Zoll hoch vom Boden; die andere war nur ein Guckloch, ungefähr 12 Zoll im Quadrat in der Nähe der Decke mit einer herrlichen Aussicht hinab ins Thal. Im oberen Stock befand sich in gleicher Richtung, Form und Größe wie das Thor ein Fenster, das noch eine weitere Umschau gestattete.

Die ganze Construction dieses kecken Horstes deutet auf erstaunliche Ausdauer, erfinderisches Talent, und entwickelten Geschmack. Die senkrechte Linie ist überall gewahrt, und konnte wohl kaum ohne Anwendung des Senkbleies so vollkommen erreicht werden. Ueberdies herrscht große Sauberkeit in der Ausführung des Baues, die Steine des vorderen Gemaches und der Frontmauer sind alle viereckig und eben gearbeitet, freilich nicht in fortlaufender Linie eingefügt, weil sie nicht von gleicher Größe, aber an den Ecken und an den Fenstern ist mit besonderer Aufmersamkeit die Lagerung so hergestellt, daß vollkommene Festigkeit erreicht ist. Der Mörtel ist zäh. Alle Spalten zwischen den größeren Steinen sind vortrefflich ausgefüllt mit kleineren Stücken desselben Baumaterials. Die Abtheilungen im Inneren sind ähnlich wie die Außenwände, scheinen aber mit besonderer Sorgfalt abgeschliffen. Höchst auffallend ist überdies ein Bewurf im oberen und unteren Hauptraum aus einer dünnen Schicht braunrothen Mörtels, und geziert durch ein weißes, ungefähr 8 Zoll breites Band, das rings herumläuft. Der Boden war 2—3 Zoll hoch mit Erde und den Excrementen kleiner Thiere bedeckt, aber darunter ließ sich deutlich bemerken, daß er mit einem ähnlichen Mörtel geebnet war wie die Wände.

Solche geschickt und kühn gebaute kleine Häuser fanden sich noch mehrere in nächster Nähe, auf demselben Gesims, an ebenso vorspringenden Punkten, einige theilweise eingedrückt, zerstört von herabgestürzten Felsblöcken. Auf kurzen Entfernungen von 1 Kilometer folgten neue Beweise, daß die Gegend einst dicht bevölkert war; bald im Thal, bald an den Felswänden, dort, wo die Wände des grünen Tisches 1000 Fuß abstürzen voll kühner Linien und herrlicher Farben, sitzen nahe dem oberen Rand diese merkwürdigen Wohnungen auf einem horizontalen Band in 600 Fuß Höhe. Von einem Seitenthal führte der Weg zwar sicher und langsam ansteigend hinauf zu dem Hochplateau, die Schwierigkeit bestand aber dann darin, auf die horizontale Schicht herabzugelangen.

Es gab nur ein Mittel, in einer Spalte von ungefähr 20 Zoll Weite fortzukriechen. Als die Plattform erreicht war, auf der eines dieser Häuser stand, ergab sich, daß es in der Hauptsache den früheren glich, das Mauerwerk war so fest und solid, als ob es erst jüngst errichtet und die Innenseite mit ganz besonderer Sorgfalt vollendet. Die einzige Maueröffnung 20 auf 30 Zoll, war Thür und Fenster zugleich. Diese verwegene, um nicht zu sagen verzweifelte, Lage an der Felswand zeichnete alle aus, so viele sich nachweisen ließen hinab bis zur weiten Stromebene des San Juan, Gruppe auf Gruppe. Man konnte an die Zufluchtsstätten frecher Räuber denken, wenn die Bauart nicht so gleichförmig und solid wäre, und nicht so völlig übereinstimmte mit den Bauten im Thal und mit den gleich zu beschreibenden. Draußen in der Ebene in der Nähe der einst wohl wasserreichen sog. Azteken-Brunnen sind die Ruinen eines massiven Gebäudes, ungefähr 100 Fuß der Mauer aufrecht. Der Schutt bildet jetzt einen

Hügel von 12—20 Fuß Höhe, bewachsen mit Artemisia. Noch immer das Viereck leicht erkennbar nach den vier Gegenden des Compasses annähernd orientirt. Im Innern ist ein Kreis von ungefähr 60 Fuß im Durchmesser, in der Mitte beträchtlich vertieft. Wo noch Mauerreste aufrecht stehen, sind die Steine mit hoher Vollendung behauen.

Auf der naheliegenden Terrasse, nur etwas weiter zurück, ziehen sich Reihen von Grundmauern und Hügeln hin, deren Hauptmasse aus Stein erbaut war. Noch sind die Abtheilungen deutlich bemerkbar, so daß sich jede Stube und jeder Raum in dieser Niederlassung bestimmen läßt. Ungefähr 200 Meter weiter unterhalb dieser Gruppe und in Verbindung durch unbestimmte Schuttlinien sind anderere Mauerspuren bei 200 Fuß im Quadrat. Jener Theil, dessen Erhaltungszustand noch ein Urtheil über die Bauart zuläßt, zeigt ebenfalls gut construirte Wände mit glatt liegenden Steinen. Die Ausdehnung des Gebäudecomplexes kommt einer Stadt gleich, die sich in die Ebene hinauserstreckte. Sie war offenbar in der Nähe dieser Quellen errichtet, besaß eine Ausdehnung von nahezu einer Quadratmeile (engl.), die größeren und mehr soliden Gebäude im Zentrum, während überall im Umkreis die Reste kleinerer Bauten, die der Vorstädte, in Gruppen zerstreut sind.

In einiger Entfernung von dieser Stadt schaute von der Hochebene des Mesa, der dort nur 25 Fuß das Thal überragt, ein mächtiger verfallener Thurm herab, zu welchem eine alte Ansiedelung gehörte. Er hat ungefähr 50 Fuß im Durchmesser, und war aus doppelten Mauern aufgeführt, bestand also streng genommen aus zwei ineinander gestellten Thürmen, zwischen denen der Raum 6 Fuß breit ist, durch Scheidewände und kleine Gemächer abgetheilt, die durch Thüren und Fenster miteinander in Verbindung stehen. In seiner nächsten Umgebung befindet sich eine große Ruinenmasse, so daß er den Mittelpunkt dieser Niederlassung, oder sagen wir dieser Stadt, darstellt. Auf der Südostecke dieser Gruppe sind weitere Ruinen eines anderen kleineren Thurmes und unter ihm in einem Seitentheil die Reste einer bedeutenden Mauer, die bis zum Doppelthurm hinaufsteigt. Und so geht es fort auf dem Mesa, Gruppe an Gruppe von demselben allgemeinen Plan: einem großen, central gelegenen Thurm, und kleineren Gebäuden in der Umgebung. Sie bedecken die ganze Breite und Länge des Landes. Wohin immer die Expedition ihren Fuß setzte, sie schritt über Ruinenhügel hinweg und befand sich in den verfallenen Wohnräumen dieses vergessenen Volkes. Und überall begleiten gemalte, mit Ornamenten geschmückte und theilweise glasirte Topfscherben die alten Niederlassungen, deren ganze Anlage von drei verschiedenen Gesichtspunkten geleitet war. In der Ebene liegen friedliche Dörfer; Höhlenwohnungen sind am steilen Fels, und endlich feste Burgen und Städte auf schwer erreichbaren Plateaus oder in ungeheuren Felsenhöhlen angebracht. Die ersteren sind mitten in dem fruchtbaren Land, die zweite Art ist auch noch in der Nähe des Ackerlandes, befindet sich aber im Felsen verborgen und scheint wohl mit Rücksicht auf größere Sicherheit angelegt, die Felsenburgen dagegen können nur zur Vertheidigung errichtet sein, denn sie sind an Abhängen oder auf unnahbaren Felsenvorsprüngen, und Wasser und Nahrung ist gleich schwer zu beschaffen. Wahrscheinlich wurde dort während der feindlichen Einfälle oder während des Krieges die Familie untergebracht, während die Krieger

das Land vertheidigten, und man wird sich sagen dürfen, daß, wenn eine Niederlage die wehrhaften Männer zurückgedrängt hatte, in diesen durch Natur und Kunst vortrefflich befestigten Thürmen und Häusern und weiten Burgen eine verzweifelte Gegenwehr den Angreifer erwartete. Daß ein großer Theil der Städte und Häuser an schwer erreichbaren Stellen des Tafellandes mit besonderer Rücksicht auf Sicherheit angelegt wurde, unterliegt keinem Zweifel. Felsenspalten jeder Größe wurden benutzt, von der kleinsten, die gerade noch ausreichte, um ein Haus zu fassen, bis zu den domartigen, weiten Hallen. So finden sich am Rio San Juan eine Reihe von Gebäuden über 150—500 engl. Fuß Länge, wahre Höhlenstädte, in großen Felsennischen, und am Chelly, einem der Zuflüsse, hat sich 70 Fuß über der Thalsohle eine kleine Stadt in eine enorme Höhle hineingezwängt, die in weitem Bogen auf einer horizontalen Schicht des Gesteins ruht. Ein Felsendach wölbt sich darüber, in kühnem Schwung springen oben die Sandsteinlager vor, um dann in gerader Linie noch 200 Fuß in die Höhe zu steigen. Malerisch sind die Ufer des Rio Mancos, des Rio San Juan und anderer Flüsse mit Ruinen geschmückt. Verfallene Städte oder Thürme blicken traurig und verödet hinein in die lachenden Thäler. Alles Leben, was sie hervorrief, all die Tausende jung und alt, die rings in volksreichen Landen wohnten, und in Handelsverkehr mit den Küstenvölkern des stillen Oceans standen — sie sind verschwunden, der Indianer zieht schweigend vorüber und betrachtet gleichgiltig die Spuren der untergegangenen Geschlechter. Er und seine Genossen kennen die Ruinen seit Jahrhunderten, aber die Rothhaut fragt nicht, woher sie stammen.

Treten wir diesen Ruinen noch etwas näher, um den Grad von architektonischem Geschick noch etwas mehr kennen zu lernen, der für die Intelligenz dieser prähistorischen Amerikaner schwer ins Gewicht fällt. Das Parallelogramm und der Kreis sind zumeist die Grundlagen für den Bau. Wo es immer der Boden erlaubt, sind die Winkel vollkommen genau hergestellt und die Kreise tadellos. Bei jeder Gruppe fanden sich die thurmähnlichen (kreisförmigen) Ruinen, mit oder ohne nachweisbaren Zusammenhang mit anderen Gebäuden. Diese Thürme sind nur deswillen so auffallend, weil sie bei einem Durchmesser von 40—50 Fuß durch doppelte, oft durch dreifache Ringmauern umgürtet und durch starke Scheidewände in eine Anzahl Kammern getrennt sind; die hervorragende Sorgfalt die auf ihre Ausführung verwendet wurde, legt die Vermuthung nahe, daß sie religiösen Zwecken, vielleicht dem Cultus des Feuers oder der Sonne, dienten, ihre Häufigkeit würde dadurch etwas begreiflich. Schwerer lassen sich die kleinen Zellen zwischen den dreifachen Mauern erklären. In dem weit enfernten Gebiet von Mexiko sollen ähnliche Formen gefunden worden sein, vielleicht für den doppelten Zweck angelegt, Tempel mit Priesterwohnungen und Schatzkammern für heiliges oder sonst werthvolles Eigenthum zu sein und dabei unter Umständen ein Werk, das einen heftigen Angriff überdauern konnte, und einen festen Zufluchtsort gewährte.

Das gilt aber nur von den großen Thürmen, die kleinen einzeln stehenden, welche in den Flüssen und Thälern liegen, sind offenbar Wacht- oder Signalthürme.

Auf die saubere Bauart mit behauenen Sandsteinen, die alle rechteckig sind, außen und innen glatt; auf den Mörtelbewurf im Innern der Gemächer, die Gliederung durch einzelne gemalte Linien; die Fenster und Thüren, die sich zwar

durch auffallende Kleinheit auszeichnen, aber mit großer Sorgfalt im Winkel construirt sind, auf all das wurde schon hingewiesen. Erwägen wir noch die Kühnheit, mit der die schroffsten Felsen erstiegen und für Ansiedelungen verwerthet wurden und beschäftigen wir unsere Vorstellung damit, sich ein Bild zu entwerfen von dem Aufwand von Arbeit, welche solche Bauten an schwer erreichbaren Orten erforderten; von dem Aufwand von Mühe, den Stein zu bearbeiten mit — Stein, denn die gefundenen Kupferwerkzeuge sind sehr spärlich und geschmiedet, also für die Bearbeitung der Gesteine allzu weich und deshalb unbrauchbar; überlegen wir ferner das Hinaufschaffen des Mörtels und vor Allem des Wassers, denn weder auf dem Tafelland noch in seinen Klüften sprudeln Quellen: so erzählen uns die Arbeiten dieser Felsenklippenbewohner von Leistungen, die, abgesehen von der Intelligenz, ein geordnetes Staatswesen voraussetzen und eine strenge Theilung der Arbeit — Herrscher und Beherrschte. Wir treten einer Cultur gegenüber, welche in ihren Sitten und Gebräuchen gänzlich verschieden war von derjenigen der heutigen Jagdvölker und Nomaden und sie offenbar weit überragt.

Und der Abstand wird um so größer, wenn wir erwägen, daß sich die Cultur nach mannigfachen Seiten des Lebens hin gleichmäßig entwickelt hatte. Die Topfscherben zeigen nicht nur geschmackvolle Ornamente, sondern auch mannigfache und gute Formen. Wenn die Bauten durch ihren Umfang und die Kühnheit ihrer Anlage in Erstaunen setzen, so ist vielleicht die Technik, die aus diesen Geräthen des Haushaltes zu uns spricht, das kaum weniger Interessante von all dem, was übrig geblieben. Da ist ein Geschick in der Ornamentirung, ein richtiges Verständniß dieser namenlosen Töpfer für die Proportion der einzelnen Theile, ein Reichthum erfinderischer Gedanken in Form und Anordnung, die jeden Archäologen zu einer berechtigten Parallele mit altgriechischen Erzeugnissen verleitet. Was aus diesen Gebieten von Indianern heute hergestellt wird, steht weit unter allem, was aus alter Zeit stammt. Nur die Ornamente zeigen manchmal einen Anklang, aber sie sind doch im Vergleich hart und bizarr.

Die Töpferwaaren sind von einem dunkeln Grau bis nahezu weiß durch alle Nuancen, meist hart und fest und klingen hell beim Anschlag. Ihre Dicke schwankt von 3 mm bis 1 cm. Viele besitzen eine feine Glasur, auf welcher die schwarzen Ornamente liegen, ohne daß sie bisher Spuren der Abnutzung zeigten. Das ist um so bemerkenswerther, als alle an freier Luft den Einflüssen der Verwitterung durch Jahrhunderte ausgesetzt waren. Form wie Ornamentirung beweisen eine Vielseitigkeit der Erfindungsgabe, die Bewunderung erregt. Es kann heute keinem Zweifel mehr unterliegen, daß sie aus der Vorkolumbischen Zeit stammen. Ihre Anfertigung ist vor die spanische Occupation zu setzen, all diese Vollendung wurde erreicht ohne europäischen Einfluß und ist eine Blüthe autochthoner schaffender Kraft der prähistorischen Völker Amerikas. Die Cultur der nordamerikanischen Gebiete, sowohl der Cliff-Dwellers als der Mound-Builders, befand sich bei der Erbauung dieser Städte strenggenommen noch in der Steinperiode, wie auch noch später die Indianer Nordamerikas, als die Weißen zuerst mit ihnen zusammentrafen. Sie machten allerdings Gebrauch von Kupfer, das sie zumeist vom Oberen See (Michigan) erhielten. Die Spuren alter Minen sind schon lange bekannt. Man hat Kupfer in Form von Aexten oder Kelten, Meißeln, Messern, Pfeil- und Lanzenspitzen gerade

auch in den alten Hügeln gefunden, aber im Ganzen doch nicht in großer Zahl und es spielte keinesfalls eine hervorragende Rolle. Die Gebrauchsfähigkeit war reducirt durch Unbekanntschaft mit dem Proceß der Legirung, durch die allein mögliche kalte Behandlung. Sie hämmerten das natürliche Metall in die Form von Waffen oder Zierrat und besaßen auch hierin eine höchst respectable Fertigkeit, wie nicht anders zu erwarten, aber von universeller Verwendbarkeit blieb es doch ausgeschlossen. Niemals hat es dort jene Bedeutung gewonnen, wie bei unseren Altvorderen in Europa, niemals ist es mit solcher Vielseitigkeit den verschiedensten Bedürfnissen des Lebens dienstbar gemacht worden. Kupferwerkzeug, d. h. Metall, kommt also kaum in Betracht;*) das geht übrigens auch daraus hervor, daß die Steingeräthe von einer Vollendung sind, wie sie in Europa kaum erreicht wurde. Da sind steinerne Gefäße von vortrefflicher Arbeit, unten schmal und oben breit, darunter andere nahezu kugelförmig mit engen Oeffnungen und dazu noch mit erhabenen Stäben geziert. Einige messen mehr als 1 Fuß in der Höhe und 15 Zoll im Durchmesser. Die Dicke der Wand beträgt oben 1,4 cm, um allmälig gegen den Boden zu wachsen. Diese Arbeiten nennt Charles Rau mit Recht „admirable specimens“.

Was die Steinwaffen betrifft, so ist es wol gänzlich überflüssig, nach dem eben Erwähnten den Beweis für vollendete Technik anzutreten. Alles was jemals die europäische Steinzeit erdacht hat, ist dort drüben mit derselben Eleganz und demselben Geschick hergestellt, ja in sehr vielen Fällen sogar übertroffen worden.

Unsere Steincultur erhält eben dort, wo sie auf einer bestimmten Stufe angelangt ist, einen Abschluß durch die Entdeckung der Bronze und des Eisens. Die Entdeckung des Kupfers für sich hat den Autochthonen Amerikas streng genommen nichts genützt, sie kamen aus der Steinzeit trotz aller geistigen Fähigkeit doch nicht heraus.

Was sie aber mit ihren Steinwerkzeugen geleistet, wird dadurch um so erstaunlicher, und ist dazu angethan, die Größe der Kluft zu ermessen, welche ihre Cultur von derjenigen der heutigen Indianer trennt, die ihre Wigwams aus Büffelhäuten bauen und sich höchstens bis zum primitiven Blockhaus in die Höhe schwingen. Wir müssen selbst zugestehen, daß den architektonischen Thaten der prähistorischen Völker Nordamerika's gegenüber die Bauwerke unserer Ahnen ebenfalls dürftig zu nennen sind. Nehmen wir auch an, die Freiheit und der selbständige Trotz der europäischen Urvölker wäre jenes edle Kleinod gewesen, das sie vor Sclaverei bewahrt, das wie eine starke Wehr den unabhängigen Sinn der einzelnen Familien vor der Gewalt despotischer Herrscher schützte und dadurch die sichere Bürgschaft für freie Entwicklung der Individuen in sich schloß; alle diese glänzenden Seiten dürfen doch keineswegs die Bewunderung für eine andere Form der Cultur abschwächen, die dort in Amerika nahezu den halben Continent zu geordneten Staaten hinaufgehoben hatte in einer Periode, in der im Westen Europa's sich erst schüchterne Anfänge bemerkbar machten.

Bei einiger Ueberlegung wird man zugeben müssen, daß Bauten dieser Art, wie auf beiden Seiten des Felsengebirges und mit solch primitiven Hilfsmitteln

*) J. W. Foster beschreibt in seiner „Prehistorik Races of the United States“ nordamerikanische Kupfermassen, die er als Erzeugnisse des Gusses betrachtet. Aber diese Angabe erfordert noch weitere Untersuchung, ebenso jene über einige in Centralamerika gefundene Bronzen.

wohl nur unter dem Druck einer maßlosen Sclaverei entstehen konnten. Wo Freiheit herrscht, da beugt sich niemals der Nacken von Tausenden, um solche Burgen zu bauen, solche Frohndienste zu leisten, mit unvollkommenem Werkzeug von Stein den Stein zu bearbeiten. Die Ansicht, daß freier Bürgersinn dort schöpferisch thätig war, wird kaum zulässig sein, denn dann wäre er auch stark und entwickelt genug gewesen, um die Indianerhorden entweder in respectabler Entfernung zu halten, und sich so die Fortdauer zu sichern, oder ihnen wenigstens einen hervorragenden Theil der eigenen Cultur aufzuzwingen, wenn sie nach wechselvollen Kämpfen doch allmälig die Oberhand gewannen. Daß dem nicht so war, und keine Tradition bei den nach ihren Schöpfungssagen (Fluthsage) jedenfalls schon seit Jahrhunderten eingewanderten Indianern von den vorausgegangenen Geschlechtern übrig geblieben ist, läßt sogar die Vermuthung zu, daß aus inneren Gründen die städtereichen Gebiete sich entvölkerten und schon vor Ankunft der Rothhaut im Rückgang begriffen waren.

Die hochentwickelte Steincultur Nordamerika's, welche trotz der Bekanntschaft mit Metallen doch nicht zu deren vollem Gebrauch weiterschreitet, sondern wie in einem Zauberkreis gebannt bleibt, scheint nun noch einen werthvollen Fingerzeig nach einer anderen Richtung zu enthalten. Ist unter solchen Umständen ein fördernder Einfluß von anderen Continenten aus denkbar? ist es anzunehmen, daß die metallkundigen Phönicier dort ankommen, ohne ihre hochentwickelte Kunst zu übertragen, daß Japanesen ca. 100 Jahre v. Chr. Centralamerika besetzt haben und 1282 n. Chr. Mongolen eingetroffen sein sollten, ohne dieser Cultur eine andere Richtung zu geben?

Die Möglichkeit einzelner Verbindungen ist ja nicht zu leugnen, zogen doch Normannen von Grönland aus um das 10. Jahrhundert hinüber, um Labrador einen Besuch abzustatten und sich dort längere Zeit festzusetzen (Markland, Vinland). Aber so zeitweilige Verbindungen sind machtlos und der Einfluß wenigstens dieser kühnen Seefahrer, wenn je ein solcher geglückt ist, verschwand wieder spurlos. Nichts vermochte die alten Völker Nord-Amerika's aus dem festgewordenen Kreis ihrer Steincultur zu befreien. Das Fehlen fremden Einflusses auf die Entwicklung einer Metallcultur zeigt also, daß wirksame Einwanderungen von Europa und Asien aus wohl nur während der indo-europäischen Steinperiode anzunehmen sind.

Zahlenmäßige Angaben zu machen, wann und unter welcher Form dieselbe stattgefunden, ist für jetzt und wohl noch für langer Zeit unmöglich. Noch bedarf es genauester archäologischer und anthropologischer Forschungen hierüber auf beiden Seiten des atlantischen Oceans. Für das amerikanische Gebiet häufen sich mehr und mehr die erfolgreichen Anstrengungen. Schon heute läßt sich ein Ueberblick gewinnen über den ausgedehnten prähistorischen Handel im Innern dieses Continentes, durch die Arbeiten von Ch. Rau u. E. Schmidt*) und den Gelehrten obenerwähnter

*) Ch. Rau. The archäological Collection of the united States National Museum. Washington 1876. (Smithsonian Contribution to Knowledge) und: Tauschverhältnisse der Eingeborenen Nordamerika's. Arch. f. Anthropologie, Organ der deutschen Gesellschaften für Anthropologie, Ethnol. u. Urgeschichte. Bd. V. Braunschweig 1872. E. Schmidt: Zur Urgeschichte Nordamerika's.

Institute. Als nächstes Ergebniß wird sich ein Zusammenhang der zwei nordamerikanischen Culturen, der Cliff-Dwellers und Mound-Builders*) mit denjenigen Centralamerika's herausstellen. Schon jetzt deuten mehrfache Zeichen darauf hin. Manche Formen des Rundbaues, der Steinwaffen, der Topfscherben lenken den Blick der Archäologen nach den alten centralamerikanischen Culturstaaten hin. Nicht so, als ob sich die Cultur von dem Centrum des Welttheils nach der Peripherie ausgedehnt hätte — im Gegentheil, es liegen mehr Zeichen vor uns, daß die Culturvölker Mittelamerika's vom Norden her kamen, aus den Gebirgsländern östlich vom californischen Meerbusen, wo noch heute die Reste der Sitze verschollener Culturvölker zurückgeblieben sind.

Erinnerungen an Griechenland 1865 und 1866.

I.

Die Aussicht, den Winter unter dem milden, ewig blauen Himmel des südlichen Archipels zuzubringen und die in der Jugend über Hellas empfangenen Eindrücke sich in reiferen Jahren in nächster Nähe zu vergegenwärtigen, die Stätten altgriechischer Intelligenz, die Schlachtfelder von Marathon, Thermopylae und Salamis aufsuchen zu können, ließ uns die Strapazen der Reise schnell vergessen, als wir, bei leichtem Winde und tiefblauem, vom Silberlicht des Mondes beleuchtetem Himmel, an dem zahllose Sterne erglänzten, unsere Route zwischen Cap Matapan und Cerigo hindurch nahmen. Nicht war es der Nordstern, den wir, wie die alten Phönicier, zu befragen hatten, um zu erforschen, welchen Weg wir zu wählen, nicht war es das Plätschern der vielen Ruder der alten griechischen Trieren, welches die Stille der Nacht unterbrach, denn der Compaß lenkte unseren Cours, James Watt und Fulton hatten uns ja den Dampf zur Fortbewegung der Schiffe dienstbar gemacht und eine so harte, ermüdende Arbeit vom Menschen auf mechanisch wirkende Kräfte übertragen. Fast unhörbar arbeiteten unter der Oberfläche des Meeres die Flügel der archimedischen Schraube in fortwährendem Kreislauf und bezeichneten durch einen langen, weißen Streifen, welcher sich auch während der Nacht kenntlich machte, den von uns zurückgelegten Weg, indem sie gleichzeitig unser Fahrzeug dem uns gesteckten Ziele zutrieben.

Es war ein herrlicher Abend, dazu angethan, sich wiederum zu erholen von den unregelmäßig schaukelnden Bewegungen der jüngst verlebten Tage, wo selbst in nicht zu weiter Ferne vom Lande die Maschine allein nicht im Stande war, das Schiff gegen Wind und Wellen zu treiben, vielmehr hierzu auch die Segel zu Hülfe genommen werden mußten. Allgemeine Ruhe herrschte, nur unterbrochen von dem Geräusch der Maschine oder hin und wieder von dem Ruf: „ein rothes, ein grünes, ein weißes Licht in dieser oder jener Richtung sichtbar!" das in unserer Nähe befindliche Schiffe bezeichnete.**) Dies führte den Gedankengang der Schiffs-

---

*) Ein Hauptwerk über die Mound-Builders ist: Squier and Davis: Ancient Monuments of the Mississippi Valley. Washington 1848.

**) Leuchtfeuer gab es zu jener Zeit noch nicht in dieser Passage.

offiziere wieder in die Gegenwart zurück, wenn sich derselbe vielleicht der Vergangenheit der nahen peloponnesischen Küste oder der fernen Heimat zugewendet hatte. Doch bald beginnt das falbe Licht des sinkenden Mondes zu erbleichen; der junge Tag dämmert, der Morgen bricht an; purpurroth färbt sich allmälig der östliche Horizont, wo das goldene Gestirn des Tages, dem Gebote der ewigen Ordnung folgend, dem Meere entsteigt, schon erglänzen in ihren ersten Strahlen die oberen Spitzen der südlichen Morea, bis sie endlich selbst erscheint, die majestätische Sonne, ihr belebendes Licht über Land und Meer gleichmäßig ausströmend und ein herrliches Bild vor unseren Augen entrollend: das Inselmeer! in dem zahllose Inselchen und Felsspitzen (die Fortsetzung der Gebirge von Attika und Euboa im Meere) in den verschiedensten Gestalten aus dem spiegelglatten Aegäischen Meere auftauchen, um wiederum nach und nach zu verschwinden, während wir unseren Lauf nach Norden nehmen und dem nächsten Bestimmungsorte, dem Hafen von Salamis, zusteuern. Salamis! — Welche Gedanken werden jetzt bei diesem imposanten Anblick rege! Welcher Contrast zwischen gestern und heute! In welch raschen Sprüngen durchläuft hier das Meer alle Nüancen von der leisesten kaum bemerkbar welligen Bewegung, wo das sonnenhelle Antlitz des Wassers dem eines eingeschlummerten Kindes gleicht, das, von der Mutterliebe eingesungen, sorglos und leicht athmend in Träumen kindlicher Lust an der Mutterbrust ruht, bis zur rasendsten Wuth der schwarzen brüllenden See, wo Woge auf Woge aus dem furchtbar aufgewühlten Grunde weiß schäumend heranstürzt an die schroffen Felswände, dort hoch aufspringend und in selbst verzehrendem Grimme zerschellend ohnmächtig in ihr Nichts zurücksinkt, von einer zweiten gefolgt, die, kaum erschienen, einer dritten weicht.

Wiederum wechselt die Scenerie! Die peloponnesische Küste tritt deutlicher hervor! Aber nur nackte, kahle Felsmassen zeigt uns die höher steigende Sonne, nicht die bewaldeten Höhen, die fruchtbaren Thäler und grünen Matten, von denen wir in der Jugend geträumt!

Doch die Maschine arbeitet ohne Unterbrechung weiter; wir beschleunigen unsere Fahrt, der sichere Hafen winkt; die Küste, die Inseln Hydra, Aegina und andere fliegen gleichsam an uns vorüber, die Akropolis tritt deutlicher hervor, Athen zeigt sich, von Olivenhainen umgeben, und söhnt in Etwas unser Auge mit der soeben empfangenen Enttäuschung aus.

Endlich nähern wir uns dem Eingange von Salamis, wo Tausende von Persern ihren Tod gefunden; wir fahren in den Hafen von Piraeus, welcher von Kriegs- und Handelsschiffen aller Nationen gefüllt ist. Der Anker fällt; hunderte von Booten umschwärmen uns, deren Insassen ihre Dienste mit kreischender Stimme und unter Gezänk anbieten und das ohnehin wenig angenehme Getöse des ausströmenden Dampfes zu überschreien suchen.

Wir sind am Ziele, das Boot führt uns ans Land, wir betreten den classischen Boden und fahren durch das bunte Gewirr am Hafen auf chaussirtem Wege zwischen Maulbeer-, Feigen- und Oelbäumen der Hauptstadt des Landes zu, um Rast zu machen, um uns Athen und das neuerstandene Griechenland aus nächster Nähe zu beschauen.

II.

Waren schon die äußeren Erscheinungen dazu angethan, unsere Jugendträume von der Größe und Vollkommenheit des jetzigen Griechenlands im Vergleich zum alten Hellas, der als so schön geschilderten Zeit des Perikles, schwinden zu sehen, so sollte sich die Täuschung noch vermehren, nachdem wir auch einen Einblick in die inneren Verhältnisse des neuen Reiches gewonnen hatten. Aber konnten, durften wir denn unsere Erwartungen so hoch spannen? — Darf es uns bei ruhiger Ueberlegung Wunder nehmen, wenn wir ein anderes als das geträumte Griechenland finden? Welche Stürme sind seit Jahrhunderten über dies einst so gepriesene Land hinweggegangen? Welche zahllosen Kämpfe, welche Umwälzungen und Revolutionen hat dasselbe durchgemacht? Welche Sclaverei, Unterdrückung und Erniedrigung hat dies einst so stolze Volk, haben die Abkömmlinge der stolzen Sieger von Marathon und Salamis erfahren? Wie oft ist das alte Hellas von Eindringlingen der schlimmsten Sorte heimgesucht worden, welche die Althellenen bis auf Bruchtheile verdrängt haben, so daß man fast zweifeln möchte, daß es in Griechenland überhaupt noch Griechen giebt?

Und dennoch kann man die jetzt lebenden Bewohner, was Haltung und Gang betrifft, zum großen Theil als die eigentlichen Hellenen, als die geborenen Herren und Gebieter des Landes erkennen, da wohl nicht zu bezweifeln, daß ein starker Rest der althellenischen Bevölkerung trotz all dieser Umwälzungen im Lande geblieben ist und sich auf den Bergen, in den Küstenplätzen, auf den Inseln, namentlich auf Naxos, unvermischt erhalten und seinen Einfluß auf die eingedrungenen Slawen ausgeübt, aber auch ihre Fehler und Untugenden angenommen hat.*) Und wenn Mendelssohn-Bartholdy von den Neugriechen sagt: „Man glaubt ein fremdes entstelltes Gesicht zu sehen, aber durch die häßliche Maske sprüht das Feuer der alten Augen lebendig und kenntlich hindurch" — so dürfte die Wahrheit dieses Ausspruches wohl von Denen nicht bezweifelt werden, die sich mit der alten und neuen Geschichte Griechenlands vertraut gemacht und längere Zeit in dem neuen Griechenland gelebt haben.

Dieses Volk, freiheitliebend, bildungsfähig, aber ungebildet, kühn und stolz, war es, das König Otto vorfand, als er mit erlangter Volljährigkeit (1. Juni 1835), den Thron des nach harten Kämpfen befreiten Griechenlands bestieg, mit Jubel von den Hellenen begrüßt, die im Königthum und speciell in diesem Prinzen das Symbol ihrer Zukunft, das Heil des Vaterlandes, die einzig mögliche Stütze ihres politischen Bestandes erblickten.

König Otto, mit welchem auch deutsche Offiziere, deutsche Rathgeber, deutsche Beamte, geworbenes bayerisches Militair, bayerische Ansiedler nach Griechenland kamen, beabsichtigte die Staatsleitung soviel als möglich in seiner Hand zu concentriren. Seine Sinnesweise war, kurz gesagt, absolutistisch.**) Er war in hohem Grade pflichteifrig und arbeitsam, versenkte sich gern in die Details der Verwaltung, hatte aber nicht die Kraft, oder verstand es nicht, überall reformirend und durchgreifend vorzugehen. Ebenso gingen ihm Reichthum an neuen politischen

*) Schmeidler's Geschichte von Griechenland, Seite 16.
**) Vergl. Mendelssohn-Bartholdy S. 505.

Mitteln, imponirende Weisheit und Thatkraft, Energie des Handelns, feuriger Ehrgeiz, selbst einschüchternde Strenge gänzlich ab. Dazu kam, daß er dem Lande der Abkunft und der Religion nach fremd war und trotz allen Interesses für Wohl und Wehe des Landes, für Sprache, Traditionen und Neigungen der Griechen ein Fremder blieb. Zwar lebte er sich nach und nach wohl mit ihnen und ihrer Sprache ein, aber sein mildes Wesen war nicht geeignet, dem martialischen der Freiheitskämpfer zu imponiren. Otto war nicht der Mann, welcher die Führer der Parteien des Landes durch seine Persönlichkeit zu fesseln, durch unbeugsame Entschlossenheit und Strenge zu rechter Zeit zu schrecken und auch rechtzeitig sich wieder den Wünschen der Nation anzuschmiegen verstand. Er besaß nach dem historischen Urtheil nicht die Eigenschaften, um sich zum Regenerator dieses Landes und Volkes aufzuschwingen. Es war nicht seine Schuld, daß er noch jugendlich unfertig in dieses griechische Chaos geschickt worden ist, wo für eine unsichere Natur die Gefahr unvermeidlich blieb, dauernd der Spielball streitender innerer und auswärtiger Einflüsse zu werden.*)

Groß waren die Schwierigkeiten, gegen die der König anzukämpfen hatte: das furchtbar verwüstete Land von etwa 900 □Meilen, in welchem circa 800 000 Menschen (in alter Zeit berechnet Prof. Curtius die Bevölkerung des Peloponnesos allein auf 2 Millionen) zerstreut lebten, welchen nur die dürftigsten Mittel zum Anbau zu Gebote standen, so daß die Einfuhr durch die Ausfuhr bei weitem nicht gedeckt wurde; ferner die Leere im Staatsschatze, welche nur höchst geringe Mittel zur Unterstützung und Förderung der allernothwendigsten Einrichtungen bot; der größtentheils felsige, durch die Uncultur fast verwahrloste Boden des Landes, das Alles waren Hindernisse, welche einem gedeihlichen Zustande entgegenstanden.

Hierzu kam, daß eine Menge Menschen, welche durch den Krieg an Ungebundenheit und Müßiggang gewöhnt waren, sich einer geordneten Beschäftigung entzog, und einem ausgebreiteten Räuberwesen zu Lande sowohl wie zur See Vorschub geleistet wurde. Ferner die Parteiungen, die Gegensätze zwischen Phanarioten und ursprünglichen Bewohnern des Königreichs, zwischen dem Festlande und den Inseln; die Bestrebungen einer Partei für die Dämpfung des Geistes, Hemmung höherer wissenschaftlicher Bildung, dagegen Verbreitung des religiösen Fanatismus; die Forderungen einer anderen für die sofortige Einführung einer freigewählten Volksvertretung, obgleich sie wußte, welcher gefährliche Gährungsstoff dadurch herbeigeführt werden würde. Außerdem eine Zügellosigkeit der oppositionellen Presse, welche nichts verschonte und der der König selber kaum entging, die, wenn sie auch keinen Aufruhr oder Empörung hervorrief, doch den Parteigeist immer von Neuem anfachte und es manchem fähigen und wohlgesinnten Beamten unmöglich machte, im Amte zu bleiben. So fanden fortwährend Ministerwechsel statt, welche jede regsame Thätigkeit verhinderten. Mißgriffe der Regierung, der einzelnen Beamten blieben daher nicht aus und waren von üblen Folgen, indem, wie immer bei dem persönlichen Regiment, jede Klage zu einer directen Untergrabung des Zutrauens und der Anhänglichkeit an den regierenden Herrscher wurde. Dazu wirkte auch der Umstand, daß der König selbst nichts dazu gethan hat, sich die Armee geneigt und

*) Prof. Hertzberg S. 654—57.

ergeben zu machen.*) Niemals hat er auch nur ein vorübergehendes Interesse für dieselbe an den Tag gelegt. Er war seinem Charakter nach nicht Soldat und konnte sich nicht überwinden, wenigstens eine Art von Theilnahme für militairische Dinge zur Schau zu tragen, während in anderen Ländern, besonders in unruhigen Zeiten, es die Hoffnung der Regierenden gewesen ist, sich durch ihr Militair gegen alle Fährlichkeiten und Stürme im Volke behaupten zu können. Auch das traf in Griechenland nicht zu, denn hier war auch die Armee keine Stütze des Königs, vielmehr entfrembete er sich fast alle Offiziere, mit Ausnahme der in seiner Umgebung befindlichen. Dies mußte aber um so gefährlicher werden, da der König Ausländer war und man nur einen Mangel an Interesse für das Land darin sehen konnte, außerdem aber nichts dazu beigetragen wurde, das beim Offizier-Corps fehlende Verständniß für die wahre Soldatenpflicht durch Anhänglichkeit an den Herrscher zu ersetzen.

Andererseits war von vielen Seiten anerkannt worden, daß sich in Griechenland, ohne die Feststellung der Thronfolge und mit so unzulänglichen, widernatürlichen Grenzen, der Thron in einer höchst bedenklichen Lage befand, daß er an mancher Stelle Feinde hatte, die sowohl offen als auch mit geheimen Agitationen ihm entgegen wirkten und sein Ansehen untergruben.

Der König war mehrmals auf diese Gefahren aufmerksam gemacht worden, aber niemals schenkte er diesen Warnungen Gehör, niemals trat eine Aenderung in seinem Benehmen, seinen Ansichten in dieser Richtung ein.

Und so hat sich dieser Fürst denn ein Vierteljahrhundert lang in unfruchtbarem Ringen bis zu seinem ruhmlosen Sturze verzehrt, und es sollte gerade die Armee sein, die die Katastrophe herbeiführte, welche seiner Regierung ein jähes, theilweis unverschuldetes Ende machte.**) Denn als am Abend des 23. October 1862 König Otto mit der Königin, seiner Gemahlin, von einer Reise nach der Morea auf der Fregatte „Amalia" nach Salamis zurückkehrten, konnten sie daselbst nicht mehr landen, da in Athen der Aufstand in hellen Flammen aufgelodert, ihr Leben von den Meuterern, ja, wie man sagt, selbst auf dem eigenen Schiffe schon bedroht war und die unruhigen Matrosen nur durch die Energie des Capitains Palaska im Zaum gehalten wurden. Und was war das für eine Revolte? Eine Militair-Revolte von bestochenen Soldaten, nicht ein Aufstand der Nation. Denn der König besaß noch, wie dem Verfasser von glaubwürdiger Seite in Athen mitgetheilt worden, Anhänger genug, so daß, wenn er, wie ihm gerathen wurde, nach der Maina, wo er erst eben noch mit Jubel empfangen worden, zurückgekehrt und von dort aus sein Banner aufgepflanzt und die Unterdrückung der Revolte abgewartet, oder die unruhige Menge im Piraeus sowohl als in Athen mit Granaten aus den Geschützen der „Amalia" zerstreut hätte, er ungehindert seinen Einzug in die Hauptstadt würde haben halten können. Allein es fehlte die Energie, das kräftige, kühne Handeln! Freilich hatten selbst die fremden Gesandten zugeredet, die Sache für verloren anzusehen!

*) v. Rundstedt a. a. O., S. 35. Schmeidler, S. 94—95 und 218.

**) Die obigen Angaben sind dem Verfasser von wohlunterrichteten Persönlichkeiten in Athen bestätigt worden.

König Otto kehrte, ohne abzudanken, ohne seine Ansprüche aufzugeben (er wahrte dieselben noch in den Erlassen vom 12. April und 17. Juni 1863 durch Proteste gegen die Beschlüsse der Nationalversammlung), auf einem englischen Dampfer nach Deutschland zurück. Ja, man war rücksichtslos genug, kurz nachdem der König mit der Königin und dem Gefolge am 23. October die Fregatte „Amalia" verlassen hatte, um sich auf ein englisches Kriegsschiff zu begeben, auf ersterer, die sofort „Hellas" umgetauft wurde, eine rothe Flagge aufzuziehen.

An demselben Tage hatte sich eine provisorische Regierung constituirt, an ihrer Spitze die alten Freiheitshelden Dimetrios Bulgaris und Admiral Constantin Kanaris, welchen sich Ruphos aus Patras anschloß. Ihre erste Handlung war der Erlaß eines Decretes über die Absetzung des Königs Otto und die Einberufung der Nationalversammlung.

Wie unschwer vorherzusehen, folgten der Absetzung König Otto's die wildesten Scenen, besonders in Athen, und schon die nächsten Tage bewiesen der neuen Revolutions-Regierung, daß auch sie sich getäuscht hatte, wenn sie auf ein verständiges, maßvolles Auftreten der griechischen Bevölkerung, besonders in der Hauptstadt, rechnete. Aus dem Volke und seinen Soldaten war ein bewaffneter Pöbel der schlimmsten Art geworden, welcher berechtigt zu sein glaubte, zur Plünderung der Besitzenden, namentlich aber der wenig beliebten Deutschen, überzugehen. Den ehemaligen Ministern und Anhängern des Königs wurden die Fenster eingeworfen, der Pallast geplündert, der Garten an demselben, das Eigenthum der Königin Amalia, verwüstet, so daß die Gesandtschaften genöthigt waren, gegen das Unwesen einzuschreiten, denn Zucht und Ordnung hatte factisch aufgehört. Auch die Armee von Athen war militairisch gänzlich unbrauchbar, von Disciplin keine Rede mehr, dafür aber wüste Excesse und rohe Trunkenheit vorherrschend. Endlich sah sich die Regierung genöthigt, die Hülfe der Bürger und Studenten in Anspruch zu nehmen, um Ruhe und Ordnung wieder herzustellen, denn die Soldaten, welche theilweise der neuen Regierung die Eidesleistung verweigerten, desertirten, als es in der Hauptstadt nichts mehr für sie zu thun gab — (wer plünderte, sollte erschossen werden), — schaarenweise und man war froh, sie los zu werden. Einige von ihnen, welche mit friedlichen Absichten in die Heimat gingen, verkauften ihre Gewehre um den Spottpreis von 2—3 Drachmen; andere dagegen kehrten zu dem Räuberhandwerk in den Gebirgen zurück.

Da König Otto seine Sache schließlich selbst ohne weiteren Widerstand aufgegeben hatte, so fand die Revolution nirgends eigentliche Gegenwehr, auch da nicht, wo man entweder sofort die meuterischen Soldaten zu bändigen verstand, oder überhaupt keine Sympathie für den Aufstand hatte. Betrachtet man nun alle Ursachen zum Sturze des Königs Otto noch einmal, so mag derselbe in mancher Hinsicht nicht ganz ohne Schuld gewesen sein; an dem aber, was man ihm hauptsächlich vorwarf, nämlich, daß er Griechenland nicht zu vergrößern versucht habe, war er jedenfalls unschuldig.

Denn hatte der König nicht, wie die Geschichte lehrt, das Seinige dazu beigetragen, danach gestrebt, um, wenn es zu ermöglichen gewesen wäre, das Reich zu vergrößern? Wurde ihm von Seiten der Mächte dies aber nicht übel genug aufgenommen, obgleich eigentlich nichts gerechter war, als der Wunsch, die Grenzen

in natürlicher Weise festgestellt zu sehen? Andererseits haben selbst die Männer der provisorischen Regierung anerkannt, daß der König durchaus nicht den Tyrannen gespielt, wie in letzter Zeit Kapodistrias, sondern verfassungsmäßig regiert habe.

Was erreichte dagegen die provisorische Regierung mit der Einberufung der Deputirten aus den der Türkei verbliebenen griechischen Landestheilen zur Nationalversammlung? Etwa Länderbesitz, oder nur die Blosstellung, die sie sich selbst zuzuschreiben hatte, daß sie den beabsichtigten Versuch des Grivas, mit den gesammelten Soldaten auf Eroberung auszugehen, hinterher, als dieser plötzlich gestorben war, vor den Vertretern der Mächte desavouiren mußte? Mit dem Decrete der provisorischen Regierung über die Absetzung des Königs Otto wurde die alte Eifersucht der Mächte von Neuem angefacht, als es sich um die Wahl eines neuen Königs handelte. Denn in Griechenland wollte man garnicht die Republik, dazu waren die Verhältnisse in keiner Weise angethan; durch die früheren provisorischen Regierungen hatte man zu üble Erfahrungen gemacht, um sich nach solchen Zuständen zurückzusehnen. Man suchte aber zunächst nach einem Thronprätendenten, durch dessen Einfluß eine zweckentsprechende Grenzregulirung sich ermöglichen ließe, und fiel zunächst die Wahl auf einen englischen Prinzen, mit dem man wenigstens die Aussicht auf Abtretung der jonischen Inseln gewinnen konnte. Allein dazu wollten Rußland und Frankreich nicht die Hand bieten. Schließlich fiel die Aufmerksamkeit der Schutzmächte auf den Prinzen Wilhelm von Dänemark, geboren den 24. December 1845, nachdem die Ende 1862 in Athen eröffnete constituirende Nationalversammlung am 16. Februar 1863 die förmliche Absetzung des Königs Otto und der bayerischen Dynastie beschlossen hatte.

Durch Protocoll vom 5. Juni 1863 zwischen den drei Schutzmächten und Dänemark wurde die neue griechische Königswahl geregelt und nahm Prinz Wilhelm von Dänemark unter dem Namen Georgios I. die griechische Krone mit der Maßgabe an, daß ihm außer der Abtretung der jonischen Inseln eine Civilliste von 1 Million Drachmen und eine Leibrente von 12 000 Pfd. Sterling aus den an die Schutzmächte zu zahlenden Zinsen der griechischen Staatsschuld zugesichert würde.

Am 30. October des Jahres landete der junge König in Begleitung des dänischen Kammerherrn Grafen Sponneck als Rathgeber in Piraeus und hielt seinen feierlichen Einzug in Athen, wo er Tags darauf vor der Nationalversammlung den Eid auf die Verfassung leistete und damit die Regierung übernahm.

Doch war die Gährung in Griechenland dadurch keineswegs gehoben, vielmehr noch vergrößert durch die im Lande vorhandenen Anhänger der entthronten Dynastie, die in der Kammer noch bis 1866 etwa 30 Stimmen zählten und häufig zum Sturze des Ministeriums beitrugen. Das Provisorium, welches ein ganzes Jahr dauerte, hatte die zerfahrenen Zustände in Griechenland wieder so recht an das Tageslicht gebracht. In der Nationalversammlung bekämpften sich die conservative und radicale Partei auf das Heftigste; der Streit unter den Parteien in der Versammlung pflanzte sich außerhalb derselben fort und führte wiederholt zum vollen Aufruhr, so daß es in Athen sogar zum Straßenkampf kam. Soldaten und Volk wurden durch das zügellose Parteiwesen demoralisirt und mehrmals mußten die fremden Kriegsschiffe zum Schutz der griechischen Bank Mannschaften

ans Land schicken. Ebenso ging es in den Provinzen zu, keine Partei wollte nachgeben oder den Mahnungen der Regierung Gehör schenken. Die radicale Partei, welche meistens die Oberhand hatte, war am wenigsten geneigt, nachzugeben.*)

Solche Zustände waren es, welche der Ankunft des Königs Georgios vorhergingen, wahrhaftig wenig ermuthigend für einen so jugendlichen Herrscher. Was hatte er für eine Gewähr, daß es während seiner Regierung anders sein würde? Nur kam ihm zu Statten, daß zu seinen Gunsten die jonischen Inseln an Griechenland abgetreten werden sollten.**)

Aus seiner Seecarrière herausgerissen, voller Jugend- und Lebensfrische, aber mit den griechischen Verhältnissen ganz unbekannt, stützte sich der 17jährige König auf den aus Kopenhagen mitgebrachten Grafen Sponneck als seinen bewährten Rathgeber. Aber der früher bereits offen hervorgetretene Haß gegen alles fremde Element und die Abneigung gegen ausländische Stützen des Thrones, welche eine der Ursachen zu den Feindseligkeiten gegen den Hof des früheren Königs geworden war, hatte keineswegs abgenommen. Alle Parteien waren darin einig, keinen fremden Einfluß auf ihren jungen König dulden zu wollen. Es durfte daher nicht Wunder nehmen, wenn die Stellung des Grafen Sponneck, da er persönlicher und unverantwortlicher Rathgeber des Königs war, bald von den verschiedensten Seiten in solcher Weise angefochten war und so unhaltbar wurde, daß bei dem Rücktritt des Ministeriums Komunduros Ende 1865 das neue Ministerum die ungesäumte Entfernung Sponnecks forderte. Ja es kam sogar zum Straßenscandal, wobei Soldaten und Volk (am 12. Novbr.) auf einander schossen, ohne indeß erheblichen Schaden anzurichten, so daß am 2. December Graf Sponneck Athen und Griechenland verließ. Der König suchte nun seinen Thron dadurch zu befestigen, daß er den hellenischen Staatsmännern, sowie sie eben waren, die Regierung überließ, ohne selbst eine Einwirkung auf dieselbe zu versuchen.

Seitens der Nationalversammlung hatte die Revision der Verfassung im Jahre 1864 begonnen und war endlich beendet, wobei einige wesentliche Abänderungen der früheren Verfassung vom Jahre 1844 getroffen waren. So wurde der Senat abgeschafft und die gesetzgebende Gewalt von jetzt ab in die Hand der Deputirtenkammer gelegt; gleichzeitig aber der Forderung des Königs bezüglich der Errichtung eines Staatsraths Rechnung getragen. Hierin lagen die Hauptmomente des neuen Staatsgrundgesetzes, wodurch sich dasselbe von dem älteren unterschied; außerdem enthielt dasselbe folgende Bestimmungen:***)

„Der König ist unverletzlich und regiert durch verantwortliche Minister unter Mitwirkung einer einzigen, aus allgemeinen Wahlen hervorgegangenen Kammer.

*) Prof. Schmeidler S. 261—262.

**) Ob die Bewohner der jonischen Inseln schließlich glücklicher unter der Krone Griechenlands geworden, als sie unter dem Schutze Englands waren, wollen wir dahin gestellt sein lassen. Der Verfasser hat zu verschiedenen Zeiten diese herrlichen Inseln besucht, jedoch den Eindruck mitgenommen, daß unter Englands Schutz, Handel und Gewerbe blühte, da viele 1000 Lstrl. nach dort ihren Weg fanden, während im Jahre 1866 schon auf Corfu wenigstens Gras auf den Straßen wuchs und die Wohlhabenheit der Bevölkerung beträchtlich abgenommn zu haben schien, ebenso wie die Kunst- und Militairstraßen in Verfall gerathen waren.

***) Schmeidler's griechische Geschichte S. 264—266.

Die Prärogative der Krone sind dieselben wie in Belgien. Da die Gleichberechtigung aller Bürger Grundzug des Staatslebens ist, wird die Verleihung des Adels durch den König ebenso wenig gestattet als die Annahme eines Adeltitels von auswärts. Die Thronfolge steht den directen und legitimen Descendenten des Königs Georgios I. nach der Ordnung der Erstgeburt zu, doch gehen männliche Descendenten den weiblichen stets vor. Der Erbe der griechischen Krone muß sich durchaus zur griechischen Religion bekennen. *)

Die Kammer und deren Mitglieder haben dieselben Rechte wie in allen anderen Ländern. Auch ihnen steht das Recht zu, Gesetze vorzuschlagen. Ein Staatsrath redigirt die Gesetzentwürfe. Der König darf die Kammer vertagen und auflösen. Die Zahl der Abgeordneten ist gegenwärtig auf 170 festgesetzt. Die Richter werden vom Könige ernannt, sollen aber, um die Unabhängigkeit der Justiz zu sichern, in bestimmter Frist für unabsetzbar erklärt werden. Die Todesstrafe für politische Verbrechen ist abgeschafft. Sämmtliche Hellenen sind vor dem Gesetze gleich und haben gleiche Staatssteuerpflichten.

Persönliche Freiheit und Wohnung sind unverletzlich. Vereinigungs- und Versammlungsrecht ist nach den Bedingungen der öffentlichen Sicherheit gesetzlich gewährleistet. Die Presse ist frei. Beschlagnahme der Zeitungen darf nicht stattfinden, es müßte denn die christliche Religion oder die Person des Königs angegriffen sein.

Eine vervollkommnende Revision dieser am 28. November 1864 vom Könige beschworenen Verfassung wurde vorbehalten. (Zu der darin in Aussicht gestellten Verfassungsänderung ist es bis jetzt nicht gekommen, weil sich die Kammer stets geweigert hat, auch nur einen Theil ihrer Rechte abzutreten.) Nach dem Wahlgesetz ist jeder großjährige Hellene, der im Vollbesitz seiner bürgerlichen und politischen Rechte ist, Wähler. Jeder Wahlbezirk ernennt auf 10 000 Seelen einen Abgeordneten."

Hoffentlich wird diese Verfassung den ewigen Parteikämpfen einigermaßen ein Ziel setzen, so daß das Land in Ruhe sich daran machen kann, die Wunden der Jahrhunderte langen Kämpfe und Leiden zu heilen. Zwar hat die Regierung schon nach den Befreiungskriegen hierauf ihre Aufmerksamkeit gerichtet, aber bei den noch immer vorhandenen Wirren nicht viel erreicht. Schon in der Hebung der materiellen Hülfsquellen bot das so lange verwahrloste Land viele Schwierigkeiten. Vor allen Dingen aber war es die Entwaldung des Landes, welche hemmend auf die Landescultur einwirkte, und über die Professor Hertzberg schreibt:

„Bis auf diesen Tag gehört es zu den schlimmsten Calamitäten für die griechische Landwirthschaft und die Landescultur in allen Ländern der griechischen Welt, von den jonischen Inseln bis nach Cypern, daß die Hellenen, genau wie die Spanier, schlimme Baumverwüster sind, ganz im Gegensatz zu den alten Persern und zu den Osmanen, bei denen erst in unserer Zeit eine greuliche, durch Finanznoth erzeugte, forstliche Lotterwirthschaft eingerissen ist. In der blinden Wuth des

*) Die Dynastie und der Thron Georgs I. wurden besonders durch die Heirath mit der Prinzessin Olga, Tochter des Großfürsten Constantin Nikolajewitsch von Rußland, und durch die am 2. August 1868 erfolgte Geburt eines Thronfolgers, der in der Landeskirche getauft wurde, befestigt.

Freiheitskrieges hatten die Griechen vielfach die Freude der Türken, die schönen Gärten, Haine, Wälder mit zugehörigen Wasserleitungen und Brunnen zerstört. Seit Austreibung aber der Osmanen wirken eine Reihe anderer Momente zur sinnlosen Verwüstung des Waldes. Nicht nur, daß es selbst gebildete Griechen giebt, die in der Ausrottung solcher Vegetation ein civilisatorisches Werk zu thun glauben, in dem Wahn, daß Wälder Krankheiten und Fieber erzeugen. Aber die Neigung zum Waldfrevel ist überall national. Mangel an Straßen und flößbaren Flüssen, noch mehr aber träge Bequemlichkeit, die jede strenge Forstordnung verabscheut — gar mancher bayerischer Förster fiel durch griechische Kugeln — führt dahin, das nöthige Nutzholz allemal in der nächsten Nähe der Ortschaften zu suchen, allemal die jungen Bäume dicht über der Wurzel abzuhacken, den größeren Bäumen überall die schwächeren Aeste zu rauben. Dazu tritt das System, zur Harzgewinnung für den Resinatwein zahllose Bäume durch Abrindung zu verderben. Noch schlimmer ist die Praxis der Bauern, namentlich auf Euböa, bei dem Mangel an Rindvieh und dessen Dünger, zur Anlage neuer Aecker den Wald einfach auszurotten und das fruchtbare Land so lange völlig auszusaugen, bis es brach liegen muß und neue Waldstücke vertilgt werden. Zwar treibt die Kraft des Bodens aller Orten, das dürre Attika ausgenommen, neue Schößlinge hervor. Aber nun kommt die schnöde Gewohnheit der zahllosen Hirten des Landes, die ohnehin müßig in den Wäldern liegen, nicht blos zu ihrem Vergnügen alte Waldbäume zu verbrennen, muthwillig völlig sinnlose Waldbrände zu veranlassen, sondern namentlich auch ihre gefräßigen Ziegen, die nur Mastix und Ilex verschmähen, allen neuen Nachwuchs abfressen zu lassen, wie auch durch Wald- und Grasbrände die Weiden zu verbessern. In manchen Gegenden soll sogar der locale Haß einzelner Gemeinden zu nächtlicher Verwüstung der Wälder ihrer nachbarlichen Felder treiben, welches nachtheilig auf die Landescultur wirken muß."

Um den so geschilderten Uebelständen nach Kräften abzuhelfen, wurden durch die Regierung, soweit die Mittel reichten, zur Förderung des Obst- und Weinbaues aus Frankreich junge Obstbäume bezogen, der Baumschule einverleibt, um später an öffentliche Wege und Plätze gepflanzt oder um billigen Preis an die Provinzen abgegeben zu werden; ferner eine große Menge Rebensetzlinge aus dem Rheingau beschafft, von denen mehr als die Hälfte fortkamen. Zur Ermunterung des Imports solcher Pflanzen wurden dieselben größtentheils vom Eingangszolle befreit. Auch Rindvieh, besonders Kühe, deren großen Nutzen die Griechen nicht kannten,*) wurde importirt. Selbst Karren und Wagen sowie die Ackergeräthschaften, welche in Griechenland noch unbekannt waren, wurden theils in Regierungswerkstätten gefertigt, theils vom Auslande beschafft.

Bei Verpachtung der Staatsdomänen wurde je nach Lage und Beschaffenheit des Bodens die Pflanzung von Obst- und Oelbäumen oder die Anlage von Korinthenpflanzungen als Pachtbedingung gesetzt.

Zur Hebung der Cultur von Seide und Baumwolle wies man Privatunternehmern Ländereien zu sehr günstigen Bedingungen an.

Auf diese Weise stiegen mit der zunehmenden Ruhe und Ordnung im Lande auch die Fortschritte der Erträge aus Handel und Ackerbau. Nichtsdestoweniger

*) v. Maurer, B. II. S. 143 u. s. w.

machte sich der Mangel an Menschen und deren Arbeitskräfte fühlbar, zumal da dem Griechen das wechselvolle Leben des Seefahrers und Kaufmanns mehr zusagt als das des Ackerbaues oder Gewerbtreibenden.*) In Folge dessen ist der Handel blühend zu nennen, während noch viele Rohproducte, zumal Getreide, vom Auslande bezogen werden müssen. Ueberhaupt war im Jahre 1861 erst etwa ein Siebentel des ganzen Flächenraums angebaut; Oel-, Maulbeer-, Feigenbäume, fast Alles mußte neu gepflanzt werden; und doch betrugen schon 1853 die Brutto-Einnahmen für Cerealien 35, für Korinthen 60 Millionen Francs jährlich; in demselben Jahre war der Viehstand bereits auf 170 Tausend Stück Rindvieh, 80 Tausend Pferde, 27 Tausend Maulesel, 63 Tausend Esel und $3^1/_2$ Millionen anderes Vieh gestiegen.**) Zur Ausbeutung der mineralischen Schätze des Landes an Marmor, Porzellanerde, Blei, Silber, Kupfer, Eisen &c. fehlt es noch am nöthigen Capital.

Was das Finanzwesen Griechenlands betrifft, so konnte dasselbe weder unter der Regentschaft, noch unter König Otto auf einen gedeihlichen Standpunkt gelangen, und liegt dies theilweise wohl darin, daß dem Lande gewiegte Finanzmänner fehlten, aber auch die bedeutenden Hülfsquellen desselben nicht völlig ausgenutzt wurden oder werden konnten. In Folge dessen hielt es oft schwer, ein Budget zu Stande zu bringen; ja es blieben oft die Einnahmen sehr hinter den Ausgaben zurück. Allmälig gelang es jedoch, das Gleichgewicht in den Finanzen herzustellen, denn 1864 betrugen die Einnahmen 23 348 685, die Ausgaben 21 893 118 Drachmen, 1865 die Einnahmen 26 972 913, die Ausgaben 26 071 858 Drachmen.***)

Wir kommen nun zu den Bildungsanstalten in Griechenland, deren Einrichtung sowohl vor als während der Regierung König Otto's mit den mannigfachsten Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Das Haupthinderniß war der große Mangel an Lehrern, oder wenigstens an guten Lehrern, und auch namentlich die Abneigung der Griechen gegen alles fremde Element, also auch gegen fremde Lehrer. Ebenso fehlte es an den nöthigen Schulbüchern für die Schulen und in den Schulen. Dennoch gelang es der Regierung nach und nach, Volksschulen, Gymnasien und dann die Universität in Athen zu errichten. Am 6./18. Februar 1833 wurde das Gesetz die Volksschulen betreffend erlassen,****) welches anordnete, daß in den Volksschulen Unterricht in der Religion, in den Elementen der griechischen Sprache, im Lesen, Schreiben, Rechnen, im Planzeichnen und Singen ertheilt, ferner die Anfangsgründe in der Geographie, der Geschichte von Griechenland und das zur Volksbildung Nothwendigste aus den Naturwissenschaften gelehrt werden sollten. Hierzu traten gymnastische Uebungen und praktischer Unterricht im Feld- und Gartenbau, in der Behandlungsart der Bäume, der Seidenraupe und der Bienenzucht; in Mädchenschulen in weiblichen Arbeiten &c. Der Schulbesuch der Kinder war obligatorisch vom 5.—12. Jahre. Sechs Jahre später betrug die Anzahl der

*) Bettler sieht man selten oder fast nie in Griechenland, nur Krüppel und Blinde. (Der Verfasser.)

**) Prof. Schmeidler's Geschichte Griechenlands S. 252—253.

***) Nach Prof. Schmeidler S. 255 betrug das Budget 1871 an Einnahme 33 991 000, die Ausgaben 34 498 442 Drachmen; die consolidirte Schuld 242 487 893 Drachmen, die schwebende Schuld 1870 etwa 1 960 000 Drachmen.

****) v. Maurer, a. a. O. Band III, S. 266—283. Prof. Schmeidler S. 237—239.

Elementarschulen bereits 190, außerdem 39 hellenische Schulen, welche die Bestimmung hatten, die Gegenstände des Elementarunterrichts weiter zu führen, namentlich das Altgriechische einzuführen. Auf den Gymnasien wurden die auf deutschen Gymnasien vorgetragenen Lehrgegenstände eingeführt, nur daß statt des Lateinischen die griechische Sprache die erste Stelle einnahm. Einige deutsche Schulmänner, welche der neugriechischen Sprache mächtig waren, hatten die Leitung des Unterrichts übernommen.

Neben den Gemeinde- und Bezirksanstalten waren, zum Theil schon während der Befreiungskämpfe, von Amerikanern, die für die griechische Sache begeistert waren, also mit amerikanischem Gelde, Unterrichtsanstalten, sowohl für Knaben als Mädchen gegründet, und sind aus der Anstalt der Mrs. Hill so manche Erzieherinnen der weiblichen Jugend hervorgegangen.

Auch eine Gewerbeschule wurde in Athen von einem deutschen Hauptmann v. Zentner errichtet.*)

Im Mai 1837 konnte die Otto-Universität in Athen eröffnet werden, theils nach deutschem, theils nach französischem Muster eingerichtet, in der alle vier Facultäten vertreten waren. Eine Bibliothek wurde zwar auch angefangen zu beschaffen, aber zunächst fehlten die Räume für geeignete Unterbringung derselben.

Neben den obigen Erziehungsanstalten wurde auch unter König Otto im Piraeus die Evelpidenschule, die Bildungsanstalt für Officiere, ins Leben gerufen. Es ist dies eine Militairerziehungsanstalt nach Art unseres Cadettencorps, wo junge Leute nach abgelegtem Eintrittsexamen, gewöhnlich im Alter von 15 Jahren, eintreten und 4—5 Jahre in der Anstalt bleiben, von der sie dann wieder nach Ablegung eines Examens in die Armee eintreten. Eines besonders guten Rufes soll diese Anstalt sich nicht erfreuen.**) Die Lehrkräfte als solche sollen allerdings ganz tüchtig sein, aber es geht ihnen nach Aussage selbst von Unbefangenen die Gabe des Erziehers vollkommen ab, ein Urtheil, welches durch die Erfolge wohl gerechtfertigt erscheint. Gleichwohl mag es, mit Bezug auf den von Natur unruhigen, ungezügelten griechischen Charakter und die Erziehung der jungen Leute im elterlichen Hause, schwierig sein, dieselben im Alter von 15—20 Jahren unter Controle zu halten, und vielleicht auch darin die Ursache der Unvollkommenheit der Leistungen des Instituts zu suchen sein. Zieht man ferner in Betracht, daß in den Gymnasien neben den 13- oder 14jährigen Knaben auch Leute von 20 Jahren und darüber sitzen und die Militairschule ihre Zöglinge aus diesen Anstalten erhält, so ist wohl erklärlich, daß die Erzieher dort einen schweren Stand haben. Wir kommen jedoch bei der Beleuchtung der Armeeverhältnisse noch einmal hierauf zurück.

Betrachten wir nun die griechischen Heeresverhältnisse, so entnehmen wir zunächst aus den Schilderungen des Herrn R. v. Runstedt (seiner Zeit Lieut. im Magdeburg. Husaren-Regiment Nr. 10), die er während seiner Commandirung zur Gesandtschaft in Athen in der interessanten Schrift: „Die griechische Armee und die Revolution, Athen 1862", gesammelt hat, Folgendes:***)

---

*) Prof. Schmeidler, S. 239—40.

**) v. Runstedt, S. 13—14.

***) Schmeidler S. 211—216.

In Griechenland war unter König Otto die allgemeine Dienstpflicht mit früher vierjähriger, dann dreijähriger Dienstzeit eingeführt. Die Ueberflüssigen wurden durch das Loos befreit, auch war der Loskauf durch Stellvertretung gestattet. Daß bei den Loosungen allerlei Ungerechtigkeiten vorkamen, darf wohl kein Wunder nehmen. Wer konnte, suchte sich vom Dienste zu befreien oder ließ sich einen Stellvertreter werben, denn schon das Wort „dienen" widersprach dem Unabhängigkeitsgefühl des Griechen. Auch paßte ihnen der bayerische Uniformsrock gar nicht sehr. Die meisten Individuen also, die sich zum Stellvertreter hergaben, waren solche, die dies als Unterkommen ansahen resp. zu faul zum Gewerbebetriebe waren.

Die griechische Armee, welche man in der zwar nicht eingestandenen, aber in keiner anderen Absicht in so großer Zahl aus den Freiheitskriegen beibehielt, um mit ihr einen Krieg gegen die Türken zu riskiren, wenn der geeignete Zeitpunkt eintreten sollte, bestand aus 10 Tausend Mann einschließlich der Gendarmerie*). Sie kostete dem Lande den größten Theil seines Einkommens und

*) Nach Hummel, Handbuch der Erdkunde, Leipzig, 1876, S. 817, ist, nach dem während der Regierung des Königs Georgios (März 1867) erlassenen Wehrgesetze, die Wehrpflicht eine allgemeine, die Wehrpflichtigen leisten dieselbe entweder in der Armee, der Marine oder in der Nationalgarde ab. In der ersteren ist die Dienstzeit 12jährig, nämlich 3 Jahre in der Linie, 3 in der ersten und 6 Jahre in der zweiten Reserve. Die Nationalgarde, in der alle Staatsbürger vom 18. bis 50. Lebensjahre zu dienen verpflichtet sind, ist nur zur Vertheidigung des Landesgebietes bestimmt; ihre Stärke beziffert sich auf etwa 90 000 Mann. Hierzu kommt die auf 45 648 Mann Kriegsstärke zu bringende Armee, im Frieden 6000 Mann Infanterie, 2512 Mann Jäger, 417 Mann Cavallerie, 621 Mann Artillerie mit 32 Geschützen, 263 Mann Sappeure, zusammen 9813 Mann. Die Flotte bestand 1871 aus 2 Panzerschiffen, 8 Schraubendampfern und 11 Segelschiffen mit zusammen 200 Kanonen und 2500 Mann.

Es mag hier gleichfalls am Orte sein, folgenden Artikel der Kölnischen Zeitung (vom 26. Juni) über die Streitkräfte Griechenlands wiederzugeben: „Als im Juli 1877 ein Krieg zwischen der Türkei und Griechenland auszubrechen drohte, stellte dieses 10 000 Mann (Altersklasse 22 bis 26 Jahre) auf 6 Monate ein und nach deren Entlassung die gleiche Zahl. Diese 20 000 Mann bilden die „außerordentliche Reserve". Ebenso wurden damals 8000 Mann „Nationalgardisten" auf ein halbes Jahr einberufen. Man sieht, die militairische Ausbildung dieser Truppen kann eine nur geringe sein. Als die griechische Regierung nach dem Falle von Plewna durch das Volk zur Eröffnung der Feindseligkeiten gezwungen wurde, war das Heer, welches am 2. Februar 1878 ohne vorhergegangene Kriegserklärung die türkische Grenze überschritt, mit Einrechnung der Gendarmerie, 25 000 Mann stark. Das Erscheinen eines türkischen Geschwaders vor dem Piräeus und der Einspruch der Großmächte verhinderten bekanntlich die Fortsetzung des Krieges. Griechenland aber war andauernd auf Stärkung seiner Kriegsmacht bedacht. Am 27. November 1878 wurde von den Kammern folgendes Wehrgesetz angenommen, das am 1. Januar 1880 in Kraft treten sollte und bis dahin nur die Bedeutung einer Uebergangsbestimmung hatte. In diesem Gesetze war bestimmt: 1. die bis zum Ausgange des Jahres 1876 dienstpflichtig gewordenen und nicht eingezogenen jungen Leute können, wenn sie sich bis Ablauf des Jahres 1878 stellen, durch einen einjährigen Dienst ihrer Wehrpflicht genügen und treten darauf in die Reserve über; 2. alle jungen Leute im Alter von 22, 23 und 24 Jahren werden im Waffendienst geübt und bilden eine Art Nationalgarde. Die Regierung behält sich das Recht vor, zu gestatten, daß diese Mannschaft in den Garnisonstädten ihrer Provinzen Dienst thun. Alle drei Jahrgänge werden auf 20 000 waffenfähige Leute geschätzt. Hiernach würde die Armee alljährlich mehr als 10 000 junge Leute zur Verfügung haben; da indessen die Friedensstärke sehr gering und eine dreijährige Dienstzeit besteht, so können kaum 5000 Mann eingestellt werden und jene großen Zahlen bestehen nur

war, wie wir oben schon gesehen haben, die Regierung und das Königshaus ihrer niemals sicher, da sie zu sehr mit dem Volke verwachsen war, ohne den nöthigen Halt in der militairischen Disciplin zu finden. Die Regierung wußte es, daß der Geist sowohl als die Organisation der Armee ungeeignet seien, daß ihre Unterhaltung keinen Zweck zu Gunsten des Landes habe und daß sie durch ihre revolutionären Tendenzen nur eine drohende Gefahr sei. Dennoch geschah nichts, um dem Uebel abzuhelfen, trotzdem man sich sagen mußte, daß zur Bewachung der Grenzen und zur Unterdrückung des Räuberwesens, ja selbst zur Eintreibung der Steuern und Ueberwachung von Wahlen, wozu man in letzter Zeit die Soldaten auch noch benutzte, 2000 Gendarmen genügten, und daß man dann eine bedeutende Arbeitskraft zum Acker- und Wegebau, sowie zu industriellen Unternehmungen ausnutzen konnte, wobei man nicht nur bedeutende Summen sparte, sondern dem Staate Einnahmen schuf.

Der Verfasser jener Schrift glaubt sich, nach den von ihm gewonnenen Eindrücken, nicht der Ansicht verschließen zu können, daß die in der Armee vorhandenen Uebelstände zunächst im Offizier-Corps zu suchen seien, und behauptet, daß jedes Offizier-Corps, welches zusammengesetzt, geleitet und erzogen ist wie das griechische, ein Heerd sein wird für Revolutionen und innere Wirren, anstatt denselben als Damm entgegenzustehen. Das Offizier-Corps sei aber nicht das Bollwerk, jener sichere Damm gegen überfluthende radicale Tendenzen, auf den in anderen Staaten der Thron des Herrschers, Recht, Gesetz und Ordnung sich stützen. Der Offizierstand in Griechenland lebt nicht kastenartig, fernstehend vom Volke, sondern ist mit demselben verwachsen, ein mit ihm vollkommen im Zusammenhange verbliebenes Glied. Er repräsentirt wirklich die nationalen Führer der nationalen Armee. Er ist kein eigenen Ideen huldigender Stand, sondern hat vollständig die Denkungsweise des Volkes mit ihren Licht- und Schattenseiten beibehalten. Die griechische Armee ist eine junge, noch nicht 30 Jahre bestehende; zur Zeit ihres Entstehens gab es nur Herren und Knechte, Türken und Griechen. Ein Stand wie das Ritterthum im Mittelalter existirte dort nicht, dessen Nachkommen,

---

auf dem Papier. Ende 1879 verfügte das Kriegsministerium über 2500 Offiziere und Unteroffiziere, über 6 Jahrgänge activer Armee und Reserve, gleich 13 000 Mann, und über die schon erwähnten, unvollkommen ausgebildeten 20 000 Mann außerordentlicher Reserve und 8000 Nationalgardisten, also insgesammt über höchstens 42 000 Mann. Dabei ist es im Jahre 1880 geblieben. Es fehlt überdies an Offizieren. An Waffen besaß Griechenland Ende 1879 40 000 Gras-Gewehre, demnächst eine größere Anzahl Chassepots und Hinterlader älterer Construction; an Feldgeschützen 6 Batterien bronzene La Hitte-Geschütze, 12 Kruppsche Hinterlader zweierlei Kalibers (12 waren nachbestellt und sind vielleicht jetzt schon geliefert), außerdem bespannte Batterien und einige Marinegeschütze. Wenn der Minister Trikupis am 9. Juni dieses Jahres den Vertretern einiger Großmächte die Mittheilung machte, daß die 12 000 Mann starke griechische Armee binnen 20 Tagen auf 35 000 Mann gebracht werden könne, so hat er, wie aus den Angaben hervorgeht, keineswegs übertrieben. Neuere Meldungen sprechen in der That von 40 000 Mann. Ob freilich die Mobilmachung in einem so kurzen Zeitraum vollendet sein kann, lassen wir dahingestellt. Die gegenwärtig stattfindenden Einziehungen von Reservemannschaften werden von der griechischen Regierung zwar jeder kriegerischen Absicht entkleidet und sollen nur zu Uebungszwecken erfolgen, doch dürfte diese Angabe wegen der vielleicht in nächster Zeit an der Nordgrenze zu erwartenden Ereignisse nur sehr bedingten Glauben finden."

zum Waffenhandwerk geboren, den aus dem waffenkundigen Volke ausgehobenen Soldaten Führer wurden. Waffenkundig war das ganze griechische Volk, die Begabteren, die Familien Derjenigen, welche sich im Befreiungskriege einen Namen gemacht hatten, endlich die durch Vermögen Einflußreicheren besetzten die Offizierstellen, sie Alle gingen aus dem Volke hervor. Der Gleichheitssinn verhinderte, daß sich im Offizier-Corps ein Princip der Absonderung von der übrigen Bevölkerung festsetzte, wie dies in allen europäischen Armeen, sogar in der türkischen, mehr oder weniger der Fall ist.

Der Verfasser führt ferner als Beispiel, wie die Verhältnisse liegen und von welchen ganz von den unsrigen abweichenden Anschauungen dort die Landeskinder, auch wenn sie Soldaten sind, ausgehen, die Ansprache eines höheren Offiziers an sein ihm unterstelltes Offizier-Corps in Folgendem an: „Meine Herren! Die Nation hat uns die Waffen in die Hand gegeben, nicht um sie zu tyrannisiren. Griechenland hat eine Million Bewohner, wir sind nur 10 Tausend Mann, repräsentiren also nur $^1/_{100}$ der Nation, mithin haben wir nicht das Recht, den übrigen $^{99}/_{100}$ unseren Willen zu octroyiren. Wenn die Nation etwas will, so mag sie es durch Petitionen oder andere Mittel erlangen, wir haben dazu zu schweigen und nach vollbrachter That uns dem Willen des gesammten Volkes zu fügen. Griechenland will keine Soldatenherrschaft, keine Janitscharen-Wirthschaft haben. Wer nicht zufrieden ist, mag seinen Abschied nehmen und kann ja dann handeln, wie es ihm beliebt". Der Verfasser meint dazu, daß ein preußischer Stabsoffizier ganz anders gesprochen haben würde.

Ueber den Aufstand im Frühjahr 1862 berichtet Herr von Runstedt gleichfalls, und geben wir einen Theil seiner Aufzeichnung, da es zur Illustration der Verhältnisse beiträgt, in Kürze wieder. „Am 12. Februar brach die längst im Geheimen abgekartete Verschwörung in Nauplia aus. Die gesammte Garnison trat ihr bei, man besetzte das die ganze Umgegend weithin dominirende Fort Palamidis, dessen Commandant, ein Deutscher, den Kopf verloren hatte, und zog auch andere, in Argos und Tripolitza liegende Truppentheile an sich. Wenn nun auch der in Nauplia localisirte Aufstand keine Hoffnung auf Gelingen hatte und es der Regierung gelang, denselben zu unterdrücken und die Unterhandlungen mit den Insurgenten zur Uebergabe der Position führten, so hatte diese unangenehme Episode dennoch $2^1/_2$ Monate gedauert und nicht nur dem Staate schweres Geld gekostet, sondern auch den ganzen Handel, die ganze Industrie des Landes für geraume Zeit darniedergeschlagen. Der Aufstand war nicht der erste seiner Art, es muß also ein durch die Einrichtungen begründeter Uebelstand vorhanden sein, der die Revolten herbeiführte."

Die Offiziere erlangen, nach den weiteren Angaben des Verfassers, ihre Ausbildung auf der Evelpiden-Schule im Piraeus, wo sie 4—5 Jahre bleiben und von wo sie nach einem Examen zur Armee entlassen werden. Es wird dort Unterricht ertheilt in Sprachen, namentlich im Französischen, ferner in Mathematik, Chemie, Geschichte, Geographie, Zeichnen und in den Kriegswissenschaften. Bisweilen werden auch junge Leute ins Ausland geschickt, besonders zur Ausbildung als Genie- und Artillerie-Offiziere. Obwohl nun die Offiziere eine meist genügende Ausbildung erhalten, so läßt doch das Fortschreiten derselben viel zu wünschen

übrig; einzelne haben einen starken Wissenstrieb, wie denn überhaupt das griechische Volk als lernbegierig geschildert wird, aber meistens begnügen sie sich mit dem, was sie einmal gelernt haben, es bietet sich ihnen auch in militairischer Beziehung in Griechenland wenig Gelegenheit dazu. Körperliche Ausbildung und Tüchtigkeit ist vorhanden, Trinker und Spieler hat der Verfasser nicht bemerkt; im Reiten sind sie schwach. In der äußeren Erscheinung zeigt sich oft eine gewisse Vernachlässigung, die sich aus verschiedenen Gründen vertheidigen oder doch wenigstens motiviren läßt. Eine Rolle in der Gesellschaft spielt das Offizier-Corps nicht; die meisten kehren sich wenig an gesellschaftliche Formen, halten sie für überflüssig und bemühen sich nicht, das Fehlende zu ersetzen; doch ist jedem Griechen eine gewisse Art von Tact und Schicklichkeitsgefühl, auch von Anstand angeboren. Somit scheinen die griechischen Offiziere nicht die Saloncavaliere, sondern die natürlichen Söhne des Landes zu sein. Der Nationalgeist ist ein unruhiger, veränderlicher, der auch in der Armee vertreten ist. Es kommt daher nicht selten vor, daß Offiziere Politik treiben und zwar öffentlich, in den Kaffeehäusern, wo die Gesellschaft eine gemischte ist, eine Passion, die unter Umständen von den schlimmsten Folgen sein kann. Dazu kommt, daß die Offiziere, wie in der Schrift angegeben, nicht verabschiedet werden dürfen, wenn sie sich nicht etwa ehrenwidriger oder dienstwidriger Handlungen schuldig machen. Es wird daher mit Recht vom Verfasser als Uebelstand hervorgehoben, daß Offiziere in Griechenland, die sich bei politischen Unruhen betheiligt haben, zwar zur Disposition gestellt werden, aber Charakter, Uniform und Gehalt behalten, im Volke als Offiziere gelten und ungestraft ihre Agitation fortsetzen.

Mit Bezug auf das Avancement der Offiziere bemerkt die Schrift, daß in Griechenland Jedem der Weg zu den Epauletten offen steht, der entweder den Cursus auf der allgemeinen Militairschule absolviren oder vor einer Commisson von 3 Offizieren das vorgeschriebene Examen bestehen kann; in letzterer Art avanciren die Unteroffiziere. Dieses Examen soll nicht sehr streng sein, es kommt also immer darauf an, ob man streng sein will oder nicht. Nun aber wird beim Avancement von Unteroffizieren zu Offizieren nicht immer auf Verdienst und Würdigkeit, noch darauf, daß erprobte, fähige und verdienstvolle Leute in das Offizier-Corps hinübergezogen werden, gesehen, vielmehr entscheiden häufig Connexionen. Die alten Unteroffiziere werden dadurch vor den Kopf gestoßen, und zieht der Verfasser hieraus die Folgerung, daß bei dem ohnehin schon stark ausgebildeten Gleichheitssinn (man bedenke, daß der Adel abgeschafft) es naturgemäß schwer wurde, zwischen Offizieren und Unteroffizieren ein richtiges militairisches Verhältniß zu schaffen. Die Unteroffiziere betrachten sich als in einem Uebergangsstadium zum Offizierstande, und fühlten sich, wenn sie nicht durch Protection avanciren konnten, zur Insubordination geneigt. Das ruinirte aber auch die Disciplin unter den Soldaten und konnte daher auch die militairische Erziehung der Soldaten keine zweckentsprechende sein. Dazu kommt, daß in Folge der Zersplitterung in größtentheils kleine Garnisonen, ferner durch den Mangel an größeren Truppen-Manövern und Uebungen unter den Augen der höchsten Vorgesetzten, sich der Soldat nicht als ein Mitglied der großen militairischen Genossenschaft, von der er nichts sah, fühlte, er vielmehr den Einflüsterungen der Agitationspartei, daß er vor Allem Staatsbürger

sei, glaubte. Garnisonwechsel kamen nie vor, die Soldaten blieben an einem Orte, und so ist es erklärlich, daß sie mit der Bevölkerung verwachsen konnten. Man verwandte sie zum Steuereintreiben, steckte sie in Civilkleider, um an den Wahlen für die Regierungscandidaten Theil zu nehmen. Das war nicht geeignet, ihr moralisches Element zu fördern, sondern demoralisirte sie oder veranlaßte, daß sie sich in ihrer Soldatencarrière höchst unglücklich fühlten. Dazu trat noch ein besonderer Fehler der Regierung: die „große Idee“, d. h. der feurige Wunsch jedes Griechen, das Königreich erweitert zu sehen, wurde stets lebhaft angefacht, und man verstand es, jedesmal bei inneren Verwickelungen die Aufmerksamkeit des Volkes nach außen zu lenken, um im Innern freie Hand zu behalten. Waren dagegen die inneren Schwierigkeiten beseitigt, dann wurde wieder abgewiegelt, das aufgeloderte Feuer mußte verlöschen, es blieb die bittere Täuschung und Mißstimmung gegen die Regierung. Schließlich suchte sich der angeregte Patriotismus der Soldaten eine andere Bahn, er wendete sich nach innen und brachte den bedauerlichen Umsturz zu Wege.

So waren, wie dem Verfasser dieses durch glaubwürdige Persönlichkeiten in Athen bestätigt wurde, die Verhältnisse im Großen und Ganzen in Griechenland beim Sturz der bayerischen Dynastie und hatte sich auch bis zum Jahre 1866 eine große Wandlung zur Besserung und Konsolidirung der Verhältnisse nach den von ihm gemachten Erfahrungen nicht vollzogen.

Ja man erzählte sich in Athen: der König Georgios I. solle bereits im Januar 1866 ein Schreiben an die Königin Victoria gerichtet haben, in welchem er lebhaft Lust gezeigt habe, abzudanken. Die dem Könige auferlegte Abreise des Grafen Sponneck, die permanenten Unruhen in Athen, das incurable Brigantenwesen im Lande und die chronische Leere im Staatsschatze seien eben so viel Erfahrungen als Gründe für jenen Entschluß gewesen. Der dänische Gesandte in London habe sich darauf sofort mit Lord Clarendon in Verbindung gesetzt und so die Cabinette von Petersburg, Paris und London zur Entsendung von je einer Fregatte nach dem Piräeus vermocht. Dieselben sollten zum persönlichen Schutz des Königs Georgios und ihm zugleich als moralische Stütze dienen, zu einer Intervention mit bewaffneter Hand seien jedoch die Commandeure derselben nicht ermächtigt worden. Preußen, Oesterreich und Italien waren den oben genannten Anordnungen der Schutzmächte insofern gefolgt, als sie in den griechischen Gewässern gleichfalls Kriegsschiffe stationirten. Griechenland war nach den von uns empfangenen Eindrücken auch zu Anfang des Jahres 1866 trotz seiner monarchischen Verfassung, trotz seiner günstigen Lage in handelspolitischer Beziehung, trotz seiner vielen und mannigfachen Bodenerzeugnisse und anderer Hülfsquellen, trotz seines günstigen Klimas und eines fast ewig blauen Himmels, unsäglich zerrüttet, nicht aber elend zu nennen.

Zerrüttet durch den Eigennutz einzelner wohlgebildeter aber unbemittelter Griechen, die, nach Stellungen haschend, sich an die Spitze der Parteien stellten und auf diese Weise die Wohlfahrt des Landes zu untergraben, den Lebensnerv zu zerstören drohten, während das Volk im Allgemeinen, besonders aber auf den Inseln, genügsam, nüchtern und arbeitsam zu nennen ist. Ob daher auch viele dieser Parteigänger entweder kurzsichtig oder arrogant genug waren, entweder selbst zu

glauben, oder aber wenigstens Anderen glauben zu machen, daß das Land auch jetzt noch von Heroen und Halbgöttern bewohnt sei, so war doch der wohlgesinnte Theil der Bevölkerung anderer Ansicht und hoffte sehnlichst auf das Ende dieser Zustände, die auf einen unparteiischen Beobachter fast den Eindruck machten, als wenn es in Griechenland weder thatkräftige Männer noch Mittel gebe, mit denen man dasselbe regieren könnte, und dürfte die constitutionelle Fiction oder die eigennützigen Einflüsse der einzelnen Schutzmächte das Land in den damaligen Zustand versetzt und Hellas dem Ruine nahe gebracht haben.

Ein Ministerium folgte dem anderen mit reißender Geschwindigkeit (seit Septbr. 1865 bis Januar 1866 hatte das Ministerium bereits sieben Mal gewechselt, weil die drei großen Parteiführer Bulgaris, Comunduris, Deligeorgis, eifersüchtig auf einander waren und sich nicht einigen konnten), ohne daß alle dem Lande etwas genützt, ohne daß alle etwas Anderes ausgerichtet hätten, als daß sie den jungen unberathenen König zwangen, seinen Mentor und väterlichen Freund, den Grafen Sponneck, der ihm aus Kopenhagen gefolgt war, aus seiner Nähe zu verbannen, und die Entlassung in einer Weise forderten, die keine Grenzen kannte und von welcher man in anderen Ländern vielleicht keinen Begriff hat. Zwar sagt man, daß die Entfernung des Grafen Sponneck auch englischerseits sehr gewünscht und daß namentlich in dieser Richtung Bulgaris beeinflußt worden sei, darauf zu dringen.

Ob dies geschehen ist, weil man sich englischerseits im Grafen Sponneck getäuscht, ob man geglaubt hat, ein gefügigeres Werkzeug in demselben zu finden, event. ob der Graf Sponneck sich einer bestimmten Partei angeschlossen hat und deshalb bei dem griechischen Volke verhaßt gemacht wurde, darüber sind die Meinungen in Athen getheilt. Es machte aber auf jeden Unbefangenen einen eigenthümlichen, ja peinlichen Eindruck, als der junge König selbst den Grafen Sponneck bis zum Piräeus begleitete und so lange am Ufer verweilte, bis das Boot, welches den väterlichen Freund an Bord des Lloyddampfers hinüberbrachte, weit genug vom Quai entfernt war, um nicht noch beim Scheiden eventuell Insulten zu erfahren.

Die Presse zeigte sich theils aufgeregt, theils im höchsten Grade niedergeschlagen; auch die Regierungsblätter gestanden die völlige Unhaltbarkeit der Lage ohne Weiteres zu. Dunkle Gerüchte von einer bevorstehenden Revolution beängstigten das Volk. Viele hofften, daß die Anhänger des Königs Otto und der Königin Amalia, welche allerdings einen wohlgesinnten, aber nicht den zahlreichsten und thätigsten Theil der Bevölkerung bildeten, bei dem als unvermeidlich angesehenen Umsturz obenauf kommen würden; Andere bezweifelten das mit gutem Grunde.

Die Meisten schienen zu fürchten oder zu hoffen, daß man durch einen sogenannten Staatsstreich dem revolutionairen Ausbruch zuvorkommen und dem ganzen constitutionellen Wesen ein Ende machen würde.

Andererseits hatte man selbst in den dafür gestimmten Kreisen keine besondere Zuversicht, so lange es nicht gelänge, einen Griechen an die Spitze zu stellen.

Es wurde keine Mühe gespart, diesen Griechen zu gewinnen; aber noch war General Kalergis, den man hierfür in Aussicht genommen, nicht in Griechenland.*)

---

*) Die damals scheinbar gegen Hellas heranbrausenden düsteren Gewitterwolken der inneren sowohl wie der äußeren Politik, die damals in den Herzen gut gesinnter Griechen aufsteigenden Besorgnisse und Befürchtungen für die Dynastie sowohl als für das Land, sind glücklicherweise zerstreut und nicht zum Ausbruch gekommen. Das Staatsschiff ist, obgleich vielleicht noch weit vom Ziele, obgleich vielleicht noch mancher Verbesserung fähig, scheinbar in sicherere Bahnen gelenkt, die Dynastie befestigt. Dafür spricht das Interesse, welches die europäischen Mächte für Griechenland an den Tag legen.

Und wenn die Botschafter-Conferenz in Berlin sich gegenwärtig so angelegentlich mit den griechischen Verhältnissen beschäftigt hat, so ist daraus wohl der Schluß zu ziehen, daß es sich in der That um die Pflege eines Volksstammes, dessen nationale Entwicklung keine Gefahren für irgend eine europäische Macht einschließt und um Unterstützung eines Staatswesens handelt, das sich in seiner kurzen Existenz lebensfähig genug bewährt hat, um berechtigte Ansprüche an die Zukunft erheben zu dürfen. Von all den kleinen Staatengruppen, welche in kürzester Zeit auf der Balkanhalbinsel erstanden sind, behauptet Griechenland in allen Erscheinungen seines öffentlichen Lebens fast allein einen ausgesprochenen occidentalen Charakter.

Es ist europäischer und moderner als alle anderen Staaten, die sonst noch im Oriente vorhanden sind. Als nationales Element bezeichnet der Hellenismus den grundsätzlichen Widerspruch gegen die universalen Tendenzen des Slaventhums auf der Balkanhalbinsel, als Culturelement repräsentirt es in hohem Grade das, was in Bildung und Gesittung, in geistigem und materiellem Aufstreben in seinen Gebieten erreicht werden konnte. Nach beiden Richtungen hin dürften daher dem griechischen Volke die natürlichen Sympathien der an einer ruhigen Entwicklung der Orientverhältnisse interessirten Mächte sich zuwenden. Gleichzeitig dürfte hier vielleicht folgende hübsche, humoristische Schilderung des Königs Georgios von Griechenland, wie solche von dem Pariser „Constitutionell“ vor einiger Zeit entworfen wurden und deren Verfasser wahrscheinlich längere Zeit in Athen gelebt haben dürfte, am Platze sein: Der König, so heißt es darin, ist liberal, geistreich, skeptisch und aufgeräumt. Er läßt geschehen und die Dinge an sich herankommen. Er ist ein König à la Grévy. Wenn sein Comunduros nicht mehr die Majorität hat, wendet er sich zu Trikupis; wenn Trikupis von der Kammer einen Schuß empfangen hat, kehrt er mit Seelenruhe zu Comunduros zurück. So spaziert er beständig von Trikupis zu Comunduros und von Comunduros zu Trikupis, wobei er und das griechische Volk sich gleich wohl befinden. Der König Georg hat sich in Griechenland, wohin er beinahe noch als Kind gekommen war, ausgezeichnet bewährt. Sein Vorname (Georg) war ihm sehr förderlich. Sein Vorgänger, im Uebrigen ein vortrefflicher Mann, hieß Otto, welches ein wenig orientalischer Name ist, wogegen sich fünf Sechstel Georg nennen. Dieses Volk verübelte es auch dem König Otto, daß er für die Seekrankheit empfänglich war; der König Georg ist von dieser Schwäche frei. Eine dritte Beschwerde gegen den König Otto war die, daß er keine Kinder hatte; der König Georg beruhigt auch in dieser Hinsicht seine Unterthanen und erfüllt sie mit Stolz. Er ist der Vater von sechs oder sieben kleinen Prinzen. Und welche Namen er ihnen giebt! Der eine heißt Herzog von Athen, der andere Herzog von Sparta, ein dritter heißt Herzog von Corinth, ein vierter Herzog von Theben. Man glaubt den Schiffskatalog im Homer zu lesen. Der König Georg ist populär. Der beste Beweis dafür ist, daß er seit achtzehn Jahren über ein Volk herrscht, welches höchst edel, aber schrecklich turbulant und immer zu Umwälzungen und dergleichen Ausschreitungen bereit ist. Er ist ein vorzüglicher Ehegatte und gleicht in diesem Punkte seinem Schwiegervater, dem Großfürsten Constantin. Dem jungen König Georg, der bei aller gewinnenden Gemüthlichkeit seines Wesens ein feiner Kopf und ungewöhnlich begabt ist, fehlt nur Eines, um seinem Volke den Weg zu einem großen politischen Glückstreffer zu bahnen. Es fehlt ihm, was Victor Emanuel in

In Folge des fortwährenden Wechsels im Ministerium lag die Verwaltung sowohl als der Fortschritt in der Gesetzgebung im Argen, da Jeder Vortheil aus seiner momentanen Stellung zu ziehen und, so lange er im Amte ist, seine Freunde in Stellungen zu bringen suchte. Dagegen waren Sachen, welche eines eingehenden Studiums bedürfen, außerordentlich schwierig zu fördern, indem die Minister ebenso wie ihre Beamten meistens schon Anderen Platz machen mußten, ehe sie nur angefangen hatten, die Bedürfnisse ihres Faches zu übersehen. Oder glaubten etwa die Griechen, daß ein Minister wirkliches Interesse für seine Verwaltung haben kann, wenn er weiß, bei der ersten besten Gelegenheit, bei der ersten besten Streitfrage, welche ihn mit vielleicht 5 Stimmen in der Minorität läßt, seinen Platz dem Gegner räumen zu müssen, den nicht sein Interesse, seine Befähigung, es besser zu machen, dahin bringt, sondern nur die Agitation seiner Partei? Man sollte meinen, die Griechen müßten doch endlich zu der Ueberzeugung kommen, daß Jeder zum Besten des Staatswohles einen Theil seiner Interessen und seiner Wünsche zum Opfer bringen müsse. Wenn keine Partei nachgeben, jede die Oberhand behalten will, nun so konnten sie sich nicht wundern, daß man in den Finanzen zu keiner Ordnung, das Land zu keiner Ruhe gelangte.

Die Finanzen befanden sich daher auch in einem Zustande, der gar kein Zustand mehr war; die Leere des Staatsschatzes war zum chronischen Leiden geworden. Der Credit fehlte; man borgte kleine Summen, um nur den nächsten Bedarf zu decken, um Abschlagszahlung auf die Gehälter der Offiziere und Beamten zu machen. Man stipulirte die höchsten Zinsen — verpfänden konnte man nichts mehr.

Und dennoch war und ist das Land durchaus nicht arm an Producten und Erzeugnissen, wenn es bei diesen zerrütteten Verhältnissen, jährlich (1865) eine Ausfuhr von circa:

12	bis	15	Millionen	Drachmen	für	Baumwolle,
25	„	30	„	„	„	Korinthen,
3	„	5	„	„	„	Seide,
3	„	5	„	„	„	Tabak,
2	„	3	„	„	„	Olivenöl,
2	„	3	„	„	„	Feigen,
1	„	2	„	„	„	Santorinerde,
		1	„	„	„	Wein 2c.

hatte, abgerechnet von dem Ertrage des Marmors, dessen Reichthum nur nicht ausgebeutet wurde.*)

Cavour, was König Wilhelm in Bismarck fand, es fehlt ihm ein Mann. Trikupis, der Sohn des Freundes Byrons, hat sein Gutes, Comunduros überragt ihn noch, aber Beide sind im Grunde untergeordnete Leute. Der König Georg sollte jenen plutarchischen Mann, wie ihn Guizot nannte, den alten Colettis, besitzen, den Palikaren mit dem Löwenhaupte, der glühenden, poetischen, für die Volksmassen unwiderstehlichen Beredtsamkeit, dem Adlerblick und dem sinnenden und tiefen Geiste. Wenn der König Georg einen solchen Mann besäße, brauchte er sich um die Gunst des Herrn Gambetta nicht zu kümmern.

*) Soviel uns bekannt, hat in den letzten 10 Jahren die Ausbeutung der vom Professor Sigel auf Tinos und in der Maina erworbenen grünen, weißen und rothen Marmor-

Griechenland würde aber seine Ausfuhr noch bedeutend vermehren können, wenn das Festland mehr fahrbare Straßen besäße. Ein großer Theil der Bevölkerung des Continents lebte mit aus diesem Grunde noch in den Zuständen der Nomadenvölker, weil er sich zur Bodenkultur nicht angeregt fühlte, denn wenn diese Bevölkerung des bergigen Theils des Landes mehr Getreide produziren wollte, als sie gerade bedurfte, um das Leben zu fristen, so müßten sie ihre Producte auf ungebahnten ermüdenden Gebirgspfaden, durch Wildbäche und über Gebirge auf Lastthieren transportiren und bekämen in den Küstenplätzen niemals Preise, welche mit diesem kostspieligen Transporte und den unendlichen Schwierigkeiten in einem annähernd lohnenden Verhältniß ständen. Wie viele Länderstriche des schönsten Bodens lagen daher auch jetzt noch (1865/1866) entweder ganz oder unvollkommen bearbeitet und bebaut darnieder, theils aus Mangel an Lust zur Arbeit, theils weil die menschlichen Kräfte fehlten, theils weil man sich darin gefiel, als Deputirter in Athen zu leben und auf Kosten der politischen Thätigkeit event. den häuslichen Heerd theilweise vernachlässigte.*)

Uebrigens möchten wir nicht unerwähnt lassen, daß die Baumwollencultur und Ausfuhr seit Beginn des amerikanischen Secessionskrieges auch in Griechenland Anklang gefunden hatte, trotzdem die Urbarmachung des Bodens unendliche Mühe und viele Auslagen erforderte, diese Schwierigkeiten jedoch als überwunden zu betrachten waren, nachdem die Bauern mit dieser Culturart besser vertraut geworden, so daß man wohl zu der Annahme berechtigt sein dürfte, daß der Anbau dieses Produktes, selbst bei bedeutend niedrigern Preisen, nie wieder aufhören könnte, zumal derselbe dem Landbesitzer unter allen Umständen noch einen viel größeren Gewinn abwirft als der Anbau von Cerealien.

Die Baumwollencultur wird deshalb die nie versiegende Quelle eines größeren Wohlstandes, eines belebten Handels und neuer Industriezweige werden, so daß man das Jahr 1863 als den Anfang einer neuen Aera für die Bodencultur, den Handel und den Wohlstand Griechenlands bezeichnen kann.

Vor allen Dingen müßte aber zur Erreichung eines allgemeinen Aufschwunges des Ackerbaues, des Handels, der Industrie und der Gewerbe die Regierung dafür Sorge tragen, daß Kunststraßen gebaut werden, um die Herbeischaffung der Produkte des Innern nach den Hafenplätzen zu ermöglichen; daß ferner dem ausgebreiteten Brigantenwesen Einhalt gethan und die Sicherheit des Eigenthums geschützt werde. Allein Eisenbahnen hatte man in Griechenland nicht und Chausseen gab es unseres Wissens nur etwa 4—5 Meilen und zwar vom Piräeus nach Athen, über den Isthmus von Corinth, von Nauplia nach Argos, auf Syra und

---

brüche durch Vermittelung des Hauses Kloebe auf Syra einen bedeutenden Aufschwung erfahren. Ebenso liefern die Laurionbergwerke (auf dem Vorgebirge, welches den südlichen Theil von Attika bildet und im Süden im Cap Kolona ausläuft) dem Lande bedeutende Einnahmen.

*) Uebrigens machte die Nationalversammlung in dem malerischen Anzuge ihrer Mitglieder für den Nordländer einen eigenthümlichen Eindruck, und war es bei dem lebhaften Nationalcharakter der Griechen, selbst bei Berathung untergeordneter Angelegenheiten, öfter als in Berlin nöthig, die Glocke des Präsidenten ertönen zu lassen.

Corfu ꝛc. Seit Jahren war man im Begriffe, eine Eisenbahn von Athen nach dem Piräeus zu bauen, und zwar ohne Terrainschwierigkeiten, beschwerliche Brückenbauten ꝛc., trotzdem sah man erst knapp eine Viertelmeile Erdanschüttungen zu diesem Zwecke, und man sagte, daß sie im nächsten Jahre von einer französischen Compagnie vollendet werden sollte.*)

Am Schlusse unserer Betrachtungen über Griechenland, zur Charakteristik der griechischen Verhältnisse, noch einige Episoden, die sich zu jener Zeit (1865, 1866) in und um Athen abspielten und welche der Verfasser dieses theilweise mit erlebt hat.

In einer Gesellschaft erzählte eine hochgestellte Persönlichkeit, daß er vom Könige von Griechenland zu einer Jagdpartie eingeladen sei. Als man ihn fragte, ob er nicht befürchtete, von den Räubern eingefangen zu werden, da man erst kürzlich drei Engländer in Acarnanien abgefaßt, deren Yacht ausplünderte und Lord Harvey erst gegen 3000 Lstrl. Lösegeld, das von der englischen Gesandtschaft in Athen durch ein englisches Kriegsschiff an einen bestimmten Ort hingeschickt werden mußte, wieder freigegeben wurde, erklärte er, daß man zum Schutze der geladenen Gäste des Königs eine Compagnie Soldaten mitnehmen würde. Und in der That war eine solche Sauve Garde wohl nöthig, denn einer der gefürchtetsten Briganten-Chefs war der berüchtigte Kitzos, auf dessen Kopf die griechische Regierung angeblich 40 000 Drachmen gesetzt hatte und der sein Unwesen namentlich in der Ebene von Marathon sowol als in und um Athen bis Piräeus trieb, so daß der Weg zwischen beiden Orten Tag und Nacht durch Militair-Patrouillen bewacht werden mußte.

Um sich diesen Preis zu verdienen und das Land von dieser wirklichen Landplage und diesem Ungeheuer zu befreien, entschloß sich ein griechischer Priester aus der Gegend von Marathon, denselben der Regierung in die Hände zu liefern. Mit Kitzos persönlich bekannt, spiegelte er diesem vor, er werde am nächsten Tage einige englische Lords in jene Gegenden zu dirigiren versuchen, während er sich von der Regierung drei Gendarmen in Civil und eine Compagnie Soldaten erbat und sich mit ersteren auf den Weg nach Marathon machte, während die letztere folgen sollte. Der Plan wurde jedoch von den Anhängern des Kitzos dem letzteren verrathen; der Priester von Kitzos persönlich, ohne von den Gendarmen geschützt oder vertheidigt zu werden, — erschossen und, wie man sich erzählt, in Stücke zerhackt und letztere als warnendes Beispiel für Andere, welche sich zu einem ähnlichen Auslieferungsvertrage verlocken lassen sollten, nach Athen geschickt. Einer der verkleideten Gendarmen wurde als alter Bekannter von Kitzos wieder nach Athen entlassen, die anderen beiden aber erst später ausgeliefert. Wie weit die Compagnie

*) Die Eisenbahn von Athen nach dem Piräeus ist bereits seit einer Reihe von Jahren vollendet und durch die Ausbeutung der Laurionbergwerke, aus der wüsten, öden Gegend eine sehr belebte geworden, auch wurden Straßen, Eisenbahnstränge, Dampfschiffsverbindungen ins Leben gerufen. Uebrigens ist Griechenland ein freier Markt, auf welchem die Waaren aller Länder zu gleichen Bedingungen Eingang finden. Im Allgemeinen finden blos die billigen Sorten von Fabrikaten in Griechenland Absatz.

Soldaten vorgerückt ist, wußte man nicht, jedenfalls war dieselbe nicht in der Nähe, als das blutige Rencontre zwischen dem Priester und Kitzos stattfand.*)

Bekanntlich sind die Griechen gegen die Ausländer außerordentlich eifersüchtig: Alterthümer, selbst solche von untergeordnetem Werthe, käuflich an sich zu bringen resp. solche auszuführen; und wurde man beim Besuch der Akropolis stets von einem Bediensteten mit Argusaugen überwacht, damit man ja nicht ein Steinchen auffammelte.

Einem Diplomaten, der von seiner Regierung von Athen abberufen wurde, war es dennoch gelungen, von einem Griechen einige werthvolle Antiquitäten für einen hohen Preis käuflich zu erwerben. Um dieselben unbehelligt aus Griechenland fortschaffen zu können, bat er den Commandanten eines fremden Kriegsschiffes, bei seiner Abreise einige Kisten für ihn nach einem anderen Hafen mit überzuführen. Der Verkäufer scheint jedoch sowohl die Kisten im Auge behalten, als auch der betreffenden Behörde einen Wink von der Entführung qu. Antiquitäten gegeben zu haben, denn als letztere in Piraeus auf das betreffende Schiff gebracht werden sollten, wurden die Kisten geöffnet, der Inhalt confiscirt und im Triumph nach Athen zurückgebracht.

Die Folge hiervon war, daß auch die Controle gegen die Kriegsschiffe aller Nationen verschärft wurde. Denn als einige Tage darauf ein anderes Kriegsschiff von der griechischen Regierung einige Fässer Geschützpulver gekauft hatte und dieselben vom Artillerie-Depot zu Athen unter entsprechender militairischer Begleitung nach dem Piraeus escortirt wurden, belegten griechische Zollwächter am Hafen dieselben mit Beschlag und verweigerten trotz der Begleitscheine die Verschiffung, indem sie in ihrem blinden Eifer soweit gingen, die Pulverfässer mit eisernen Hämmern und Meißeln zu öffnen. Selbstverständlich kam die Sache zur Beschwerde und wurde, unter Lieferung anderer Pulverfässer, der Commandant von Piraeus auf das betreffende Kriegsschiff geschickt, um dem Capitain desselben sein Bedauern über das Mißverständniß und den Vorfall auszusprechen.

Das Sturmwarnungswesen an der deutschen Küste.

Von

Dr. J. van Bebber,

Abtheilungsvorstand der deutschen Seewarte.

In keiner Zeit ist der Verkehr zu Wasser und zu Lande rascher umgestaltet und mächtiger gefördert worden, als gerade in den letzten Decennien. Während die Bedingungen zur Entwicklung des Eisenbahn- und Telegraphenwesens fast lediglich auf dem Fortschritt der Technik beruhen und unabhängig sind von verwickelten Naturerscheinungen, wird dagegen die Vervollkommnung der Schifffahrt, des einzigen und überaus wichtigen Verkehrsmittels zur See, nicht nur durch Erfindungen,

*) Späterhin hat jener berüchtigte Banden-Chef sein Unwesen mit solcher Frechheit betrieben und seine eigenen Landsleute so gebrandschatzt, daß es selbst seinen Anhängern zu viel wurde und es den Behörden endlich gelang, ihn in die Pfanne zu hauen. Im Uebrigen ist jedoch das Räuberwesen, besonders an den Grenzen Griechenlands, noch lange nicht ausgerottet.

sondern auch ganz besonders durch die Erkennung und praktische Verwerthung einer ganzen Reihe von wissenschaftlichen Thatsachen, die größtentheils in complicirtem Zusammenhange stehen, bedingt. Für den Seemann ist eine Summe astronomischer Kenntnisse, dann die Kenntniß der Geographie des Meeres und diejenige von Wind und Wetter unerläßlich, wenn er irgendwie auf Erfolg rechnen will. Aber auch die Bewohner der Küste, die sich mit Fischerei beschäftigen oder anderen Verrichtungen obliegen, die mit dem Seewesen in Zusammenhang stehen, und auch die Bevölkerung „hinter den Deichen“, die bei drohenden Gefahren, insbesondere bei Sturmfluthen, Hab und Gut vor den hereinbrechenden Wogen zu schützen und zu bergen haben, diese alle sind auf die aufmerksame Beobachtung der atmosphärischen Erscheinungen angewiesen.

Hier ist es Aufgabe der Wissenschaft, hilfreich einzugreifen, von gefahrdrohenden atmosphärischen Störungen die Küstenbevölkerung rechtzeitig zu unterrichten, durch Warnungssignale die Küstenschifffahrt zu sichern und aus- und ansegelnde größere Schiffe auf herannahende Gefahren aufmerksam zu machen. Diese Aufgabe ist keine leichte: sie erfordert neben wissenschaftlichen Kenntnissen ganz besonders langjährige praktische Erfahrungen, neben ängstlicher Gewissenhaftigkeit auch Entschlossenheit. Einerseits gilt es, dahin zu streben, daß kein Sturm von erheblicher Bedeutung einen Küstentheil unvorbereitet trifft, andererseits aber, daß die Küstenbewohner nicht oft unnöthiger Weise gewarnt werden, damit ihr Vertrauen durch häufig nicht zutreffende Warnungen nicht erschüttert werde. Dabei wird die Schwierigkeit durch die Eigenartigkeit der Wirbelstürme in unserer Gegend noch erhöht, indem — wie ich es in einem früheren Aufsatze in dieser Zeitschrift ausführlich besprochen habe — das Sturmfeld nicht, wie bei den tropischen Stürmen, gleichmäßig das Minimumcentrum des Luftdrucks umgiebt, sondern die stürmischen Winde fast immer nur auf der einen Seite des Minimums auftreten, und da ist es sehr schwer, an unserer Küste, die sich weithin von Westen nach Osten erstreckt, die Gegend zu bezeichnen, die gerade vom Sturme betroffen wird, zumal da die Bahnrichtung der Minima in diesen Breiten außerordentlich verschieden ist, und wir bis jetzt nur wenige Anhaltspunkte haben, dieselbe vorauszuerkennen.

Bei der großen Wichtigkeit des Problems hat man sich schon lange mit der Aufgabe befaßt, die Stürme vorauszusagen, allein bis zur neueren Zeit wurde die Lösung desselben um keinen Schritt näher gebracht. Erst in den letzten Decennien hat sich das Dunkel, welches jene räthselhaften Erscheinungen noch verhüllte, etwas gehoben, und wir dürfen es zuversichtlich hoffen, daß nach und nach, freilich nach langen und sehr mühsamen Arbeiten, es gelingen wird, wenigstens die Hauptgesetze, die sich an die Sturmphänomene knüpfen, zu erkennen und für die Praxis segenbringend zu verwerthen.

Zwei Wege waren es, auf denen man die Lösung des Problems zu erreichen strebte, nämlich das Studium der durch Statistik erhaltenen Mittelwerthe, und die Untersuchung der Einzelphänomene mit Hilfe der synoptischen Wetterkarten. Beide unterscheiden sich ganz wesentlich von einander, indem die Mittelwerthe Witterungszustände angeben, wie sie in der Regel nicht existiren und die den wechselnden und scheinbar launenhaften Gang der Witterung ganz verwischen, die nach dem Ausspruche Marie Davys schönen Statuen gleichen, denen der frische Hauch des Lebens fehlt.

Dagegen bei der Untersuchung der Einzelerscheinungen betrachtet man für einen bestimmten Zeitpunkt in möglichst kurzen Zeitintervallen auf möglichst großem Gebiete die Witterungsphänomene, man sieht die Störungen im Gleichgewichte der Atmosphäre entstehen, sich weiter ausbreiten und wieder verschwinden, der Gang der Witterung erscheint continuirlich fortschreitend, und nicht leicht kann eine Witterungserscheinung von erheblicher Bedeutung unserer Aufmerksamkeit entgehen. Hierbei darf jedoch nicht vergessen werden, daß wir über die Bewegungen der oberen Luftschichten, die für die Aenderungen der Witterung jedenfalls von viel größerer Bedeutung sind, als diejenigen an der Erdoberfläche, so gut wie nichts wissen, jedoch steht zu hoffen, daß auch nach dieser Richtung hin das Beobachtungssystem vervollkommnet werde, sei es durch Beobachtungen und telegraphische Wetterberichte von hohen isolirten Berggipfeln, oder durch die vermittelst Ballons captifs aus allen Höhenschichten der Luft erhaltenen electrischen Registrirungen.

So verschiedenartig auch beide Methoden sind, so müssen sie doch — wenn etwas Ersprießliches geleistet werden soll — beide zusammen die Grundlage der Forschung bilden, zusammen sind sie beide praktisch verwerthbar und geeignet, die Aufgabe zu lösen.

Als Dove seine epochemachenden Schriften über das Drehungsgesetz der Winde, sowie über das Gesetz der Stürme vor etwa 5 Decennien veröffentlicht hatte, folgten rasch nach einander hervorragende Arbeiten auf diesem Gebiete, insbesondere von Reid, Piddington und Espy, deren Bestrebungen hauptsächlich darauf gerichtet waren, Gesetze für die Stürme abzuleiten und diese zu Nutzen des Seewesens zu verwerthen. So sehr auch ihre Ansichten, sogar in vielen wesentlichen Punkten, auseinander gingen, so hatten ihre Bestrebungen doch einen so entschiedenen Erfolg, daß die für die tropischen Stürme gegebenen Regeln bei den Seeleuten in sehr hoher Achtung standen. — Schon längst wußte man, daß jene schrecklichen Stürme der Tropen, die Teifunen Chinas, die Cyclonen Ostindiens, die Wirbelstürme Westindiens, eine und dieselbe Erscheinung sind, deren Verlauf so überraschend regelmäßig ist, daß derselbe schon vor Eintritt fast mit Bestimmtheit vorausgesagt werden kann. Es bedarf hierzu nur der aufmerksamen Beobachtung des Barometers und Thermometers, sowie des Aussehens der Luft, um das Wesen jener Störungen zu erkennen, welche zu gewissen Jahreszeiten die beständigen oder periodischen Winde unterbrechen. Daher darf man sich nicht wundern, daß für die Tropen zuerst Versuche gemacht wurden, die Stürme, welche sowohl für den Seefahrer als für den Küstenbewohner ein Gegenstand des Schreckens sind, vorauszusagen.

Lange schon war man mit der Natur der tropischen Stürme im Allgemeinen bekannt, als man nach Einführung des Telegraphen in den Wetterdienst die sehr wichtige Entdeckung machte, daß auch unsere Stürme dem Wesen nach wirkliche Wirbelstürme seien, die sich von den tropischen nur graduell unterscheiden. Bei diesen bemerkt man dieselben Aenderungen des Luftdrucks um das Minimum, dieselbe rotirende Bewegung des Windes um das fast windstille Centrum, nur füllen die stürmischen Winde nicht den ganzen Umkreis des Wirbels aus, dieselben Witterungserscheinungen, Regengüsse und electrischen Entladungen, nur mit geringerer Intensität, dieselbe fortschreitende Bewegung des Centrums, nur ist die Bahnrichtung mehr verschieden.

Wenn auch die Sturmphänomene unserer Gegend nicht so großartig, nicht von so schrecklichen Verwüstungen begleitet sind, wie in den Tropen, so können sie doch immerhin für den Seefahrer und die Küstenbevölkerung verderblich werden, wenn sie dieselben unvorbereitet überraschen. Und doch gehört die Einrichtung eines geordneten Sturmwarnungswesens für unsere und die höheren Breiten den beiden letzten Decennien an. Der Grund lag in der mangelhaften Erkenntniß des Wesens unserer Stürme und in dem einseitigen Festhalten einer theilweise verfehlten Richtung, die jetzt noch von manchen vertrauungsseligen Physikern hartnäckig festgehalten wird. Nicht Hypothesen und auf theoretischen Speculationen gegründete Regeln können die Unsicherheiten entfernen, welche bei der Vorhersage der Stürme obwalten, und so Ordnung in den launenhaften Gang von Wind und Wetter bringen, sondern es bedurfte vor Allem der Erfahrung und des vorurtheilsfreien Studiums der Einzelphänomene, um sich der Lösung des Problems zu nähern, und dieser Weg, den die moderne Moteorologie einschlug, war es, der so außerordentliche Erfolge erzielte. In dem großen Gebiete vom weißen Meere südwärts bis zur Südspitze Italiens, von der Westküste Irlands ostwärts bis nach Moskau und dem schwarzen Meere vermittelt der Telegraph täglich in einigen Stunden die Witterungsphänomene, wie sie zu bestimmter Zeit stattfanden. Diese Angaben, die sich auf Luftdruck, Windverhältnisse, Temperatur, Bewölkung, Niederschläge 2c. beziehen, werden sofort in geographische Karten eingetragen und in kurzer Zeit erhalten wir ein klares Bild von den Witterungszuständen in ganz Europa, und indem wir diese mit dem etwa 8 oder 12 Stunden vorher gewonnenen vergleichen, ist es uns möglich, gegründete Schlüsse auf den wahrscheinlichen Verlauf der Witterung machen zu können.

Die ersten Ideen zu einem wettertelegraphischen Dienste finden wir in Frankreich. Nachdem Lavoisier die Möglichkeit ausgesprochen hatte, aus dem Gang der meteorologischen Instrumente die Witterung vorher zu bestimmen, wies im Jahre 1793 Romme, der Deputirte der constituirenden Versammlung, darauf hin, daß der von Chappe erfundene optische Telegraph auch benutzt werden könne, um die Ankunft der Stürme vorauszusehen und davon die Häfen, sowie die Landwirthe benachrichtigen könne. Allein bei den Wirren der französischen Revolution, dessen Opfer Lavoisier selbst wurde, kam der Vorschlag nicht zur Ausführung.

Nach Erfindung des Telegraphen war es Redfield, der in Amerika den Telegraphen als geeignetes Mittel bezeichnete, Witterungsnachrichten und Sturmwarnungen rasch zu verbreiten.

Als am 14. November 1854 im Krimkriege ein Sturm die vereinigte englische und französische Flotte arg beschädigt hatte, äußerte Leverrier den durch das Studium dieses Sturmes gewonnenen Gedanken, daß der Sturm recht gut hätte vorhergesehen und vor demselben rechtzeitig hätte gewarnt werden können, wenn der Telegraph die gleichzeitigen Witterungszustände über einem größeren Gebiete vorher übermittelt hätte. Dieses war die Veranlassung dazu, daß in Frankreich ein regelmäßiger Wetterdienst organisirt wurde.

Diesem Beispiele folgten auch die übrigen Seefahrt treibenden Staaten, insbesondere England und Holland. Namentlich war es Amerika, wo im Jahre

1870 ein Wetterdienst eingerichtet wurde, welcher durch die Großartigkeit der Einrichtung alle ähnlichen Institute der ganzen Erde übertrifft.

Gegenwärtig gibt es wohl keinen wohlorganisirten Staat, der mehr oder weniger auf das Seewesen angewiesen ist, der eines geregelten Wetterdienstes entbehrte.

In Deutschland wurde schon im Jahre 1865 eine Art Sturmwarnungssystem für die preußischen Ostseehäfen organisirt, dessen Leitung vom Königlichen Handelsministerium Dove, dem Restor der Meteorologie, übertragen wurde. Derselbe erhielt täglich eine Anzahl telegraphischer Wetterberichte, die als Grundlage für die Ausgabe der Sturmwarnungen dienen sollten. Jedoch wurden in den 10½ Jahren des Bestehens dieses Institutes nur 9 Mal Sturmwarnungen an die Ostseehäfen von Berlin aus gegeben*). Uebrigens war den Lootsencommandeuren und Oberlootsen die Berechtigung zuertheilt, nach eigenem Ermessen, wofern die localen Indicien in Verbindung mit den täglich an die Häfen gerichteten Witterungsnachrichten dieses für nothwendig erscheinen ließen, Sturmsignale zu geben; eine Einrichtung, die nicht gerade günstig auf die Entwicklung des ganzen Systems wirken konnte, abgesehen davon, daß dadurch die Centralstelle ihrem eigenen Urtheile weniger Gewicht beilegte, als demjenigen des weniger Unterrichteten.

In Folge der durch die October- und Decemberstürme 1863 veranlaßten schweren Schiffbrüche an der ostfriesischen Küste wandte sich „Der Verein zur Rettung Schiffbrüchiger" an genannter Küste an die hannöversche Regierung mit der Bitte, daß die vom Admiral Fitzroy ausgegebenen Sturmwarnungen durch den Telegraphen und durch Signale auch der dortigen Küstenbevölkerung übermittelt würden. Dieses wurde auch mit dem 1. August 1864 für einzelne Häfen der Nordsee durchgeführt, allein durch das Ausbleiben von 14 signalisirten Stürmen (vom September bis December 1864) gelangte man zu der Ansicht, daß diese Einrichtung nicht lebensfähig sei. — Der Plan, ein neues Sturmwarnungssystem mit der Centralstelle Emden einzurichten, scheiterte aus mehreren Gründen. — Im Jahre 1868 wurde von der norddeutschen Seewarte, alsbald nach ihrer Gründung, das frühere System wieder aufgenommen und auf Grund der Warnungsanzeichen vom meteorologischen Amte in London, wenn diese durch locale Indicien unterstützt wurden, Warnungen an 9 Nordseehäfen telegraphisch übermittelt, und daselbst Sturmsignale, die den englischen ähnlich waren, aufgezogen.

Erst nachdem die neue deutsche Seewarte gegründet war, konnte die Einrichtung eines geordneten und den Bedürfnissen der Küstenbevölkerung entsprechenden Sturmwarnungssystems ins Werk gesetzt werden. Für das Jahr 1875 wurden die Stnrmwarnungen nach dem früheren System fortgesetzt, jedoch vom 1. Januar bis 1. September die Sturmwarnungen überhaupt sistirt, und inzwischen etwa 40 Signalstellen an der Ostseeküste neu eingerichtet, so daß erst mit dem 1. September 1876 ein Signaldienst für die ganze Küste eröffnet werden konnte.

Es ist hier wohl nicht der Ort, die Grundlagen und die Bedeutung unseres Sturmwarnungssystems in ausführlicher Discussion klar zu legen, das würde zu weit führen, nur einige wenige Bemerkungen mögen hier Platz finden.

---

*) Vgl. Archiv der Deutschen Seewarte, I. Jahrgang 1880, pag. 123.

Die Richtung und Stärke des Windes wird hauptsächlich durch die geographische Vertheilung des Luftdruckes bedingt, so daß in unserer Hemisphäre, wenn wir dem Winde den Rücken kehren, der niedrige Luftdruck (Minimum) nach links, etwas nach vorne, der hohe (Maximum) rechts, etwas nach hinten liegt und die Windstärke um so größer ist, je größer die Luftdruckunterschiede sind.

Die barometrischen Minima sowohl wie die Maxima ändern ihren Ort, erstere in der Regel sehr rasch, oft mit der Geschwindigkeit eines stürmischen Windes, letztere meist sehr langsam, so daß sie oft Tage lang über derselben Gegend liegen.

Ein besonderes Interesse bieten die barometrischen Minima, weil in ihrem Umkreise die Witterungsverhältnisse sehr ungleichartig sind, und bei ihrer Fortbewegung die verschiedenartigsten Witterungszustände aus der einen Gegend in die andere übertragen werden, während im Gebiete hohen Luftdrucks meist beständiges Wetter herrscht.

Die barometrischen Minima entstehen hauptsächlich auf dem atlantischen Ocean, zuweilen aber auch auf dem Continente, namentlich entwickeln sich oft bei gleichmäßig vertheiltem Luftdruck daselbst flache Depressionen, die meistens durch trübes, zu Niederschlägen geneigtes Wetter, im Sommer durch häufige elektrische Entladungen charakterisirt sind. In der Regel schreiten die Minima fort von West nach Ost, oder von Südwest nach Nordost, oder von Nordwest nach Südost, seltener von Süd nach Nord oder umgekehrt, und in den seltensten Fällen von Ost nach West. Temperatur- und Feuchtigkeitsverhältnisse spielen hier eine hervorragende Rolle. Mit dem Minimum schreiten auch das Windsystem und überhaupt die dasselbe umgebenden Witterungserscheinungen fort. Auf der Nordseite herrschen nordöstliche bis südöstliche, auf der Ostseite südöstliche bis südwestliche, auf der Südseite südwestliche bis nordwestliche und auf der Westseite nordwestliche bis nordöstliche Winde. Schreitet ein Wirbel von West nach Ost fort, so ergeben sich für einen Ort, welcher auf der Bahn des Centrums liegt, folgende Aenderungen: Das Barometer fällt, der Wind wird südöstlich, Feuchtigkeit und Bewölkung nehmen zu, das Wetter wird zu Niederschlägen geneigt, die Temperatur steigt im Winter, sinkt im Sommer. Hat das Centrum den Ort überschritten, so fängt das Barometer an zu steigen, der Wind springt nach Nordwest um, Feuchtigkeit und Bewölkung nehmen ab, Niederschläge werden seltener, das Thermometer sinkt. Liegt der Ort südlich oder nördlich der Bahn, so gehen ähnliche Aenderungen der Witterung vor sich. Der Wind läuft alsdann bei nördlicher Lage des Ortes von der Bahn aus der südöstlichen Richtung allmälig durch Ost nach Nordost und Nord (Zurückdrehen, Krimpen des Windes), bei südlicher Lage von Südost durch Süd nach Südwest, West und Nordwest (Rechtdrehen des Windes). Dabei ist die Drehung der Windfahne um so beträchtlicher, je näher das Minimum vorübergeht. Für unsere Gegenden gehen die Minima in der Regel nördlich vorüber, daher das Vorwalten der südlichen und westlichen Winde, und das vorwiegende Rechtdrehen derselben. Hierin liegt die tiefere Begründung und die genauere Erklärung des Dove'schen Drehungsgesetzes.

Die Luftbewegung ist in der Regel am schwächsten im Centrum der Depression und im Umkreise derselben nach der Seite hin am stärksten, nach welcher der Luftdruck am raschesten wächst. In diesem Sector liegt das Sturmfeld, und da

der hohe Luftdruck in der Regel nach Süden hin liegt, treten an unserer Küste vorzugsweise stürmische Westwinde auf.

Würden wir ganz genau wissen, nach welcher Richtung im gegebenen Falle eine Depression fortschreitet, so würde dadurch die Wahrscheinlichkeit in der Vorausbestimmung von Wind und Wetter wesentlich erhöht, allein die Unsicherheit in der Bestimmung der Bewegungsrichtung bedingt neben derjenigen der Fortbewegungsgeschwindigkeit auch die Unsicherheit in der Wetterprognose.

Wie gesagt, schreiten die Minima meistens west-ostwärts fort, und daher pflanzen sich auch die Witterungserscheinungen, welche sich zuerst über den britischen Inseln zeigten, über das Nord- und Ostseegebiet nach und nach fort. Jedoch diese Regel erleidet häufige und außerordentliche Modificationen. Abgesehen von der überaus mannigfaltigen Bahnrichtung der Minima, erleiden dieselben bei ihrem Fortschreiten häufig ganz bedeutende Aenderungen. Eine unscheinbare Depression mit schwacher Luftbewegung, welche zuerst über den britischen Inseln erscheint, vertieft sich bei ihrem weiteren Fortschreiten im Nordseegebiete nicht selten derartig, daß sie stürmische Winde an den westdeutschen Küsten hervorruft; umgekehrt zeigt sich oft über den britischen Inseln eine intensive Depression mit stürmischen Winden, die entweder auf ihrem weiteren Wege sich rasch ausfüllt oder nordostwärts verschwindet, ohne die Luftbewegung an unseren Küsten erheblich zu beeinflussen; in anderen Fällen biegt die Depression in Nordnorwegen plötzlich um und schreitet nach Südosten fort, jetzt das Ostseegebiet mit stürmischen Winden bedrohend. Oft entwickeln sich im Gebiete niederen Luftdrucks neben dem Hauptminimum secundäre Minima (Theilminima) und diese sind es, welche die Küste oft mit verheerenden Stürmen heimsuchen. Kurz, es treten so außerordentlich viele Ausnahmen von der Regel ein, so daß in jedem einzelnen Falle alle Factoren sorgfältig berücksichtigt und abgewogen werden müssen, die von irgend welchem Einflusse sein können, um mit Wahrscheinlichkeit den Verlauf der Störung angeben zu können.

Diejenigen Minima, welche vorzugsweise von Stürmen begleitet sind, ziehen gewöhnlich in langen Bahnen von den britischen Inseln durch das Nord- und Ostseegebiet und treten ganz besonders während der Wintermonate an unseren Küsten auf. Folgende Tabelle*) giebt die Procente der stürmischen Winde für die einzelnen Monate für Hamburg und Rügenwaldermünde;

	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni
Hamburg	14	17	9	10	6	2
Rügenwaldermünde	10	9	9	7	6	5
	Juli	August	September	October	November	December
Hamburg	3	3	6	8	11	11
Rügenwaldermünde	8	8	8	9	10	11

Hiernach ist die Zeit der Stürme für unsere Küste die Epoche vom October bis zum April, die der ruhigen Witterung vom Mai bis September.

Da es auch dem umsichtigsten und geübtesten Beobachter unmöglich ist, hereinbrechende Stürme und deren Verlauf durch Localindicien, die gewiß nicht zu unterschätzen sind, mit einiger Sicherheit im Voraus zu erkennen, so muß es nothwendig

*) Vgl. Segelhandbuch für die Ostsee, Seite 15. Berlin 1878, Mittler u. Sohn.

Aufgabe der Centralstelle, der Seewarte, sein, die Schiffsführer beim An- und Auslaufen, sowie die Küstenbevölkerung, namentlich die Fischerei treibende, über die jedesmalige Wetterlage, insbesondere über gefahrdrohende atmosphärische Störungen und ihren wahrscheinlichen Verlauf zu unterrichten. Dieses geschieht täglich regelmäßig durch telegraphische Mittheilungen, welche an eine Anzahl Häfen der deutschen Küste gerichtet werden und dort sofort in den eigens dazu construirten „Wetterkasten" mit den täglichen autographirten Wetterkarten, die durch die Post versandt werden, zur Publikation kommen. Jene enthalten außer einer tabellarischen Zusammenstellung der Beobachtungen einiger wichtigen Stationen, auch eine allgemeine kurzgefaßte Uebersicht der Witterung namentlich in Bezug auf Luftdruck- und Windverhältnisse. Sobald eine Sturmgefahr droht, werden an eine große Anzahl passend vertheilter Orte (Signalstellen) Extratelegramme übermittelt, die in einem mit „Sturmwarnung" überschriebenen Kasten angeschlagen werden, gleichzeitig werden vorbeisegelnde oder zum Aussegeln bereite Schiffe durch weithin sichtbare Signale auf die drohende Gefahr aufmerksam gemacht.

Bis jetzt sind an der deutschen Küste 41 Signalstellen errichtet, die im Nachfolgenden von West nach Ost fortschreitend geordnet sind: Borkum, Norderney, Nesserland-Emden, Karolinensiel*, Wangerooge, Wilhelmshafen, Brake*, Geestemünde, Bremerhafen, Weserleuchtthurm, Cuxhaven, Brunshausen*, Hamburg, Altona, Glückstadt, Tönning*, Keitum*, Flensburg*, Aröfund*, Schleimünde, Friedrichsort, Marienleuchte, Travemünde, Wismar*, Warnemünde, Darserort, Wittower Posthaus*, Arcona, Thiessow*, Ahlbeck*, Swinemünde, Colbergermünde, Rügenwaldermünde, Stolpmünde, Leba*, Rixhöft, Hela*, Neufahrwasser, Pillau, Brüsterort, Memel.

Die Signalstellen sind entweder mit einem vollständigen Signalapparate, einem Signalmaste und sämmtlichen dazu gehörigen Signalkörpern versehen (Signalstellen I. Klasse, besonders zum Mittheilen von Nachrichten in die Ferne), oder besitzen nur eine einfache Signalstange mit einer Kugel (Signalstellen II. Klasse, besonders zum Mittheilen von Nachrichten in unmittelbarer Nähe, oben mit einem Sternchen versehen).

Der Signalmast trägt oben eine Raa, an dessen einer Seite die Signalkörper, und an dessen anderer die Signalflaggen angebracht werden. Die Signalkörper sind aus Weidengeflecht, haben einen Durchmesser von 1 Meter und bestehen aus einem Ball, einer Trommel und 2 Kegeln, die aus der Ferne resp. als Kreis, Quadrat oder gleichseitige Dreiecke gesehen werden. Dabei bedeutet:

○	Ball		=	atmosph. Strömung vorhanden, siehe Telegramm.	
△	Kegel, Spitze	nach oben	=	mäßiger	Nordweststurm.
▽	„ „	„ unten	=	„	Südweststurm.
△△	Zwei Kegel, Spitze	„ oben	=	„	Nordoststurm.
▽▽	„ „ „	„ unten	=	„	Südoststurm.

Ist ein schwerer Sturm zu erwarten, so wird die Trommel beigefügt, z. B. □▽ = schwerer Sturm aus Südwest.

Die Flaggen dienen zur Bezeichnung der Aenderung der Windrichtung und zwar bedeutet:

eine Flagge = Wind rechtsdrehend (umlaufend N-E-S-W),
zwei Flaggen = „ zurückdrehend („ N-W-S-E).

Zu bemerken ist, daß das Signal besagt, daß stürmische Winde nicht etwa für die betreffende Signalstelle, sondern für eine Umgebung von etwa 100 Seemeilen (185 Kilometer) Halbmesser wahrscheinlich sind.

Sofort nach Empfang der Sturmwarnung wird von dem Signalisten als Empfangsbestätigung eine Depesche an die Seewarte übermittelt, enthaltend: die Aenderungen des Barometers in den letzten Stunden, Windrichtung und Windstärke, Aussehen der Luft, Seegang und andere wichtige auf das Wetter bezügliche Bemerkungen. Diese Angaben werden an der Centralstelle sofort in eine Karte eingetragen, diese wird autographirt und kommt unverzüglich an alle Signalstellen zur Versendung. Abgesehen davon, daß diese Kärtchen dem Publikum Material geben, wenigstens annähernd den Erfolg oder Mißerfolg einer Sturmwarnung zu beurtheilen, ist die Seewarte hierdurch im Stande, schon einige Stunden nach gegebener Warnung sich eine Uebersicht über die Wetterlage an der Küste zu verschaffen und hiernach eventuell sofort weitere Dispositionen zu treffen. Durch diese sofortigen Mittheilungen wird es möglich, die rasche und sichere Beförderung der Sturmwarnungsdepeschen zu unterstützen, um Verspätungen oder Nichtbeförderungen beim Telegraphenamte sofort anzuzeigen, welches auch mit dem bereitwilligsten Entgegenkommen in allen möglichen Fällen Abhilfe schafft.

Eine sehr wichtige Einrichtung, welche das Sturmwarnungswesen erheblich förden könnte, nämlich die Einführung des Nachtdienstes, konnte bis jetzt noch nicht durchgeführt werden; ganz entschieden würde damit jenes in ein neues Entwicklungsstadium treten. Die Erfahrung hat nämlich gezeigt, daß verspätete Sturmwarnungen, welche erst ankamen, wenn an den betreffenden Orten die stürmische Witterung bereits ausgebrochen war, hauptsächlich darin ihren Grund haben, daß das Zeitintervall von 2 Uhr Nachmittags bis 8 Uhr Morgens, in welchem keine Depeschen einlaufen, ein viel zu großes ist, um atmosphärische Störungen successive verfolgen zu können, und daß in dieser Zwischenzeit einerseits oft unvorhergesehene Störungen auftreten und sich weiter entwickeln können, andererseits Störungen, die zwar in der Entwicklung begriffen, aber noch keinen gefahrdrohenden Charakter annehmen, und so zu keiner Warnung berechtigten, unter Umständen einen ungewöhnlich raschen Verlauf nehmen und die Küste überraschen können, ohne daß eine Warnung möglich war*).

An sämmtlichen Signalstellen werden regelmäßige tägliche Wetterbeobachtungen gemacht, welche jedesmal nach Ablauf eines Monats der Centralstelle zugeschickt werden. Zur Zeit unruhiger Witterung werden diese Aufzeichnungen noch vermehrt, indem dann gewöhnlich alle Stunden oder alle zwei Stunden Beobachtungen gemacht werden. Dieses giebt ein sehr werthvolles Material zum Studium der Stürme und dasselbe wird theils zu den monatlichen Uebersichten der Witterung, theils zu eingehenderen Arbeiten über Stürme benutzt.

*) Vgl. Dr. van Bebber: Bericht über die Ergebnisse der ausübenden Witterungskunde während des Jahres 1879. Hamburg, Friederichsen.

Was die Erfolge der Sturmwarnungen betrifft, so hat nach dem Urtheile erfahrener Männer und nach den an den Signalstellen selbst geführten Tagebüchern das Sturmwarnungswesen für die Küstenschifffahrt und den Fischereibetrieb sich als segenbringend erprobt, und es ist deshalb auch das bisherige System dem Principe nach beizubehalten und nach Maßgabe der Erfahrung und der fortschreitenden Wissenschaft auszubauen. Nichtsdestoweniger hat eine oberflächliche, auf Vorurtheilen beruhende Beurtheilung des Erfolges oder Mißerfolges der Sturmwarnungen einen störenden Einfluß auf die Entwicklung des Systems, und nur dann, wenn bei den interessirten Kreisen ein richtiges Verständniß des Sturmwarnungswesens und seiner Bedeutung Eingang gefunden, werden die segensreichen Wirkungen um so mehr allseitig gewürdigt werden.

Ein Blick auf die stufenweise Entwicklung der Baukunst in Europa.

Von
L. Bohnstedt.
Gotha.

Die allmäligen Umwandlungen, welche dem einfachen Nothwendigkeitsbau einen künstlerischen Werth verleihen, sind nicht zufällige Erscheinungen, sondern Ergebnisse von Erfahrungen, welche die Erbauer sich angeeignet, sie sind die Folge der localen Verhältnisse, also der klimatischen Zustände, sowie der Eigenthümlichkeiten der disponiblen Materialien, ferner Folgen der Sitten und religiösen Anschauungen, welche die Herrschaft hatten.

Dem Menschen wohnt der Trieb inne, den Dingen, welche er gestaltet, eine nicht blos das rohe Bedürfniß befriedigende Form zu geben, sondern mittelst dieser Form Gedanken auszusprechen und Wirkungen hervorzurufen, welche einen bleibenden, meist wohlthuenden Eindruck machen.

Je unstäter der Charakter eines Volkes ist, um so weniger bricht sich in ihm das Bedürfniß nach bleibenden Schöpfungen Bahn, um so langsamer pflegt solch ein Volk an eine künstlerische Gestaltung seiner Werke heranzutreten.

Ueberall, wo ein Volk aus dem rohen Zustande zu einem gesitteten übergeht, sehen wir dasselbe Bestreben, seine Arbeiten zu schmücken. Alle diese Völker verwenden anfangs die gleichen Verzierungsmittel, sie versuchen sich in Ausschmückungen mittelst Zickzacklinien, Kreislinien, Spiralen, im Auftragen von Dreiecken, Rechtecken, Vielecken, Knöpfen und Scheiben, und in Zusammenstellungen aus diesen Mitteln; zumeist scheint ein häufiges Wiederholen der gleichen Motive auf ein und demselben Gegenstande für besonders schmückend gegolten zu haben.

Erst später, wenn die Völker, neben der Verwendung von Farben, sich an die Nachbildung von sie umgebenden Gegenständen machen, an Blumen, Blattwerk, Thiere u. dgl., treten sie freier, sicherer auf, modificiren bald das Gesehene nach bewußtem Willen und schaffen so Gestaltungen, welche ein die Zeit charakterisirendes Gepräge erhalten, — sie schaffen Kunstwerke.

Seit den ältesten Zeiten sind es, nächst den Gebrauchsgegenständen, die Bauwerke, welchen die vollste Aufmerksamkeit zu Theil wird. Die Bauwerke, deren Herstellung nur durch viele vereinte Kräfte zu erzielen ist, spiegeln am entschiedensten die Fortschritte eines Volkes und seiner Zeit, darunter besonders diejenigen Bauwerke, welche — mit größerer Sorgfalt hergestellt, um vielen nachfolgenden Generationen noch dienen zu können — den religiösen Anforderungen zu genügen haben.

Tempelbauten, Grabmäler, Herrscherpaläste und Anlagen an Flüssen und Meeren haben sich, von den ältesten Zeiten her, theilweise noch bis zu unserer Zeit erhalten, und gewähren uns nun die Möglichkeit, über die Leistungen vergangener Jahrtausende zu urtheilen.

Für das allmälige Fortschreiten der Kunst bieten die noch erhaltenen Bauten eine nahezu ununterbrochene Kette von Anhaltepunkten. Sie machen uns gleichzeitig mit den Werken bekannt, welche besonders auf dem Gebiete der Sculptur als hervorragend dastehen.

Die architektonischen Ausführungen sind praktische Luxusgegenstände, nicht lediglich Stücke, welche zur Befriedigung des Kunstsinnes von verhältnißmäßig wenigen mit einer höheren Bildung und einem erfahreneren Geschmacke ausgestatteten Persönlichkeiten zu dienen haben, wie man das von Producten der Bildhauerei und der Malerei, sofern sie nicht der Architektur sich anschließen, behaupten darf. Der Baukunst liegt unbedingte Nothwendigkeit zu Grunde und die Wahrscheinlichkeit, für eine lange Dauer zu schaffen; darauf wurzelt das Bestreben der Völker, ihre Bauwerke so vollendet als möglich durchzuführen.

Natürlich ist, daß die Völker zuerst versuchen, durch kleine Ausschmückungen ihre Denkmäler zu beleben, um dann sehr bald sich an die Bewältigung gewaltiger Materialmassen zu machen und damit zu wirken. Sobald sie die Erfahrung gemacht, daß sie befähigt seien, über das Material Herr zu werden, pflegen sie mit Lebhaftigkeit es zu architektonischen Gestaltungen zu verwerthen, sich eine Kunst auszubilden.

Für die Beurtheilung der ältesten Bauschöpfungen haben wir unsere Blicke nach dem nordöstlichen Afrika und dem ihm nahen Theil Asiens zu richten, wo wir den Resten der ersten Versuche auf dem Gebiete der Baukunst noch jetzt begegnen können.

Von dem rohen Umstellen eines geheiligten Platzes mittelst colossaler Steinklötze, zu der Umfassung solcher Plätze mit ohne Mörtel zusammengefügten Steinen (Cyclopenmauern), oder der Herstellung von Umwallungen aus Schlammsteinen, oder Lehmsteinen, je nachdem das betreffende Material reichlich zu finden war, ist ein nicht unbedeutender Fortschritt enthalten.

Dieser Fortschritt correspondirt mit der festeren Machtgestaltung der Völker unter ihren kühnen Führern, welche nicht nur als siegreiche Feldheren, sondern überhaupt im Staate die Rolle der höchsten Persönlichkeit innehatten, meist auch über die Vertreter der religiösen Anschauung hinausragten.

Jahrhunderte bevor in Europa an eine künstlerische Entwicklung zu denken war, hatten die alten Ägypter, die Perser, die Inder großartige Werke ausgeführt, die für sämmtliche später sich hervorthuenden Völker mehr oder weniger einflußreich

waren, die sowohl bezüglich der religiösen Anschauungen, als auch der ersten Behandlung künstlerischer Schöpfungen als beachtenswerthe Vorbilder galten. So dürfen wir denn das alte Ägypten und die Gegenden um den Euphrat und den Tigris als die Heimatstätten der Kunst betrachten.

Im Sinne einer imponirenden Wirkung mittelst großer Massen, sind die Grabdenkmäler der ältesten ägyptischen Herrscher, die Pyramiden errichtet. Sie zählen zu den frühesten uns bekannten Denkmälern. Ähnlich den Pyramiden begegnen wir Denkmälern in Amerika, hier jedoch als mittelst Stufen zugänglich gemachten Unterbauten für Opferaltäre, reicher ausgeschmückt und durch mehrfache Abtreppungen von unten nach oben gegliedert; primitive Schöpfungen, wie solche wohl auch noch anderer Orten errichtet gewesen sein mögen.

Künstlerisch bedeutungsvoll sind die Denkmäler der späteren Zeiten in Ägypten, also nach dem Jahre 2100 vor Christo.

Die Sonderung der Berufszweige in Kasten, und das strenge Festhalten an den für jede Kaste eingeführten Satzungen, hat den Schöpfungen der Ägypter einen bestimmten Charakter, etwas Einförmiges aufgedrückt, welches jedoch, bei der Mächtigkeit dieser Schöpfungen, eine bleibende günstige Wirkung hervorbringt.

Die Tempelbauten der Ägypter haben so ziemlich überall die gleiche Plandisposition. Der zu den religiösen Bauten führende Weg wurde oft durch Aufstellung von gigantischen Thierfiguren (Sphynxen) zu beiden Seiten und durch Obelisken und hohe Fahnenstangen als feierlicher Zugang gekennzeichnet. Zwei sehr hohe und breite gemauerte Wände (die Pylonen) ragen als Abschlüsse vor dem Tempelraum, gegen den Weg zu, hervor, zwischen ihnen (nicht so hoch, wie die Pylonen selbst) als besonderer Bau behandelt, das Eingangsthor, mit dem Sinnbilde der Sonne geschmückt. Jenseits dieses Thores kommt ein weiter mit hohen Wänden umschlossener Vorhof, an dem seitlich zuweilen gedeckte Säulenhallen sich hinziehen, dann ein zweites Thor, vor einem fast durchgehend gedeckten Säulenhof, wo durch höhere Säulenstellungen in der Hauptachse der Fußweg hervorgehoben war, bis endlich die kaum erleuchteten eigentlichen Tempelräume, in welchen das Bildniß der Gottheit aufgestellt war, den Baucomplex abschließen. Wir erkennen also eine Reihenfolge von Bauanlagen, die je näher dem eigentlichen, in Dunkel gehüllten Tempelhause, um so mehr einen geheimnißvollen Eindruck hervorrufen.

Die Pylonen sind hohe, nach oben zu sich ein wenig verjüngende Mauermassen, theils aus Nilschlamm errichtet und dann mit festem Material bekleidet, theils ganz aus Granitblöcken hergestellt, welche an den seitlichen Kanten und oben mit einem nicht breiten Rundstab eingefaßt sind. Der Rundstab ist oft mit bandartig ihn umziehenden Gliederungen geschmückt; die glatten Wandflächen der Pylonen sind lediglich zur Aufnahme von Hieroglyphen verwendet, deren Contouren, leicht eingeritzt, als Grenzen für die Bemalung, oder auch als Umrahmungen der schwach vortretenden Reliefs behandelt sind. Ueber dem Rundstab zieht sich eine oben nach vorne geneigte gewaltige Hohlkehle hin, die gegen die Luft mit einer schwachen Platte abschließt. Dieses für die ägyptischen Bauwerke charakteristische, einfache Motiv wiederholt sich überall, wo Mauern, Thüren oder Thore einen oberen Abschluß erhalten sollen, also auch da, wo die nur bis ungefähr zur halben Säulenhöhe hinaufreichenden schirmartigen Wände zwischen den Säulenschäften eingefügt sind.

Als Schmuckmittel spielen die Hieroglyphen nur eine zweifelhafte Rolle, sie sind Sculpturen, welche keine freie Entwicklung gestatten, sondern lediglich als eine Schriftsprache fungiren. — Anders dagegen wirken die gewaltigen sculpirten Darstellungen an den indischen und persischen Denkmälern, sie halten sich strenge an die Naturwahrheit, die Darstellung von Handlungen und Persönlichkeiten, und verzichten auf die Wiedergabe eines Wortes, oder eines Satzes.

Nächst den Pylonen und ihrer Bekrönung sind die von den Aegyptern hergestellten Säulen und Pfeiler von architektonischer Bedeutung. Letztere dienen meist als Anlehnungsgegenstände für die stehenden oder sitzenden runden, stets hieroglyphischen Figuren, oberhalb welcher sie die deckebildenden Steinbalken aufnehmen.

Die Säulen sind meist nach oben zu stark verjüngt, ihr Schaft ist unten abgerundet eingezogen, so daß die Säule hier wie aus einer Schale oder einem Blumenkelch quellend erscheint; zuweilen ist sie von einer nicht hohen runden Scheibe getragen, hat also eine besondere Basis. Gegen den oberen Abschluß umfassen mehrfache breite Ringe den Säulenschaft, über denen er entweder wie herausquellend und dann wieder oben sich verjüngend fortgesetzt ist, bis er den das Gebälk tragenden Würfel aufnimmt, oder auch einem Kelch ähnlich, nach oben hin sich ausbreitend, unter dem Würfel endigt.

Die abschließenden Gebälke liegen nicht unmittelbar auf den Säulen, sondern haben stets einen Steinwürfel zur Unterstützung, dessen Kante ungefähr gleich dem Säulendurchmesser ist. Oft ist dieser Zwischenstein nur halb so hoch, als seine wagerechten Kanten. Das Gebälk besteht aus rechteckigen Steinbalken, die von Unterstützung zu Unterstützung wagerecht gelegt sind, also über den Würfeln parallel der Säulenreihe sich hinziehen. Von ihnen aus sind nach den Wänden hin Steinplatten aufgelegt, welche die Ueberdeckung der Hallen bilden. Wo keine Ueberdeckung erforderlich ist, liegen über den architravartigen Balken die bereits erwähnten Hohlkehlen mit der gegen die Luft abschließenden Platte, nur durch den üblichen Rundstab von einander getrennt. Die Architravbalken sind an der Hauptaußenseite oft mit Hieroglyphen, Malereien und wenig vortretenden sculpirten Ornamenten ausgestattet. Ein ähnlicher architravartiger Balken zieht sich meist unterhalb des wagerechten Rundstabes an den Pylonenflächen hin.

Das hier beschriebene Motiv ist ein eben so einfaches, als logisches Constructionsmotiv, so lange die Benutzung des Steinmaterials zu Wölbungen, also bis zur Zeit der Römer, nicht bekannt ist.

Befremdlich ist die oft gehörte Behauptung, daß diese Constructionsweise ein Abbild der Holzconstructionen sei; das einfachste und natürlichste ist das Auflegen von Steinklötzen von einer Stütze bis zur nächstfolgenden und das Ueberdecken der frei gebliebenen Oeffnungen mit Steinplatten. Das krönende Hohlkehlenmotiv wiederum ist ein einfacher Abschluß gegen das Aeußere hin, sowohl bei Säulenhallen, wie bei den Pylonen und widerspricht durch seine Form den Gestaltungen aus Holz.

Die besonderen architektonischen Verzierungen auf den Baugliedern der ägyptischen Werke sind theils Zusammenstellungen von flach ausgeführten Palmblattfächern, von Stengeln und Lotoskelchen, theils geöffnet, theils oben noch zusammengezogen, ferner bandartige Umschlingungen oder ringartige Umfassungen bei runden Säulenschäften.

Wir begegnen noch einer besonderen Art von Säulencapitälen, mit je vier mit dem in Ägypten üblichen Kopftuche bekleideten Köpfen, die so den Säulenschaft umgeben, daß die herunterhängenden wulstartigen Kopftücher an den Capitälecken sich berühren.

Die Säulenschäfte waren meist glatt, zur Aufnahme hieroglyphischer Darstellungen geeignet; nur selten treffen wir auf einen sechszehneckigen Querschnitt, wo dann die Flächen des Sechszehneckes sich bis an die viereckige, den Säulenschaft deckende Platte, mit ähnlicher Wirkung wie die Cannelirungen der dorischen Säulen hinaufziehen. Auch giebt es einige Säulen, welche von unten bis nach oben hin mit halbkreisförmigen Stäben bekleidet sind, gleichsam ein Stabbündel darstellend.

In ihren Motiven einfach, ist die ägyptische Architektur, in Folge der beschränkenden Bildersprache, zu keiner weiteren und freieren Entwicklung gekommen; sie imponirt durch die Wirkung von Massen, welche stets als Umschließungen (von Höfen oder Innenräumen) verwendet sind. Ein durchgefühltes Abwägen der Verhältnisse der Bauglieder gegen einander scheint den Ägyptern noch abzugehen, sie begnügen sich mit dem Bewußtsein, daß die Bewältigung des Materials ihnen kein Hinderniß zu bereiten vermag.

Die wenigen Reste aus den ältesten Zeiten der asiatischen Völker stehen den ägyptischen Leistungen nach. Wir erfahren aus ihnen, daß die Herstellung von Bauwerken auf Terrassen mit breiten Treppenanlagen üblich gewesen, daß hier die Wände, sei es mit Alabasterplatten, sei es mit gebrannten Thonplatten bekleidet, und daß diese Terracotten reich gefärbt, mit eingebrannten bunten Mustern versehen waren. Die Wandbekleidungen sind also mosaikartig behandelt gewesen; oder auch mit colossalen figürlichen Reliefs geschmückt, namentlich an den Haupteingängen. Rosetten und Palmettenverzierungen in verschiedenen Farben waren gebräuchlich und meist perlenschnurartig an einander gereiht. Die Reliefs hatten viel Naturwahrheit, sowohl in der Darstellung der reich bekleideten männlichen Figuren, wie der Thiere. Die uns bekannten Denkmäler reichen jedoch nur bis ungefähr 1000 Jahre vor Christo zurück.

Den ältesten architektonischen Denkmälern in Europa begegnen wir auf griechischem und kleinasiatischem Boden, in den Cyclopenmauern, in den Schatzhäusern, welche rund im Grundriß sind und aus wagerecht über einander gelegten nach Innen zu vortreppenden Quadern derart hergestellt sind, daß sie einen vollkommen geschlossenen conischen Raum bilden. Höchst wahrscheinlich waren diese Schatzhäuser, wie das des Atreus, innen mit Broncetafeln bis zur Spitze hinauf bekleidet.

Die oberen Abschlüsse der Thoröffnungen waren über einem wagerechten Sturz durch zwei gegeneinander geneigte Steinbalken gebildet. Die dreieckige Oeffnung zwischen dem Sturz und den schräg gestellten Stützsteinen für das Mauerwerk war bei dem Löwenthor von Mykenae durch eine mit Sculpturen ausgestattete dreieckige Steinplatte geschlossen. Ein in dieser Gegend gefundener Säulenuntertheil nebst Basis ist reich mit Spiralen und scheibenförmigen Ornamenten ausgestattet.

Für die Beurtheilung des Überganges von diesen ältesten Werken zu den Werken, welche der Glanzzeit der griechischen Kunst angehören, fehlt es an Denkmälern, so daß uns die vollendete griechische Baukunst wie plötzlich entstanden ent-

gegentritt. Deshalb entdecken wir auch nur schwer die nahe Verwandtschaft mit den lange vorher in ihrer Blüthe stehenden ägyptischen Werken und den Einfluß, den diese auf die griechischen Schöpfungen geäußert. Der lebhafte Verkehr über das Meer hin, die stete Berührung mit Ägypten und den Landen an der Nordküste Afrikas wird schwerlich ohne Einfluß auf die Sitten und Leistungen der Griechen geblieben sein.

Die reife griechische Kunst macht sich bei allen Werken der später zur Macht gelangten Völker geltend.

Das heiter Veredelnde, welches sowohl die Mythologie der Griechen, wie ihre staatliche Stellung den Nachbarvölkern gegenüber durchweht, hat die griechische Kunst, sowohl in Sculptur und Malerei, wie in der Architektur befähigt, sich zur vollsten Blüthe zu entwickeln.

Ein feiner Formensinn, wie er bei keiner zweiten Nation sich vorfand, schuf Gestaltungen, die zu dem Schönsten zählen, was überhaupt von Menschen geschaffen worden.

Die Stätten, welche der Götterverehrung dienen, die Tempel der Griechen, sind Bauten, welche von Säulenhallen umgeben werden, in deren Innerem gleichfalls Säulenstellungen zur Aufnahme des Dachgebälkes angeordnet sind.

Die ägyptischen Tempel sind flach überdeckt, die der Griechen haben vorne und hinten Giebelfelder, zwischen welchen die Dächer seitlich abfallen. Dieser Anordnung entsprechend, sind die oberen Abschlüsse über den Säulen, also die Gliederungen des Gebälkes geschickt behandelt.

Die Architektur der Griechen ist, wie die der Ägypter, auf die Verwendung von Steinbalken berechnet.

Einem jeden Theile der Steinbalkenconstruction ist eine bestimmte Thätigkeit, eine zweckmäßige edle, das rohe Material belebende Gestaltung und Ausschmückung zugetheilt, eine fest begränzte Function im Bauwerke.

Von Stütze zu Stütze, also von Säule zu Säule, liegen rechteckige Steinbalken auf, welche meist den Säulendurchmesser zu Höhe wie zur Breite haben, die Architravbalken. Lothrecht zur Richtung derselben liegen auf ihnen, den Zwischenraum zwischen der oder den Säulenstellungen und der Tempelmauer in möglichst gleichmäßigen Abständen überspannende, weniger breite Steinbalken. Am Äußeren des Bauwerkes sind die zwischen den Kopfenden dieser Balken entstehenden Oeffnungen entweder frei gelassen und dann zur Aufstellung von Schalen, Dreifüßen und ähnlichem Schmuck benutzt, oder auch mit Platten (Metopen) ausgelegt, auf denen Reliefs, zuweilen auch Malereien ausgeführt sind. Die sichtbar bleibenden Balkenköpfe sind dann meist durch lothrechte Schlitze in drei Felder getheilt und werden wegen der Dreizahl der Zwischenflächen Triglyphen genannt.

Wenn die Balkenköpfe nicht bis nach außenhin sichtbar bleiben, sondern vor ihnen über dem Architravbalken Steinplatten aufgelegt sind (die dann die Höhe der Balkenköpfe bekommen), so werden diese Platten, die Friesplatten, zur Anbringung von Reliefs, Blätter- oder Fruchtgehängen und ähnlichem Schmucke verwerthet. Von Friesbalken zu Friesbalken, welche rechtwinklig gegen den Architrav zur Tempelwand führen, liegen wiederum kleinere Querbalken in gleichmäßigen Entfernungen und über ihnen die den offenen Raum nach oben abschließenden Deckplatten. Äußerlich liegen über

dem Fries, oder auch über den Zwischenräumen von Triglyph zu Triglyph, verbindende, zugleich deckende, nicht hohe Platten, über welchen, nicht unbedeutend nach vorne auskragend, die das Schlußgesimse bildenden Hängeplatten ruhen. Diese tragen den Rinnleisten, gegen dessen unteren Theil die das geneigte Dach bildenden Dachplatten ausmünden. Wir erkennen darin die wohlüberlegte Steinbalkenconstruction über den stützenden Säulen, Pfeilern und Mauern.

Die (fast immer runden) Säulen beginnen entweder unmittelbar über dem (meist um drei gewaltige Stufen gegen das umgebende Terrain erhöhten) ebenen Tempelboden, sind mit scharfkantig sich berührenden Rinnen oder Stegen, (von unten nach oben der Verjüngung der Säulen folgend) rund umgeben, darüber mit einem bandartig einfassenden Gliede oder einem Einschnitt versehen und haben über diesem einen kelchartig sich ausbauchenden runden Abschluß unterhalb einer quadratischen nicht hohen Platte (Abacus), welche den Architravbalken zu tragen hat. Diese Art Säulen nebst dem Gebälke mit Triglyphenfries bilden die dorische Bauweise.

Sind die Säulen schlanker, haben sie statt der kelchartigen Ausbauchung und des Abacus einen von einem fein profilirten Gliede überragten Abacus, welcher seitlich sich abwärts wendend, schneckenartig sich zusammenrollt, hat das Gebälk einen vollen Fries und über ihm unterhalb der Hängeplatte eine reiche Gliederung, sind dabei die Säulen nicht unmittelbar auf den Boden aufgesetzt, sondern von ihm durch eine Platte und ringförmig umschließende Glieder gesondert, so erkennen wir in dieser Behandlung die feineren Motive der jonischen Bauweise.

Die korinthische Bauweise, oder Stilart, ist hauptsächlich durch die noch größere Schlankheit der Säulen, durch ein kelchartig sich oben ausbiegendes, mit aufstrebendem Blattwerk verziertes Capitäl, durch Verwendung von Consolen und ähnlichem Schmuck unterhalb der Hängeplatte charakterisirt.

Es würde zu weit führen, hier alle die Feinheiten in der Ausschmückung der einzelnen Glieder, der Rinnleisten mit Kelchblumen, Palmetten und wasserspeienden Löwenköpfen, oder das niedergedrückte Blattwerk, welches sculpirt, als Eierstab bekannt ist, näher zu beschreiben, ebenso von der Bedeutung der Perlenschnüre, der Flechtwerkverzierungen, der Mäander, oder der frei aufgesetzten Palmetten, den figürlichen Abschlüssen über den Giebeln, den Akroterien zu sprechen; es genügt zu wissen, daß alle Theile unter einander harmonisch abgestimmt waren und daß die Feinheit in der Beurtheilung der Linien die Griechen veranlaßt hatte, die Hauptmassenstücke, nächst einer vorkommenden zarten Schwellung in den Kanten, nirgends lothrecht zu stellen, sondern sehr zart gegen die Mittelachsen geneigt zu halten.

Die der älteren Zeit angehörenden Werke dorischer Bauart haben massige Verhältnisse, Säulen von 5 — 6 Durchmessern Höhe, geringe Zwischenweiten &c., ohne daß sie deshalb mit dem Gebälke plump erscheinen; diese Verhältnisse werden immer schlanker und graziöser, bis sie im Parthenon zu Athen ihren Glanzpunkt erreichen.

Leichter aufstrebend sind die Werke im jonischen Stile, ebenso diejenigen Bauten, bei welchen statt der Säulen Karyatiden oder Atlanten als Stützen des Gebälkes verwendet sind, bei dem dann der Fries weggelassen ist.

Endlich erreichen die Werke der Griechen den höchsten Grad edler Leichtigkeit, wie am Denkmal des Lysikrates, in der korinthischen Bauweise.

Wo Ornamente, sei es gemalt oder sculpirt, vorkommen, sind alle sie bildenden Linien elastisch und zart; die figürlichen Darstellungen, welche auch an den architektonischen Werken von den größten Bildhauern ausgeführt wurden, sind stets edel und immer frei von jeder nach Prunk strebenden Behandlung; die Sculpturen fügen sich im Bauwerke den architektonischen Forderungen, sie drängen sich nirgend hervor.

Dieses glückliche Bemessen der, jedem Theile in seiner Stellung zum Ganzen zukommenden Grenzen, ist ein Merkmal der griechischen Bauweise und das Mittel, durch welches sie sich zur classischen Schönheit emporgerungen.

Die Römer, welche allmählich zu einer Weltmacht sich erhoben, nahmen die Erfahrungen sich zum Muster, welche die griechische Baukunst und ihre Schwesterkünste gemacht; an der Hand und nach den Vorbildern der griechischen Architektur schufen die Römer ihre Prachtbauten, aber nicht mehr in dem edlen, der Schönheit entsprechenden Sinne der Einfachheit, sondern mit der Absicht, durch Anwendung und Vorführung kostbarer Materialien sich hervorzuthun.

Was der Grieche zart andeutete, pflegt der Römer durch kräftige Sculptur zur Geltung zu bringen; der Römer erging sich im reichsten Schmucke, der oft bis zur Ueberladung sich verstieg; damit entging ihm die Feinheit, die höchste Stufe der griechischen Kunst, ihr bleibender Werth.

Dem Beherrscher einer Welt waren Schranken in der Ausführung nicht mehr denkbar; zu dem kam dem Römer die Erfindung des Gewölbebaues zu Statten und erlaubte ihm Herstellungen von weiten prächtigen Räumen, Hallen und Sälen, wie sie vordem kein Volk zu schaffen die Möglichkeit hatte.

Der größte Luxus wurde in Rom, als dem Centrum der Macht, entfaltet. Die einfachen Nützlichkeitsbauten zeugen von der technischen Fertigkeit, welche die Römer im Gewölbebau erreicht haben; so die noch jetzt bestehenden Wasserleitungen, die auf hohen durch Gewölbe verbundenen Pfeilern meilenweit über die Thalebenen geführt sind, die mächtigen Unterbauten der Terrassen und Palläste u. s. f. und geben uns Gelegenheit zu entnehmen, wie wohlbedacht dabei die Verwendung der verschiedenartigsten Rohmaterialien und der gebrannten Lehmsteine gewesen.

Die Behandlung der Plananlagen wird bei den Römern eine freie, es werden halbkreisförmige Abschlüsse und ähnliche malerische Gestaltungen üblich. Fast überall sind Säulenstellungen mit darüber befindlichen Gebälken den Mauermassen als belebendes Motiv angefügt, während diese die Träger der Wölbungen bilden.

Diese werden durch der Wölbungslinie parallele Gurtungen und sie verbindende Quergurte in Cassetten aufgelöst, oft auch durch diagonal gelegte sich kreuzende Gurtungen belebt, wie denn überhaupt der reichen Gliederung der Wölbungsfläche volle Aufmerksamkeit geschenkt wird. Wie selbstverständlich werden die Schlußsteine durch Consolen und ähnliche Motive ausgezeichnet.

Die Verbindung lothrechter und wagerechter Baugliedlinien mit den Bogenlinien gestattet eine reiche Abwechselung und Behandlung der Bauobjecte; wo früher Colonnaden verwendet wurden, treten jetzt Arkaden auf. Großartige mit hohen ge-

wölbten Durchfahrten ausgestattete Triumphthore schmücken die Wege, über welche die siegreichen Heere ihren Einzug halten.

Die weiten öffentlichen Gerichtshallen sind meist mit einem halbkreisförmigen Ausbau abgeschlossen, in welchem die gerichtlichen Verhandlungen stattfanden (Basiliken); die Götterbilder in den Tempeln standen in den den Fond bildenden, halbkreisförmigen reich cassettirten Nischen; das Tempelschiff selbst war meistens mit einem Tonnengewölbe bedeckt, während die säulengetragene Vorhalle fast immer mit geradem Gebälke versehen war.

Trotzdem aber, daß die Römer von dem Gewölbebau den vollsten Gebrauch machten, hielten sie an den ihnen zum Vorbilde dienenden Säulenstellungen und Gebälken der Griechen fest, und verstanden es nicht, sich von den Formen los zu machen, welche in Griechenland als Resultate der Steinbalkenconstruction sich logisch ergeben hatten.

Indem die Römer lediglich als üppiges Schmuckmittel die Säulen verwandten und statt die Gebälke, gleich den Griechen, als Säule mit Säule verbindende Abschlüsse unter dem Dache zu betrachten, — sie gleichfalls als Decorationsstücke auffaßten, bekrönen sie ihre Säulen einzeln mit den wie bei den Griechen gegliederten Gebälken und setzen dann eine Statue, eine Trophäe oder ähnliches darauf. Der Sinn des Gesimses geht dabei verloren, es wird lediglich Decoration.

Ebenso befremdlich ist die Anwendung des griechischen Gesimsmotivs über einer einzelnen Säule, wenn es der Auflagerungspunkt, der Ausgangspunkt für ein weites, meist kreuzförmiges Gewölbe ist. Die zu anderen Zwecken passenden Ausmessungen und Gliederungen des Gesimses stimmen nicht mit der Anforderung, das Gewölbe zu tragen. Das ist einer der Fehler, welche die Römer in ihrer Bauweise sich haben zu Schulden kommen lassen, ein Fehler, welcher auch die opulenteste Ausschmückung der Säulen und ihrer Gebälke nicht vergessen machen kann.

In ihrer sorglosen Nachahmung der griechischen Vorbilder stellen die Römer bei Bauten von vielen Geschossen (Amphitheater des Flavius) Säulenstellung über Säulenstellung, — dorisch, jonisch, korinthisch — als Bekleidungsmittel der mit Bogenöffnungen versehenen Außenmauer, ohne zu bedenken, daß Constructionen, welche auf einem nicht hohen Unterbau günstig in den Verhältnissen ihrer Theile abgestimmt sind, es nicht mehr sein können, wenn sie nur als Zwischenglieder und auf viel höherem Standpunkt verwendet werden. Das ist der andere Fehler, welcher den Römern vorzuwerfen ist, ein Vorwurf, den sie durch überlegte anderweite Behandlung, i. e. durch Erfindung den Erfordernissen angepaßter Motive, sich hätten ersparen können. Das Gute ist eben nicht an jedem Platze gut, und das Schöne nur da schön, wo es eine logische Grundlage hat.

An großartigen Conceptionen hat es den Römern nicht gefehlt; kreisrunde Bauten mit einer Kuppel, wie die des Pantheon, reich in wirkungsvollen Cassettirungen construirt und durchaus glücklich in den Verhältnissen, erregen noch jetzt die Bewunderung. Die Anordnung der Pläne der Thermen, und die gewaltigen gewölbten Säle daselbst, nebst den die Höfe schmückenden Hallen und Arkaden beweisen einen seltenen Sinn für eine großartige malerische Wirkung bei der Bewältigung complicirter architektonischer Aufgaben; ebenso dürfen wir nicht vergessen, welche Kühnheit die Römer in der Verbindung der sich kreuzenden gewölbten Räume

(Friedenstempel in Rom und andere Basiliken) in glücklicher Weise entwickelten, wie sie in ihren Foren, ihren Tempelbauten einen fesselnden Effect zu erzielen wußten, allerdings dabei oft bis zur Ueberladung durch Schmuckmittel und Zwischenglieder sich heranwagend. Damit tritt denn auch die Zeit der Erschöpfung ein, und der unvermeidliche Stillstand.

Erst mit dem Losmachen von dem griechischen Erbe, mit der selbständigen Behandlung des Gewölbebaues kommt wieder frisches Leben in die Baukunst, das ist mit dem Auftreten der byzantinischen und der romanischen Bauweise, der Herstellung der dem christlichen Cultus dienenden Bauten.

Die romanischen Kirchen sind fast sämmtlich Basiliken, mit 3 oder 5 Schiffen, sie verwerthen vor dem halbkreisförmigen Abschluß einen Theil des Langschiffes für die Aufstellung der Chorstühle, der Kanzel, der Ambonen, und pflegen diesen Theil um mehrere Stufen gegen den übrigen Theil des Schiffes zu erheben. Nicht selten wird unterhalb des Chorraumes ein besonderer, niedriger Kirchenraum, eine Krypta angelegt, deren freie Verbindung mit dem oberen Kirchenschiffe mittelst malerisch angeordneter Treppen, zwischen oder neben den Treppen, welche zum Chor hinaufführen, statt hat.

Der Chor ist zugleich der Raum, in dessen Hintergrunde der Altar untergebracht ist. Nicht selten ist der Chor triumphbogenartig, vor dem Beginn des halbkreisförmigen gewölbten Abschlusses, gegen das Kirchenschiff hin, abgetheilt.

Das breite Mittelschiff wird durch Säulenstellungen (zuweilen auch Pfeiler mit Säulen abwechselnd) von den Seitenschiffen getrennt; über diesen Säulen ruht entweder ein wagerechtes Gebälk als Träger der hoch aufgeführten Seitenmauern, oder es ruhen diese Mauern auf den Bogen, welche von Säule zu Säule geschwungen sind.

Die romanischen Basiliken sind meist mit einer wagerechten Decke überspannt, zuweilen ist die hölzerne Dachconstruction sichtbar gelassen und erst zwischen den Sparren verschalt.

Gleichzeitig mit dem Entstehen der Werke der romanischen Bauweise traten die der byzantinischen Kunst in's Leben. Hier ist der Einfluß des Orients, der Werke der Mohamedaner, nicht zu verkennen.

Die künstlerische Bedeutung der byzantinischen Bauweise liegt in der vollständigen Durchführung des Kuppelbaues, also gewölbter centraler Anlagen. Von vier massigen Eckpfeilern ausgehend, welche durch Gewölbe verbunden sind, wölbt sich die Kuppel über das ganze Quadrat zwischen diesen Pfeilern weg; sie ruht auf den Scheiteln der vier Gewölbe und den von den Pfeilerecken aufstrebenden Zwickeln, meist über einem wagerechten, wenig profilirten Kranze, von dem aus sie ziemlich flach, mehr als Calotte sich ausbreitet.

Alle den Mittelraum umgebenden Räume sind gewölbt und so geordnet, daß ihre Mauern den Kuppelansätzen als Stützen und Widerlager dienen.

Wo erforderlich, werden die Nebenräume mittelst Gallerien auf durch Bogen verbundenen Säulen von dem Hauptraum geschieden, und wird dadurch das Innere malerisch gestaltet. Die Fensteröffnungen in den Außenmauern sind oben halbkreisförmig geschlossen und auch in der Kuppel der Gewölbeconstruction angepaßt. Meist hat das Innere unter der Kuppel den Durchmesser derselben zur Höhe.

In beiden Stilarten ist der farbige Schmuck theils durch Fresken, theils in Mosaik reichlich angewendet; die Wandflächen sind mit figürlichen Malereien bedeckt, ebenso die Gurtungen und die Gewölbeflächen, worauf nächst den figürlichen Darstellungen vielfältig sich verschlingende Stengel- und Blattwerkmuster mit rosettenartigen Blumen, farbige Einfassungen und Sterne auf Goldgrund oder goldene Sterne auf dunkelfarbigem Grunde beliebt waren. Die reichste Ausschmückung pflegte der Absis zu Theil zu werden.

Für den Untertheil der Wandflächen waren Feldertheilungen mit großen farbigen Steineinlagen und Umrahmungen mit fein gemusterten geometrischen Mosaiken in Gebrauch.

Vorwiegend in den byzantinischen Werken erfuhren die Säulen eine ganz selbständige Behandlung.

Um den ihnen unmittelbar aufgelegten Gewölbeanfängen eine passende Unterlage zu bieten, werden die Capitäle als von oben gegen den verhältnißmäßig schmalen Säulenschaft abgeschrägte Steinwürfel gestaltet, welche nur mit flachem Ornament an den Kanten verziert sind und nicht weit ausladende abschließende Platten, Wulste und ähnliche Gliederungen haben. Die Säulenschäfte sind häufig glatt aus farbigen Monolithen hergestellt. Ueber einer viereckigen Basis liegen Ringe und eingezogene Glieder (Hohlkehlen), über welche weg von den Ecken der Basisplatte blattverzierte Uebergangstheile schräg gegen den Säulenschaft geführt sind.

In ähnlicher Weise wie an den Umgängen der Klosterhöfe Säulen, Bogen und Gesimse behandelt sind, sind sie auch an Aufbauten über den Kirchenaltären ꝛc. gestaltet. Hier sind die Säulenschäfte oft in aufwärtsgehenden Windungen zu treffen oder reich mit Mosaikfüllungen zwischen aufrechten oder spiralförmig angelegten Stegen; die Archivolten sind reich profilirt und gleichfalls mit farbigen Mosaiken ausgestattet.

Nur in den romanischen Basiliken und an den ihnen meist vorgelegten, die ganze Breite derselben einnehmenden äußeren Vorhallen kommen noch Anklänge an die römische Gesimsbehandlung vor.

Im Allgemeinen sind die Gesimse aus übereinander gelegten Wulsten, Hohlkehlen, Zahnschnittgliedern und ähnlichen Motiven zusammengestellt, oft über breiten mit Mosaiken verzierten Friesflächen, und haben wie die anderweit vorkommenden Gürtungen nur geringe Ausladungen.

Bei allem Reichthum der Ausschmückung, an welcher Gold und edle Steinarten auch farbiges Glas keinen geringen Antheil haben, ist die Beschränkung, welche den die Wände bedeckenden bildlichen Darstellungen auferlegt ist, wegen deren besonders die Größen der Figuren auf die Architektur keine Rücksicht nehmen, für unser Auge eine empfindliche. Diese Beschränkung ist die Folge des rituellen Festhaltens an den Schwächen, welche die künstlerische Ausführung Anfangs aufwies, ferner dessen, daß angenommenen Symbolen für einzelne Glaubensbegriffe eine zu wichtige Rolle zugetheilt war.

Gleichzeitig mit den eben beschriebenen Stilarten erreichte die maurische Bauweise ihren Glanzpunkt. Auch hier ist der Gewölbebau, namentlich die Ueberspannung der Säulenzwischenweiten durch Bogenwerk in eigenthümlicher Weise behandelt.

Die Bogen haben meist die Hufeisenform, d. h. sie sind noch über den Halbkreis hinaus nach unten fortgesetzt und werden von da schräg bis zu den Capitälen der sie tragenden Säulen zurückgezogen. Sie sind gegen die Innenseite meist ausgezackt und in ihrer Laibungsfläche vielfach gegliedert.

Diese Bogen, welche auch statt der halbkreisförmigen Linie gegen den Schlußstein hin die Spitzbogenlinie erhalten, sind meist in der Vorderfläche durch Stäbe oder Füllungen eingerahmt, welche rechtwinklig sich seitlich und oberhalb kreuzen.

Die Säulen, wie die reich sculpirten Capitäle und Basen pflegen verhältnißmäßig dünn zu sein.

Zwickel und andere auf einen oberen Abschluß zielende Bautheile sind in kleinere Zwickel aufgelöst, welche aus Säulchen, Consolen und Bogen sich aufbauen und von unten gesehen den Eindruck machen, als wären sie Tropfsteingebilde.

Wo die Wandflächen geschmückt sind, besteht dieser Schmuck aus sehr flach gehaltenen Flechtwerkornamenten, die lediglich aus gewandten Zusammenstellungen mathematischer Figuren mit flach profilirtem Blattwerk und arabischen Schriftzeichen gebildet sind. Reiche Bemalung, Vergoldung, auch Herstellung der Ornamente in farbigem Mosaik verleihen dieser Ausstattung eine graziöse Pracht. Die Bogen bildenden Glieder der Oeffnungen sind in harmonirender Weise reich mit zierlichen Mustern übersäet.

Beliebt sind hohe Eingangsöffnungen zwischen den nur mit wenigen und kleinen Fenstern versehenen Umfassungswänden. Diese Eingangsthore (oft vor einer quadratischen Vorhalle) pflegen von lothrechten und sie oben verbindenden wagerechten Stäben eingefaßt, die Mauern dann mittelst farbiger flacher Gurtungen in Felder und Geschosse getheilt, und das ganze oben durch einen Zinnenkranz abgeschlossen zu sein. Wo Kuppeln vorkommen, sind sie oft zwiebelartig ausgebaucht und durch aufsteigende Gurte gegliedert.

So stattlich diese Bauweise ist, so hat sie doch in Europa nicht Fuß fassen können, sie folgt zu sehr den Ansprüchen des Koran, sie bedingt für ihre Anwendung die Lebensweise des Orientalen mit ihren Vorzügen und ihren Beschränkungen.

Gegen das Jahr 1000 unserer Zeitrechnung entsteht die gothische Bauweise, der Spitzbogenstil, und greift mit auffallender Raschheit um sich. Er ist das Resultat einer neuen Constructionsweise in Steinmaterial und dazu angethan, das Aufstrebende, das Losmachen von dem Irdischen zu versinnlichen.

Während die früheren Gewölbebauten, um haltbar zu sein, gewaltige Mauermassen als Widerstandsmittel gegen den seitlichen Druck, den Schub, beanspruchen, ist in der Spitzbogenarchitektur die Gewölbeconstruction gleichsam in Gurtungen aufgelöst, zwischen welchen nur sehr leichte gewölbte Ausfüllungen zur Deckung der Räume erforderlich sind.

Diese Gurtungen werden durch andere niederwärts gehende Gurtbögen gegen das Ausweichen gestützt, diese wiederum durch pfeilerartige Vorbauten, welche, je tiefer gehend, um so mehr durch Abtreppungen verbreitert werden, bis sie den ganzen Druck an den Fuß des Bauwerkes übertragen.

Die lothrechte Ausfüllung der Zwischenräume zwischen den die Gurtungen tragenden Ständern, also die Ausführung der Mauern ist hierbei fast ganz dem

Belieben des Architekten anheimgestellt; es ist ihm also die Gelegenheit geboten, statt der Mauern auch nur Fenster einzufügen u. s. w.

In der Schlankheit des Spitzbogens und der Möglichkeit zu seiner lothrechten Unterstützung hohe und verhältnißmäßig schmale Ständer zu verwenden, diesen selbst eine solche Gliederung zu geben, daß man auf ihnen die Fortsetzung der Gurtungen durchgeführt sehen kann, liegt das Besondere, das Aufstrebende dieser Bauweise, wenn man so sagen darf, das Freimachen vom Material zu Gunsten einer möglichst freien und reichen Gestaltung des Inneren des Bauwerkes.

Es darf demnach nicht verwundern, daß unterhalb der Gurtungen so gut wie kein Capitäl den Uebergang zu den niedergehenden Stützgliedern abgrenzt; hier wird kein Abschluß als Zwischenglied verlangt.

Auch für das Aeußere ist die Mauerfläche kein Bedürfniß mehr, sie ist in die Stützen, die bogenförmigen Widerlager und die vorgelegten meist mit Thurmspitzen gekrönten Pfeiler aufgegangen. Daher sind auch die Fenster nicht als hervorragende Bauglieder, sondern nur als Ausfüllungen zwischen den Pfeilern behandelt, sie treten nicht hervor, sondern zwischen die Stützen hinein.

Der Constructionsweise des Innern entsprechend, ist die Gestaltung der hoch aufstrebenden Thürme und der Giebelfronten; alles zielt darauf hin, bei einer möglichst geringen Grundfläche eine bedeutende Höhe zu gewinnen. Der Thurmhelm, der aus zusammenstrebenden Ribben mit nur wenigen Querverbindungen gestaltet ist, erhebt sich über Pfeilern mit Giebeln und kleineren Thurmhelmen, welche diese Ribben zugleich stützen. Es greifen stets weiter vorspringende Stützen vor die höheren Stützen, alle in Streben und Bogen aufgelöst, und das gleich vom Fuße des Bauwerkes beginnend. Von einer eigentlichen Baumasse, wie an den romanischen Thürmen, kann nicht mehr die Rede sein, sie ist hinter den Gruppen von Ribben und schmalen Pfeilern verborgen.

Die Oeffnungen für die Eingangsthüren liegen stark in die Mauer vertieft, zwischen mit Stabwerk und verbindenden Bogenribben von vorn nach rückwärts sich verjüngenden Mauerabschrägungen. Ausschmückungen mittelst kleiner Baldachine über Figürchen, die bis zum Scheitel der Bogen sich folgen, sind vielfach anzutreffen. Die Mittelfenster der Vorderfront und der seitlichen Vorsprünge sind oft als colossale Rosenfenster gestaltet, und, wie überhaupt die Fenster der gothischen Dome, mit Glasgemälden ausgestattet.

Für Schlösser und Profanbauten findet die gothische Bauweise vielfach Verwendung, wir treffen hier auf die beliebten Erkerausbauten, Eckthürme, steile Giebel und Zinnenbekrönungen über den nur sehr wenig ausladenden Gesimsen. Im Allgemeinen pflegt, wo nicht kirchliche Formen auftreten, der Burgcharakter vorzuwalten.

Während die gothische Bauweise bei den germanischen Völkern und in den nördlichen Ländern vor Allem für Kirchen, Taufhallen, u. ähnl. auf in die Höhe streben berechnet ist, will sie im Süden und bei den romanischen Völkern sich davon frei halten; hier wird, für die Gestaltung der Räume, der Wirkung durch freie Breite, auf Kosten der Höhe der Vorzug gegeben.

Als zwischen dem 15. und 16. Jahrhundert, namentlich in Italien, die Geister sich der alten griechischen und römischen classischen Literatur zuwandten, erwachte auch der Sinn für das Studium der alten Bauwerke und der alten Kunst. Mit

wahrem Feuereifer rissen sich die Künstler des Cinquecento, der Renaissanceperiode, von den mittelalterlichen Bauweisen los, um an der Hand der classischen Denkmäler Griechenlands und Roms neue Schöpfungen entstehen zu lassen, in welchen sie die edlen Formen jener mit frischen Motiven ergänzten und belebten.

In der Behandlung der Details, der Ornamentirung, verstanden sie die schwere Opulenz der Römer zu vermeiden, dieselbe durch feine Gliederungen, zarte Bewegung an Schönheit zu übertreffen. Es ist, als würde ein griechischer Hauch über alles gelegt, was die alten Römer in ihrer Prunksucht vernachlässigt hatten.

Die Erfahrungen an den romanischen Arbeiten, auch an den Werken der Gothik, wurden zart mit zur Geltung gebracht. Ueberall ist ein edler Schwung in den bewegten Linien, ein feines Abwägen für die Verhältnisse der Bautheile untereinander und eine glückliche Combination in der Verwendung farbiger Materialien, in den Renaissancewerken ersichtlich.

Kräftige, aus mächtigen Quadern gestaltete Unterbauten und, wo passend, auch höhere Geschosse, nehmen elegant gegliederte Gesimse, Thür- und Fensterumrahmungen zu Hülfe; auf die malerische Anordnung der Vorhallen, Vestibule, Treppenhäuser, Höfe 2c. ist das Augenmerk der Künstler gerichtet, nicht minder auf die geeignete Verwendung von Säulen mit ihren Gebälken und die anmuthenden Bogengänge.

Die Malerei weiß der Architektur mit ihrer Pracht sich zu widmen, wird von der Architektur dankbar begrüßt; ebenso weiß sich die Sculptur mit ihren phantastischen graciösen Combinationen von Figuren und Rankenwerk der Architektur anzuschließen und trotz aller Freiheit in diesen Combinationen stets die Grenzen einzuhalten, welche der Architektur den Vorrang in der Schöpfung des Totalwerkes sichern.

Am herrlichsten entfaltet sich die Renaissance in den Profanbauten der wohlhabenden und angesehenen Familien der machthabenden Städte Italiens, der durch die classische Bildung angeregten Mäcene. Fast ausnahmslos sind die Bauten aus dieser Zeit heiteren Charakters, würdig und in allen Details edel.

Der in Italien gegebene Anstoß wirkt nachhaltig auf die Staaten Europa's, besonders auf das benachbarte Frankreich. Während Italiens Machtstellung abnimmt und die Frankreichs sich hebt, beginnt eine Freiheit in der Architektur um sich zu greifen, welche die Gedanken an eine constructive Behandlung zu negiren sich bestrebt. Die Renaissance artet zu einer Spielerei in Schnörkeln und Liniencombinationen aus, welche nur selten noch etwas anderes gestattet, als Launen der Phantasie, in allen Dingen Verdrehungen und Verkrümmungen, statt ruhiger Linien und Formen auf ihr Panier setzt, zu Producten, welche wir mit dem Namen Zopfarbeiten bezeichnen. Nur in wenigen Fällen zeigen diese Arbeiten sich, trotz aller Sonderbarkeiten edel gedacht, in glücklichen Verhältnissen und wirken dann wie ein Rausch, wie ein lebhafter, nicht unangenehmer Traum.

Ehe dieser Zopf sich in Deutschland breit machen konnte, sehen wir hier die Renaissance zuvörderst an den kleinen Gebrauchsgegenständen, Möbeln und dergl. sich einbürgern, um die für diese Gegenstände zulässigen Formen auch auf die Bauten übergehen zu lassen. — Thüren, Fenster, Erker und dergl. werden bald so reich und in solchen Gestaltungen hergestellt, daß man die Vermuthung nicht ab-

wehren kann, sie seien den Möbeln nachgebildet, während vorher diese sich bemüht hatten, als architektonische Schöpfungen zu erscheinen. Dieses Durcheinander von Schmückungsversuchen schädigt die Werke der deutschen Renaissance, läßt sie gegen ihr Vorbild, die italienische Renaissance, zurückstehen. Die Zopfrenaissance, welche in Frankreich aufwucherte, wird als Mode auch nach den benachbarten Ländern, bis an den Newastrom verpflanzt und blüht hier ebenso in allen ihren Fehlern, wie in der Heimat, bis die große französische Revolution und die französische Kaiserzeit den Anstoß gaben, sich wieder an das alte Rom zu wenden, um da nach Vorbildern sich umzusehen.

Der Stil des Kaiserreiches ist wiederum eine Renaissance, aber ohne die frische Freiheit des cinque cento, ängstlich fein in den Details, aber ohne den eigentlichen Schwung, eine Renaissance, die sich auf das Imitiren beschränkt.

Dank der Richtung, welche in Berlin, durch die eminente Befähigung Schinkels, die Werke der classischen Blüthe Griechenlands zu erkennen und zu verwerthen, sich zu einer förmlichen Schule aufgeschwungen, kommt frisches Leben in die Baukunst, muß Rom und die Renaissance der Italiener einer Behandlung in mehr griechischem Sinne den Vorsprung gönnen.

Unter König Ludwig I. tritt auch in Bayern ein Zurückgreifen auf die alten griechischen Bauwerke, wenn auch nicht in so strenger Weise wie in Berlin auf; gleichzeitig werden aber auch möglichst alle Bauweisen in einzelnen Werken versucht, jedoch ohne eine durchschlagende Wirkung für das Bauwesen zu erzielen.

In England gewinnt der Elisabethstil (gothisch) bei größeren öffentlichen Bauten den Vorsprung, nächst ihm die Renaissance, welche auch in Sachsen durch Semper emporblüht.

Je näher an Italien, um so frischer lebt gegenwärtig (so in Wien) die Renaissance auf, neben herrlichen Werken in romanischer, gothischer und gräcisirender Bauweise; von einer neuen modernen Bauweise kann aber nicht berichtet werden.

Manche glauben, es werde die vielfache Verwendung des Eisens eine Umwälzung in der Bauweise hervorrufen, wie auch das Bestreben, den Backsteinrohbau zur Geltung zu bringen. Ob das wirklich der Fall sein wird, ist sehr zu bezweifeln. Nicht glücklich ist die Tendenz der Gegenwart, namentlich in Deutschland, eine Bauweise (deutsche Renaissance) wie eine Mode in den Vordergrund zu schieben, um so weniger, als die deutsche Renaissance nicht das Resultat einer besonderen Constructionsweise ist, sondern nur eine locale Abweichung — in der Ornamentirung — von der originalen italienischen Renaissance.

Die lebhaften Fortschritte der Wissenschaften, die erleichterten Communicationen in und über Europa hinaus, haben Verhältnisse hervorgebracht, welche die verschiedenen Nationen gleichsam zu einer großen Nation verschmelzen; sie weisen uns an, wo es die Kunst gilt, von örtlichen Eigenheiten uns frei zu halten und nur die großen Züge anzustreben, welche, wie in der Zeit der römischen Weltherrschaft, oder der Zeit der Renaissance, allgemeingültige Berechtigung haben; wir dürfen die Kunst nicht mehr in kleinen Einzelnheiten, sondern nur in ihren großen Umrissen aufzufassen und zu verwerthen uns gestatten.

Ein Mahnwort an Erzieher.

Von
Prof. Dr. C. Hennig.
Leipzig.

Auf drei wichtige Körpertheile macht die jetzige Erziehung Angriffe, gegen welche die Aerzte verpflichtet sind verbündet in's Feld zu rücken. Jene Körpertheile sind: Die Augen, der Rücken und die blutbildenden Organe. Aber auch die geistigen Fähigkeiten und die Entwicklung des Charakters werden von den herrschenden Unterrichtsmethoden in und außer der Schule fehlgeleitet und oft nahezu unterdrückt.

Daß man jetzt ungewöhnlich viele Zöglinge der verschiedensten Lehranstalten namentlich in großen Städten mit Brillen oder mit den noch weniger schönen Lorgnons bewaffnet sieht, kann seinen Grund zum Theil darin haben, daß die Augenleiden heutzutage mehr und zeitiger erkannt werden als vor dreißig Jahren. Ueberhaupt kann man Angesichts dessen, was man jetzt im geselligen Verkehre von allerhand Krankheiten hört und in Zeitschriften der möglichst spannenden Unterhaltung wegen zu lesen bekommt, getrost annehmen, daß ein großer Theil der Gebrechen, welche in dem Heere der die Menschheit befallenden Leiden stattlich einherziehen, erst durch die mühevollen Untersuchungen der Aerzte, durch die tiefere Kenntniß des menschlichen und des thierischen Körpers entlarvt worden sind oder sich bei dem anhaltenderen oder mehrseitigen Gebrauche der Sinneswerkzeuge im Dienste des Staates herausgestellt haben. So ist die Farbenblindheit, eine Entdeckung der Neuzeit, bei Gelegenheit des Eisenbahndienstes erst eigentlich allgemein zur Sprache gekommen und überraschend oft gefunden worden.

In ähnlicher Weise sind gewisse vielleicht angeborene Fehler der Sehwerkzeuge theils durch genauere Kenntniß des Auges, theils aber auch durch die höheren Anforderungen, welche jetzt schon an die kindlichen Augen gestellt werden, in bedenklicher Häufigkeit hervorgetreten. Besonders in Deutschland, welches in der Gelehrsamkeit fast vor allen Völkern, mit Ausnahme der Chinesen, einen Ruhm findet, wird in den Städten und theilweise auch schon in Dorfschulen bereits schon in so zartem Alter studirt, daß kurzsichtige und brillentragende Kinder Einem auf jeder Straße begegnen.

Die Vertröstung, die Kurzsichtigkeit bessere sich in dem reifen Alter, ist wenig stichhaltig, da das traurige Gegentheil nur zu oft vorkommt.

Dazu beherzige man, daß die in den großen Städten immer mehr überhand nehmende Blutarmuth und Muskelschwäche die Kurzsichtigkeit durch zeitiges Ermüden der Augen während der Arbeit beschleunigen und verschlimmern. Dies kann aber nicht anders kommen, seitdem die Zahl der Lehrstunden und der Leistungen des geforderten Privatfleißes seit den letzten zehn Jahren nicht im Verhältnisse zu dem Alter und den Kräften der Schulkinder zunimmt. Das Schlimmste aber ist, daß beide Mängel, die Kurzsichtigkeit und der Ausfall an Saft und Kraft, auf künftige Geschlechter forterben.

Die gebückte Haltung beim Schreiben, Zeichnen und Sticken, welche durch die Kurzsichtigkeit bedingt ist, führt auf den zweiten schwachen Punkt: das ist die

Rückenschwäche. Nicht immer wird die Kurzsichtigkeit gleich im Beginne bemerkt und durch passende Augengläser zur rechten Zeit corrigirt; auch wird die Kurzsichtigkeit bisweilen da angenommen, wo nur Schwachsichtigkeit besteht. Die Sehschwäche, daran kenntlich, daß Lesen und Schreiben eine Viertel- oder Halbestunde lang bei gehöriger Entfernung des Gesichtes vom Buche vertragen werden, aber Mattigkeit, Schwindel und endlich Augenschmerzen erregen, fällt häufig mit der Schwäche der Rückenmuskeln zusammen.

Bei jedem Menschen ist durch gewisse frühere sich forterbende Gewohnheitsthätigkeiten die rechte Hälfte des Brustkorbes etwas stärker entwickelt und weiter als die linke, häufig auch die Wirbelsäule zwischen den Schulterblättern ein klein wenig nach rechts ausgebogen. Diese geringe Unregelmäßigkeit hat für das Wohlbefinden des ganzen Körpers zunächst keine Bedeutung. Sobald aber die an den Wirbeln und Schulterblättern sich befestigenden Muskeln zu einseitig beschäftigt oder gedehnt und übermüdet werden, so ertheilen sie der Wirbelsäule krankhafte Krümmungen. Solche Krümmungen, anfangs vorübergehend, später bleibend, werden beispielsweise erzeugt, wenn der im Wachsen begriffene Mensch angehalten wird, mehr als drei bis vier Stunden mit nur kurzer Unterbrechung ohne Rückenlehne zu sitzen. Und selbst an der Rückenlehne schiebt sich der Brustkorb, unmerklich bald rechts bald links einknickend, so schief, daß schließlich besonders beim Schreiben und Zeichnen die „hohe Schulter" herauskommt.

Unsere neuen Schulen gleichen Palästen, haben hinreichend Licht und Luft und auch sonst viel zweckmäßigere Anlagen als früher. Aber dafür wachsen die Ansprüche an die seßhafte Stellung der Kinder. Um zum Beispiel im Sommer den nachtheiligen Nachmittagsunterricht zu kürzen oder ganz wegfallen zu lassen, häuft man auf jeden Vormittag fünf Unterrichtsstunden und giebt längere Hausarbeiten am Schreibtische auf, welche gar oft die Fassungskraft und das schöpferische Maß des betreffenden Alters übersteigen. Dazu treten bald noch ein bis zwei Privatstunden täglich. Man kann nun unter vier Kindern durchschnittlich drei beobachten, welche, je länger sie sitzen und angestrengt geistig arbeiten, um so tiefer mit dem Kopfe auf den Schreibtisch herabsinken und nun erst kurzsichtig werden, wenn sie es noch nicht sind. Erinnern und Mahnen, sich gerade zu halten, von Seiten der Erwachsenen hilft noch nicht auf die Dauer einer Minute, zumal bei schwächlichen Kindern — davon kann sich täglich Jedermann überzeugen.

Gegen diese krumme Haltung und zugleich gegen die zunehmende Kurzsichtigkeit helfen nur zwei Dinge: 1. bedeutende Abkürzung der Sitzzeit; es ist anerkennungswerth, daß in den meisten Schulen wenigstens an einigen Wochentagen Uebungen oder Spiele im Freien, Turnen oder Schwimmen zwischen die Stunden des Stillsitzens eingeschoben werden; auch ist der Gesangunterricht im Stehen der Kinder eine vortheilhafte Abwechselung; 2. eine an jeder Stuhllehne leicht anzubringende, für schwache Rücken unentbehrliche Vorrichtung: ein vom Tischler leicht gefertigtes, etwa zum Anschrauben an die Stuhllehne eingerichtetes senkrechtes Scheit läßt vom obern Ende wagrecht nach dem Kopfe des Kindes hin einen Metallstab abgehen, von welchem in gleicher Richtung ein breiter Reifen abgeht. Dieser Reifen, dessen Oeffnung etwas größer ist, als der Umfang des kindlichen Kopfes, umfaßt den Kopf während des Schreibens von vorn und hält die Stirn dauernd so zurück,

daß die Brust etwas vor die Stirn ragt und so der Kopf nicht, wie häufig, sich dem Schreibebuch so nähern kann, daß der Zuschauer glaubt, das Kind wolle mit der Nase schreiben. Und wie viel freier athmet ein solches Kind, zum Aufrechtsitzen durch den Apparat sanft gezwungen, während des Arbeitens!

Wir kommen nun zum dritten Punkte, zur Blutbildung. Die Leber ist das wichtige Organ, welches aus dem Safte der genossenen Nährmittel junges Blut bildet. Weniger tragen die Milz und die kleineren Drüsen des Unterleibs zum Ersatz des verbrauchten oder verloren gegangenen Blutes bei. Die Leber ist aber im Verhältnisse zum übrigen Körper gesundheitgemäß um so größer, je jünger das Kind. Man braucht kein großer Mathematiker zu sein, um einzusehen, daß ein Kind unter sechs, und ein schwächliches Kind unter sieben Jahren nicht hinreichend Blut bilden kann, wenn es, wie in einzelnen Städten geschieht, regelmäßig Nachmittags zwei bis drei Stunden lang gezwungen wird, still zu sitzen, mit Arbeiten beschäftigt, welche eine gebückte Haltung nur zu sehr begünstigen; dabei aber wird der Oberkörper gegen den Unterleib gepreßt und so vornehmlich die Leber in ihrem Wachsthum und in ihrer freien Thätigkeit gehemmt. Dazu kommt, daß gerade in den genannten Jahren das Längenwachsthum des Rückgrats lebhafter als nachher und fast so lebhaft wie in den ersten Lebensjahren vor sich geht, der Rücken demnach bei Ermüdung sich leichter nach vorn krümmt und Engbrüstigkeit erzeugt. Die Engbrüstigkeit aber begünstigt wiederum die Blutarmuth, weil besonders bei Schwächlingen weniger Lebensluft zu den Lungen gelangt. In den Lungen aber soll das noch nicht verbrauchte Blut angefrischt und zu neuen Lebensthätigkeiten sowie zur Erzeugung der dem Körper nöthigen Wärme angefacht werden. Außerdem wird immer wieder vergessen, daß im Sommer in den heißen Mittagsstunden der Körper ohnehin zu allerhand Störungen geneigt wird, und daß angestrengte Geistesthätigkeit nach Tisch die Verwerthung der eingenommenen Nahrung aufhält.

Endlich ist immer wieder daran zu erinnern, daß trotz der jetzt sehr rühmlich ausgebildeten, häufig aber übertriebenen, nemlich bei unpassender Benutzung der Oeffnungen schädliche Zugluft erregenden, Lüftung der Schulzimmer Kinder und Lehrer schlecht daran sind, sobald die Zahl der aufeinander folgenden Lehrstunden im Sommer zwei, höchstens drei überschreitet, im Winter die Zimmer überheizt oder mittels Luftheizung erwärmt werden. Bei solchen Mißständen tritt nehmlich Anhäufung von schädlicher Kohlensäure, von Ammoniak, Schwefelwasserstoff und (aus den Steinkohlen) schwefliger Säure ein: dafür Mangel an Lebensluft. Auch durch diese Einflüsse wird das gesunde Athmen beeinträchtigt, die Ausbildung des Brustkorbes gehemmt, die Bildung, Erneuerung und Anfrischung des Blutes beschränkt. Hören wir, ob zu anderen Zeiten die Wahl der in den Schulen vorzutragenden Gegenstände den verschiedenen Altersstufen angepaßt und das Maß der zu erlernenden eingehalten worden sind. Im Anfange dieses Jahrhunderts läßt sich ein bekannter Weltweiser und Volksfreund folgendermaßen vernehmen: „Die Naturgeschichte, welche schon Goethe in der Volksschule in zu großer Ausdehnung vertreten findet, sollte sich weniger mit den ausführlichen Beschreibungen der ausländischen Thiere, als mit liebevollem Eingehen auf die einheimischen Thiere, auf die nächst umgebenden Pflanzen und Steine und auf die Grundzüge der wichtigsten Handwerke befassen."

„Kräuterlehre, vernünftige Sternkunde, nämlich die religiöse, welche mit der Erweiterung der Welt zugleich den Geist erweitert; Kopfrechnen für's Haus, aber nicht kopfzerbrechende, gedankenlose, oder nur für die Prüfungsschau berechnete Aufgaben, sogar ein wenig dem zeichnenden Kinde unter die Arme greifende Geometrie, eignen sich für Mädchen und Jungfrauen. Der Knabe lerne in der Geschichte die Alten ehren, im Latein verstehen und den Helden Plutarch's nachstreben, erfahre aber nicht vor den Gymnasien tiefere Naturlehre und Mathematik. Die meisten Schriftsteller vor Pestalozzi schlugen vor, nur recht viele Kenntnisse aller Art einzuschütten: So bilde sich ein tüchtiger Mensch; der Geist kam damals (nach Klopstock) von Giesen. Der Wille wurde nicht ausgebildet; die Freudigkeit im Lernen, welche wieder Freudigkeit zum Lernen und Schaffen erzeugt, blieb weg. Es wurden gelähmte Allwisser, ohne Gegenwart des Geistes und ohne Zukunft desselben, die ewig fortgeschaffen wurden und nie selber schafften; Erben aller Ideen, aber keine Erblasser solcher."

Dank dem heute wieder im Schwunge befindlichen Trichtersysteme laufen heut zu Tage solche Zerrbilder von Bildung bleichen Gesichtes wieder zu Dutzenden herum. Was die verbesserte Erziehung durch Einschalten von Turn- und Schwimmübungen, von Spaziergängen und botanisch-entomologischen Ausflügen in die Schulzeit zu bessern sucht, wird dankend vom Menschenfreunde und vom Arzte anerkannt; die Feriencolonien für Schulkinder und die Freistationen an Seeküsten für Kränkelnde sind glänzende Blüthen solcher edlen Bestrebungen und werden viel Segen bringen. Aber scharf gerügt muß werden, wenn in höheren Mädchenklassen der Volksschule die specifischen Gewichte von 20 chemischen Elementen zum Auswendiglernen mit 2 Decimalstellen dictirt werden, und wenn man in Obersecunda des Gymnasiums bereits über Lungentuberkulose vorträgt! Das führt geradezu in chinesische Zustände.

Aber auch die Verwandten der Schulkinder fehlen oft, indem sie dieselben Süßigkeiten essen lassen oder sie gar selbst zum Zuckerbäcker führen, wo man eitel Zahnweh und verdorbene Magen kauft.

Ein schwacher Magen aber ebenso ut

plenus venter non studet libenter.

Und wo soll Lust und Kraft zum Lernen herkommen, wenn Kinder-Gesellschaften und die widersinnigen Kinderbälle und -Conzerte bis in die Nacht hinein währen? Das Studiren nach dem Abendbrote ist ärztlich schonungslos zu verbieten. Durch Schönschreiben wird bei der Masse der zu liefernden schriftlichen Arbeiten die theure Zeit hinweggenommen, so daß nur die Befähigtsten den Anforderungen der Lehrer genügen können und sich den Schlaf verkümmern müssen. Aber was sagt man dazu, wenn die Jugend schon ins Theater geführt wird, häufig, um den abonnirten Platz nur „abzusitzen"? Und was verdient eine Mutter, welche, wie Schreiber dieses erlebte, ihr kleines Mädchen, das während der drastisch aufgetragenen Scene in der Wolfsschlucht (Freischütz) vor Entsetzen weint, schreit, zittert und Krämpfen nahe ist, laut auslacht und sitzen zu bleiben zwingt?

Die Viehranches der westlichen Territorien.

Von
Wm. A. Baillie-Grohman.

Gewöhnt wie man ist bei einer Untersuchung der nationalökonomischen Thätigkeit der Vereinigten Staaten riesige Ziffern in den statistischen Darstellungen anzutreffen, so hat doch der dortige Ernte-Ueberschuß vom letzten Jahre und der während derselben Periode in ungemeinen Aufschwung gekommene Viehtransport von Amerika nach Europa, sowie die Resultate der königlichen Commission, welche vom englischen Parlament beauftragt war, die Agricultur-Zustände der neuen Welt einer persönlichen eingehenden Untersuchung zu unterwerfen, die enorme, schwer zu unterschätzende Gefahr, welche den Agricultur-Verhältnissen von Europa durch die fast unlimitirten Productionskräfte der Vereinigten Staaten droht, uns wieder recht inhaltsschwer vor Augen geführt. Heben wir, indem wir uns ausschließlich auf das Hornvieh beschränken und die eben so riesige Brodstoffproduction außer Betracht lassen, einige der wichtigsten und allgemeinsten Zahlen hervor*). Im Jahre 1879 enthielten die Vereinigten Staaten 33 Millionen Hornvieh, davon 12 Millionen Milch-Kühe, so daß der jährliche Zuwachs, nachdem der inländische und ausländische Bedarf gedeckt ist, auf wenigstens anderthalb Millionen Stück Hornvieh beziffert werden kann. Wir vernehmen ferner, daß allein an lebendem Hornvieh im Jahre, endigend mit dem 30. Juni 1879, ausgeführt wurden:

nach Groß-Britannien . . .	71,794	lebendiges Hornvieh,	Werth	26,500,000 Mark,
nach dem übrigen Europa	64,926	"	"	" 7,060,000 "

während im vorhergehenden Jahre sich der Export gerade auf die Hälfte bezifferte. Daß jetzt, wo man schon frisches Fleisch von Australien nach London exportirt, sich immer mehr Dampferlinien ausschließlich dem Transporte sowohl von lebendigem Vieh als auch von frisch geschlachtetem Rindfleisch von Amerika nach Europa, hauptsächlich nach England, widmen, sei nur nebenbei bemerkt. — Einer der Hauptfactoren zu dem fast unermeßlichen Viehreichthum der Vereinigten Staaten ist selbstverständlich der Besitz von riesigen Ländercomplexen, die sich klimatisch sowohl als auch in andern Beziehungen trefflich für Weideplätze eignen. — Im Westen, d. i. in jenen spärlich bewohnten Districten westlich vom Mississippi, wo selbst constituirte Territorien an einander rückend, die Oststaaten mit Californien verbinden, wo öfter, wie es z. B. in Wyoming, Montana, Dakota und Idaho der Fall ist, kaum eine Seele auf je 10 Quadratmeilen (englische) zu rechnen ist, da gibt es einige Strecken von Plains — welche die östlichen Prärien verketten — und prächtige hochgelegene Bergplateaus, hunderte von Meilen umfassend, die, mit dem nahrhaften Hama- und Buffalogras bedeckt, bis jetzt das Heim von Antilopen, Büffeln und Hirschen, dem rastlosen, westwärts drängenden „ranchman“, Viehzüchter, un-

*) Für die Richtigkeit der Zahlen bürgt der Umstand, daß der Autor sie fast sämmtlich direct vom Chef des statistischen Bureaus in Washington, welches eine Zweigabtheilung des Schatzamtes der Regierung bildet, erhielt, wo diese Darstellungen mit ungemeiner Genauigkeit und Sorgfalt ausgearbeitet werden. Noch sei erwähnt, daß Schreiber während seines 10monatlichen Aufenthalts sich mit den Viehranches des fernen Westens aufs genauste bekannt machte und viel darüber in englischen Fachblättern veröffentlichte.

absehbare und kostenfreie Weideplätze für seine Heerden bieten. — Um dem Leser einen klaren Einblick in diese für Europa so wichtige Frage verschaffen zu können, wollen wir vorerst einen Blick auf den Ursprung des „Ranche“-Betriebes wie er jetzt existirt, werfen. Wie so manches andere in den Vereinigten Staaten, war er eine Folge des letzten großen Krieges zwischen den Nord- und Süd-Staaten. Texas, der Staat des einsamen Sterns, wie es genannt wird, war damals noch ein ziemlich unbekanntes Terrain, ein willkommener Versteck für Räuber und Mörder, Flüchtlinge vor der Justiz, welche unter falschen Namen, langen buschigen Bärten und breiträndrigen Sombreros ihre Identität verbargen und mit dem sichertreffenden, mit erstaunenswerther Flinkheit gehandhabten Revolver ihre Freiheit zu vertheidigen wußten. Im Jahre 1860 enthielt Texas laut der natürlich sehr niedrig gegriffenen Steuerangaben 2,733,267 Stück Hornvieh und 172,243 Zugochsen — Texas bedeckt 274,356 englische Quadratmeilen, ist also größer wie Frankreich, Portugal, Belgien und die Schweiz zusammengenommen. Diese riesigen Heerden waren in dem Besitz der unglaublich indolenten und unwissenden Rancheros, von welchen einzelne oft an die 100,000 Stück besaßen, für dieselben jedoch gar keinen Markt oder Verwendung hatten. Das Vieh selbst war eine halbwilde Race, Abkömmlinge des im 16. Jahrhundert von den Spaniern in Mexiko importirten Viehs, klein mit weit auseinander wachsenden Hörnern, rauhhaarig, und da sie öfters jahrelang auf ihren unabsehbaren Prärien weideten, ohne einem menschlichen Wesen zu begegnen, von wilder, schwer zu zähmender Natur. Es war während des letzten Jahres des Krieges, daß einige Armee-Lieferanten der Nordstaaten durch die in letzterer Zeit ungemein gestiegenen Preise für alle Lebensmittel in den nördlichen Theilen der Union, verleitet wurden, ihr Schlachtvieh in Texas zu kaufen und den Armeen zuzutreiben.

So langwierig, gefährlich und beschwerlich dieses Treiben großer Heerden durch die völlig unbewohnten, von feindlichen Indianern durchstreiften Länderdistricte, wasser- und vegetationslosen Wüstenstrecken und Acker, über 10 000 Fuß über dem Meeresspiegel sich erhebenden Bergketten war, so verleiteten doch die riesigen Profite dieser Unternehmungen den abenteuerlustigen und speculativen Yankee, diesem Geschäfte bald große Aufmerksamkeit zu schenken. Damals konnte man dreijährige Stiere, die Auswahl von riesigen Heerden, zu 6 Dollars pro Stück kaufen (24 Mark, eine Summe jedoch, die dort sehr viel weniger repräsentirt als in Europa, denn damals konnte der nächstbeste Taglöhner pro Tag 12 Mark leicht verdienen, Goldminenarbeiter oder Handwerker erhielten 20—30 Mark). In den nördlichen Staaten waren die Thiere als Schlachtvieh gerade das Dreifache werth, da der Auftrieb über die später so historisch berüchtigten „Texas trails“, obwohl 3—4 Monate dauernd, außer dem Lohn für die Cowboys — Kuhbuben — welche die Heerden begleiteten, keinerlei Kosten verursachten, so konnten diese Lieferanten in einem Jahre — da sie zwei Triebe machten — ihr Capital verfünf- und versechsfachen. Schreiber weiß von mehreren dieser Glücklichen, die in den ersten zwei oder drei Jahren zwischen 100 000—150 000 Stück Schlachtvieh auftrieben und sich, nachdem das Geschäft durch Concurrenz bald aufhörte so profitabel zu sein, als zehnfache Millionäre zurückzogen. Hauptsächlich war an der allmäligen Verringerung des Ertrags der Umstand schuld, daß doch

endlich den unglaublich indolenten Rancheros die Augen aufgingen und sie ihr Vieh nicht mehr zu so lächerlichen Preisen verschleuderten und verspielten. Diese Leute, meistens von spanischer Abkunft, waren nämlich unverbesserliche Hazardspieler und es sind authentische Fälle bekannt, daß Heerden von 50 000 Köpfen in einer Nacht von den schlauen mit allen Karten und Würfeln selber geriebenen Yankees gewonnen wurden.

Der große Aufschwung, welchen der nationale Wohlstand bald nach Beendigung des Krieges nahm, hatte zunächst die Colonisation jener Territorien, welche, jetzt als alte Staaten bekannt, damals noch als unbewohnte Länderstrecken dem noch wenig bekannten Westen zugezählt wurden, zur Folge. Missouri, Kansas, Jova und letztlich Colorado wurden mit unglaublicher Schnelligkeit bevölkert. Städte sprangen über Nacht auf, Eisenbahnen wurden mit erstaunlicher Rapidität gebaut und wo vor sechs Monaten noch Urwald oder menschenleere von Antilopen und Büffeln durchstreifte Prairien waren, standen jetzt Ansiedelungen und Farms.

Indem wir die altbegründete Viehzüchtung, mehr oder weniger nach europäischem Muster, welche den civilisirten Oststaaten zu ihrem Reichthum verholfen hat, hier gänzlich unberücksichtigt lassen, so wird der Leser aus Vorhergehendem ersehen haben, daß bis zu dem eigentlichen Anfang der im großartigsten Maßstabe betriebenen Civilisation des Westens das Viehgeschäft mit Texas eigentlich nur das eines mit riesigen Heerden handelnden Viehhändlers oder Treibers war, keineswegs aber jenes eines Viehzüchters. Den Ansiedlern obengenannter Staaten muß der Ruhm zugestanden werden, den ersten Anfang zur Viehzüchtung im großen Maßstabe auf den kostenfreien Weiden der prairees und plains gemacht zu haben. Mit kleinen Heerden von hundert Texaskühen und einigen wenigen Stieren, bezogen von östlichen Staaten, wo bessere Racen gezüchtet wurden, anfangend, wurden diese Erstlingsversuche bald mit ungeahnten Resultaten belohnt; denn die großen Eisenbahnbauten in den Jahren 1864—70, welche obgenannten Staaten zu ihrer jetzigen Prosperität verholfen haben, brachten auch die fernen prairees von Missouri und Kansas in rege Verbindung mit den östlichen Viehmärkten.

Der Zufluß von Ansiedlern und Capital hielt an und bald waren jene vor wenigen Jahren noch brach daliegenden Strecken zu klein für die fortwährend in großen Mengen aus Texas importirten Heerden. Immer ostwärts drängend und gedrängt werdend entstanden in schneller Reihenfolge neue Territorien, neue Staaten; der Wildniß abgerungen, den rothhäutigen Urbewohnern abgekämpft, führen wir ein einziges Beispiel das von Colorado an. Vor 1859 ein völlig unbekannter Ländercomplex, kamen im Herbst jenes Jahres, durch die am Pike Peak, einer der höchsten Spitzen der „Rocky-Mountains“, entdeckten Goldminen angezogen, Tausende von Goldsuchern in jene fernen Neulandschaften. Der Sturm hielt an und in 1861 waren mehr als fünfundzwanzigtausend Goldminer in dem schnell selbst constituirten Territory von Colorado. In eben diesem Jahre begründete ein von Unglück schwer heimgesuchter Goldsucher den ersten Viehranches in Colorado, indem er mitten in einer Wüste knapp an der von den Mormonen und anderen Auswandern stark frequentirten „route“ nach Utah ein Blockhaus baute und seinen Whiskey und Tabak statt für schweres Geld für Vieh vertauschte. Es war nämlich in jenen frühen Tagen der Mormonencolonie am Salzsee und der Colonisation

von Californien und Oregon die Gewohnheit der von Osten nach ihrem neuen Heim ziehenden Familien, einiges Vieh mitzunehmen, welches öfters ihr einziger Reichthum war. Auf der langen sechs- oder siebenmonatlichen Reise über jene, damals noch als die nordamerikanische Wüste bekannte, fast 1500 engl. Meilen breite sterile, wasser- und vegetationslose Fläche, traf es sich öfters, daß das Vieh, von den Strapazen und Nahrungsmangel auf das Jämmerlichste zugerichtet, nicht mehr weiter konnte und von den armen Auswanderern einfach zurückgelassen werden mußte, oder, wie es mit Iliff jenem Begründer der Viehranches in Colorado, der Fall war, gegen Lebensmittel, die in jenen fernen Districten fast mit Silber aufgewogen wurden, vertauscht wurde.

Iliff, in hervorragender Weise mit Yankeescharfsinn begabt, machte nicht allein äußerst vortheilhafte Tauschgeschäfte, sondern der von ihm langsam aufgestapelte Reichthum war in der unter obwaltenden Verhältnissen einzigen einigermaßen sicheren Art angelegt. Die mordenden Sioux- und Cheyenne-Indianer, die ihn auf allen Seiten umgaben, gingen auf Feuerwasser und andere Habseligkeiten der Weißgesichter aus und die ebenso raublustigen weißfarbigen Straßenräuber, öfter in wohlorganisirten großen Banden ihr Handwerk betreibend, wußten nicht, was mit Vieh in der unbewohnten Wüste anzufangen. Kaum einen Tagesritt von seinem einsamen Blockhaus entfernt hatte Iliff eine zerrissene nicht zu hohe Bergkette entdeckt, deren untere Ausläufer, mit reichlichem Graswuchs bedeckt und von schützenden waldreichen Schluchten durchzogen, ein prächtiges Versteck für seine Anfangs nur kleine Heerde boten. Dort erholte sich das eingetauschte Vieh rasch von seinen Strapazen und schnell vermehrten sich die Häupter seiner Theuren und waren hier auch in ihren waldigen Schluchten viel weniger Gefahren ausgesetzt als ihr Eigenthümer, dessen Behausung zweimal über seinem Kopfe angezündet wurde wobei er nur mit von Wunden bedecktem Körper einem gräßlichen Torturtod der Cheyenne-Indianer entwischte. Aber auch zum dritten Mal kehrte der unerschrockene Iliff zurück, das Blockhaus war schnell wieder aufgebaut. Ein neuer Vorrath von Feuerwasser und Kautabak und neue Tauschgeschäfte vermehrten den versteckten Schatz. Kaum sieben Jahre, nachdem der erste Pfahl zu seinem Blockhaus eingeschlagen, wurde die große Pacificbahn in nächster Nähe vorbeigeführt — und wo im Sommer 1867 ein einsames Blockhaus stand, fünfhundert Meilen von Omaha, der nächsten permanenten Stadt — stand kaum 6 Monate später, am 1. Januar 1868, die große Eisenbahnstadt Cheyenne mit siebentausend Einwohnern. Mit einem Schlage war ein Markt geschaffen nicht nur für Iliffs Heerden, sondern auch für den Grund und Boden, den er sich durch Einzäunung und Anpflanzungen zu Eigenthum gemacht hatte. Von jetzt an stiegen Iliffs Reichthümer mit unglaublicher Schnelligkeit, als er 1876 starb, besaß er auf den fast 6000 Quadratmeilen fassenden Weiden über 40 000 Stück Schlachtvieh, einen Werth von 5 Millionen repräsentirend, und hatte außerdem ein doppelt so großes Vermögen in Minen und Ländereien angelegt. Colorado hat jetzt etwas über 200 000 Einwohner, bei weitem den größten Theil in den Minen beschäftigt. — Der Flächenraum ist 104,500 engl. Quadratmeilen — und während vor 10 Jahren kaum 20 000 Stück Vieh auf Colorados Plains weideten, sind jetzt 855 000 Vieh und 2 002 000 Schafe auf den Steuerbüchern

verzeichnet. Colorado wie alle übrigen westlichen Districte muß, verglichen mit Europa, ein wasserarmes Land genannt werden und ist es daher, so übertrieben es klingt, heute der Fall, daß Colorado mit kaum 4 Seelen auf 10 Quadratmeilen — wir schließen Städte und Minenbevölkerung aus — schon für die Neugründung von Viehranches zu bevölkert ist, indem nach den westlichen Begriffen von Größenverhältnissen schon der Raum mangelt, große Heerden mit genügender Weiderei und Wasser zu versehen. — Weiter westlich oder eigentlich nordwestlich muß jetzt der angehende Viehrancher ziehen, um sein neues Heim zu gründen. Wyoming, Montana und Idaho, deren innere Länderkomplexe die Jagdgründe von halbgezähmten Indianerstämmen, sind jetzt das Ziel von dem abenteuerlustigen Pionier der Civilisation, wie jene mit intensiver Energie vordringende Race genannt wird. — In jenen Ländern, ein jedes so groß oder größer wie Frankreich, harren prächtige Weiden auf den Ansiedler. Bei uns in Europa gibt es viele Leute aber wenig Grund, drüben viel Boden und wenig Leute, in dem einen Fall, vom national-ökonomischen Standpunkt betrachtet, ist Land die Waare, in dem anderen die menschliche Arbeitskraft. Viele von unseren kleinweltlichen Begriffen sind daher im Westen vollständig auf den Kopf gestellt. In jenen Länderstrecken sind dem Erstkommenden Rechte zugestanden, wie in Europa kaum Kaiser und Herr sie ausüben können. Du oder ich, Leser, können heute dort 10 000 Stück Vieh auftreiben, uns die bestgelegensten Punkte am nächsten Strom oder Bach aussuchen und dort unsere Ranchergebäude aufführen, einen großen Wiesencomplex für Heu einzäunen und uns gemächlich als Rancherleute niederlassen, ohne daß wir einen Pfennig für Land, für das im nächsten Wald geschlagene Bauholz, für Wasser und Weiderechte zu zahlen haben oder durch unsere eigenmächtige Besitznahme von den uns für Weideplätze am passendsten erscheinenden Thalgründen, vielleicht hundert Meilen lang, einen einzigen Status der territorialen Regierung verletzen würden.

Da gibt es keine Gerichtsunkosten, keine weitschweifigen Urkunden, keine Grenzen abzugeben, noch Grenzlinien zu setzen. Der nächste Nachbar, wenn ein solcher überhaupt vorhanden, ist 30 oder 40 Meilen weg. Das Vieh weidet auf den Plains, nur im Sommer von den Kuhbuben überwacht, während es im Winter seinem Instinct folgend Schutz in den größeren Gebirgszügen sucht und findet. Jedes einzelne Thier ist mit einer den verschiedenen Ranchearten eigenthümlichen Marken gebrandmarkt und wenn endlich der langersehnte Frühling wieder anbricht, wird dasselbe, zerstreut über die ganze Gegend, öfters dreihundert Meilen von dem Ranche entfernt, aufgesucht und mit wenigen Ausnahmen auch wieder aufgefunden. In großen Partieen wird es dann wieder auf die heimatliche „Range“ oder Weide zurückgetrieben, die jungen Kälber markirt und die vierjährigen Ochsen für den Markt abgesondert.

Da wir von diesen Details noch zu sprechen haben werden, wollen wir lieber jetzt die zwei im Princip verschiedenen Betriebsarten erläutern. Die anfänglich beliebtere, weil am schnellsten zu einem Ziel führend, war zweijährige Ochsen zu kaufen, dieselben zwei Jahre auf den freien Plains weiden zu lassen und dann als Schlachtvieh an den Händler oder direct nach dem großen Central-Viehmarkt Chicago zu verkaufen. Der Gewinn bei diesem Betrieb stellt sich beiläufig wie folgt: Angenommen, daß 2jährige Ochsen an Ort und Stelle gebracht,

40 Mark kosteten und als vierjähriges Schlachtvieh wieder zu 100 Mark verkauft werden konnten, so würden die 60 Mark nach Abzug der Ranche-Unkosten und des Lohnes der bediensteten „Kuhbuben" den reinen Gewinn repräsentiren, wenn von Glück begünstigt keine oder nur geringe Verluste durch schwere Winter herbeigeführt worden sind.

Die zweite Betriebsart ist die eigentliche Viehzüchtung und ist dieselbe, als zu besseren Resultaten führend wie die Aufmästung von Schlachtvieh, in den letzten 6 oder 8 Jahren in schneller und ausgedehnter Weise in Aufschwung gekommen. Nichts erläutert den Standpunkt des Viehzüchters besser als das richtigste Ergebniß der im vorigen Jahre in Amerika in Thätigkeit gewesenen Englischen Königlichen Commission, nämlich einerseits die außerordentlich geringen Kosten des Viehzüchtens, andererseits die enormen Transport-Kosten von Schlachtvieh. Der westliche Viehrancher kann rechnen, daß ihm das selbstgezogene Stück Vieh an Ort und Stelle, bereit für die Schlachtbank, nur 4 höchstens 5 Mark gekostet hat. Glücklicherweise für unsere Europäischen Farmer und Viehzüchter ist dieser ungemeine Vortheil der kostenfreien Weide theilweise durch den Umstand aufgewogen, daß, wo solche Züchtung möglich ist, große Kosten mit dem Transport des Viehes nach den östlichen Märkten und von dort nach Europa verbunden sind. Nach genauen Aufzeichnungen, mit welchen auch die Erfahrungen des Schreibers übereinstimmen, beziffert sich der Transport von den westlichen „Ranches" bis Liverpool oder London zwischen 160—170 Mark per Stück, bringt also den Einstandspreis des amerikanischen Viehs auf den Englischen Märkten in dem es beiläufig um 21 Pfennige per Pfund das Totalgewicht der Ochsen vertheuert, den inländischen Viehpreisen schon sehr viel näher.

Daß diese schwer in die Wagschale fallenden Unkosten jedoch im Laufe der nächsten Jahre eine für europäische Agricultur-Zustände verhängnißvolle Verringerung erfahren werden, scheint unzweifelhaft. Der internationale Handel mit lebendigem Vieh ist nach vorhergeschickten Bemerkungen als noch in seinen Kinderschuhen stehend zu betrachten und braucht nur die nördliche Pacificbahn angebaut zu werden, was bei der Energie der Yankee leicht in zwei bis drei Jahren geschehen kann und dadurch der jetzigen Pacificbahn eine Concurrenz geschaffen zu werden, um die Vieh-Transport-Kosten bis Europa, welche namentlich auf letzterer Bahn sich jetzt ganz unverhältnißmäßig hoch stellen, um wenigstens 25 bis 30 pCt. zu verringern.

Zur Viehzüchtung, wie sie jetzt z. B. in Wyoming, Montana und Idaho betrieben wird, importirt man entweder Texas-, Oregon- oder Utah-(Mormonen-) Kühe, und dazu, um die Race zu verbessern, gut gezüchtete Stiere von den östlichen Staaten. Ich habe für solche Leser, welche sich mit dieser Frage mehr im Detail befassen wollen, am Ende dieses Aufsatzes eine genaue tabellarische Aufzeichnung über bei dieser Betriebsart entstehende Unkosten sowohl, als auch über den daraus erwachsenden Nutzen angefügt, welche zuerst in englischen Fachblättern veröffentlicht, mit größter Sorgfalt und stets nur mit Durchschnittsresultaten ausgearbeitet, als anläßlicher Führer unterbreitet werden kann.

Jetzt, wo großartige Concurrenz den Ertrag der Viehzüchtung auf viel engere Grenzen beschränkt hat, kann man nicht mehr wie früher sein Capital in

zwei bis drei Jahren versechs- und verachtfachen. Es ist aber immerhin noch ein rentables Geschäft, selbst nach den Begriffen der an viel schnellere und größere Nutzbringung gewöhnten Yankees und wird dieses am augenscheinlichsten dadurch bewiesen, daß die Banken in den westlichen Städten wie, z. B. Cheyenne, Denver 2c., Geld an angehende Ranchbesitzer mit einer monatlichen Verzinsung von 2 bis 2½ pCt. ausleihen. Ein Geschäft muß wirklich rentabel sein nach Verzinsung des Einstandscapitals mit 24 bis 30 pCt. per Jahr, noch genügend Nutzen für den Unternehmer übrig zu lassen. Im letzten Jahr, wo der westlichen Viehzüchtung seitens der Presse in den Vereinigten Staaten viel und ganz gerechte Aufmerksamkeit geschenkt wurde, erschienen in mannigfaltigen Publikationen, wovon einige der Hervorragendsten in Amerika genannt werden müssen, Schilderungen der Viehranches in Wyoming und anderen Territorien.

Im Allgemeinen viel Interessantes und Bemerkenswerthes enthaltend, müssen dergleichen Publikationen in Amerika, sobald die pecuniären Vortheile zur Sprache kommen, sammt und sonders als unverläßlich bezeichnet werden. Schreiber derselben, die ihre Berichte gewöhnlich den keineswegs unparteiischen Beschreibungen von interessirten Verkaufslustigen entnehmen, verirren sich vollständig unter den Nullen, die sie ihren Netto-Gewinnst anhängen.

Nach meinen eigenen persönlich eingeholten Erfahrungen und den von nüchternen verläßlichen „ranchers“ bestätigten Ziffern, kann ein Viehzüchter unter jetzt obwaltenden Umständen und Preisen sein Capital in drei Jahren fast verdoppeln, in fünf Jahren verdreifachen und in sieben Jahren, wenn seine „range“ von keinem besonders schweren Winter heimgesucht worden ist, fast sicher vervierfachen und selbst größere Resultate erzielen. Vergleichen wir mit diesen Angaben die Versicherungen, wie sie z. B. mir im letzten Novemberheft der „Harper's Monthly“, der verläßlichsten vielleicht aller amerikanischen Zeitschriften, jetzt vorliegen, so hören wir, daß eine Heerde von 4000 Kühen und 80 englischen Stieren, einen Ankaufspreis von ca. 380 000 Mark repräsentirend, in drei Jahren gerade das Dreifache oder 1 169 000 Mark werth sein werden. Ein Anderer, der als Sachverständiger schreibt, erzählt eine noch unwahrscheinlichere Märe (F. Fossel, Colorado), nämlich daß eine ähnliche Heerde, nur mit billigeren Stieren, einen Einstandspreis von 360 000 Mark repräsentirend, in sieben Jahren mehr als zehnmal so viel, oder 3 655 000 Mark werth sein würde. Gegen diese kraß übertriebenen Aufstellungen, mit welchen überhaupt die amerikanische Presse es nicht strenge nimmt, wenn nur die Uebertreibung auf der rechten Seite ist, d. h. zum Vortheil der Vereinigten Staaten ausfällt, muß man daher vorgesehen sein. Schon viele Auswanderungslustige sind durch derartige unverläßliche Berichte zu Schritten verleitet worden, welche sie später tief zu bereuen hatten.

Um nun auf die Schattenseiten des Viehwuchsgeschäftes zu kommen, denn deren sind dabei nicht wenige, müssen wir vorerst vom Klima sprechen. Wyoming, Montana und Idaho, besonders erstere beiden, sind von der Hauptkette des großen Rocky Mountains-Gebirges durchzogen und sind einige der höchsten Spitzen des nordamerikanischen Continents, z. B. Tremont Peak mit über 14 000′ in erstgenanntem Territorium. Obwohl circa 100 000 Quadrat-Meilen fassend, ist doch fast ganz Wyoming, wenn nicht in unserem Sinne des Wortes ein Gebirgsland,

doch ein Hochplateau, allmälig von Osten nach Westen ansteigend, wo die für Viehweiden geeigneten Striche öfters 8000 Fuß über dem Meeresspiegel sich befinden. — Alle drei Territorien sind im Spätherbst, nachdem die Sommerhitze den Graswuchs gedörrt hat, öde, vegetationslose Steppenlandschaften und erscheint es zu jener Jahreszeit fast unglaublich, daß Vieh überhaupt sich dort ernähren kann.*) Das Klima ist äußerst trocken, ich hatte z. B. bei meinem letzten Besuch vom Juli bis December außer einigen außerordentlich heftigen Gewittern keinen einzigen Regentag zu verzeichnen. Die Luft ist so rein und leicht, wie sie vielleicht nirgend anders in der Welt zu treffen ist und fühlt sich der Reisende, von den heißen Oststaaten oder dem dumpfen feuchten Californien kommend, auf diesen Hochflächen wie neubelebt. Die Sommerhitze ist ganz erträglich, der Herbst das Prächtigste, was man sich denken kann. Die Winter hingegen sind ungemein kalt mit einem steten sehr heftigen Wind, der zur Zeit der Schneestürme, welche gewöhnlich drei Tage ununterbrochen dauern, zum Orkan anwächst. Ohne diesen Wind wären die ganzen riesigen Districte für die Viehzucht gänzlich unbrauchbar, denn der Schnee würde liegen bleiben und dem Vieh das Grasen unmöglich machen; so bläst er den Schnee, welcher von mehlartiger Trockenheit und Feinheit ist, in große Hügel zusammen, füllt Bodenvertiefungen damit aus, läßt aber allen ansteigenden Grund wie gefegt. Das einmalige Ausbleiben dieses Orkans nach einem schweren Schneefall würde die unabsehbaren westlichen Plains mit Millionen von Kadavern bedecken. Die große Kälte ist jedoch bei der Trockenheit der Luft viel erträglicher, als man meinen sollte (ich hatte letzten December sehr oft bei — 30° R. auf den offenen Plains ohne Zelt und nur mit Büffeldecken als Schutz zu campiren), und bezeugt der Umstand, daß Vieh und junge Kälber, auch importirt von dem feuchtwarmen Oregon und dem fast tropischen Texas, hier die Winter trefflich bestehen, die außerordentliche Gesundheit des Klimas. Besonders schneereiche Winter können jedoch große Gefahr für das Vieh mit sich bringen. Anfänglich, wo die ranchers in der Wahl ihres range nicht die gehörige Sorgfalt ausübten, waren die Verluste dann und wann sehr bedeutend. So verlor Iliff, von dem wir früher schon sprachen, im Winter von 1871—72, dem schneereichsten, den man bis heute kennt, sechstausend Stück Vieh und außerdem verausgabte er 100 000 Mark in der systematisch betriebenen Suche für verlorene Thiere, welche man einige Monate darnach 800 Meilen weit vorfand. Seine damals schon sehr bedeutende Heerde war durch einen einzigen achttägigen Schneesturm über zwei Staaten und vier verschiedene Territorien zerstreut. Colorado, wo man in 1868 und den darauf folgenden Jahren die Schafzucht eingeführt hat, hatte ungemein schwere Verluste an diesen Thieren in jenem Winter zu erleiden. Im letzten Schneesturm, der im

*) Es gibt drei verschiedene Gattungen Gräser im Westen. Das circa 15—30 Zoll hoch wuchernde Grammagras, nur in südlichen Strichen, das „Bunch" oder Gruppengras und das Büffelgras. Ersteres ist halb so hoch wie das Grammagras, letzteres ganz niedrig mit fein gekräuselten Blättern und ist dies bei weitem das wichtigste. Von ungemeiner Nahrhaftigkeit, hat es noch die ganz unschätzbare Eigenschaft, daß es weder verfault, wie unser europäisches im Winter, noch vertrocknet. Die Blätter nehmen wohl das Aussehen von Heu im Herbst an, aber die Wurzeln und unteren Theile der Pflanzen bleiben immer frisch und nahrhaft. Es ist dann eigentlich natürlich gedörrtes Heu.

Mai, also außergewöhnlich spät, fiel, erfroren, da die Thiere bereits geschoren waren, in einer einzigen Nacht viele Heerden von je 5—10 000 Stück.

Wasser, Gras und Schutz sind bei der Wahl des „Ranche“ die Hauptaugenmerke. Letzterer, der bei den Schneestürmen von so außerordentlicher Wichtigkeit ist, wird am besten durch die in jenen Landstrichen häufig vorkommenden niedrigen aber äußerst zerrissenen Bergketten geboten. Hier sucht und findet das Vieh hinter Felswänden und in dichten Fichtenwaldungen Schutz vor dem eisigen Wind und sieht man bei dem Herannahen eines winterlichen Sturmes das Vieh zu Tausenden von Punkten 30—50 Meilen entfernt in der Richtung der nächsten „Blaff“ oder Bergkette ziehen. In den letzten acht oder neun Jahren sind in den genannten Territorien keine schweren Verluste zu verzeichnen. Von den anderen Gefahren, welche dem Viehzüchter in den mehr südlich gelegenen Staaten, z. B. westlich Texas, drohen, nämlich Dürre und in Folge Versiegen von Bächen, sowie den in den Oststaaten nicht ganz unbekannten Viehseuchen, kann man in Wyoming und Montana streng genommen nicht sprechen. Daß die Klauenseuche und andere Viehepidemien noch nie westlich am Missouri und Mississippi aufgetreten sind, ist eine Thatsache, die schon zu vielen Theorien Anlaß gegeben hat. Ob es eine Zufallssache ist oder ob diese schwer zu unterschätzende Immunität dem Klima oder den medicinalen Eigenthümlichkeiten des Grases oder Wassers zuzuschreiben ist, darüber ist es bis jetzt unmöglich gewesen Sicheres festzustellen. Jedenfalls scheint es geboten zu sein, Vorsichtsmaßregeln bei der Importirung von europäischen oder ostamerikanischen Zuchtstieren anzuwenden, denn einmal den Mississippi überschritten, würde das pestartige Gespenst der Seuche unter den frei über die unermeßlichen Plains weidenden und ohne jede Aufsicht oder Controle stehenden Millionen Vieh die unglaublichsten Verwüstungen anrichten und eine Begrenzung oder Bekämpfung der Seuche vollständig unmöglich sein.

Indem wir nun auf den Betrieb in praktischer Hinsicht zu sprechen kommen, so müssen wir zuerst den Umstand hervorheben, daß, verschieden von den meisten Beschäftigungen und Erwerbsarten, wo langjährige Einschulung und Lehrzeit nöthig ist, sehr viele der westlichen Ranchleute weder Vorstudien noch praktische Erfahrungen zur Viehzüchtung besitzen. Auf Theorien wird überhaupt im Westen wenig gehalten und eine sechsmonatliche Studienreise unter Ranchleuten mit sorgfältiger Auswahl der Kuhbuben und des „Ober-Maier“, um einen deutschen Begriff zu geben, ist in vielen Fällen genügend, den „Zartfuß“ in einen Ranchman zu verwandeln. Man findet unter westlichen Ranchleuten die verschiedensten Klassen der menschlichen Gesellschaft vertreten. Offiziere, Kaufleute, Advocaten, Eisenbahn-Directoren, Geistliche, Studenten von Englischen und Amerikanischen Universitäten, Italienische Fürsten, Französische Grafen, Deutsche Doctoren, Räuber, Mörder, weiß-, gelb-, roth- und schwarzfarbige Gestalten. Der Ranche eines Bekannten, selbst absolvirter „Undue radicale“ von Oxford, jüngerer Sohn eines alten Englischen Baronen-Geschlechts, hat folgende Nachbarn: ein sehr berüchtigter „Desparado“, der in seinen „schießenden Jahren“ nahe an zwanzig Seelen in ein besseres Leben schoß und sich jetzt ins Stillleben zurückgezogen hat, übrigens ein sehr unterhaltender Genosse am Lagerfeuer ist, immer den besten Whiskey hat. Links der nächste Nachbar, an 15 Meilen entfernt, ein Methodisten-Geistlicher, der einmal

Kartenkünstler war, neben ihm ein heruntergekommener Newyorker Kaufmann, der sein Letztes in eine kleine Heerde Vieh steckte, und einige Meilen weiter ein alter Goldsucher und Trapper, der neben einigem Vieh sich eine kleine Katzencolonie herangezogen hat. Weiter weg ist dann ein Neapolitanischer Graf, der im Jahre 1859 den Pike Peak Goldminen-Schwindel durchgemacht hat, sich mit Stiefel- und Kleiderputzen in den „guten alten Tagen" am Denver, wo das Blankmachen von Goldsucher-Stiefeln einen Dollar (4 Mark) per Paar einbrachte, ein kleines Capital zusammensparte und es jetzt zu einem Vermögen von einigen Hunderttausenden gebracht hat. Gleich meinem Bekannten, der vor ca. 3 Jahren sich nach einer 4monatlichen Jagdreise und persönlicher Einsichtnahme der Rancheverhältnisse, verleiten ließ, sein Vermögen in eine Heerde von einigen Tausenden Oregon-Kühen zu stecken, haben alle jene obenerwähnten, als Beispiele angeführten „Ranchers" gar keine vorhergehende Erfahrungen in der Viehzüchtung gehabt. Während sie jetzt ihr Schlachtvieh 500 Meilen weit treiben und dann 1100 Meilen per Bahn (nach Chicago) transportiren müssen, werden sie, wenn eine in der Nähe ihrer Ranche vorbeiführende projectirte Bahn im Laufe der nächsten Jahre angebaut wird, mit einem Schlage den besten Markt so zu sagen vor der Thüre haben und sich als Millionäre zurückziehen. Dies eine Ansicht vom Bild, eine andere wäre eine Wiederholung des 1871—72 er Winters, welche sie fast zu Bettlern machen würde.

Noch ist zu erwähnen, daß in den letzten zwei oder drei Jahren die Importirung von Oregon- und Utah-Kühen großen Aufschwung genommen hat und jetzt sehr wenig Texas-Vieh nach den nördlichen Territorien zu Züchtungszwecken getrieben wird. Erstgenannte Racen, die Abkömmlinge guter „Amerikanischer Kühe" d. h. in den Oststaaten gezüchteter, sind dem halbwilden, kleinen und grobknochigen Texas-Vieh bei weitem vorzuziehen. Oregon, am Pacific-Ocean nördlich von Californien gelegen, war bis vor einigen zwanzig oder dreißig Jahren ein ganz unbekanntes Land, nur selten von Weißen betreten, und ist der Umstand, daß jetzt nach kaum einer Generation Vieh in Heerden von Hunderttausenden vorhanden ist, sammt und sonders von dem wenigen von den armen Auswanderern mit ungemeinem Mühsal über das nordamerikanische Continent geschleppten Muttervieh abstammend, einer der bezeichnendsten für die unglaublich schnelle Entwicklung von Ländern in den Vereinigten Staaten. Einer der jetzt am häufigsten benützten „trails", über welchen im vorigen Jahre circa 120 000 Oregon-Kühe ostwärts getrieben wurden, ist der alte „Emigrant-road"-Auswanderer-Weg, welcher hauptsächlich von den nach Oregon Auswandernden benutzt wurde und daher auch die Straße war, wo die Vorahnen dieser riesigen Heerden westwärts ihrem neuen Heim zugetrieben wurden!

Der Neubegründer eines Ranches kann auf drei verschiedene Arten das für den Betrieb nöthige Muttervieh sich verschaffen. Er kann entweder schon importirtes Vieh, wenn vorhanden, an Ort und Stelle kaufen, er kann mit einem im großartigsten Maßstabe handelnden „Treiber" Contracte abschließen auf so und so viel tausend Stück Muttervieh von bestimmtem Alter und Race, 75 pro Cent der Kühe mit Kälbern lautend, alles binnen einer gewissen Zeitfrist, gewöhnlich 9—12 Monaten, auf dem Ranche abzuliefern, der Viehtreiber durch ein bedeutendes Poenale, welches sich oft auf 100 000 Mark beläuft, zur richtigen und pünktlichen Erfüllung seiner Verbindlichkeiten gebunden, oder letztlich kann der angehende

Rancher sich selbst nach Oregon, Utha oder Texas begeben, dort sein Vieh kaufen und es im nächsten Sommer selbst seinem fernen Heim in Wyoming oder Montana zutreiben. Von den drei Arten ist die zweite die empfehlenswertheste, denn die erstere ist kostspielig, die dritte für einen nicht im Westen aufgewachsenen „Zartfuß" mit zu großen Beschwerden und Risiko verbunden. „Riding on trail", d. h. auf den Viehsteig reiten, oder in andern Worten Heerden von Texas oder Oregon nach ihrem neuen Heim in den nordwestlichen Territorien treiben, ist ein mit fast unglaublichen Schwierigkeiten und Mühsalen verbundenes Unternehmen. Fünf, sechs auch sieben Monate auf dem Weg über weite wasserarme Wüstenstrecken, über selbst im Hochsommer mit Schnee bedeckte Bergketten und sterile, fürchterlichen Stürmen ausgesetzte Hochflächen, von weiß- und rothhäutigen Dieb- und Mörderbanden umgeben, wochenlang, ohne auf eine menschliche Behausung zu stoßen, könnte man ein ganzes Buch über die Abenteuer und Gefahren, welche dem Viehtreiber auf seinem Berufe auf Schritt und Tritt folgen, schreiben. In den letzten Jahren pflegt man das Vieh in Heerden von nicht mehr als 5000 Stück zu treiben, dabei für je 800 bis 1000 Stück einen „Kuhbuben", meistens Texaner, bis an die Zähne bewaffnet, zu nehmen. Ein schwerer Wagen, die Lebensmittel enthaltend, mit einem Neger-Koch, und eine Anzahl Pferde, 4 bis 8 per Mann rechnend, vollenden die Ausrüstung. Durchschnittlich werden 16 bis 20 englische Meilen (4 bis 5 deutsche) per Tag gereist. Nicht selten geschieht es, daß, wenn der Trieb zu spät im Frühjahr von Texas aufbrach und frühe Herbstschneefälle sie auf den Weg überraschen oder andere Hindernisse eingetreten sind, die ganze Gesellschaft an den nächst besten, mit guter Weide versehenem Orte, überwintern muß und erst im nächsten Jahre volle 12 Monate nach Antritt der Reise ihr Ziel erreicht. Früher, wo die Gefahr von Indianern größer war als jetzt, pflegen die Viehtreiber von Texas sicherheitshalber ihre Heerden in womöglichst großen Partien zu treiben und um nur ein Beispiel von den Gefahren und mancherlei Erlebnissen anzuführen, welche im Anfang der siebziger Jahre auf dem Texas-Colorado-Trail sich ereigneten, diene folgender, damals gar nicht außergewöhnlicher Fall. Von der Partie, die anfänglich aus ca. 30 000 Stück Vieh und nahe an fünfzig Männern bestand, erreichten nach siebenmonatlicher Reise von der Grenze von Mexiko ihr Ziel, ein großer Ranche in Nord-Colorado, nur 8000 Stück Vieh und neun Männer. — Das übrige Vieh sowohl als Leute war alles umgekommen. Ersteres theilweise beim Uebergang eines geschwollenen Flusses im Treibsand, und in Folge eines sehr heftigen Gewitters, welches die Heerde auseinanderjagte, letztere entweder von den Indianern gemetzelt, oder das Opfer von Streiten unter sich, wo nach guter Texas-Sitte stets der Revolver das letzte Wort spricht und besonders in diesem Fall, wo unter der Mannschaft verschiedene feindliche Elemente vertreten waren, viele Opfer forderte. — Ueber das sociale Leben auf westlichen Viehranches könnte ich wohl einen stattlichen Band schreiben, verhältnißmäßig kurz wie doch mein Aufenthalt unter diesen Leuten war.

Dem Europäer kommt zuerst viel fremdartig vor; ich fand mit nur sehr wenigen Ausnahmen, daß die Leute ungemein gastfreundschaftlich gesonnen sind. Oft kam ich spät Nachts kalt und hungrig zu einem entlegenen Ranche angeritten. Die Leute schon längst im tiefen Schlaf, wurden durch meine Fußtritte an die

Thür, die übrigens meistens offen ist, da Schlösser einestheils zwecklos, anderntheils bei den freien Sitten überflüssig sind, aufgeweckt, und durch das schnelle Knacken der Revolverhähne ihre Bereitschaft für Fremde bezeugend, kamen sie auf meinen Ruf, daß ich nur ein einzelner, ein Nachtlager suchender Reisender sei, aus ihrem Büffeldeckenlager, auf dem Boden der Mitte gebreitet, herausgekrochen, machten Feuer an, versorgten mein Pferd, und eine halbe Stunde darnach saßen wir am Feuer, die besten Freunde. Oft blieb ich zwei Tage in einem solchen Ranche und nie nahmen sie die geringste Geldentlohnung an. Nichts ist leichter, als mit den Leuten, die nur zu froh sind, einen Fremden zu sehen und mit ihm sprechen zu können, fortzukommen, nur muß man sie von der richtigen Seite nehmen, sie als in jeder Beziehung ebenbürtig und gleichberechtigt behandeln und keinen Stolz zeigen. Einige von den Wyomingranches, auf die ich zufällig im Laufe meines Jagdzuges stieß, sind wirklich unglaublich entlegen. Bei einem solchen, bewohnt von 2 Männern, beide prächtige Gestalten, hatten dieselben vollständig die Zeitrechnung verloren. Während es der 11. November war, glaubten sie, es sei Mitte October. Der Thürpfosten wurde alsbald zu einem Kerbkalender gemacht, um, wie sie sich ausdrückten, wenigstens den richtigen Tag (Weihnachtstag) zu wissen, wenn die letzten Reste im Whiskey-Fäßchen getrunken werden sollten. Der Eine von ihnen war seit 3 Jahren in keine Ansiedlung gekommen, der Andere war im vorhergehenden Frühjahr um Proviant nach dem nächsten Indianerfort geritten. Bei einem sogenannten „Cowcemso"-Kuhlager, wie man das Lager nennt, wo eine vom Winter überraschte Viehtreiber-Expedition überwintert, waren alle blechernen Schalen durch einen Unglücksfall verloren gegangen und hatten sich die Leute Menschenschädel in Schalen erst zugeschnitten und tranken ihren Thee daraus.

Leider erlaubt mir mein zu Ende gehender Raum nicht, auf die mannigfaltigen anderen Punkte der Viehranch-Industrie zurückzukommen. Zum Schluß muß ich noch mit einigen Worten meine Tabelle erläutern. Da der Zuwachs des Viehes selbstverständlich in späteren Jahren in einem viel größeren Verhältnisse zunimmt, als am Anfang, ist man stets bedacht, in den ersten Jahren wenig oder gar nichts zu verkaufen. Gewöhnlich wird daher während der ersten drei Jahre, wenn der ganze Betrieb auf der von mir in der Tabelle erläuterten Weise geführt wird, kein Stück abgetrieben. Selbstverständlich kann dies nur geschehen, wenn der Eigenthümer genügende Mittel besitzt, die laufenden Unkosten während dieses Zeitraumes zu decken. — Ferner sei noch bemerkt, daß der Verlustsatz von 5 Procent per Jahr der in Wyoming und Montana durchschnittlich angeführte ist. Einige Ausnahmen nehmen ihn geringer, andere höher an. Für außergewöhnlich schwere Winter kann kein Verlustsatz auch nur annähernd bestimmt werden. Es hängt dann sehr viel von besserem oder schlechterem Schutz, ob das Vieh erst kürzlich importirt oder schon länger strenge Winterkälte gewöhnt ist und von verschiedenen anderen Umständen ab. Das Leben der Kuhbuben ist, wie man ersehen wird, mit 35 Dollars oder 140 Mark pro Monat (excl. Wohnung) angesetzt. Für diese Summe kann man jetzt, wo der Lohn sehr bedeutend heruntergegangen ist (früher war im Westen unter 18 Mark pro Tag kein Tagelöhner zu bekommen), gute, verläßliche Leute bekommen.

Ausweis

über die Anlegung eines Capitals von 200 000 ℳ und die nach einem Zeitraum von 3 Jahren erwachsenen Profite.

	ℳ	ℳ	ℳ
2000 gute Oregon-Kühe, 75 pCt. davon mit Kälbern, kosteten im Jahre 1879 auf den ranche geliefert, à 70 ℳ	140 000		
1000 ein Jahr alte Kälber, à 40 ℳ	40 000		
35 gute amerikanische Zuchtstiere, à 200 ℳ	7 000		
Die nöthigen Pferde. 30 Stück à 120 ℳ, Sattelzeug, Märkeisen, Wagen und Kleinigkeiten angenommen zu	9 000		
Erbauungskosten eines großen ranches mit Ställen	4 000	200 000	
Am Ende des 1. Jahres würden die			
1500 Kälber (75 pCt. der 2000 Kühe hatten Kälber) jetzt werth sein, à 40 ℳ	60 000		
1000 jährige Kälber, jetzt 2 jährige, würden 20 ℳ mehr werth sein	20 000	80 000	
Unterhaltungskosten: Nahrung für 4 Männer per Jahr angenommen zu	6 000		
Lohn für 3 Kuhbuben à 140 ℳ per Monat = 1680 ℳ per Jahr	5 040		
Andere Ausgaben, Steuern (unbedeutend) 2c., angenommen . .	2 960		
Verluste, gewöhnlich durch 5 pCt. per Jahr gedeckt	9 400	23 400	
Reingewinn am Ende des 1. Jahres . . .	. . . .	. . . .	56 600
Am Ende des 2. Jahres würden die			
1500 Kälber, jetzt 2 Jahre alt, da im Durchschnitt genommen ca. 750 Stück Stierkälber, die anderen Kuhkälber sind, mehr werth sein: 750 Stück Kuhkälber à 15 ℳ	11 200		
750 Stück Stierkälber à 20 ℳ	15 000		
1000 Jährlinge, jetzt drei Jahre alte Thiere, mehr werth sein à 10 ℳ	10 000		
Von den 2000 Kühen hatten 75 pCt. Kälber im 1. Jahr, jetzt 1500 jährige Kälber, à 40 ℳ	60 000	96 200	
Unkosten: Selbe wie vorgehendes Jahr, vermehrt durch Extraausgaben, Lohn 2c. 4000 ℳ, Verluste vermehrt 2000 ℳ und obige 23 400 ℳ	. . . . . .	29 400	
Reingewinn am Ende des 2. Jahres . . .	. . . .	. . . .	66 800
Am Ende des 3. Jahres würden die			
750 Kuhkälber, jetzt 3 Jahre alte Kühe, mehr werth sein 15 ℳ	11 200		
750 Stierkälber, jetzt 3 Jahre alte Stiere (Ochsen), mehr werth sein 20 ℳ	15 000		
Die 1000 Jährlinge { von welchen 500 Kuhkälber, wovon 375 im 2. Jahr gehabt, jetzt werth à 40 ℳ von welchen 500 Stierkälber keine Vermehrung.	15 000		
Die 2000 Kühe hatten im 2. Jahre Kälber 75 pCt., 1500 Kälber, jetzt werth, à 40 ℳ	60 000		
Die ersten 1500 Kälber, jetzt zwei Jahre alt { 750 Kühe, Werth 55 ℳ	41 200		
{ 750 Ochsen Werth 60 ℳ	45 000		
Die ersten 750 Kuhkälber, jetzt 3 Jahre, hatten Kälber im 2. Jahre (75 pCt.) 560 Stück, à 40 ℳ	22 400	209 800	
Unkosten: Vergrößert durch 6000 ℳ Mehrausgabe und Mehrverluste 4000 ℳ und obige 23 400 ℳ	. . . . . .	33 400	
Reingewinn am Ende des 3. Jahres . . .	. . . .	. . . .	176 400

Literarisches.

Memphis in Leipzig oder G. Ebers und seine „Schwestern". Herausgegeben von **H. Steinhausen.** Frankfurt am Main. Wahlau und Waldschmidt.

Nicht nur die leibliche, sondern auch die geistige Toilette ist der Mode unterworfen, und ihr folgt denn auch der Kunstgeschmack. Es würde fast erstaunlich sein, wenn in einer Zeit, in der die prähistorischen Forschungen eine so große Rolle spielen, die Schätze des Priamus und schildbordige Vikingerschiffe aus der Erde gegraben worden sind, Romane, welche längst erloschene Culturperioden zu schildern unternehmen, nicht vorzugsweise der großen Gunst des Publikums sich zu erfreuen hätten. Das Publikum ist zudem ein Kind: es scheut geistige Anstrengungen, doch nascht es gern, und so greift es begierig nach jenen Romanen, die es in der unterhaltendsten Weise in den Geist, die Sitte und Gebräuche der Vorzeit einzuweihen verheißen. Auf diesen Momenten beruhen die ungeheuren Erfolge von „Salambo". „Ingo und Ingraban", so wie die der egyptischen Romane von G. Ebers. Ob diese culturhistorischen Romane wirklich gewähren, was sie versprechen, ist freilich eine andere Frage. Die Kritik, die ihre Aufgabe ernst nimmt und durch keinen äußeren Erfolg sich blenden, noch durch das Lobposaunen-Gedröhne der literarischen Cliquen sich verwirren läßt, will den culturhistorischen Werth jener Werke nur äußerst gering anschlagen. Als „Uarda" von G. Ebers erschienen war, veröffentlichte der große Egyptologe Brugsch Bey in der „Deutschen Revue" (Octoberheft 1878) nach einer vergilbten Papyrusrolle aus dem viceköniglichen Museum zu Kairo einen wirklichen, zweitausendjährigen egyptischen Roman, den er „Setna" betitelt und dessen Hauptstück das vielbesungene Thema behandelt: Liebe macht blind. Der Vergleich mit den egyptischen Romanen von G. Ebers entscheidet die oben aufgeworfene Frage endgültig, und wenn Steinhausen in der vorliegenden Schrift das alte Memphis in dem heutigen Leipzig wiedererkennt, so hat er vollständig Recht. Es sind unsere deutschen, zeitgenössischen Landsleute als Egypter maskirt, welche Professor Ebers vor uns agiren läßt, und man könnte daher jene Romane wohl zutreffend als Maskeraden-Romane bezeichnen. Aber amüsirt man sich nicht auf einem Maskenballe vortrefflich? Wenn die Masken Geist und Witz genug besitzen, um ihren Charakter durchzuführen, gewiß! Professor Brugsch ist der hier nicht weiter zu discutirenden Ansicht, daß Roman und Geschichte sich vollständig ausschließen wie Phantasie und Realität, und daß Eines nothwendig dem Anderen den Platz räumen müsse. „Nenne Uarda," sagt er, „meinethalben Julia, versetze die Handlung in das vergangene Jahrhundert und auf den klassischen Boden Italiens, es kommt auf Eins heraus, denn des Dichters Phantasie und geistiges Schaffen ist und bleibt unabhängig von der historischen Zuthat. Nicht die egyptischen Gestalten in ihrer Aeußerlichkeit und mit ihrer Umgebung, sondern die geistvollen Schöpfungen aus dem Gefühlsborn des Dichters gefallen dem Leser. Somit appellire bei meinem Urtheil nicht an den Alterthumsforscher, sondern an den für poetische Leistungen empfänglichen Menschen." Aber dieses Zugeständniß, welches der eminente Kenner des egyptischen Alterthums „Uarda" macht, will der Verfasser der vorliegenden Schrift für „die Schwestern" von G. Ebers nicht gelten lassen. Er tadelt, abgesehen von der Taufe mit dem Pleißewasser, welche die Egypter dieses Romans erhalten haben, die Dürftigkeit der Erfindung, den Schwulst des Ausdruckes, die Flüchtigkei des Styls und nicht blos die grammatikalische Incorrectheit in der Sprache der Figuren, sondern, was viel schlimmer ist, die Verstöße gegen die Grammatik, die Professor G. Ebers in seiner eigenen Person sich zu Schulden kommen läßt. Vermögen wir die von Steinhausen erbrachten Beweise leider nicht zu entkräften, so können wir doch nicht die christliche Entrüstung theilen, mit welcher der Verfasser dem Dichter vorwirft, daß König Euergetes und seine Schwester und Schwägerin das alte Testament profaniren. Uns will bedünken, daß, wenn in den „Schwestern" ein kulturhistorisches Kolorit vorhanden ist, es gerade in der Anschauung zu finden sein dürfte, die Kleopatra und ihr Schwager Euergetes von den Schriften des alten Testaments und dem Glauben der Juden hegen. Auch ist wohl nicht zu übersehen, daß die Juden selbst die Schriften des alten Testaments keineswegs als religiösen Codex betrachten. Der Verfasser schießt hier, wo Ebers zudem ganz hinter seinen Figuren zurücktritt, ebenso über das Ziel hinaus, wie mit dem Vorwurfe, daß Ebers die Königin Kleopatra, einer alt egyptischen Sitte gemäß, die Gattin ihres Bruders sein läßt. Im Großen und Ganzen hat das Publikum jedenfalls Ursache, dem Verfasser Dank zu wissen, daß er mit seiner Schrift gegen die Corruption der schönen Literatur durch den Modegeschmack des Tages mannhaft ankämpft. Es ist bereits eine zweite Auflage von „Memphis in Leipzig" erschienen. R. S.

Lord Lucifer. Lustspiel in 5 Aufzügen von **Robert Hamerling.** Hamburg. J. F. Richter.

Hamerling hat die Grundidee zu diesem Lustspiel aus einer Episode des Londoner Aufenthalts der bekannten Malerin Angelika Kaufmann geschöpft. Der berühmte Maler Reynolds, dessen Liebeswerbungen von ihr zurückgewiesen worden, bestimmte aus Rache einen Bediensteten des schwedischen Grafen Horn, sich für seinen Herrn auszugeben, und es gelang diesem, Herz und Hand der Künstlerin zu erobern. Die unglückliche Ehe wurde bald darauf wieder gelöst, und Angelika verließ London, um als Gattin des Malers Zucchi nach Italien zurückzukehren. Es will uns scheinen, als sei dieser von Hamerling durchaus frei behandelte Stoff, dessen Ausführung den Kampf zwischen Pessimismus und Idealismus in geistvollster Weise schildert, für ein Lustspiel am allerwenigsten geeignet, da das gefährliche Experiment, welches Lord Lucifer, ein blasirter, pessimistischer, lebensüberdrüssiger Engländer, mit dem Herzen der idealistischen Künstlerin anstellt, indem er ihr den körperlich schönen Banditen Beppo als Bewerber zuführt, der nur die Absicht hat, die Diamanten der Künstlerin zu stehlen, im Zuschauer jedenfalls weniger heitere als peinliche Gefühle erweckt, die sich hochgradig steigern, als Angelika in der That eine Fülle von Empfindung an den unwürdigen und geistig stumpfen Italiener verschwendet. Wird dieser Stoff für die Bühne gedacht, so läßt er sich nur für die Posse verwenden, oder er heischt gebieterisch einen tragischen Ausgang. Indessen verbietet der Autor selbst die Bühnenaufführung, und so kommt die Kritik in die Lage, von diesem Grundfehler ebenso abzusehen, wie von der willkürlichen Form, in welcher Hamerling ein Naturereigniß zum deus ex machina macht, der den Idealismus am Schlusse den Pessimismus überwinden läßt. Der lebensmüde Lord entladet seine Pistolen, an deren zweckentsprechender Benutzung ihn bisher stets der Zufall behindert, und der Autor eröffnet die Perspective auf eine gesunde, nach der positiven Richtung strebende Entwickelung seines Helden. — Der Hauptreiz der Dichtung liegt im Dialog, in welchem überall die Gegensätze der Weltanschauungen wie flammende Feuerwerkskörper aufeinanderprasseln. Neben diesem Sprühregen von Geist und Witz nehmen sich die matten Oellämpchen, welche die Mehrzahl unserer modernen Lustspieldichter anzustecken pflegt, kümmerlich genug aus. H—r.

Der neue Romanzero. Von **Gerhard von Amyntor.** Hamburg. J. F. Richter.

Wenn es wirklich wahr ist, daß der Titel dieses Buches ein bewußt gewählter Kampftitel ist und zur Vergleichung mit dem Heineschen Romanzero provocirt, dessen ideales Gegenstück er sein soll, so hat der Autor mit der Wahl desselben keinen glücklichen Griff gethan. Er ist Heine an formaler wie an dichterischer Begabung nicht im Entferntesten gewachsen, und wenn er einen hervorragenden Werth auf die Gesinnung legen mag, aus der seine Gedichte geflossen sind, so muß in erster Linie bemerkt werden, daß die Aesthetik wie die Poesie mit dem landläufigen Kanon der Religion, Sitte, Politik nichts zu thun hat, außerdem aber, daß seine Gesinnung keineswegs in fest umrissener Gestalt auf einheitlichem Boden erwachsen ist. Abgesehen von einem stark betonten Monotheismus, der doch auf Originalität keinen Anspruch machen kann, entwickelt sich des Autors Gedankengang in der Regel an der Hand der Opposition gegen landläufige Tagesströmungen, mögen diese nun berechtigt oder unberechtigt sein. Man heftet sich an rein äußerliche Merkmale, wenn man darin „Originalität" sucht. Das schließt nicht aus, daß man ihm in vielen Einzelheiten beistimmen kann. Wenn er zum Beispiel in dem Gedicht: „Vor dem Bildniß einer nackten Schönen" die Manier, in der von den modernen Sensationsmalern das Nackte behandelt wird, aufs Schärfste in ihrer geistigen Oede tadelt, so wird ihm unser Beifall nicht fehlen, wenn er dann aber das Kriterium, ob materialistische, ob idealistische Weltanschauung, im Unsterblichkeitsglauben findet, so wird man ihm entgegenhalten müssen, daß es der echte philosophische Idealismus nur mit dem Diesseits zu thun hat. Man müßte das Buch Seite für Seite durchgehen, um Beifall wie Widerspruch eingehend zu motiviren; wir können hier nur betonen, daß es dem Autor an einer einheitlichen, dichterischen Physiognomie durchaus mangelt das Argument, daß der Lyriker kein Mann der Ueberzeugung, sondern der Stimmung sei, kommt bei dem polemisirenden Poeten natürlich nicht in Betracht — und daß er, abgesehen davon, auch in formaler Beziehung nicht das Recht hat, sich einem Heine gegenüber oder an die Seite zu stellen. Die Schärfe der Pointen, der schneidige Witz, die erbarmungslose Satire und das glänzende Colorit Heines finden wir hier überall in sehr abgeblaßter Form und nicht selten laufen sogar höchst bedenkliche Trivialitäten unter. Zum Beweise vergleiche man die Schlußstrophe des Gedichtes „Germania und Gallia" — übrigens ein gut gemeintes Wort zur Versöhnung, wenn auch die Verwirklichung des in demselben ausgesprochenen Gedankens leider noch in weitester Ferne liegt — dann die Schlußwendung in dem Gedicht „Am Begräbnißtage", und um zu sehen, wie wenig der Autor Heine auf dessen eigenstem Gebiete, dem der allegorischen Satire, gewachsen ist, lese man die Traumbilder von der Milchkuh. Man hört hier Heines Räuspern, aber nichts vom rauschenden Flügelschlage seines Genius. T.

Illustrirte Literaturgeschichte. Von **Otto von Leixner.** Leipzig. Otto Spamer.

Der erste Theil dieses verdienstlichen Werkes liegt mit den Lieferungen 1—14 seit

einiger Zeit abgeschlossen vor. Der Hauptvorzug von Leixners gewissenhafter und sorgfältiger Arbeit liegt einmal in der durchaus volksthümlichen Darstellung, die mit glücklicher Beseitigung des in den meisten Literaturgeschichten üblichen gelehrten und philosophirenden Zopfstyles, der weiteren Kreisen das Verständniß sachlich vortrefflicher Werke wesentlich erschwert, in frischem, lebendigem, überall anregendem Tone zu erzählen weiß, und dann in der geschickten Art, wie er die Schilderung der literarischen Verhältnisse überall aus der breiten Basis des allgemeinen Culturzustandes hervorwachsen läßt. Gegenüber dem möglichen Vorwurf, daß er in der Beurtheilung der einzelnen Werke überall den Standpunkt der Moral mit Hintansetzung des rein Aesthetischen betone, vertheidigt er sich in der Vorrede mit Glück, indem er betont, daß in unserer Zeit, wo die sittlichen Begriffe überaus schwankend geworden sind und alle Grundsätze durch Compromisse beseitigt oder zurückgestellt zu werden pflegen, der ethische Gehalt nicht der Schönheit der Form nachgesetzt werden dürfe. Und er bleibt mit dieser Anschauung im Rechte, denn einmal verwechselt er niemals die Sittlichkeit mit dem, was nur Sitte ist, wie es der Mehrzahl der Moralisirenden zu ergehen pflegt, namentlich wenn sie sich, wie ja vielfach geschieht, auf den Standpunkt eines Dogmas stellen, und zweitens ringt sich überall der Satz, daß das wahrhaft Schöne stets auch das wahrhaft Sittliche ist, und daß im höchsten ethischen Sinne Sittlichkeit und Schönheit sich decken müssen, sieghaft zur Geltung. Da Leixner's Buch in seiner Art fast allein steht — die sonst vorhandenen ähnlichen Werke sind durchweg ohne wissenschaftlichen Werth —, können wir es schon aus letzterem Grunde als ein vortreffliches Erziehungsmittel für weite Kreise der Nation empfehlen, um so mehr, als sich der Autor in der Beurtheilung der literarischen Entwickelung, wie in der Charakteristik der einzelnen Werke und Autoren einer anerkennenswerthen Objectivität befleißigt. Allerdings steht das Urtheil über die Literatur Deutschlands bis Ende des siebzehnten Jahrhunderts — so weit reicht dieser erste Band — in den Hauptzügen fest — einzelne von der landläufigen Auffassung abweichende Anschauungen sind dabei natürlich nicht ausgeschlossen. Es bleibt zu erwarten, wie der Verfasser im zweiten Theile, welcher die moderne Literatur behandelt, seiner Hauptpflicht, der Objectivität, treu bleiben wird. Der ruhige und sachgemäße Ton seiner Darstellung verspricht in dieser Beziehung das Beste. Unter den zahlreichen, gut ausgeführten Illustrationen sind namentlich die Facsimiles aus Handschriften, alten Drucken und illustrirten Ausgaben von instructivem Werth. Die typographische Ausstattung des Werkes verdient auszeichnende Erwähnung. T.

Unser Jahrhundert. Ein Gesammtbild der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Neuzeit. Von **Otto von Leixner.** Mit zahlreichen Illustrationen. Stuttgart, J. Engelhorn.

Der Verfasser stellt sich die gewiß nicht zu unterschätzende, Aufgabe die wichtigsten Begebenheiten auf den verschiedensten Gebieten menschlichen Wissens und Schaffens im Zusammenhange darzustellen und zwar in einer populären, auch dem einfacher gebildeten Menschen verständlichen Form, so daß ihm eine Uebersicht gewährt und ein leitender Faden an die Hand gegeben wird, welcher ihn durch das Gewirre der Erscheinungen führt. Als seine Hauptaufgabe betrachtet der Verfasser, nach seiner eigenen Angabe, die Bekämpfung jenes nüchternen Materialismus, welchem die Ehrfurcht vor allen künstlerischen wie sittlichen Idealen mangelt, welcher in seinen letzten Folgerungen nur zum haßerfüllten Kampfe Aller gegen Alle führen und die gesammten Errungenschaften der Geschichte unter wüsten Trümmern begraben müßte, sowie auch die Bekämpfung jenes Pessimismus, welcher in den Kreisen der Gebildeten sich als Krebsschaden tief eingefressen, ja sogar theilweise der Jugend sich schon bemächtigt hat und jene lebendige Thatkraft, das starke Pflichtgefühl, den freudigen Opfermuth untergräbt, welche allein im Stande sind, ein Volk siegreich aus dem Kampfe hervorgehen zu lassen, wenn der unerbittliche Geist der Geschichte ihm schwere Aufgaben auf die Schultern ladet. An die Darstellung der politischen Verhältnisse der einzelnen Zeiträume sollen sich in besonderen Abschnitten die Veränderungen und Fortschritte auf den Gebieten der Literatur, der bildenden Künste, der Wissenschaften, der Erfindungen, Entdeckungen, des Preßwesens, des Weltverkehrs u. s. w. anschließen mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands. Was die Bekämpfung der dem sittlichen Bewußtsein entgegenstehenden Erscheinungen der geschichtlichen Zeitströmung betrifft, so beweisen schon die uns vorliegenden ersten drei Bändchen, wie ernst der Verfasser es mit dieser ethischen Aufgabe nimmt, während andererseits an die Lösung derselben eine Wärme der Auffassung und eine Hingebung gesetzt ist, welche dem ganzen Styl der Darstellung einen edlen Schwung verleiht. Allerdings ist die Gesammtaufgabe, welche der culturgeschichtliche Mikrokosmos unseres Jahrhunderts seinem Chronisten stellt, sehr groß und sehr schwer. Wie die Lösung dieses Gesammtproblems, das dem Verfasser von „Unser Jahrhundert" obliegt, ausfallen wird, steht dahin, allein wir dürfen uns der Annahme hingeben, daß der auf verschiedenen Gebieten der Geschichte und Aesthetik bewährte Name des Autors wenigstens für den Ernst der Arbeit und für die Gediegenheit des Strebens Bürgschaft leistet. Schon in den ersten Lieferungen beweisen die Illustrationen in ihrer Auswahl besonders künstlerischen Geschmack. Auch die Herstellung derselben wie die ganze Ausstattung des Werkes sichert

dem Unternehmen eine bevorzugte Stelle in unserer illustrirten Literatur.

Gedichte von Robert Weber. Fünfte unveränderte Auflage. Erster Theil. Basel 1881. Robert Weber's Selbstverlag.

Wie es möglich ist, daß diese „Gedichte“ überhaupt gedruckt werden konnten, darüber giebt die Bezeichnung „Selbstverlag“ Auskunft. Dem Publikum aber eine fünfte Auflage glaublich machen zu wollen, ist eine starke Zumuthung, denn der Inhalt des Buches ist geradezu gesagt Blödsinn in denkbar schlechteste Reime gebracht. Das Buch kann als Erklärung für den Widerwillen dienen, mit welchem das Publikum Gedichte in die Hand zu nehmen pflegt.

Das Wesen der Senta in R. Wagner's Dichtung der fliegende Holländer. Von **Edmund von Hagen.** Hannover, Carl Schüßler 1880.

Diese Schrift reiht sich den früheren Publikationen des Verfassers über Wagner's Dichtungen würdig an. Sie ist eben so unverständlich und überflüssig wie diese.

Kiejstut. Trauerspiel in fünf Acten von **Adam Asnyk.** Uebersetzt von **M. von Raden.** Posen. Josef Solowicz.

Der noch junge, im Jahre 1838 geborene Dichter Adam Asnyk, gilt bei seinen polnischen Landsleuten für einen ihrer bedeutendsten Dramatiker, und verdient diese lobende Schätzung, soweit außerordentlich durchgebildete Technik, dramatische Energie der Scenenführung und des Ausdrucks, und eine blüthenreiche, poetische Sprache in Betracht kommen. Auch an der Fähigkeit zu Charakterzeichnung und Seelenmalerei fehlt es ihm keineswegs, nur hat er diese, wenigstens im vorliegenden Drama, so sehr in den Dienst des polnisch nationalen Gedankens im Gegensatze zum Deutschthum gestellt, daß dem deuschen Leser eine unbefangene Würdigung seiner dichterischen Leistung ungebührlich erschwert wird. Als Beweis, wie sehr ein allzu engherziges Beschränken auf den nationalen Standpunkt eine Literatur zu isoliren vermag, ist dieses Drama auch von anderem, als ästhetischem Werthe; wir erkennen unschwer den Grund, weshalb die gehaltvolle, umfassende und schöne polnische Literatur, die in den großen allgemeinen Zügen stets mit den modernen Ideen, welche den Gehalt unserer Cultur ausmachen, vorwärts geschritten ist, es zu weiterer Geltung und Anerkennung über die Grenzen ihres Vaterlandes hinaus bisher nicht hat bringen können. Niemand, der selbst patriotischen Sinn gepflegt wissen will, wird und darf der polnischen Literatur daraus einen Vorwurf machen, um so weniger, als die eigenthümlichen politischen Verhältnisse des Landes sie in diese Bahnen gedrängt haben, aber bedauernswerth bleibt die Thatsache, weil deshalb ein großer Schatz edelster poetischer Juwelen ungehoben, ungekannt liegen bleiben mußte. In Asnyk's Stück dreht sich die dramatische Handlung um die Kämpfe Kiejstut's, des Großfürsten von Litthauen, mit seinem Neffen Jagiello von Polen, die vom deutschen Orden geschürt werden, damit am Ende beide Gegner ihm zu wohlfeiler Beute fallen. Den dramatischen Angelpunkt der Handlung soll nun nach des Dichters Absicht die Gestalt Konrads von Wallenrod, des nachmaligen Hochmeisters bilden, den er nach der litthauischen Tradition als Sohn Kiejstut's hinstellt, und in der Absicht in den Orden treten läßt, durch Vernichtung desselben Rache für sein Vaterland zu nehmen. Leider bleibt dieser Held durchaus passiv und entbehrt so der dramatischen Actionsfähigkeit; wir sind darauf angewiesen, künftige Thaten von ihm zu eskomptiren, und müssen zusehen, wie er als willenloses Werkzeug von den anderen Factoren der dramatischen Handlung hin- und hergeschoben wird. Das ist ein entschiedener Fehler, der bei der Ausführung trotz der sonstigen Vorzüge des Dramas gefährlich werden muß. An eine solche ist natürlich in Deutschland aus Gründen des nationalen Tactgefühls schwerlich zu denken; es hieße das, einem deutschen Publikum eine Objectivität des Urtheils und Empfindens zuzumuthen, die es so hochgradig schwerlich besitzt, obgleich es seinen nationalen Sympathien wie Antipathien Zügel anzulegen weiß, wie es sich zum Beispiel bei der überwiegend sachlichen Beurtheilung des Matejko'schen Gemäldes, die Schlacht bei Tannenburg, in erfreulicher Weise kund gab. T.

Dichtungen von Johann Arany. Aus dem Ungarischen übertragen von **Andor von Sponer.** Leipzig. Otto Wigand.

Von dem neben Petöfi bedeutendsten Volksdichter der modernen ungarischen Literatur hat es eine brauchbare deutsche Uebersetzung bisher nicht gegeben. Sponer bringt eine Reihe seiner kleineren lyrisch-epischen und rein lyrischen Dichtungen. Die Uebersetzung ist meist flüssig, und daß sie sich nirgends wie ein Original liest, daß man überall den Zwang merkt, unter welchem der Uebersetzer gestanden hat, ist bei der großen Verschiedenheit der beiden Idiome wohl zu entschuldigen, um so mehr, als Sponer nicht auf den Vorarbeiten fußen konnte. Die Kertbeny'schen Uebersetzungen zeichneten sich beispielsweise durch ein unmögliches Deutsch aus. Im Ganzen läßt sich anerkennen, daß Sponer seiner Aufgabe nach Kräften gerecht geworden ist, und daß wir von ihm ein treues Abbild des genialen Dichters erhalten, der durch Energie der Darstellungsweise und lyrischen Schwung der Form, sowie durch echt volksthümlichen Ton zu den ersten seiner Nation zählt. Ein kurzer Anhang erleichtert das Verständniß einiger Gedichte, die Stoffe aus der ungarischen Sage und Geschichte behandeln.

H—r.

Praktische Insectenkunde. Von **Prof. Dr. E. L. Taschenberg.** Verlag von M. Heinsius in Bremen. 1879/80.

In Uebereinstimmung mit dem Bildungsstreben in unserer Gegenwart überhaupt, hat namentlich die Popularisirung der Naturkunde in den letzten Jahrzehnten einen absonderlichen Weg beschritten. Wenn es noch zu Roßmäßler's Zeit gleichsam einer Entschuldigung für den Gelehrten bedurfte, welcher eine volksthümliche Darstellung geben wollte; wenn dann die hervorragendsten Wissenschafter darin wetteiferten, für Jedermann verständliche Abhandlungen zu schreiben; wenn man darauf auch bald der Form die gebührende Aufmerksamkeit zuwandte, so daß man es gegenwärtig nicht mehr verschmäht, selbst einen trockenen Stoff, der große Schwierigkeiten birgt, im künstlerisch gerundeten und zugleich geistvollen Essay zu behandeln — so liegt der Grundzug, welcher neuerdings in den tüchtigsten Leistungen auf dem Gebiet der populären Naturdarstellung sich geltend macht, in dem Streben, in jeder derartigen Mittheilung soviel als irgend möglich auch praktisch-nützlich zu wirken. Diesen Hinweis glaubte ich gerade dem vorliegenden umfangreichen Werke Taschenbergs gegenüber mir gestatten zu müssen, denn derselbe dürfte zur rechten Beurtheilung seiner Schriften nothwendig sein. In dem Grade, wie kaum ein anderer, zeigt dieser Autor jene zeitgemäßen Wandelungen in seinen Werken. Als Gelehrter hat er in einer Anzahl von Monographieen, z. B. „Die Hymenopteren Deutschlands", sich mehr oder minder selbständig auf den Boden der Forschung gestellt, dann aber in einem stark poetisch angehauchten Werke „Was da kriecht und fliegt" gemeinfaßliche Schilderungen gegeben. Als das erste Buch sodann, welches die praktische Seite vorzugsweise hervorkehrte, erschien die vom Preußischen Landesökonomie-Collegium preisgekrönte Schrift „Die der Landwirthschaft schädlichen Insecten und Würmer". In durchaus allverständlicher und zugleich gewandter Behandlung, nicht minder aber in voller wissenschaftlicher Beherrschung des Stoffs, tritt er uns nun in dem vorliegenden Werke entgegen. Dasselbe gliedert sich in Folgendem:

I. Einführung in die Insectenkunde. Mit 46 Holzschnitten, 3,80 *M.*;

II. Die Käfer und Hautflügler. Mit 98 Holzschnitten, 6,20 *M.*;

III. Die Schmetterlinge. Mit 83 Holzschnitten, 5 *M.*;

IV. Die Zweiflügler, Netzflügler und Kaukerfe. Mit 56 Holzschnitten, 4 *M.*;

V. Die Schnabelkerfe, flügellosen Parasiten und als Anhang einiges Ungeziefer, welches nicht zu den Insecten gehört. Mit 43 Holzschnitten, 4 *M.*

Der Preis des ganzen Werkes (92 Bogen mit 326 Abbildungen, beträgt gebunden 26 *M.*

Schon aus dieser Inhaltsübersicht kann man ersehen, daß wir hier nicht, wie in den erwähnten Bildern aus dem Insectenleben, eine bloße Sammlung von bunt zusammengewürfelten Einzeldarstellungen in schöner Form vor uns haben und ebensowenig nur Monographieen einzelner Familien oder die Behandlung je einer bestimmten, der Landwirthschaft, Forstwirthschaft, dem Gartenbau u. s. w. schädlichen Gemeinschaft, sondern daß dies Werk das gesammte Gebiet dieser winzigen, doch für des Menschen Wohl und Wehe so bedeutungsvollen Thierklasse umfaßt — aber mit einer Einschränkung, welche eben in den Eingangs geschilderten Verhältnissen begründet ist. Es soll nämlich nur eine „Naturgeschichte aller derjenigen Insecten, mit welchen wir in Deutschland nach den bisherigen Erfahrungen in nähere Berührung kommen können" sein und ein weiterer Nebentitel sagt „nebst Angabe der Bekämpfungsmittel gegen die schädlichen unter ihnen". Diese Gesammtbehandlung, welche für jeden Anderen wahrlich als eine Riesenarbeit hätte gelten müssen, konnte für Taschenberg verhältnißmäßig leicht sein, weil er fast das ganze Material bereits im Einzelnen behandelt hat und daher offenbar so beherrscht, daß ihm die Durcharbeitung und der einheitliche Aufbau nicht schwer wurde. Außer der Ergänzung durch die Ergebnisse der nimmer ruhenden Forschung sah er nur die allerdings nicht leichte Aufgabe vor sich, den gesammten Stoff harmonisch aneinander zu reihen, gewissermaßen in eine Form zu gießen und namentlich entsprechend zu kürzen. Letzteres ist bei einem derartigen Werke freilich die schwierigste Aufgabe und trotz aller umfangreichen Erfahrung, trotz größter Gewissenhaftigkeit läßt es sich dabei allerdings nicht vermeiden, daß dies oder das, was immerhin wesentlich ist, übergangen wird. So, um nur einen Fall anzuführen, sagt Taschenberg bei der Augustfliege (Uferas oder Aust, Palinginia horaria, *L.*), daß sie Abends mit Fackeln gefangen werde, doch meint er, nur zum Köder oder zur Fütterung für die Fische; daß sie aber von Böhmen aus centnerweise als Vogelfutter in den Handel gebracht wird, weiß er nicht. Abgesehen von solchen einzelnen Kleinigkeiten, ist die „Praktische Insectenkunde" entschieden ein gediegenes Buch, welches uneingeschränktes Lob verdient. Bei einer neuen Auflage, die sicherlich nicht lange warten lassen wird, dürfte hier und da eine Erweiterung erwünscht sein, auch wenn der Preis dadurch etwas erhöht würde, denn bei einem solchen umfassenden Hand- und Lehrbuch, welches in einzelnen selbständigen Bänden abgegeben wird, kann es auf zehn Mark mehr wirklich nicht ankommen. Die Ausstattung verdient immerhin Anerkennung, obwohl einige Holzschnitte mehr und besser nicht schaden würden. Schließlich aber sei das Werk, namentlich für die Schüler- und Lehrer- sowie für alle landwirthschaftlichen Bibliotheken, besonders empfohlen und zwar noch mit dem Hinweise, daß der Verfasser sich in der That auch redlich bemüht hat, bei allen schädlichen Insecten die Gegen-

mittel anzugeben, indem er die bisher bekannten Verfahren, sie zu vertilgen oder doch zu verbreiten, sachgemäß bespricht.

Dr. Karl Ruß.

A. F. Butsch. Die Bücherornamentik der Hoch- und Spätrenaissance. II. Theil. Bücherornamentik der Renaissance. 1. Lief. Verlag von G. Hirth. Leipzig u. München 1880.

Mit anerkennenswerth künstlerischem Geschicke ausgestattet, liegt die erste Lieferung von dem zweiten Theile dieses Butsch'schen Werkes zur Beurtheilung vor. Dieselbe besteht aus 16 Bogenseiten geschichtlicher Darstellung mit 26 Tafeln und wird in ersteren die Entwicklung der Bücherornamentik in Frankreich im Allgemeinen und darauf in Paris und Lyon im besonderen besprochen. Die Tafeln sind ganz vortreffliche Nachbildungen der alten Vorbilder. Die eingehende Besprechung wird bis nach dem Erscheinen der letzten Lieferung vorbehalten.

Dr. Konrad Duden. Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Nach den neuen preußischen und bayerischen Regeln. Leipzig, 1880. Bibliogr. Institut.

Das vorliegende Wörterbuch ist bestimmt eine Ergänzung zu der kürzlich im Auftrage des preußischen Ministeriums der geistlichen ꝛc. Angelegenheiten herausgegebenen kleinen Schrift: „Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung" zu geben. Während diese letztere nämlich nur zum Gebrauch für Schüler bestimmt ist und in dem angehängten Wörterverzeichniß nur die gewöhnlichen im Schulgebrauch vorkommenden Wörter enthält, hat dies Duden'sche Wörterbuch den Zweck, für Lehrer, sowie für Correctoren und Schriftsetzer die beim Schreiben, Corrigiren und Schriftsetzen zu Tage tretenden Schwierigkeiten durch einfaches Nachschlagen darin schnell und bequem zu beseitigen, und in dieser Beziehung erfüllt dies neue Wörterbuch als ein alle zweifelhaften Wörter enthaltendes Nachschlagebuch allerdings ein Bedürfniß, namentlich dann zur vollen Anerkennung gelangen muß, sobald die allgemeine Einführung der neuen Rechtschreibung erst für ganz Deutschland durchgesetzt sein wird. Werke wie das vorliegende sind eigentlich ziemlich undankbarer Natur, weil sie die unsägliche Mühe kaum herauserkennen lassen, die sich der Verfasser dabei genommen hat, zumal er die Abwandlungen und Veränderungen der einzelnen Wörter im Genitiv, Plural und bei den Zeitwörtern auch noch in den verschiedenen Flexionen mit peinlicher Gewissenhaftigkeit überall hinzugefügt hat. Und man muß es kennen, wie mühsam und zeitraubend die Zusammenstellung eines Wörterbuches thatsächlich ist. Ob nun aber das vorliegende Wörterbuch wirklich ein „vollständiges" ist und also auf unbedingte Vollständigkeit Anspruch machen kann? Das möchte man unwillkürlich geneigt sein zu bezweifeln, wenn man dasselbe in voll 186 dreispaltigen Seiten zusammen gefaßt findet. Zur Ehre des Verfassers möge aber am Schlusse das offene Bekenntniß seine Stelle finden, daß trotz längeren Vergleichens sich kein Wort ergeben hat, welches nicht darin aufgeführt worden wäre.

—e.

Druckfehlerberichtigung.

In den Artikel von Minghetti haben sich einige Druckfehler eingeschlichen, die wir wie folgt zu berichtigen bitten: Heft 9: S. 332 Z. 5 statt Bertuni lies Bertucci; S. 333 Z. 13 statt 1495 lies 1499; S. 333 Z. 37 statt Florenz lies Ferrara; S. 334 Anm. 1 statt Herkules lies Caesar; S. 334 Z. 19 statt 1510 lies 1514; S. 334 Z. 19 statt des folgenden Jahres lies des Jahres 1511; S. 334 Z. 29 und Anm. 2 statt Pierdani lies Giordani; S. 336 Anm. statt Baldora lies Caldara; S. 337 Z. 7 statt David lies Paris; S. 338 Z. 2 statt 1525 lies 1527; S. 338 Z. 7 statt Leo VI. lies Leo IV.; S. 338 Z. 31 statt Alfonso da Feltre lies Morto da Feltre; S. 341 Z. 14 statt Marcilio Ticino lies Marcilio Ficino; S. 341 Anm. statt Lorzi lies Zorzi; S. 344 Anm. 2 statt Mario Tanuto lies Marin Sanuto; Heft 10: S. 53 Z. 5 statt Dülaure lies Delaune; S. 53 Anm. statt Matrosia Jeltino Dittrice lies Malvasio Felsina Pittrice.

Verlag von **Otto Janke** in Berlin. Druck der Norddeutschen Buchdruckerei.
Verantwortlicher Redacteur: **Dr. G. Janke** in Berlin.

Druck der Norddeutschen Buchdruckerei, Berlin, Wilhelmstraße 32.